

L70000

1918-1919

22/IX-24/IX

Stimmungs-bilder

14

Das alte Notizbuch.

Kleine Ausgaben einst und jetzt.
Von Ludwig Dirschfeld.

Zu alten Läden und Fächern zu kramen, das war nie eine so interessante und lehrreiche Beschäftigung wie jetzt. Man entdeckt da die merkwürdigsten und wertvollsten Dinge: ausrangierte Lackschuhe, gerunzelt wie eine Denkerstirne, deren sich damals kein Trödler erbarmen wollte, und die nun wieder zu hohen Korjochren gelangen; unmöglich bunte und gemusterte Krawatten, in einem geistesumnachteten Moment gekauft, die man damals nicht einmal angezogen hätte, um eine Korrespondenzkarte einzuzwerfen, jetzt sind es herrliche und aparte Stücke, mit denen man in jedem Kriegsgewinnerfalon tiefen Eindruck machen kann. Aber es gibt noch bessere alte Dinge, die zwar äußerlich keinen gestiegenen Marktwert haben, in denen jedoch das unwiederbringlich verlorene Leben von gestern wohlverwahrt und eingeschlossen ist wie ein kostbarer Duft in einer Kapsel. Nun öffnet man die Kapsel nach langer Zeit, und das ganze Zimmer ist sofort erfüllt vom milden, süßen Duft des gestrigen Lebens. Eigentlich handelt sich um gar keine Kapsel, sondern um ein kleines Notizbuch aus dem Jahre 1911. Es ist ein schwarzgrün eingebundenes Heft, das die Schulbuben Vokabelheft nennen und früher um fünf Kreuzer gekauft haben. Mir hat es zu einem doppelten Zweck gedient. Auf der einen Seite trug ich allerlei Aphorismen und Gedankenplitter ein, wie das schon manchmal vorkommt: wenn man keine Gedanken hat, dann splittert man sie. Es waren ungemein tief sinnige Bemerkungen eines behaglich verbitterten Frauenkenners. „Kein Mensch vermag nach zwei Richtungen auf einmal zu blicken, nur eine Frau kokettiert mit zwei Männern zugleich.“ — „Die Frauen sind ja Kästle, aber meistens von der Art, wie man sie in den Witzblättern findet, wo die Antwort verkehrt gedruckt darunter steht. Auch um das Frauenrätsel zu lösen, genügt es, den Kopf zu verdrehen. . .“ Viel interessanter und gehaltvoller ist aber die andere Seite des alten Notizbuches. Hier ist praktische Frauenkenntnis zahlenmäßig notiert, oder mit anderen Worten: es ist ein Verzeichnis der täglichen kleinen Ausgaben. Man hat früher ab und zu solche plötzliche Gewissenhaftigkeits- und Genauigkeitsanfalle gehabt und gewöhnlich zu Neujahr das Bedürfnis empfunden, ein neues Leben zu beginnen und jeden Kreuzer aufzuschreiben. Nach vierzehn Tagen hat man die Sache immer wieder aufgegeben, weil das Leben dadurch nicht leichter wurde. Aber jetzt zeigt sich erst der Wert dieser angefangenen Ausgabenbücher. Schon lange habe ich nichts mit so viel Interesse, Staunen, Neid und Mißgunst gelesen wie diesen kleinen Ausschnitt aus dem Jahre 1911. Kopfschüttelnd fragte ich mich: das war ich einmal und so habe ich damals wirklich gelebt? Und wie mein eigener Enkel bin ich vor dem alten Notizbuch gesessen.

So viel war mir sofort beim ersten Durchblättern klar: ich scheine damals ungemein flott und leichtsinnig gewirtschaftet zu haben, und zwar, soweit sich das aus dem diskreten Notizbuch noch feststellen läßt, in Gesellschaft einer kleinen Freundin, die ihre Jugend in vollen Zügen genießen wollte: also nicht in Straßenbahn- und Stadtbahnzügen, sondern im Autotari. Dieser Ausgabenbogen kehrt jeden zweiten Tag wieder: Auto 1.80, Auto 2.30, Auto 1.60, Beträge, mit denen heute ein Tramwayhabitué nicht sein Auslangen findet. Diese Autopassion kommt mir wie ein Märchen vor, und heute sieht man mir's nicht mehr an, daß ich einmal so viel Benzin verbraucht habe. Jetzt habe ich nicht das kleinste Gläschen Benzin im Hause. Was sage ich Benzin:

Die gemeinname Ladung der Kisten...
Die gemeinname Ladung der Kisten...
Die gemeinname Ladung der Kisten...

...und was ich...
...und was ich...
...und was ich...

Vergangenheit. Anno 1911 scheine ich wirklich ein nobler, eleganter Mensch gewesen zu sein, und so weit möchte ich es gern wieder bringen.

Um aber die ganze Wehmut voll auszukosten, habe ich dann noch das Ausgabenbuch von 1918 daneben gelegt. Seit dem 1. Januar trage ich darin mit selbstquälerischem Ehrgeiz jede Kleinigkeit, jeden Heller ein, oder richtiger jeden Zwanzigkronenschein. Und wenn ich nun von dem einen Notizbuch zu dem anderen blicke, scheint es mir unsäglich, daß ein Mensch und seine Lebensführung sich im Laufe von sieben Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Von Zylindern, Dienstmännern, Redouten und Autos ist in dem Notizbuch von 1918 kein Wort enthalten, aber um so mehr vom Allernotwendigsten und Gewöhnlichsten, vom Kampf mit den großwahnsinnig gewordenen Kleinigkeiten. Alles, was wir seit Jahresbeginn an Mindest-, Nicht- und Höchstpreisverordnungen, Abbauversuchen, Zerstörungen, Mißgriffen und Verjämmerissen durchgemacht haben, das spiegelt sich ganz deutlich in dem kleinen Notizbuch. Diese bescheidenen privaten Aufzeichnungen werden plötzlich zu einem lehrreichen Wirtschaftsdokument, zu einem Sammelwerk unserer Steigerungen und Tenerungen, die man eigentlich in übersichtlichen Kurven darstellen müßte. Beispielsweise die Butterkurve: sie beginnt bei 35 Kronen, 55, 70, 80 Kronen. Man beachte den Sprung um 20 Kronen: das war damals, als die Grünfütterung und die reichlichere Milchproduktion begann. Oder die Nachtmahlkurve: 14, 19, 27, 41 — es sind direkt Fiebertemperaturen der Tenerung. Auf diese Art ließen sich noch alle möglichen Kurven aufzeichnen: Obst-, Salami-, Handschuh- und Krawattenkurven, eine graphische Darstellung der Kriegswirtschaft, in der sich nur ein Geometer oder ein Kriegsgewinner zurechtfindet. Und dabei habe ich noch nie so sparsam, zurückgezogen und schäbig gelebt, noch nie so einsichtig und ledig. Wer kann sich denn heut-zutage noch ein Nachtmahl zu Zweit erlauben. Nicht nur die Mayonnaisen und die Oberkellner, auch die Mädchen haben sich zu unserem Nachteil verändert. Früher, in den billigen Zeiten, da waren sie alle so bescheiden und genügsam, wollten nicht in die Speisekarte blicken, und zirpten: „Nein, ich danke, was Sie wollen, es ist mir ganz egal. Ich esse abends nie viel, höchstens einen Bissen.“ Jetzt zirpen sie nicht und danken nicht, sie schauen auch nicht weg, sondern vertiefen sich in die Speisekarte wie in den Börsenbericht, bestellen selber, erkundigen sich bei der Vorspeise, ob es Mehlspeise gibt, und essen mit einem Eifer, als ob sie beweisen wollten, daß das moderne Weib die vollwertige Nachtmahlgefährtin des Mannes ist. Und wenn sie endlich satt sind, sagen sie: „Heute habe ich einen wundervollen Fuchs gesehen, echtfarbig und so billig, 1100 Kronen — in drei Monaten wird er das Doppelte kosten.“ Und nach einer Weile wird bereits der bewilligte echtfarbige Fuchs mit einem Liter Wein zu 16 Kronen begossen. Dagegen ist gar nichts zu machen: Am nachtmahlen zu gehen, muß man einen Fuchs haben, und wenn man einen Fuchs hat, muß man nachtmahlen gehen. Und nach jedem solchen Abend ist es mir klar, daß ich eigentlich hätte Diplomat werden sollen, denn meine Tätigkeit ist jetzt eine rein diplomatische: fortwährend Roten wechseln und zum Schluß draufzahlen. . . .

Nein, es hat gar keinen Zweck, ein Ausgabenbuch zu führen, weder für heute noch für später. Denn wenn einmal mein Enkel, der mir wegen seiner Ueberlegenheit schon jetzt sehr unsympathisch ist, das alte Notizbuch von 1918 in die Hand bekommt, dann wird er staunen, den Kopf schütteln und sich vielleicht über seinen Großvater noch sittlich entrüsten. „Gut, es war Krieg,“ wird er sich denken, „es war

Schweinchen, Gans und Biege.**Sbylle aus dem Rathausviertel.**

Man betritt ein Haus der Landesgerichts- oder der Rathausstraße, also einen jener modernen Binspaläste, die das Wesen dieser vornehmen Gegend sind. Da man weder Stock noch Zimmernummer der Wohnung kennt, die man sucht, klopf man beim Hausbesorger an, der im Bereiche dieser teureren Mieten selbstverständlich ein „Portier“ ist. „Bitte vielmals, wo wohnt der Doktor . . .?“ Und während sich beflissen aus dem Innern des Raumes eine Frauengestalt nähert, hört man eigentümlich vergnügt quiekende Laute und fühlt, wie ein Tierchen sich an der Tür vorbei ins Vorhaus drängt. „Ist das nicht . . .?“ man fragt es völlig betroffen. Die Wächlerin des Hauses lacht: „Ja, gnä Frau, das is schon ei Schweindl. Zwei Monat haben wir's. Früher hab' ich mir immer an Hund g'halten, aber bei den schweren Zeiten! Ein Hund frisst doch nurr, und vom Schweindl wer'n wir später leben . . .“

Zutraulich, wie Leute aus dem Volke selbst jetzt noch sein können, berichtet sie dann, daß ihr Bruder, ein Landfleischhauer, ihr das Tier verschafft hat. Den „Trant“ liefern die Parteien des Hauses in Klüden abfallen und tun es gern, jetzt, da man doch bei jedem ein „Mug“ zudrücken muß, denn wenn unfernein hoshast wär . . . zuschulden kommen laßt sich heutzutage ein jeder was, bei die Kohlen, dann die Lebensmitteln, das Bicht — und da helfen dann die Herrschaften mir wieder aus.“

Die Frau öffnet die Tür zu dem großstädtisch beschränkten Hofe. Da bietet sich ein drolliges, an Gellert oder Lafontaine gemahnendes Bild. An den kleinen Hofraum grenzen gegenüber rechts und links andre nicht minder beengte Bichtschachte, und an einer Gittermauer, durch die aus irgendeinem Grunde ein Büschel Grünfutter gezwängt wurde, steht auf der einen Seite, verspielt daran rausend, das Schweindl, während jenseits des Gitters eine stattliche Gans mit geradezu schmetterndem Geschnatter ebenfalls fröhlich an den Halmen herumzerrt. Das sieht wie ein

netisches Spiel des ungleichen Pärchens aus, das sich bei dieser Mlotria hie schnatternd, hie grunzend vorzüglich zu unterhalten scheint. Ist es in Verachtung des Rassenunterschiedes Liebesgetändel oder eine jener Wahlverwandtschaften, die Gleichheit des Schicksals erblihen läßt? Denn als künftige Fettspender werden natürlich Gans wie Schweindl aufgezogen. Darum leben sie jetzt im vornehmen Rathausviertel, und ihre im Tiefgeschloß hausenden Besitzer werden von den noblen Herrschaften der Stockwerke heilig beneidet. Noch dazu höchst verärgert beneidet, denn es ist kein Genuß, das Grunzen und Schnattern zu ertragen, wenn andern der Lohn für die Erhaltung dieses wenig berückenden Threntschmauses winkt. Hält sich das Ferkel nicht im Hofe auf, dann lebt es, genau wie bei den minder zivilisierten Bauern, in der Familienstube, wo es zum vertrauten Hausgenossen wurde.

Uebrigens sind Schweinchen und Gans nicht die alleinigen Vertreter der modernen Haustiere. Ein paar Häuser weiter gibt es zwei Biogen in einem Hofe, die den Kindern des Hausherrn Milch zu liefern haben und brav ihre Pflicht erfüllen. Auch an Hühnern fehlt es natürlich nicht, die in „Steigen“ gehalten werden oder frei herumlaufen. In den ersten Kriegsjahren ist das nur in den äußeren Bezirken, in Villen und Landhäusern der Fall gewesen; nun sind aber selbst die Bewohner des Rathausviertels und der Ringstraßenpaläste zu Tierzüchtern geworden. In den Buchhandlungen liegen die Broschüren über Kleintierucht dort, wo die gangbare Ware zur Schau gestellt ist. Bei den Sonntagsausflügen wird für Kaninchen Klee oder Schafgarbe gesammelt, und die Erdäpfelschalen werden sorgsam aufbewahrt. Jrgendeine Hausbesorgerin, die vom Lande stammt oder bei Verwandten in die Lehre ging, macht Schule, und es ist interessant, zu beobachten, in welchem Maße die Nachbarhöfe ihrem Beispiele folgen. Selbst in der Ebendorferstraße oder am Karl Lueger-Platz kann es jetzt geschehen, daß man des Morgens vom Hühnerschrei geweckt wird, und das „Pip-pip“, mit dem man das Hühnerwoll lockt, ist allerorten vernehmbar.

Es wird immer häufiger, je mehr man den Bannkreis der Innern Stadt verläßt. In den großen, oft grassbewachsenen Höfen der äußeren Bezirke wimmelt es von Kleintieren, und am Schüttel, auf der Donaulände überhaupt, gibt es natürlich erst recht Geizen und Bicklein, Schweindeln — die allerdings der Kosten wegen seltener sind —, Hühnerfamilien, Gänse und Enten, die mitunter im Donaukanal ihre Landpartien unternehmen. Kaninchen sind in Schuppen, Kellern und auf Bodenträumen, in Stadtschlammern und in leer gewordenen Garagen untergebracht. Ihre starke Vermehrung macht sie besonders begehrt, und neben dem schmackhaften Braten liefern sie ihr weiches, feines Fellchen das man gut verkaufen oder zu Mützen und Kragen für die Kinder verarbeiten lassen kann. Es gibt ja nur mehr praktische Sbyllen.

H. T.

Was wird aus unseren Tür- klinen?

Eine zeitgemäße Untersuchung.

Wie bereits berichtet wurde, soll es nunmehr mit dem Austausch der Türklinen in allen Häusern Ernst werden. Die erste Frage, die sich nun jedermann aufdrängt, ist die nach dem richtigen und rechtzeitigen Ersatz für die zur Beschlagsnahme bestimmten Messingklinen. Ist zu erwarten, daß wir Ersatzklinen bekommen, welche den Anforderungen entsprechen und einen wirklichen Ersatz für die beschlagsnahmen Klinen bieten? Nach einer von fachlicher Seite uns zugehenden Darstellung ist die Besorgnis sehr gerechtfertigt, daß die für den österreichischen Bedarf in Erzeugung begriffenen Ersatzklinen den Erwartungen der Bevölkerung durchaus nicht entsprechen und die mit der Aktion verbundenen Nachteile für das Publikum dadurch noch bedeutend verschärfen. Man rechnet in den Großstädten zwei bis drei Klinen auf einen Einwohner, so daß man allein in Wien rund 5 Millionen Klinen zu erfassen hofft. Da nun jede Klinke samt Zubehör ungefähr ein Kilogramm wiegt, so ergibt die Beschlagsnahme in Wien allein 5.000.000 Kilogramm Messing. Bietet man den Enteigneten einen vollwertigen Ersatz in bezug auf Form und Ausführung, so ist auch das Opfer, das der Einzelne zu bringen hat, überhaupt nicht fühlbar. Er hat lediglich an dem Metallwert der Klinen einen Verlust erlitten, der ja praktisch für ihn nicht in Erscheinung tritt.

Die Ersatzstoffe für die Klinen sind Eisenblech, Gußeisen oder Holz. Der Materialverbrauch muß selbstverständlich auch bei diesen minderwertigen Stoffen möglichst klein sein, d. h. der Konstrukteur muß bemüht sein, für die Klinke eine Form zu finden, die möglichst geringen Materialverbrauch erfordert. Die zweite Forderung ist die, daß die Konstruktion der Klinke den verschiedenen Konstruktionen der Schlösser, der Stärke der Türen, den verschiedenen Entfernungen der Schlüssellöcher vom Griff Rechnung trägt, und schließlich muß die Konstruktion so beschaffen sein, daß die Montage in der kürzesten Zeit ohne Zuhilfenahme von gelernten Schlossern und Spezialwerkzeugen möglich ist. Selbstverständlich muß aber die Klinke solid ausgeführt sein und einem wenigstens fünfjährigen Gebrauch standhalten, weil sonst die ungeheure Arbeit der Montage sich in den fünf Jahren ein oder mehrere Male wiederholen und die doppelte und dreifache Menge von Rohmaterial verbraucht werden müßte. Wie wichtig eine den vorerwähnten Anforderungen entsprechende Konstruktion ist, geht aus folgender Betrachtung hervor: Rechnet man für Wien für das Ab- und Anmontieren jedes Schlosses eine Stunde, d. i. eine Arbeitszeit, die nur dann so knapp bemessen werden kann, wenn die Konstruktion die einfachste Montage zuläßt, so sind für die fünf Millionen Türklinen fünf Millionen Arbeitsstunden not-

wendig. Den Montagetag zu zehn Stunden berechnet, wären das 0,5 Millionen Tage. Wenn die ganze Arbeit in einem Jahre ausgeführt werden soll, so wären rund 15.000 Monteure notwendig — eine so ungeheure Zahl, daß man schon hieraus ersieht, wie wichtig es ist, eine Konstruktion zu finden, die eine einfache Montage zuläßt. Es ist ja auch ausgeschlossen, daß diese 15.000 benötigten Monteure gelernte Arbeiter sind. Es müssen in großem Maße Frauen dazu herangezogen werden, ja, die Konstruktion muß so einfach sein, daß die Montage auch von den Hausbewohnern selbst vorgenommen werden kann. Aus allen diesen Erwägungen ergibt sich aber auch, wie ungemein wichtig die solide Ausführung der Ersatzklinke ist.

Die Ersatzklinke nun, welche in einer Menge von ungefähr zehn Millionen bereits bestellt sein soll, und mit deren Fabrikation auch schon begonnen wurde, entspricht den oben dargelegten Anforderungen durchaus nicht. Die Konstruktion dieser Klinke hat nach Neuherungen von sachmännlicher Seite verschiedene technische Fehler, und zwar solcher Art, daß nicht nur die Klinke selbst in kürzester Zeit abgenützt, sondern auch die Vierkantmutter des Schlosses ruiniert wird, so daß späterhin auch ein Austausch des viel kostspieligeren Schlosses selbst vorgenommen werden müßte. Schon die Form des Griffes, mag sie auch von einer Kommission als die geeignetste befunden worden sein, deutet darauf hin, daß der ionische Vierkant eine stärkere Beanspruchung nicht verträgt. Der Griff hat nämlich eine flache elliptische Form, wodurch verhindert wird, daß man zu viel Kraft beim Niederdrücken aufwendet. Da die Befestigung der Klinke durch einen runden Dorn geschieht, welcher durch die Klinkenachse gesteckt und von der einen Seite mittels Schließmutter zusammengezogen wird, ist eine gleichmäßige Beanspruchung beider Vierkantmutter beim Niederdrücken der Klinke vollkommen ausgeschlossen und der Vierkant wird daher in kürzester Zeit immer tiefer werdende Rillen bekommen, welche schließlich dazu führen, daß sich der Griff um seine Achse dreht und das Schloß nicht mehr zu öffnen imstande ist. Auch fehlt eine Sicherung der Befestigungsmutter und wird es zumindest im Falle einmal notwendig sein, mit einem Schraubenzieher sämtliche Klinen nachzuziehen. Durch das oftmalige Nachziehen und sich immer wiederholende Lockerwerden werden aber auch, wie vorerwähnt, die Schlösser beschädigt. Die Art der Ausführung ist überdies eine höchst primitive. Der Griff und die Schieber, welche aus Holz hergestellt und gebeizt sind, färben leicht ab, was jedoch noch als der geringste Mangel bezeichnet werden kann.

Für die Anschaffung von fünf Millionen Ersatzklinen ist ein Kapital von ungefähr 15 Millionen Kronen erforderlich, das sich aber ganz außerordentlich erhöhen müßte, wenn, wie oben dargelegt, die Ersatzklinke bald wieder selbst ersetzt, ja sogar die Schlösser ausgetauscht werden müßten. Eine gewissenhafte Leitung der Aktion der Klinenauswechslung muß sich alle diese Momente vor Augen halten, um die daraus der Bevölkerung erwachsenden Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten nicht auf ein unerträgliches Maß zu steigern. Nur wenn die Ersatzklinke ihrem Zweck entspricht, können die sich ohnehin ergebenden Störungen und Widrigkeiten gemildert werden. Bei Verwendung ungeeigneter Ersatzklinen müßte sich aber die Beschlagsnahme der Messingklinen zu einer ungeheuren Skalamität gestalten, der unbedingt vorgebeugt werden muß.

Aus Stammersdorf wird uns geschrieben: „Da in Wien bereits die Türschnallen abgenommen werden, so sei darauf aufmerksam gemacht, daß in Stammersdorf bei der Endstation der Elektrischen viele Hundert erbeutete Geschütze liegen, darunter zirka 500 Bronzegeschütze. Die Rohre allein wiegen von 100 Kilogramm bis zu 1200 Kilogramm, so daß mehr als 100.000 Kilogramm Bronze dort liegt, ebenso in Süßenbrunn. Viel mehr aber liegt in Jagersdorf am Wienerberg. Wäre es da nicht besser, wenn man zuerst diese unbenützt umherliegenden Metallmengen verwenden würde und von der Abnahme der Türklinen vorläufig Abstand nähme?“

Im Stammeis.



Es riecht wieder amal nach'n Frieden, sagte Oberberger bedeutungsam, indes er sein Krugel auf den Tisch stellte und sich den Schaum vom Bart wuschte.

Dös hast D' no hei an jeden Friedensschritt g'sagt, erwiderete Stichter höhnlich; „auf uniere Noten is dös bei Dir ewi d' nämliche Autwort: Es riecht nach'n Frieden!“ S' G'ret is nur, daß si bis jetzt'n der G'ruch no jedesmal nach a paar Tag' bezoy'n hat.

„Kann i was davor?“ fragte Oberberger. „Du fahrst mi ja an, wie wann i derventige bin, der si auf's Weiterstämpfen bis zum letzten Mann kapituliert. S' wann i die Noten vom Graten Durian in d' Hand frey, i was genau, was i drauf lag.“ „Sag'n m'r, es war mir?“ jaget i, „setzen m'r uns s'hann', diskartieren ma uns aus, und lau ma wieder gute Freund!“ I man halt allowell, Diskartier'n wär d' Hausfluch!“

„G'schicht ja eh,“ jagte Stichter, „werd'n nit scho seit Jahr und Tag' Frieden g'halt'n hüß'n und drüben?“ Und antwort'et net der ene jed'zmal stande voh auf d' Red' vom anderen — ha?“

Dös is net das Wahre, erwiderete Oberberger und schüttelte den Kopf; „unter an rechtschaffenen Dischurs verließ' i an, der si net auf taujend Silometer Entfernung abspielt, sondern in aller G'miat-

lichkeit in an kommoden Zimmer. A Flascherl Wein dazu — a quat's Bapperl — a Zigaret — Schalerl Kaffee — Meine Herren, dös mißt net mit rechten Dingen zugeß'n, wann die Herren auf solche Art und Weis' net miteinander auf gleich'emmeten.“

Schwaffer zückte die Achseln. „Wann i halt net woll'n...“ jagte er. „Aber warum wollen i denn net in Gott's namen?“ stöhnte Spannagl; „poam i im Verlier'n sein, wolleß' i net, weil i verliert u, wann i am Schwimmen leih, wollen i net, weil i g'winnen ja wann denn dann? Soll denn dös in alle Gwigkeit Amen so weitergeh'n? Wa wird ja scho ganz verzagt!“

„Es is wie beim Tarockieren,“ sagte Oberberger; „anet, der in seinen Nachmittag so Blatt in d' Hand freyt, will vom Aufhör'n mir wissen, weil er si denkt, amal mit er was freyt'n. Riegt er dann wirkli'n Schis oder gar die ganze Trull, hört er est recht net auf, weil er meint, dös geht jetzt so weiter in dera Dicken und er halt si net mir's Geld s'rua, was ealm der andere abg'waxmen hat, sondern nach'n Grundlach.“

„I legt lacht, lacht am besten,“ no hütsch a bissel was d' über. Dös is a wacke Messel, die auch a jeder Kartenpieler behältigen wird. Woher kommt's denn sonst, daß so a Tarockpartie manningmal so End' nehmen will?“

„Ma muß eben den rechten Moment zum Aufhör'n dervaten,“ meinte Schwaffer; „solche gib's dös was i, weil i selber a alter Tarockspieler bin.“ „Sehr richtig,“ sagte Oberberger und lächelte, „nur bemirt ma den richtigen Moment immer erst dann, wann er scho längst verpakt, vorher is. So wird eh'n weiterspilt und weiters'raut und zum Aufhör'n kommt's erst, wann alle, was mitspilt'n,

gleichermis' granti net'n und echna der Schwis über's G'sicht abirunt.“

„Was mi anberrisft,“ grollte Stichter, „so wär i scho granti gnua, mehr brauch' i net!“ „Staubl, mir geht's anders?“ erwiderete Oberberger; „aber leider Gottes fragt uns niemand, Mir san die Steib's bei dem G'piel und Des zeunt's ja die alle Regel; Steib's halt Maul!“

„Dös is aber a Unrecht,“ jammerte Spannagl, „a gottlicherich's, bitter's Unrecht!“ „Und da drüber regst Di heut no anf?“ konnte Oberberger, „im fünften Kriegsjahr? Tschapperl, Du! Die Welt hat si schön langsam in a Marrenhaus verwandelt, all's is außer Rand und Band — und Du tramsi no von anet Gerechtigkeit! Mein lieber Freund, daß dös Ganze a lurchbar's Unrecht is, dös wissen ma alle, und daß für d' Marerei von etwet Gaudvoll G'roßhändler d' ganze Welt's Vad ausgießen muß, dös is a so a alte G'schicht“, daß unzerans auf's hört hat, si drüber zu alterier'n...“

„Mei' Ansicht is: Es geht vielen Leuten aut,“ jagte Stichter; „wann die alle in gleicher Weis' niedertepant war'n, als wie mit, mir Mittelhandler, nachdem möcht' i die Großschädlesten seh'n, die über'n Kopf von Volk weg no allowell machjen können, was i woll'n!“

„Wer'n Krieg am meisten g'spürt,“ sagte Spannagl, „dös is der klane Mann, über diese von Schwaffer konnte nicht umhin, Bemerkung zu machen.“ Der Spannagl, jagte er, „kommt allowell mit die neuschien Neuschichten daher!“

„Wo er recht hat, hat er recht,“ meinte Oberberger, „i möcht' mir no darufsetzen, daß heutz'tag von die klau' Vent' der Klankste, der Klammungsthe, der Mittelshandler is.“

„Und was das Bergste is: Er wird von an Tag zum andern klammungstiger, so wie die Leuerung großmächtiger wird,“ jagte Spannagl, „wohm dös no süß'n soll...“

„Dös wost Du net ind dös was i net und dös was so aniger Mensch auf der Welt, unterbrach ihn Schwaffer ungeduldig, und hielt sich die Ohren an.“ Dös ewige Lamentier'n kann i net leiden; wird denn durch's Jammern irgendwas besser?“

„Du hast leicht reden,“ protestierte Spannagl, „vont uns alle Biere geht's Dir am besten! I hab' net Dei glücklich's Naturell und bin scho ganz verzagt. Die Noten vom Graten Durian hat mi wieder a wengerl aufbeget, weil i ma was von ihr derhoffst hab'; aber jetzt'n is's wieder mir.“

„Die ewigen Noten hab' i überhaupt schon g'fressen,“ Inurte Stichter, „sollen sie's s'ehen lassen, schaut ja do mir auffa dabei! Aber na, da werd'n Noten g'schrieb'n nach Noten...“

„Drun hört ma ja jetzt'n so viel vom starken Notenumlauf,“ schaltete Schwaffer ein. „a Für'n-Marren-Galterei is dös Ganze,“ jagte Stichter grimmig fort, „weiter gar nit.“

„Aber jetzt'n dös möcht' i wieder net sag'n,“ meinte Oberberger, „dös is ungeracht! Es war g'wiss quat g'meint vom Graten Durian, wann's mir hilft, kann ma mir machen, aber desweg'n i sagen, ma soll überhaupt mir mehr tuan, dös hat san Sinn. I bin für's Klammungsthe'n a in der Zukunft! Riegt's nit, so schäd't's mir, und amal muß ja die Sach' do ins G'leis kommen. Vorlauf' heißt's halt no: Warten und weiterwurschteln — Leopold, g'cht'n!“

Thomas Berger.

Des Lebens ungemischte Freude . . .

Wird jetzt entschieden einer Wiener Hausfrau zuteil! Will sie Lebensmittel kaufen, muß sie nicht Hunderte, sondern Tausende Gulden, nicht Kronen, zu sich stecken, dann muß sie mit der Vermittlerin in Verbindung treten, die die Schleichhändler kennt. Denn der P. L. Schleichhändler ist jetzt überaus vorsichtig geworden, er verkehrt nicht mehr direkt

mit der „Kundschaft“, nur mehr als absoluter Anonymus durch die Vermittlerin. Daß natürlich die Preise dadurch noch erhöht sind, ist ja selbstverständlich, denn die Vermittlerin muß doch auch ihren Teil daran haben! Offiziell aber nimmt sie außerdem noch Vermittlungsgebühr — mit einem Wort „des Lebens ungemischte Freude“ ist jetzt vor allem der Hausfrau vorbehalten.

Aber nebstbei spielt noch eine viel wichtigere und sich immer mehr zuspitzende Frage ins Wirtschaftsleben hinein, die Frage der Hausgehilfinnen! Alle Mädchen gehen in Fabriken und immer vereinsamer bleibt das Haus. Bei dem Fall aber, der nun immer öfter eintritt, daß nämlich die Frau mitverdienen muß, ist diese Frage aber, die Versorgung der Wirtschaft, eine so unendlich wichtige, daß unbedingt etwas geschehen muß, um den bürgerlichen Frauen zu helfen. Die Hausse in Dienstmädchen ist jetzt eine enorme und der trostlose Anblick eines Dienstvermittlungsbureaus geradezu schrecklich. Das Bureau gestopft voll mit Frauen, Eleganten, Verhärmteten, Aengstlichen und Herausfordernden und dabei kein einziges Mädchen. Endlich kommt eines — alles stürzt sich wie wahninnig auf das, natürlich sich sehr amüsierende Mädel, das im Nu, ohne jede Schwierigkeit, 20 Plätze haben kann und triumphierend von einer Ueberbietenden durch die

Mitte abgeführt wird. Lohn zirka 70 bis 80 Kronen, gute Kost, mehr wird nicht gesprochen. Die Frau weiß nicht einmal, ob das Mädel kochen kann, oder längere Zeugnisse hat, sie hat ein Dienstmädel und damit basta! Das sind aber keine haltbaren Verhältnisse, so kann und darf das nicht weitergehen! Ein anderer Ausweg, ein Mädel zu bekommen, ist fast nicht mehr gegeben, selbst die Leibzeitung der Dienstmädchen ist derzeit mit Annoncen-Angeboten von Frauen überhäuft, daß sie von acht zu acht Tagen die Annahme von Anzeigen sperrt.

Obwohl ich von dieser Stelle aus bereits einige Male die Präsidentinnen der Frauenorganisationen angerufen habe, in dieser wichtigen, sich immer mehr zuspitzenden Frauensache etwas zu tun, ist es doch nur immer bei Vorsätzen geblieben. Frau Fanny Freund-Markus, die Präsidentin der Noth, eine der Berufensten, nahm es sich wiederholt vor, diese Frage anzuschneiden, doch hat sie es leider nie getan und daher möchte ich heute einen Vorschlag machen, der hoffentlich von allen beteiligten Seiten gehört wird, zu unser aller Besten!

Es existiert in Wien ein Dienstmädchenverein „Einigkeit“, der nach meinen eigenen Erfahrungen vor zirka fünf Jahren allerdings noch recht unreife Führerinnen hatte. Eine Schriftführerin dieses Vereines war z. B. bei mir als Studienmädchen tätig und benahm sich so unwissend in ihren Rechtsansprüchen, die noch gar nicht geklärt waren, daß ich es vorzog, bei einer von ihr herausbejehorenen Altasse sie augenblicklich wegzulassen, ohne sie durch die Polizei, wie es das Hausfrauenrecht ist, zurückzuhalten. Es handelte sich darum, daß sie Sonntag um 1 Uhr eine Freundin besuchen wollte, während bei uns Mittagsgäste angesagt waren. Da meine Mädchen jeden Sonntag frei sind und auch an dem besagten Tag um 3 Uhr die Möglichkeit des Fortgehens geboten war, hielt ich das Ansuchen für eine Laune. Wie erschauete ich aber, als ich sah, daß die liebe Schriftführerin der „Einigkeit“

weiß alle dafür, daß endlich auch die wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung der Mädchen, die ihnen im Hause helfen und die ein wichtiger Faktor sind, sowie bei den Arbeitern durchgeführt wird; aber sie wollen nicht nur, daß die Mädchen zu ihren Rechten kommen, sie verlangen von dem Verein „Einigkeit“ auch, daß den Mädchen ihre Pflichten eingepreßt werden. Und wenn dies der Fall wäre, könnte allen Leiden geholfen werden. Der Verein „Einigkeit“ müßte also, das ist mein Vorschlag, mit einer Hausfrauenorganisation in Verbindung treten, seine Rechte geltend machen, mit den Vertreterinnen der Hausfrauenorganisation Besprechungen abhalten und dadurch schwebende Fragen festlegen, die gesetzlich eingehalten werden müßten. Die Dienstvermittlung könnte dann nur durch diesen Verein erfolgen, der dadurch großes Ansehen und pekuniäre Vorteile hätte. Natürlich müßten, wie erwähnt, auch die Pflichten und Verpflichtungen, die die Mädchen übernehmen, besprochen und dadurch eine gewisse Disziplin eingeführt werden. Rechte und Pflichten auf beiden Seiten, von der Zeitung festgesetzt, von den Hausfrauen angenommen. Der Schwanzwag für die Mädchen muß fallen, aber auch die heute stark eingerissene Terrarisierung vieler unterjochter Frauen. Lohnforderungen, freie Stunden, alles müßte fixiert werden und dann hätte dieser Verein und die Organisation die größte Zukunft. Ich bin gerne bereit, alle diesbezüglichen auf die Verbindung der beiden Parteien zurückführenden Nachrichten ständig in unserer Frauenrubrik zu veröffentlichen und die Rechte der Mädchen und der Frauen durch Bekanntgabe zu fördern. Ob es nun die Frauenvereineigung der Sozialisten, die Noth, oder der deutsche Hausfrauenbund ist, die dieser Frage näher treten wollen, es ist jeder, der sich für die Verbesserung der unhaltbaren Zustände einsetzt, den Wiener Frauen und hoffentlich auch den Wiener Hausgehilfinnen willkommen.

Claire Patel.

Wien—Belgrad.

Donaufahrt im Kriege.

Der Krieg mußte kommen, bevor Ungarn und die Donau von Preßburg abwärts, wenigstens für die Wiener entdeckt war. Wohl lockten stets den, der vom Staubeberg das Land besah, die Painsburger Berge und der Ebnauer Kogel im blauen Dunst; eine Sonntagsfahrt knapp über die ungarische Grenze war indes das Höchste, wozu sich der Durchschnittswahner ansschwang. Seit dem Vorjahre freilich, da das Leben von Tag zu Tag schwerer und die Lebensmittel vielfach rar auf dem Papier verheißer wurden, ist Ungarn gleichbedeutend mit Paradies oder besser noch Schlaraffenland geworden, und Sommerfrische in Ungarn oder Donaufahrt nach Ungarn ist mit ein Glückfall, der nicht ohne Leid wahrgenommen wird.

Zahlreich sind jene, die diesen Sommer vor Commenenanfang, da die Mebel noch über der Donau lagen, zur Schiffsstation am Praterstai pilgerten. Zunächst kommt, wie es sich nun einmal gehört, das Anstellen um die Karte; wieweil sich übrigens verhältnismäßig rasch und glatt ab. Folgt die Untersuchung des Reisepaßs; auf diese Weise glaubt man den Schmuggel von Textilwaren nach Ungarn zu verhindern, hoffen wir, daß man den Schleihhändlern dadurch ein wenig auf die Finger schießt. Unsere Finanzwachbeamten scheinen, durch die Erfahrung gewöhnt, wenigstens einen Blick darauf zu haben, wo voraussichtlich keine Schleiwaren zu erwarten sind, und so geht auch diese Prozedur vor sich, ohne daß sie allzu lästig empfunden wird. Gutrot erhebt sich der Sonnenball jenseits von Floridsdorf; das Schiff kann betreten werden. Die Speisekarte werden gestimmt; ein Lang entbehrter Gemüß harri der Gäste; wirftlicher Wälschaffee. Doch als sollte können zum Verwusefsein gebracht werden, daß man wirklich fern von Wien weilen muß, um dergleichen teilhaftig zu werden, wird nicht eine Sekunde früher eingesehen, als bis das Schiff sich in Bewegung setzt. Der weiße Kaffee wird mit Andacht genossen. Darin eilt alles auf Dred.

Lief atmen die Stadlmenischen die Wasserluft ein. Weiße grüne Auen schiehen vorbei; die Spannung der

Herden läßt nach und die Gesichter hellen sich auf, alles genießt freudig den schönen Sommermorgen auf dem schönen, bequemen Schiff. Eine Dame aus Deutschböhmen mit einem blonden neuartigen Jungen, beide mit recht schmalen Gesichtern, ergabst einem Ehepaar, deren breite deutsche Masiprache ohneweiter darrut, daß sie Magdaran sind, daß sie auf acht Tage zu Bekannten nach Budapest fährt, damit der Junge sich doch wenigstens einmal anessen kann. Wie es denn drohen in Böhmen sei, fragt die ungarische Dame. Und die Deutsche gibt einen langen langen Bericht von unendlichem Mühsal und Entbehrungen. „Es kommt uns ein großes Gewiß nicht leicht an, denn schließlich ein gewisses Minimum braucht ja der Mensch; aber das ärgste ist, wenn man sieht, wie die Kinder, die doch wachsen sollen, gern essen möchten und es beim besten Willen nicht bekommen können.“ Da gibt es der ungarischen Dame einen Rnd. Sie streichelt dem blonden Jungen das Köpichen, spricht ein paar leise Worte zu ihrem Mann, der zustimmend nickt und sagt dann: „Wissen Sie was, gnädige Frau, ich habe zu Hause an der Theil auch zwei Jungen. Die haben bitterlich kein Pfiegekind mehr argerekt erhalten konnten. Ich bitte Sie sehr, geben Sie uns Ihren Jungen auf einige Wochen mit.“ Und ohne die Antwort abzuwarten, wendet sie sich zu dem Straben: „Franz! heißt Du? Ja, Franz, Du wirst es gut und schon haben. Weißes Brot, so viel Du willst, und Wälschaffee, und baden kannst Du und mit meinen Wälschaffischen. Willst Du mitkommen?“ Die Augen des Jungen leuchten. Die Mutter hat zwar noch Bedenken, ob sie soviel Gastfreundschaft von Unbekannten annehmen könne. Doch ihre Einwände werden mit dem Hinweis zertrü, sie möge selbst mitkommen und sehen, wie ihr Sohn untergebracht sei, und so gibt es zwei Stüchliche mehr auf dem Schiff.

Altenburg, Dainburg kommt heran. „31, 75, 87!“ ruft ein Finanzorgan ununterbrochen. Das ist aber kein Lotteriengewinnt, sind vielmehr die Nummern jener Gepäckstücke, deren Besitzer sich beharrlich nicht zur Revision melden. So wird denn das Gepäd in der Grenzstation Dainburg ausgeladen; die Finanzwache scheint einen Terno gemacht zu haben.

Der Ebnauer Felsen mit dem imposanten Arpadmonument wird sichtbar. Die rotweißgrüne Fiasse geht hoch, auf den Tischen erscheint Paprika und Pfeffer; das Schiff ist ungarisch geworden. Von Preßburg bis Komorn fliegen die Stunden langsam, aber nicht langweilig vorbei. Man preist auf dem Schiff nicht gerade billig, aber auch nicht schlecht; jedenfalls weit besser als in Wien. Dann sieht man dem Wasserwld zu, das die langgestreckten Auen der Schüttinsel belebt. Die Wiener erwidern sich auch daran, endlich einmal wieder genügend Obst erhalten zu können. Ungarische Wäuerinnen bringen auf jeder Station immer neue Körbe. Wenn der Wind über das Schiff streicht, duftet es nach Pfirsichen und Trauben. Mit Glise der sehr Finger, die den Kaufpreis anzeigen, geht die Berhandlung mit den ungarischen Wäuerinnen übrigens rasch vor sich. Abend ist es bereits, als der Dampfer an den wundervollen Felsenerien des Bakonyerwaldes vorbei bei Waigen südlichen Kurs nimmt. Die Sterne stehen am Himmel, als der Dampfer mitten auf dem Strom zwischen Den und Pest dahinsfährt. Der breite Strom, in dem sich viel tausend Lichter spiegeln, die fünf und sechs Stock hohen, riesigen Hotels und Mühlen, die in ein Lichtmeer getaucht sind, geben dem Beobachter ein großartiges Bild von Budapest. Größere, überaus luxuriös und bequem ausgestattete Dampfer führen von Budapest weiter. Das Publikum ist recht gemischt. Da sitzen unweit von Offizieren und hohen Beamten Budapest Kaufleute. Ungeniert unterhalten sie sich von ihren Geschäften. „Aussere Bauern im Banat sind alle schwer reich geworden; nichts ist ihnen gut genug. Da habe ich voriges Jahr Karlsbader Porzellan eingekauft und verkaufe es jetzt hundert Prozent teurer; das kann man doch nicht als Preisreiderei bezeichnen.“ Ein anderer: „Was alles passiert. Da hat der B. in U. Ware als Zigarettenfüllen weggeschickt. Die Eisenbahner haben Appetit nach Süßen verspürt, haben ein paar Süßen herangeschogen. Da sind aber Wäuer und Spizen herangeschogen. Na, die Süßen waren nur die Umhüllung. Man hat das Geschäft des Mannes visitiert, hat ein Lager im Werte von einer Million vorgefunden und will es beschlagnahmen. Der B. ist sofort um seinen Advokaten nach Budapest gefahren, der wird es schon machen.“

Am nächsten Morgen, da können sie auf das Schiff, die Bauern der Backa und des Barats; viele Deutsche unter ihnen. Sie sprechen deutsch so geäußig, wie ungarisch und selbst. „Denn in unferem Dorfe,“ sagt einer, „ist es ein Dausch, Magdaran und Zerden. Es geht allen gut. Unter diesen höchsten Auen kommen die weiten Flächen des besten Weizenbodens. Wir bauen auch Mais und Hanf, haben schönes Vieh.“ Da müssen ja im Kriege alle Bauern da drunter Millionäre geworden sein, wird scherzhaft bemerkt. „Die Entboden sind es schon geworden,“ wird zur Antwort. Und in der Tat; auch äußerlich tritt dies hervor. Bauern und Wäuerinnen reifen vielfach erster Klasse und in den ungarischen Städten sieht man Treuenausfälle und Letzenwaren, wie sie in großen Wiener Geschäften vergeblich gesucht werden. Die Preise fürs Getreid keine geringen.

Auf das Schiff bringen alle Bauern wie Bürger riesige Laibe völlig weißen Brotes mit, so groß, wie ein kleines Wagenrad. Die Wiener auf dem Schiff beobachten mit Vergnügen, daß wenigstens schreiende Schlepper stromaufwärts schieben mit nur, ja stehen können hinter sich; das ist oft eine Menge, zu deren Beförderung sehr Lastzüge erforderlich sind; passiert bekommt Wien auch etwas ab.

Innerer breiter wird der Strom, immer unbedringlicher die Auen zu beiden Seiten. Stundenlang wärt die Jagd, bis eine Schiffsstation auftaucht, ein kleines Dorf. Städte, wie Reusatz oder die stolze Feite Peterwardein, gehören zu den Seitenheiten. Vorsichtig mit jedem Kurswechsel geht die Fahrt durch die Krümmungen des Stromes. Ein spärliches Gewitter geht nieder. Prächtig widerhallen die Donnerschläge über der weiten Wasserfläche und den Sumpfwäudern, erschreckt fliegen die Wasservogel umher. Dann hellt es sich auf: Laue jüdische Mite wegen. Der Donner der Gesänge dröhnt herüber. Wir liegen vor Belgrad. Der König von Bayern ist dabei zu Besuch und die Festung Salamedan gibt den königlichen. In prachtiger Beleuchtung erstreckt die Stadt, von der so viel Ungarisch ausgegangen ist . . .

Dr. H. E.

Wien, 27. September.

Die Nachrichten, welche letzter Zeit vom mazedonischen Kriegsschauplatz einliefen, ließen keinen Zweifel darüber, daß die bulgarische Armee eine schwere Niederlage erlitten hat. An der bulgarischen Front hat es lange Zeit, abgesehen von örtlichen taktischen Unternehmungen im Rahmen des Stellungskrieges, keine Kampfhandlungen von strategischem Gewicht gegeben. Das kann unter Umständen als ein Vorteil gelten, vor allem mit Rücksicht auf die Ersparnis an Mann und Material gegenüber den kraftzehrenden Großunternehmungen strategischen Charakters, birgt jedoch auch mannigfache Gefahren in sich: eine durch lange Zeit unveränderte Situation wird allzuleicht als überhaupt nicht änderbar gehalten; das ergibt die Möglichkeit von Ueberraschungen und kann nebstdem auch innere, moralische Konsequenzen haben. Wie dem auch sei, als am 15. September die Offensive der Ententetruppen einsetzte und im Gebirgsraum östlich von Monastir serbische und französische Truppen mit großer Wucht vorbrachen, vermochten sie die bulgarischen Stellungen im überraschenden Anlauf zu durchstoßen. Dieses ursprünglich doch nur als eine lokale Krise anzusprechende Ereignis führte aber infolge des unglücklichen Zusammenwirkens einer Reihe von taktischen Schwierigkeiten zu schweren Weiterungen. Vor allem wirkte das stark zerrissene, wilde Hochgebirgs Gelände mit seinen ungünstigen Verbindungsverhältnissen hindernd und auflösend auf die Abwehraktion der Bulgaren; der Offensivstoß der Gegner, welche den Ueberraschungserfolg mit größter Energie gegenüber den überrannten Bulgaren auszuwerten trachteten, entwickelte sich in kurzer Zeit zum Durchbrüche, gewann einerseits nach Norden und andererseits gegen Osten, die ganze bulgarische Front bis zum Bardar auflösend, sehr rasch an Raum. Damit war auch die Rückverlegung der bulgarischen Front vielfach gestört, die rückwärtigen Verbindungen mancher Gruppen wurden durchschnitten, so daß diese quer über das Gebirgsterrain sich durchzuschlagen versuchen mußten. Natürlich kostete unter solchen Verhältnissen der bulgarische Rückzug große Material-

opfer und beträchtliche Verluste an Kämpfern. Viele Verbände wurden auf ein Minimum reduziert. Diese bedeutenden Verluste beeinflussten die moralische Haltung der bulgarischen Truppen, zumal der feindliche Vormarsch immer weiter ausgriff, in die Hauptverbindungen einbrang und damit das ganze operative Gefüge der Bulgaren aufriß. Die Alliierten sind bereits über Prilip hinaus, schon wird um Beles gekämpft, an der großen Straßenhauptader, welche aus dem mittleren Bardartal längs der Bregalnica nach Bulgarien, in das Strumatal und weiterhin gegen das Herz des Königreiches führt, drängen die Angreifer bereits gegen Stip und weiter südlich sind sie über die Randgebirge auf bulgarisches Gebiet gelangt und haben Strumica in der Hand. Die Kampffront nähert sich den Grenzen des Königreiches, ja hat sie im äußersten Südosten bereits überschritten; dieser Rückschlag, dieser Wandel des Kriegsglückes scheint, abgesehen von den unmittelbaren militärischen Folgen der erlittenen Kraftverluste, nicht ohne Einfluß auf die moralische Widerstandskraft der Armee geblieben zu sein. Selbstverständlich muß man unter solchen Umständen immerhin auch mit der Möglichkeit rechnen, daß dieser Scher irgendwelche Rückwirkungen auch auf die politische Haltung Bulgariens haben könnte, wenn man auch vorderhand noch nicht an Tatsachen ersehen kann, in welcher Form und mit welchem Ziel.

Unsere Heeresleitung trifft diese Entwicklung der Ereignisse an der mazedonischen Front nicht unvorbereitet, zumal sie ja schon seit zehn Tagen vor sich geht. Zunächst kommt für uns die Front in Albanien in Betracht. Das entscheidende Moment ist hier, daß für unsere Operationen in Albanien nicht eigene politische Zwecke maßgebend waren, sondern nur die Unterstützung der Bulgaren, deren Ostflanke wir von der adriatischen Seite her deckten. Die Rückverlegung der bulgarischen Front stellt unsere Heeresleitung vor neue Entschlüsse, deren Wirkungen sich vielleicht schon in allernächster Zeit zeigen werden. Jedenfalls hat unsere Heeresleitung mit größter Aufmerksamkeit die Vorgänge in Mazedonien verfolgt und danach ihre Maßnahmen bereits getroffen. Wenn militärische Konsequenzen irgendwelcher Art sich für uns als notwendig erweisen sollten — wir sind vorbereitet.

Die Unsicherheit des Eigentums.

250.000 Kronen Diebsbeute. — Die Erparnisse einer Hilfsarbeiterin. — Gepäcksdieb und Schleichhändler.

Es vergeht kein Tag, an welchem nicht eine Anzahl von Einbrüchen oder Diebstählen gemeldet wird, mit großen Schadenssummen, mit einem Verzeichnis von Gegenständen aller Art, welche als Beute den Dieben in die Hände fallen. So führt der Polizeibericht des gestrigen Tages wieder eine ganze Reihe von Diebstählen an, welche kennzeichnend sind für die Unsicherheit des einzelnen.

Aus dem Konfektionsgeschäft Eduard Artner, IX., Alfersbachstraße 13, wurden durch Einbruch Seide und Futterstoffe im Werte von ungefähr 50.000 K. entwendet. — In der Mittagsstunde wurde das Geschäft Rosa Birnhölz, XVII., Klemens Hofbauerplatz 13, erbrochen und daraus Wäsche und Stoffe im Werte von ungefähr 15.000 K. gestohlen. — Von einem Streifwagen der Firma Reichert, VII., Scholtensfeldgasse 20, wurden während der Fahrt mehrere Ballen Stoffe im Werte von 22.500 K. gestohlen. — Ein Dieb hat in der böhmischen Kirche am Rennweg zwei Altartücher im Werte von 800 K. entwendet. — Die Räume der Gutfabrik Spitzer in der Schmalzhofergasse 8 wurden erbrochen. Gestohlen wurden 250 Samt- und Filzdamenhüte im Werte von ungefähr 30.000 K.

Die Hilfsarbeiterin Rosa Miklas, XX., Junferstraße 1, wurde von einem Polizeigenten angehalten, als sie bei der Tuchabfallhändlerin Fetti Berg, XX., Dresdnerstraße 80, Sade verkaufen wollte. Nach ihrer Anhaltung bot sie dem Polizeigenten fünf-tausend Kronen an, wenn er von der Amtshandlung abstehe. Das Sicherheitsbureau hat festgestellt, daß sie seit mehreren Monaten ihrem Dienstgeber Adolf Spitzer, XX., Dresdnerstraße 18, Sade im Werte von ungefähr 80.000 K. gestohlen hat. In der Wohnung der Miklas wurden ein großer Wäschevorrat und zwei Sparschneibücher auf 5400 K. gefunden. Rosa Miklas wurde dem Landesgericht eingeliefert.

Das Auslandsstudium.

Die Beteiligung unserer Universitäten.

Der in der *Zeitschrift* des preussischen Kultusministeriums gesprochene Gedanke, daß das Auslandsstudium seinen Platz im lebendigen Fluß unseres akademischen Lebens haben muß, hat bereits seine Verwirklichung gefunden. In dem kommenden Wintersemester werden alle preussischen Universitäten verschiedene Kulturkreise pflegen. Trotz der Sparsamkeit, die die Kriegsnöte bei der Aufstellung des diesjährigen Haushaltsentwurfes geboten, sind die Auslandsstudien verhältnismäßig reich bedacht worden.

In Königsberg ist neben dem bisherigen Extraordinariat für slawische Sprachen ein besonderes Ordinariat für slawische Philologie geschaffen worden. Auch besteht der Wunsch, eine Professur für russisches Recht und russische Volkswirtschaft zu errichten. Hoffentlich finden diese Wünsche beim Kultus- und Finanzministerium Beachtung. Polnische und russische Kurse sind bereits an der Albert-Ludwigs-Universität in Göttingen eingerichtet. Eine gewisse Fühlungnahme mit der Handelshochschule findet statt, ebenso wird man mit dem Institut für Rußlandkunde, das aus dem Vermächtnis des sozialdemokratischen Agrarpolitikers Schulz errichtet werden soll, in engster Fühlung bleiben. Auf dem Lehrstuhl für Geographie ist ein hervorragender Kenner Rußlands, Professor Friedrichsen, berufen worden. Daß in Breslau das Osteuropa-Institut sich eng an die Universität anlehnt und daß bereits in diesem Wintersemester dort drei Hochschulkurse für die Kunde von Osteuropa abgehalten werden, darauf haben wir bereits früher mehrfach und eingehend hingewiesen.

In Weiswald ist ein nordisches Institut geplant. An der Spitze des Ausschusses steht Professor Dalmann, der gute Beziehungen zu Skandinavien hat, ferner der Geograph Prof. Braun, der sich namentlich mit der Erforschung der Ostseeländer beschäftigt hat, und der Nationalökonom Prof. Kühler; ständiger Sekretär ist Prof. von Unwert, der das Nordische besonders pflegen wird. Nordische Gelehrte werden, wie bereits mitgeteilt, allgemein wissenschaftliche Vorträge im Laufe des Winters halten. Auch Vorträge allgemein politischer Art sollen stattfinden. Ein schwedisches Lektorat ist bereits gegründet. In Kiel wird durch das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft und durch das Seminar für internationales Recht schon den Auslandsstudien Rechnung getragen. Auch ein Lektorat für Türkisch soll die Universität erhalten, die seit altersher die nordischen Dinge mitpflegt.

Halle wird seinen alten Ueberlieferungen treu bleiben und den orientalischen Kulturkreis besonders pflegen. Die sehr kostbare Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft wird in den Diensten der Universität und des Orientalischen Seminars gestellt. Der Gesellschaft selbst ist die Pflege der Bibliothek gewährleistet worden. Ein türkischer Lektor ist bereits in Halle tätig. Göttingen ist die Pflege der englischen und amerikanischen Literatur besonders zuteil geworden. Münster wird den gesamten orientalischen Kulturkreis unter besonderer Berücksichtigung des christlichen Orients pflegen. In seinem orientalischen Seminar arbeiten zwei Mitglieder der philosophischen Fakultät mit einander der theologischen Hand in Hand. Ein Lektor für Arabisch ist bereits tätig. Daneben wird diese Universität auch den niederländisch-stämmigen Kulturkreis ebenso wie Bonn pflegen. Dieses wird, alter Ueberlieferung getreu, sein romantisches Seminar, das unter der Leitung von Herrn Meyer-Lübke steht, weiter ausbauen und daran moderne Abteilungen angliedern, die ausschließlich die Nealen pflegen. Dank der Freigebigkeit des Herrn Dr. von Böttlinger hat diese Universität eine Bibliothek erhalten, die einen Querschnitt durch die gesamte französische Literatur gibt und so das Studium der gegenwärtigen Geisteswelt Frankreichs ermöglicht, sowohl in literarischer wie in politischer Hinsicht. Für Spanien ist eine ähnliche Stiftung durch Geheimen Kommerzienrat Meyer geschaffen. Bereits haben auch spanische Kurse in Bonn stattgefunden, bei denen erste Kenner Spaniens, wie Prof. Gerhard Gothein, Prof. Meyer-Lübke, Dr. Haas, Dr. Freberger, Vortragende waren. Man hofft auch bald eine italienische Abteilung ins Leben rufen zu können. Wenn nach Friedensschluß der Umbau der Universität vor sich gehen wird, so dürften sicherlich diese neuen Bildungsstätten eine würdige Unterkunft finden. Frankfurt a. M. will die Pflege Amerikas, ferner vergleichendes Recht in den Vordergrund stellen, daneben die Kenntnis des Orients, wofür sich schon ein besonderer Verein gebildet hat. Am 28. September beginnt ein besonderer Orientkursus.

Marburg will der Kunde des Auslandsdeutschums dienen. Ein besonderer Verein dazu hat sich bereits gebildet und namhafte Stiftungen sind dafür gemacht worden. In dieser sehr regen Universitätsstadt haben schon verschiedene Kurse allgemeiner Art, so zum Beispiel über Frankreich stattgefunden. Berlin endlich hat sich nicht auf einen einzelnen Kulturkreis beschränkt, sondern sucht sich in verschiedener Richtung zu betätigen. Das orientalische Seminar ist unermüdet an der Arbeit, seine Aufgaben zu vertiefen und zu erweitern. Daneben haben wir das Seminar für osteuropäische Geschichte und Landeskunde. Das ungarische Seminar ist trotz der kurzen Zeit seines Bestehens zur besten Auskunftsstelle über Ungarn — selbstverständlich außerhalb Ungarns — geworden. Ein bulgarisches Seminar, für das von der bulgarischen Regierung Mittel zu erwarten sind, ist in Vorbereitung. Endlich haben wir auch noch ein Wirtschaftsinstitut für den Orient.

All die verschiedenen Einrichtungen stehen in enger Fühlung mit den Universitäten. In Sachen oder den Rahmen, der den Universitäten gezogen ist, zu sprengen. Zu den staatlichen Mitteln, die natürlich nur beschränkt sein können — sie belaufen sich im Haushalt auf rund 90 000 Mark —, kommen noch besondere Stiftungen und Zuwendungen von sogenannten Gesellschaften der Freunde. Selbstverständlich wird trotzdem der reinwissenschaftliche Charakter der Einrichtungen und Veranstaltungen, die keinen politischen Sonderzwecken dienen sollen, gewahrt bleiben. Zu wünschen wäre noch, wenn eine Anregung, die im Abgeordnetenhaus bei den Verhandlungen des Kultusetats laut wurde, sich bald erfüllt, nämlich die Schaffung eines besonderen Reisefonds, aus dem die Lehrer solcher Kurse und vielleicht auch schon ältere Hörer Mittel für Studienreisen ins Ausland erhalten.

Diese kurze skizzenhafte Aufzählung zeigt zur Genüge, daß die Auslandsstudien dank der freudigen Mitarbeit der Universitäten und dank der Anteilnahme sachverständiger Kräfte, bereits einen verheißungsvollen Anlauf genommen haben. Ihre rechte Entwicklung wird ja erst nach dem Kriege kommen. Dann wird es sich auch entscheiden, ob man von der Errichtung besonderer Auslands-Hochschulen absehen kann. Jedenfalls kann man die Ueberzeugung haben, daß unser Kultusministerium mit allem Eifer darangeht, nicht nur tiefere Kenntnis des Auslandes zu ermöglichen, sondern auch Beamten und Gewerbetreibenden, überhaupt jedem, der ins Ausland geht, die Gelegenheit zu geben, sich die erforderlichen Kenntnisse anzueignen.

K. J.

Der Weg ins Freie.

Von besonderer Seite werden uns die folgenden, höchst interessanten Darlegungen zur Verfügung gestellt:

Durch das bulgarische Waffenstillstandsangebot ist der Krieg für die Mittelmächte in ein äußerst ernstes Stadium getreten. Die Konsequenzen sind, wenn man den Dingen ihren Lauf läßt und sie nur mit halben Mitteln aufzuhalten sucht, nicht abzusehen. Der Ernst der Stunde verbietet, vor dem, was kommen kann, den Kopf zu verstecken oder mit billigen Erbstüngen die Unabänderlichkeit des Schicksals zu konstatieren. Jede Scheu, die Dinge beim Namen zu nennen, ist in dieser Lage eine Sünde am deutschen Schicksal, und eine Politik, die auch jetzt nach der alten Methode des Abwartens und Lavierens die Tatsachen wertet, als wären sie nur halb so schlimm, erklärt sich von vorn herein bankrott und wird zum Verbrechen. Aus dieser Situation hilft allein die sofort zupackende Tat, die in allen weitgreifenden Einzelheiten vorausbedacht, vor radikalen Mitteln nicht zurückschreckt.

Wie liegen die Dinge? Kommt Bulgarien zum Sonderfrieden mit der Entente, wohlverstanden zu einem Sonderfrieden, der von der Entente dem militärisch niedergebrochenen Bulgarien diktiert wird, dann ist die Kapitulation der schon jetzt schwer bedrängten Türkei die notwendige Folge. Es ist ausgeschlossen, daß die Türkei, der jede Verbindung mit Deutschland abgeschnitten würde, sich allein halten kann, zumal die siegreichen Ententeheere vor den Toren Konstantinopels nicht halt machen würden. Die Wirkung einer dergleichen Situation auf Rumänien ist jedem klar, der die dortige äußerst geladenen Stimmungen kennt. Und die kennt mittlerweile jedes Kind. Also die erste Folge der bulgarischen Kapitulation wäre der Zusammenbruch der Türkei und der erneute Anschluß Rumaniens an die Entente. Der gesamte Balkan würde damit restlos der Entente ausgeliefert sein und gäbe ihr eine äußerst wertvolle militärische Operationsbasis gegen Oesterreich-Ungarn. Die Vorteile liegen, abgesehen von der absolut gesicherten Rückenbedeckung, in der Verwendungsmöglichkeit der jetzt auf den türkischen Kriegsschauplätzen kämpfenden englischen Heere und in der Unterstützung durch die von den Mittelmächten niedergelassenen Balkanstaaten und auch der österreichischen Slawen, zumindestens der Südslawen. Die Selbständigkeitserklärung der Tschecho-Slowaken durch die Entente bekommt hier den Charakter einer für diese Rechnung geschaffenen Aktion. Ob Oesterreich-Ungarn bei gleichzeitigen Großangriffen an der italienischen Front dieser Umklammerung selbst bei einer Unterstützung durch deutsche Truppen gewachsen sein würde, ist sehr fraglich. Jedenfalls wird eine Politik, die mit unsicheren Faktoren rechnen muß, den Zusammenbruch und damit die Kapitulation Oesterreich-Ungarns als sehr wahrscheinlich ins Auge fassen müssen. Nicht unwesentliche Momente, die hier unerörtert bleiben können, sind geeignet, dieser Wahrscheinlichkeit den Charakter eines sicheren Faktums zu geben. Die selbstverständliche Sozialdemokratische Erklärung des Grafen Burian ist uns sehr wertvoll, sie könnte aber durch den Gang der Ereignisse sehr bald zu einer platonischen werden. Das Gewicht der Tatsachen würde stärker sein als alle Freundschaftserklärungen.

Unter solchen Umständen würde Deutschland gezwungen sein, den Krieg allein fortzuführen. Es ist anzunehmen, daß die Westfront zunächst sicher hält, und daß Deutschland aus der Ablösung seiner Streitkräfte vom Balkan und den österreichisch-ungarischen Kriegsschauplätzen eine Konzentration seiner militärischen Kraft gewinnt. Auf der anderen Seite aber würde der Machtzuwachs der Entente durch das Freiwerden der Balkan-, Orient- und italienischen Streitkräfte so enorm werden, daß diese innere Festigung reichlich ausgeglichen und mit fortschreitender Zeit hinfällig wird. Es hat keinen Zweck, diese sehr ernstlichen Tatbestände zu verschleiern oder zu beschönigen. Sie werden noch verstärkt durch gewisse moralische Folgeerscheinungen, die nicht übersehen werden dürfen.

Der ganze Ernst der Lage wird erst dann in das richtige Licht gesetzt, wenn man die ungeheure Stärkung der politischen Position der Entente in Rechnung stellt. Die Kapitulation der deutschen Bundesgenossen würde der Entente mit Recht die Uebergangung geben, daß die Abrechnung mit Deutschland nur noch eine Frage der Zeit sein kann. Selbst für einen Frieden unter weitgehenden Zugeständnissen würde kein feindlicher Staatsmann zu haben sein, und in keinem der feindlichen Länder würde die öffentliche Meinung der Unterwerfung Deutschlands in irgendwie wirksamer Weise widersprechen. Schon die feindlichen Erfolge an der Westfront haben bewiesen, daß ein geringer Anstoß ausreicht, um gigantische Forderungen den Schein der selbstverständlichen Berechtigung zu geben. Deutschland würde also gezwungen sein, entweder den Kapitulationsfrieden aus den Händen der Entente entgegenzunehmen oder mit der Aussicht auf ein ungewisses Ende den Kampf unter schwersten Opfern fortzuführen. Sollte diese Alternative an Deutschland becontreten, dann erscheint es selbstverständlich, welchen Weg Deutschland gehen wird. Noch kann diese Alternative verstanden werden, aber nur durch ein sofortiges

Im Stammeis.

„Leopold... d, entzündlichen scho, i hab' sag'n woll'n: Herr Leopold — Herr von Leopold!“
 Der es vernichte, den Oberkellner in dieser Weise an den Tisch zu rufen, war Schwaffer. Leopold, der lust an einem anderen Tisch beim Bahnen war, konnte der freundschaftlichen Aufforderung nicht gleich Folge leisten, was Schwaffer zu der Bemerkung veranlaßte: „Alsdann, da hab's es, da seht's es! Jetzt'n is das wirtlich wahr, was i hört hab'; ma dert an Ober nimmer bei sein Lantnam' rufen, wie dös seit Menschengedenken der Kall a' wirt is, sondern muh Herr... ja aber wie muh ma sag'n? Woher soll denn a jeder Gast'n Familienname' von an Kellner wissen? Leop... verfür' G'sicht', allerweil vergißt i! Herr Leopold, wann G' so quat sein müchten und dann a wengerl zu uns überkommen — ja?“
 „Es handelt sich nämli um eine sehr wichtige Angelegenheit,“ ergänzte Oberberger.
 „Bitte sehr, bitte gleich,“ rief der Leopold von drüßern, „stehe sofort zu Diensten, Herr von Oberberger.“
 „Dast dös g'hört?“ sagte Spannaagl, „net nur, das er zu Dir Herr Oberberger“ laut, na, a in den Adelsstand erhebt er Di geg'n a Trinkgeld von an Erschler; und Du sperrst Di dagegen, eahm'n schuldigen Respekt d' erweisen und Herr“ zu eahm zu sagen.“

„Wer sperrt st denn dagegen?“ sagte Oberberger. „Aber bevor i an Menschen bei sein Nam' nenn', muh i do wissen, wie er heißt. — Leopold, also san G' so freundli und kommen G' amal her da!“
 Leopold erwidert: „Was wird angenehm sein, Herr von Oberberger?“ fragte er. „No a Krügerl? Schani, auf Sechs kommt ein Bier für'n Herrn von Oberberger!“
 Oberberger schüttelte den Kopf. „Weg'n den hab' i eina net g'rufen,“ sagte er. „Sondern... nämli i hör' da von dera Dingsda, von dera G'sicht'; d' Kellner dert ma nimmer kein Vorname' rufen, hör' i, sie leid'n's nimmer, les' i.“
 Leopold nickte zustimmend. „Die Kellner wollen es,“ sagte er, „ob sie's durchsetzen werden, in allerdings eine andere Frage.“
 „Warum denn nüt?“ sagte Stidler. „Ob i jetzt'n Ferdinand oder Herr Kamillhuber zum Kellner sag', is schlechtl' g'haupt wie g'sprungen. Die Hauptstad' is, daß er mi ordentlich bedient, das er st beim Zahl'n net 'irri' und daß i mi überhaupt net g'sten muh über eahm. Wann dös der Fall is, nachdem san' i meintswege a Herr Baron zu eahm. — Alsdann wie is denn Ihner weiter Name, Leopold? Huber? Gilt sehr! Von heut an san G' für mi der Herr Huber!“
 „Belungan is,“ sagte Oberberger, „seit wann G' Jahr' lag i Leopold zu eahm, und jetzt'n au meine alten Tag soll i mi an'n Herrn Huber g'wöhnen.“
 „Ma muh st no an ganz andere Sachen

g'wöhnen,“ seufzte Spannaagl, „beispielsweil' war i mit Lebtag g'wohnt, daß i fürs Gollach sechzehn Kreuzer zahl'; jetzt'n kostt's drei Guld'n...“
 „Wird anderst werd'n,“ fiel ihm Schwaffer ins Wort, „denn die Preisprüfungskommission laßt wieder was von sich hör'n. Zwa Jahr' lang hab'n die Herren, die dort amtier'n, in ihnern kommoden Bureauessel g'schlafen — jetzt'n is einmal san' i munter werd'n und geng'n's gleich an — und wie gach! A Offenbar geg'n die Preisstreiber, Stettendändler, Kreuzwucherer und wie d' neuchen Berufs alle heißen, soll da unternommen werd'n, daß's höher nimmer geht.“
 „Gach angeh'n tuan' i es ja — mit'n Mund,“ polterte Stidler; „a Offenbar geg'n die Kreuzwucherer haben' i a vor — vom Schreibisch aus! Hör' mir nur um all's in der Welt mit der Preisprüfungskommission auf — die hab' i schon d' längste Zeit am Zug und wann i von ihr hör', wadt mi der Buren. Zwa Jahr' amiert jetzt'n die Kommission — oder is's gar no länger her? — zwa Jahr' is's mindestens, und was is in dera langen Zeit g'scheh'n? Mir! Mundumadum um d' löbliche Prüfungskommission hab'n d' Preisstreiber machen desjen, was i woll'n hab'n, ta Mensch hat st drum g'schert! Die und seit san' i word'n, die Preisstreiber — trotz der Kommission, stuch und all'weil strecher san' i word'n, die Schleichhändler hinter'n Rücken — was sag' i, vor die Augen der Kommission! Und jetzt'n, wo d' Herrschaften ihner G'schirerln und G'schirerln scho aus'n st

berlehngen, wo f' an jeden Senff und a jed's Hintertürl' ferma, jetzt'n, im fünften Kriegsjahr, kommt der Preisprüfungskommissionar, rollt die Augen, poltert, schimpft — und hinterher lachen st d' Herr'n Gauner in Dußel voll über den plöglischen Buren von den bis daher so kommoden Herr'n...“
 „Die Preisstreiberi soll'n Hochverrat gleich' g'halten werd'n, wann der Vorstand der Kommission,“ sagte Spannaagl, „vielleicht daß dös do was muget.“
 „Gach mir muget's,“ entwid Stidler; „heut sammt die Lobestrif' auf Preisstreiberi legen muget's a mir, weil st jeder Kriegsgauner denkt: I muh ja net grad derjenige sein, der aufhängt wird.“
 „Was sollt denn nachdem g'scheh'n, wann net amal dös gilt?“ fragte Spannaagl.
 „I fürcht', heut is's scho zu allem a' spat,“ sagte er; „es werd'n neuche Verurteilungen aussalkommen, neuche Maßnahmen getroffen werd'n — all's schön und recht, aber daß f' was nützen, glaub' i net. Drüßer hält ma dawach'n soll'n, net jetzt'n. D' Beschädigten seiten waren im Anhang d' Stierern, aber dazumal haben' st die Sachen geh'n lassen wie's gangen is; inzwischen san d' Kriegsgauner allerweil stärker g'word'n und heut' is's so weit, daß der Staat gegen sie nur mehr ausrichten kann. Dös is mei Meinung über die Sack' — wann i mi irr', soll's mi g'reuen. — Herr Leopold Huber, zahl'n!“

Thomas Berger.

Interessantes und Aktuelles von diesseits und jenseits der Leitha.

Ja es ist jetzt nicht so einfach, der ungarischen Konkurrenz zu begegnen! Wenn die dort einheimischen Frauen — die doch auch, so sollte man meinen, die ungarische Grenzpolizei passieren müssen — dennoch ungefährdet mit Mehl, Butter, Eier, Fleisch etc. nach Wien kommen und mit diesen herrlichen Dingen zu den Wiener Geschäftsleuten gehen, dann darf es die Wiener Frau gar nicht wundern, daß sie überhaupt als Käuferin keine Beachtung mehr findet. Mit Geld wollen Sie bezahlen, aber meine Liebe, das ist heuer bei mir ganz ausgeschlossen, ich verkaufe nur an Ungarinnen und nur gegen Lebensmittel.“ — Das ist oft die Antwort auf die schüchterne Frage, einer sogar mit reichlich viel Geld Ausgestatteten, die sich ein Kostüm machen will oder ein Seidenkleid oder überhaupt irgend etwas zum Anziehen. Und so etwas kann einer Dame nicht etwa nur in der Vorstadt passieren, sondern mitten im Herzen der Stadt, in einem eleganten Geschäft, dessen Besitzer wahrheitsgemäß sagte, daß er am Liebsten keinen Wiener Kundenschaft etwas verkaufen möchte, und direkt erschrickt, wenn eine Wienerin die Tür aufmacht. „Was habe ich vom Geld, etwas zu essen ist mir lieber.“ — Und dieses Argument ist entschieden stichhältig.

Also nicht nur, daß die Ungarn alles gute, Genießbare vor uns voraus haben, sie nehmen uns noch unsere Kleider weg, bleiben während der Schneiderproben, die oft vierzehn Tage, drei Wochen dauern, in Wien und essen natürlich auch nicht von ihren mitgebrachten Lebensmitteln, die gehören doch dem Schneider! Daß man nun auch diese Frage berührt, kommt daher, daß wir recht geizig geworden sind angesichts unserer Wiener Approvisionierungsverhältnisse. Die Augen des Gesekes sehen so etwas nicht, die Ohren des Gesekes hören es auch nicht und deshalb sei hier davon erzählt, warum so viele Ungarinnen so überaus lang in unserer Stadt weilen und uns im Gasthaus die besten Bissen wegschnappen. Will man sich einmal durch das Gasthausgehen seine knappen Lebensmittelvorräte strecken, kann man gar nicht früh genug kommen. Die Ungarn sitzen bereits breitpurig da, mit Kiesenpaketen herrlichen Kornbrotes — an diesen Packeten erkennt man sie schon — und haben bereits die ganze Speisekarte durchgegessen. Wel bleibt dann auch zu den höchsten Preisen nicht mehr. Wür wären ja gar nicht so voll Keid, wenn diese Wiederer uns etwas von ihrem Ueberfluß abließen, aber man wird an ihrer Grenze toteschossen wegen eines kleinen Lebensmittelschmuggels und wir sind gutmütig genug, alle möglichen derartigen Ausschreitungen ihrerseits bei unserer Lebensmittelknappheit ruhig zu dulden. Was tun sie denn anderes als wir? Sie essen bei uns fertige Speisen und wir wollen für teures Geld ein wenig Nahrung für unsere Familien hereinbringen, die unterernährt sind. Wir sind dabei unseres Lebens nicht sicher und ihnen machen wir es so unendlich bequem! Und die Ungarn können doch wahrlich die Unterernährtheit nicht als Ausrede gebrauchen

Wenn schon dem Unfug nicht gesteuert werden kann, daß die Ungarinnen uns hier sogar die Kleider wegkaufen, so müßten sie doch mit den mitgebrachten Lebensmitteln wenigstens sich selbst hier versorgen. Aber leider sind alle Anregungen, die man zur Hintanhaltung der wirtschaftlichen Mißstände bei uns gibt, umsonst. Ja die Ungarinnen führen

nicht nur wohlgenut unsere Kleider von hier aus, auch die sämtlichen Dienstvermittlungsbureaus stehen unter ihrem Banner! Welche Wiener Hausfrau kann gegen die Konkurrenz auskommen, die ihr eine ungarische Dame auch auf diesem Gebiete macht? Mehl, Fett und Fleisch ist der Dienstvermittlerin natürlich lieber, wie die armselige Bestechung in Gestalt einer Zehn- oder Zwanzigkronennote. Und dann bedarf es auch gar keiner besonderen Ueberredungskunst, ein Mädel zu überzeugen, daß die Fleisch- und Mehlspeistöpfe der Ungarin wirklich voll sind. Kurz, die Ungarn machen uns nicht nur außerhalb des Landes, auch innerhalb der Wiener Stadt recht viel Ungelegenheiten. Interessant und aktuell ist es z. B., daß in Wien wieder in anderen Kreisen, in denen des kleinen Mannes, „die Verwandten aus Ungarn“ alltäglich zu Besuch kommen und den Tag darauf wieder zurückfahren, dabei bringen sie Milch, Butter, Mehl und Fett, Fleisch in halb gebratenem Zustand etc. massenhaft nach Wien. Dagegen hätten wir ja gewiß auch nichts einzunwenden, wenn man all dies zu normalen Schleichhandelspreisen erlangen könnte, aber bei Preisen wie 5 Kronen für 1 Liter Milch, 30 Kronen für ein Kilo Mehl, 90 Kronen für 1 Kilo Paprikaspeck, 90 Kronen für ein Kilo Butter, 80 Kronen 1 Kilo halb gebratenes Schweinefleisch — kann natürlich nur ein Kriegsgewinner allerhöchster Kategorie von diesen Liebesgaben seitens der Ungarn Gebrauch machen. Wenn schon die ungarischen „kleinen Leute“ sich diese Massen Schleichhandelswaren verschaffen können, wie groß muß die Ueberfülle bei den ungarischen Großgrundbesitzern sein und wie stets unerklärlicher werden die Verhältnisse auf dem Gebiete unserer Marktbekleidung seitens Ungarns. Obst ist in Ungarn effektiv zum Schweinefüttern da, die Zwetschken werden überhaupt nicht beachtet und wir bekommen keine einzige Zwetschke auf den Wiener Märkten zu sehen. Da gibt es dann noch immer keine Organisatoren auf dem wichtigsten aller Gebiete bei uns, auf dem Wirtschaftsgebiete nach fünf langen, langen Jahren!

Eine der größten Kalamitäten ist ja die Kartoffelverfälschung, da hört man ja, trotzdem eine Ueberfülle von Frühkartoffeln beschlagnahmt wurde, noch immer nichts von einem größeren Quantum als ein halbes Kilo pro Kopf, und dies, wenn es gut geht, binnen 14 Tagen!! Wo sind diese Unmengen von Frühkartoffeln hingekommen, die doch bekanntlich faul werden, wenn sie nicht bis zum Oktober gegessen werden! Die Schleichhändler wissen das genau, sie sind eben Fachleute und „verschleudern“ jetzt schon ihre großen Vorräte um 4 Kronen per Kilo!!! weil sie eben genau wissen, daß sie verfaulte Waren nicht mehr an den Mann bringen; so gutmütig sind ja ihre Kundschaften nicht, wie diejenigen der Gemeinde Wien! Und so könnte man noch lange gerechterweise weiter raisonieren und viele Wahrheiten erzählen, die wohl überall und an allen Stellen wohlbelannt sind, über die man aber mit echt wienerischem Gleichmut und dem stets so inhaltsreichen: „Da kann man nig machen,“ hinweggeht. Aber wir Hausfrauen wollen da nicht mehr mittun.

Wir verlangen unbedingt eine gemichtige Stimme im Räte unserer Stadtväter, unsere Vertretung durch grundgeschickte Frauen, die genaue Kenntnis dieser Dinge haben, die die Interessen der Einzelwirtschaften ohne jede Parteifärbung vertreten und uns endlich aus dem Dilemma herausführen, in das wir immer tiefer versinken, so lange nur Männer über Wirtschaftsfragen zu entscheiden haben!

Claire Patel.

Die „neuen Herren“.

— Allerlei Grotesken. —

Wenn ich mir auch alles eher als ein langes Leben wünsche, überkommt mich dennoch manchmal der Wunsch, zu erfahren, wie wohl die Welt nach ein paar Jahrzehnten aussehen wird. Vorläufig umgibt uns ein Chaos. Es ist alles wie auf den Kopf gestellt. Man mag wie lebhaften Geistes immer sein, es kommen Stunden, wo man absolut nicht instande ist, sich den Verhältnissen anzupassen. Irgeinein Instrument fehlt, um uns dem Geschehen einzuschalten. Wir verlieren den Kontakt mit dem Alltag. Und kennen uns nicht mehr aus.

Wir sprachen, hörten und lasen Jahrzehnte lang vom unterdrückten Volke. Ich selbst stand mit in den Reihen jener, die für die Armen und gegen das Elend kämpften. Deshalb konnte ich auch nicht an einen Krieg von Volk gegen Volk glauben. Wir und jenen, die gleich mir dachten und handelten, galt nur ein Ziel des Kampfes wert. Das Ziel war, Elend, Not und Unwissenheit aus der Welt zu schaffen. Gegen diese allein erschien uns ein Kampf nötig. Ein solcher hätte ein wirklich „heiliger Krieg“ werden müssen.

Statt dessen kam dieser furchterliche Krieg. Der Kampf um die Macht. Und während draußen Berge von Leichen sich türmen, das „Kriegsglück“ hin- und herwogt, entspann sich hinter der Front, ferne vom blutigen Gemetzel, ein sonderbarer Kleinkrieg. Als sollte das Wort des großen Nazareners: „Die ersten werden die letzten, und die letzten werden die ersten sein“ sich derzeit zum Teile erfüllen, kamen die letzten und allerletzten in die Höhe und allmählich stanken, wenn auch nicht die ersten, so doch jene, die dank ihrer Intelligenz und ihrer Arbeitsleistung zu den ersten gehörten, in die Tiefe. Sie verarmen völlig. Der intelligente Arbeiter gleitet von dem ihm unbedingt nötigen Standard of life herab. Die Lehrerin zum Beispiel muß Magdendienste verrichten, der Lehrer steht täglich der grauen Not gegenüber. Daß er und alle intelligenten Arbeiter sich in bezug auf Nahrung nicht nur einschränken müssen, sondern auch Entbehrungen erleiden, die ihre Gesundheit und Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen, ist noch das kleinere Uebel. An üppige Lebensführung waren sie ja auch vor dem Kriege nicht gewöhnt. Geistig Arbeitende lebten auch früher nicht wie Epikuraer. Aber sie waren doch „Herren“. Sie konnten ihre Kulturbedürfnisse befriedigen, die ihnen mehr galten als die Leiblichen.

Nun gleiten sie aber nieder, sie sind nicht nur nach oben, sondern auch nach unten abhängig. Dienstboten, Tagelöhner, Greisler, Flickschuster, Höherinnen, Bauern und alle jene, die mit einem gewissen Respekt vor ihnen standen, sind infolge des Krieges die „Herren“ geworden. Das Volk hat nicht nur verstanden, die Konjunktur materiell auszunützen, sondern sie auch in moralischer Hinsicht zu mißbrauchen.

woan mir verstehe mich, bitte, nicht. Ich denke jetzt nicht an die „hohen Löhne“. Sie sind infolge des geringen Kaufwertes des Geldes oft sogar kleiner, als die Löhne vor dem Kriege. Die Magd konnte von ihrem Monatslohn sich zwei Paar Schuhe kaufen, jetzt muß sie zwei-drei Monate für ein Paar Schuhe dienen. Auch den meisten Arbeitern ergeht es nicht viel besser. Und jenen, denen es besser ergeht, die so viel erwerben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, kann man es vergönnen. Ihre Bedürfnisse sind ja anderer Art als die der Intellektuellen. Sie können in zerschlagenem Rode in die Arbeit gehen, der intelligente Arbeiter büßt dabei Ansehen ein und verschlechtert seine Aussichten auf Karriere. Sie können leben und wohnen, wie sie wollen, der intelligente Arbeiter muß repräsentieren.

Und nun hat er noch außer diesem aufreibenden Kampf, der mit zum Kampfe ums Dasein gehört, den ihn völlig zermürbenden Kampf mit dem Volke. Es hat sich gegen ihn verschworen. Mit den hohen Löhnen kennt ihm das Bewußtsein von einer Macht, die keine Pflichten kennt. Geistig trotz alldem Kinder, von Ethik und Verantwortlichkeitsgefühl völlig unberührt, geberden sich diese Leute wie Kinder, die Eltern oder Lehrer „spielen“. Wäre es nicht so traurig, man könnte oft lachen, wenn man diese kleinen Leute in ihrem Tun beobachtet oder davon mittelbar betroffen wird. Wie könnte ein Herr oder eine Dame so ihre Macht den Untergeordneten fühlen lassen; nie vermag ein intelligenter Arbeitgeber in dieser Weise einen Angestellten behandeln, wie jetzt diese kleinen Leute gegenüber ihren Arbeitgebern auftreten.

Man hat es ja früher oft genug erfahren, daß der Korporal dem Rekruten gegenüber viel brutaler

ist, als der Offizier. Wir wissen, daß die Meister, die am schwersten in ihrer Lehrlingszeit gelitten haben, mit fast sadistischer Grausamkeit ihre Lehrlinge quälten. Und daß keine Dame einen Dienstboten so schlecht behandelt, wie jene Hausfrau, die durch einen glücklichen Zufall aus der Magdstellung zur Herrin emporgehoben wurde, ist längst und allgemein bekannt.

Früher waren es Einzelfälle, jetzt sind sie alltäglich. Es dünkt einen wie eine Ironie des Schicksals, daß während wir Jahrzehnte lang bestrebt waren, das Volk emporzuziehen, seinen geringen Intellekt zu entwickeln und seine Gleichberechtigung durchzuführen, dieses Volk nur den Begriff von Hammer und Ambos kennt. Es weiß nichts von den Pflichten, welche die Macht hat. Es kennt nicht den Begriff von „Noblesse oblige“. Es wird Hammer, weil seine Faust benötigt wird, und haut nur, ohne jedes Verständnis für die Wirklichkeit, darauf los.

Vielleicht offenbart sich hier ein blinder Naturtrieb, der entweder zerstören oder Gutes schaffen wird. Vielleicht rächen sich nun Sünden unserer Urahnen oder vielleicht sind dies Zeichen der „neuen Weltordnung“. Wer weiß es? Die Antwort birgt die ferne Zukunft in ihrem dunkeln Schoß. Und vielleicht ist es doch gut, wenn man nicht so alt wird, um es zu erleben.

Malvi Juchs.

1/X. 1918

21

wurde, ist es bei uns nicht möglich gewesen, diesem Beispiel zu folgen. Nun aber schlägt die zwölfte Stunde. Die Ueberzeugung ist allgemein, daß eine Umgestaltung Österreichs ein Gebot der Notwendigkeit ist, daß die jetzige Verfassung nicht mehr im Einklange steht mit den Forderungen der Zeit und der Entwicklung der Nationen, und ebenso zweifelt niemand daran, daß endlich etwas geschehen muß, um die Finanzen in der Monarchie zu ordnen, um die Einnahmen des Staates zu

güter zu einem angemessenen Preise an den Verbraucher zu bringen, wurde die zwingende durchgeführte Preisbeschränkung notwendig. Die Rationalökonomie besitzt eine so viele Haut, daß sie diese Erscheinung gar nicht als Schmach empfindet. Heute ist der staatliche Höchstpreis eine Selbstverständlichkeit, und fast niemand hört die Umfrage heraus, die aus der Lausache dieser Notwendigkeit dem Wirtschaftselben vermissend entgegenbringt.

Auch dies wird in dieser großen Zeit erlebt, daß der Mensch die Natur, wenn sie aus ihrer unendlichen Güte üppige Fülle ausgoß, forrierte und ihre Produkte lieber der Verächtlichmachung preisgab, als daß er sie zu billigen Verbrauch auf den Markt brachte. Wir sahen in Frühlingsgottesprache die Räume weiß vor Blüten leuchten. Aber die Frucht ist nicht mehr Erzeugnis der Natur, an der alle teilhaben, sondern Objekt der Spekulation. Menschenhand prüft in Gottes Werk — und ob wir Früchte sehen werden, ist sehr zweifelhaft. Zurückhaltung der Ware ist eine allseitige Erscheinung. Die Produktion übt Schand, die keiner Bedürfnisbefriedigung dienen kann und höchstens minderwertigen, zu diesem Zweck eben gemachten Infiniten schmeißt, gilt nicht als schmachwürdig, wenn sie nur durch die Weimachtigkeit des Straßengesetzes hindurchgeht. Man sieht: die Ware ist nicht so sehr Mittel der Bedürfnisbefriedigung, als ein Mittel der Spekulation; sie gehen nicht borthin, wo das größte Bedürfnis ist, sondern borthin, wo der größte Gewinn zu erwarten steht; sie ist nicht dazu da, um der Allgemeinheit zu dienen, sondern, damit einzelne an ihr verdienen.

preis zu nehmen, und nannte einen viel niedrigeren Preis, mit der Begründung, daß sie auch bei diesem ihren angemessenen Verdienst fände; es sei unchristlich, sagte sie, die Stadtleute mit so hohen Preisen zu plagen. — Dies ist keine Legende, wie wohl es wert ist, als Legende für alle kommenden Zeiten bewahrt zu werden. Diese alte Bauersfrau der Welt, und die Geschichte ist wahr. Aber Menschen solchen Schlages sind die besten, übriggebliebenen einer längst vergangenen Zeit. Es ist unbedenklich, daß sie sich in unseren Tagen behaupten. Wer seinem Weien nach zart, edel, gültig ist, wird es schwerlich in dieser Zeit bleiben können, in der der Faustkampf um den Vorteil herrscht. Man muß schon eine sehr heroische Seele besitzen, um Verzicht zu üben in-mitten einer Umwelt, die nichts als Ruhen und Genuß will. Wie hohl, kraft, egoistisch und ungeistig die Wirtschaft in ihrem Innersten ist, zeigt sich am deutlichsten, wenn die äußeren menschlichen Gelebe, die ihren Gang einigermassen regeln, außer Kraft treten. Sehen beispielsweise die preisbestimmenden Wirkungen der Konkurrenz und Güterausgleich, fort die Maste: „Bedürfnisbefriedigung und Güterausgleich“, und, zur Macht Herrschaft der Monopolisierung gelangt, offenbart sich die wahre Gestalt der Wirtschaft: ihr absoluter Wille zur Tyrannei, zur Ausnützung der Situation.

Der Krieg hat im Alltags des Wirtschaftselbens diese Demaskierung unzählige Male vorgenommen. Man betrachte zum Beispiel nur die Erscheinung der staatlichen Höchstpreise. Da die Wirtschaft in dieser Notzeit nicht den Geist der Freiwilligkeit und Gemeinschaft besaß, die unentbehrlichen Sach-

Verfall der Realität.

Von Hans Ratouel.

Statt Realität könnte man natürlich auch gut deutlich Wiederkeit sagen, wenn diese gut deutliche Wiederkeit eben nicht längst im Schwunden wäre und nur noch unter dem fremden Scheinbegriff der „Realität“ ein kärgliches Dasein führte. Unserer gesamten stetiger Abwärtsentwicklung daß sie in langsamer, aber stetiger Abwärtsentwicklung jeden ethischen Sinn verliert und so das Leben, anstatt es zu vereinfachen, kompliziert, anstatt es zu erleichtern, aufschwert, anstatt es zu verschönern, unheimlich macht. Auf diese Komplexierung des Lebens bildet sich die „Nationalökonomie“ nicht wenig ein, und sie arbeitet unerschütterlich daran, den Lebensapparat immer noch raffinierter zu gestalten, um so das gesamte Dasein, wie ein Monopol, in die Hand zu bekommen. Die Wirtschaft beherrscht das Leben; sie weckt Bedürfnisse, um sie, wenn es ihr so beliebt, zu befriedigen, oder sie unbefriedigt zu lassen, oder ihr die Befriedigung möglich zu erschweren; denn längst nicht mehr ist die wahre Bedürfnisbefriedigung der Sinn der Wirtschaft, sondern der Profit.

Eine Bauernfrau, noch eine von dem seltenen, guten alten Schlag, die ländliche Erzeugnisse auf einen städtischen Markt brachte, legte es ab, den staatlich festgesetzten Höchst-

* Der Zukunftsbauer. Im Gemeindegasthause eines zwei Stunden abseits der Nordwestbahn gelegenen Dorfes sitzen einige Bauern. Sie trinken Wein und rauchen Zigarren oder Pfeifen. Die Unterhaltung ist sehr schleppend und bedächtig. Die Deutschen haben es auch nicht nötig, ihre Gedanken mit Sitzgeschwindigkeit auszutauschen wie die Stadtleute. Jetzt, da die Ernte zum größten Teil unter Dach und Fach ist, können sie sich sogar zum Mundausmachen gehörig Zeit lassen. Ihre Unterhaltung ist denn auch weniger ein Gespräch mit längeren Pausen als eine lange Pause, unterbrochen durch kurze Gespräche. Die meiste Zeit begnügen sie sich damit, den Rauchwolken nachzusehen, die sie eifrig vor sich hinpaffen, oder die Fliegen zu beobachten, die an den trüben Fensterscheiben herumsammeln. Plötzlich nimmt der Woislhuber die Pfeife aus dem Mund und sagt: „Samstierer kommen.“ Seine Tischgenossen drehen die Köpfe nach dem Fenster und schauen auf die Straße hinaus, auf der ein halbes Duzend Männlein und Weiblein mit leeren Rucksäcken und Körben im Gänsemarsch ihren Einzug in das Dorf halten. „I moan, jöht soll m'r hoamgehn,“ sagt der Steinbüchler und trinkt sein Glas leer. — „I'weg'n dö Samstierer?“ fragt der Klöbelbauer. — „Jo, ma kann nüt wissen, wos an' dö bamischen Weaner Tract steh'n woll'n.“ — „Wann du dö wiss'n möchtest,“ wendet der Mitterwöger ein, „nachher muast auf d' Erdbäpselfelder gehn, nüt hoam.“ — „Mir können alle Weaner mitamm' loan Erdbäpfl mehr steh'n,“ erklärte der Woislhuber, indem er seine Pfeife ausgieht. — „Gast leicht schon alle einbracht?“ fragt ihn Mitterwöger. — „Jo,“ sagt der Woislhuber schmunzelnd, „und an'bracht aa schon wieder.“ — „Wie teuer hast sie denn verkauft?“ fragt einer der Bauern. — „Verkaust hob' i' nüt, i' hob's eintauscht,“ antwortet der Woislhuber. — „I' tausch' nig mehr,“ brummt der Steinbüchler und winkt mit dem leeren Glase den Wirt herbei, damit er ihm noch ein Viertel bringe. „Alle Kammern und alle Stub'n hab' i' schon voll Sach'n. Wann i' no weiter tausch'n tat, müassat i' mit oan neuch'n Stadel bauen lass'n zu dö Feh'n und Scherb'n, wos oan dö Weanerleut' zuaschleppen.“ — „Sih'ih, bist nüt g'scheit, wann du dir loan neuchen Stadel bauen laßt,“ lüchelt der Woislhuber. — „Du narischer Zips, du,“ schreit der Steinbüchler und spuckt verächtlich mitten in die Gaststube, „moanst, i' werd's dir nachmachen und mein' Stall aa no voll G'wand und G'rasselwerk eintauschen? Was mach' i' denn nachher mit so viel Kram?“ — „Was i' machen werd', dö's kannst du wohl aa machen,“ antwortet der Woislhuber, ohne aus der Fassung zu kommen. — „Was kannst denn du machen, eppa oan Winkel am Budel nehmen und mit dera Kramuri hausieren gehn?“ fragt herausfordernd der Steinbüchler. — „Oha!“ ruft der Woislhuber, „i' will ganz was anders anfangen mit dö Sachen, was i' eintauscht hab.“ — „So red', was d' moanst,“ drängte der Klöbelbauer. — „Jo, red', Woislhuber, leicht hast d' oan guaten Plan. A verflizter Pffiffitus bist ja alleweil g'wesen, sagte der Mitterwöger. — „Alsdann lofts,“ hub nun der Geschmeichelte an und sah würdevoll einen nach dem andern an. „Geld hab' i' g'nua, dö's wihts, nüt?“ — „Jo,“ scholl es dreifach zurück. — „Ein'tauschte Sachen hab' i' aa schon g'nua,“ fuhr der Woislhuber fort. — „Mehr als g'nua,“ bemerkte Klöbelbauer. — „Und g'arbeit' hab' i' mit mein' Wei' und meine Kinder grad aa net z' wen'g, bevor der Krieg ang'hebt hat,“ führte der Woislhuber weiter aus. — „Dös ham ma alle g'nua,“ erklärte der Steinbüchler. Der Woislhuber nahm einen Schluck und sprach dann weiter: „Wann ma g'nua Geld, g'nua Sachen und aa von der Arbeit g'nua hat, so möcht ma amal aa g'nua Ruah ham, nüt?“ — Die Befragten nickten beifällig. „Alsdann werd' i' jetzt meine Felder verlanzen und mi in d' Ruah setzen,“ sagte der Woislhuber. „I' rühr' loan Pflug, loa Sensen und loan Dreschkegel mehr an.“ — „Von was willst denn ober leben, wann

du koane Felder mehr hast?“ fragte der Steinbüchler. „Vom Tauschen,“ antwortete der Woislhuber und fuhr erläuternd fort: „Jöht tausch' i' mit denen, was nig z' essen ham, nachher tausch' i' ganz oansach mit denen, was loa G'wand und loa Wäsch' nimmer ham. Jetzt tausch' i' Lebensmittel gegen Sachen, nachher tausch' i' aber Sachen gegen Lebensmittel. Wann dö's mehrere von uns Bauern so machen, so soll mi der Teurel hol'n, wann af d' Leht nüt dö Stadtleut' Erdbäpfln und Körnbäpfl selber andauen, nur daß i' was ham, für was so sich nachher a Hofen ober a Hemad bei uns eintauschen können.“

Der Eindruck in Deutsch-Oesterreich.

Wien, 4. Novbr. (Priv.-Tel.) In vorsichtiger Regie wurden gestern erst der Abschluß des Waffenstillstandes und heute dessen Bedingungen veröffentlicht zugleich mit einer Würdigung des deutsch-oesterreichischen Staates, in der es heißt, daß die Deutsch-Oesterreicher an der Hoffnung festhalten, mit dem Deutschen Reich zu einem organischen Ganzen verbunden zu werden. Diese Erklärung erregt schon das Mißfallen der „Sonn- und Montagszeitung“, die ein deutsch geschriebenes Organ der nichtdeutschen Elemente Deutsch-Oesterreichs ist. Dort heißt es, je mehr die Deutsch-Oesterreicher die Betonung dieses Wortes auf die zweite Silbe legen würden, desto günstiger würden die Bedingungen sein, unter denen sie mit der Entente Frieden schließen könnten. In diesem Stil geht es weiter. Es würde genügen, die Auslassungen dieses Blattes niedriger zu hängen, müßte man nicht doch darauf hinweisen, daß die „Sonn- und Montagszeitung“ in früheren Zeiten in enger Beziehung zum Ministerium des Aeußern stand und auch jetzt noch zu Kundgebungen benutzt wird, zu denen sich ein wirklich deutsches Blatt nicht hergibt.

Die Stimmung in Wien ist auch keineswegs liebedienlich gegen die Entente, sondern ganz im Gegenteil, sie ist niedergedrückt. So groß und allgemein die Friedenssehnsucht war, so überwiegt doch die Schmerzempfindung über die Art der Beendigung des Krieges die Freude am Ende selbst. Die Deutschen fühlen sich tief gedemütigt, obendrein von einem Feind, dem es nie gelungen war, sie militärisch zu überwinden, trotzdem sie zu ihrer Abwehr immer nur eine Hand frei hatten. Zähneknirschend fügt sich Deutsch-Oesterreich, weil es nicht anders kann. Aber wenn die Italiener glauben, die kerndeutschen Gebiete südblich des Brenner dauernd zu behalten, so irren sie sich. Auch die Tiroler sind zu ausgeblutet, um jetzt einen Volkskrieg entfesseln zu können, aber die Weltgeschichte ist noch nicht zu Ende. Es bleibt abzuwarten, ob Wilson zu der offenkundigen Vergewaltigung so reindeutscher Städte wie Bozen, Meran und anderer schweigen wird. Sonst beschäftigt die Wiener nur der Gedanke, ob faktisch noch eine Besetzung ihrer Stadt durch die Entente kommen wird, oder ob auch Deutschland rasch genug zu einem Waffenstillstand gelangt, um dies überflüssig zu machen. Ein Teil der Bevölkerung würde allerdings die Besetzung etwa durch die Engländer nicht ungern sehen, aber nur aus Gründen der Sicherheit, denn die Organisation der Volkswehr ist noch nicht gelungen, sodaß gestern die Stadt eigentlich unbesetzt gewesen wäre, wenn nicht die jüdische Nationalgarde ein Bataillon zur Verfügung gestellt und

auch mehrmals interveniert hätte. Der Stadtkommandant der antisemitischen Stadt Wien dankte dem Führer der jüdischen Nationalgarde als Helfer in der Not.

Im Stammbrel.



Beitrag' san dös, "sagte Spannagl, "Beitrag' das Gott erbarm'! Mojon dös no juhr'n soll, i moß 's net!"

"Du an allgemein'n Mikkel, dös is amal klar, "sagte Spannagl. "Selbst er, der sonst so Mundere, war an diesem Abend ernst und in sich gefehrt; Spannagl setzte ein über das andere Mal. "Zitlicher brummt dann und wann etwas vor sich hin, auch Oberberger sprach wenig, und die Stimmung im Trinkzimmer war gedrückt. Leopold Suber, der Doer, ging langsam von einem Tisch zum andern, befreit, von den Besprechungen der Gäste irgend etwas aufzunehmen, um sofort darauf über die Angelegenheit, von jedem Standpunkt her, beleuchtet, unterrichtet zu sein. "Selbst Edam, der heitere Stillo, war nicht so heiter wie sonst, sondern beflößigte sich einer gewissen feierlichen Demeantheit.

"... und wann i mir no so oft vorlag, heut steht d' Wischid' schlecht, morgen kann 's scho wieder anderl sein, "sahr Spannagl lort, "i kann ma net helfen, mir geht das Ganze im Kopf unanander und macht mi betrosfen. "I trach net, ob 's an jeden so geht, aber i lur mei Heron, i

g'ipht' d' allgemeine Meilage in mein innern Menschen so genau, daß 's ma sogar 'n Appetit berlegt hat."

"alsdann jetzt, haben met i jhar net, "sagte Oberberger, denn Spannagl hatte, während er von seiner appetitlosigkeit sprach, jedoch die zweite Portion Sultans mit Gedächtnis verbiert bekommen, an die er sich nun mit dieser heranzumachte; "wie i seh, schmect 's Dir no allemal ganz guat! Daß die Org' heut an jeden von uns jwidt, dös is ganz klar..."

"Was willst'?" sagte Oberberger, "vielleicht is 's heiser a so; und wann alle so trambappert das stehen, wie mir biers, war 's erl recht g'leicht! "Schliegl kann intersant nit dognun, sondern muß 's Maul halten und wahren, was weicher kommt. "Uetl Sur's net, "jammerte Spannagl; "werd's es sehgn' und wer wird 's Bad zu allererst ausgießen? Der Mittelstand — Des werd's es seh'n!"

"Doch ja recht, "entwiderte Oberberger, "aber wann i ehrlt sein will, i fur mein Heron bring an rechtshaffenen Jur'n auf d' Bulgaren net auf, an well i find', daß 's grumtschickeln san. "Was wissen denn wir, wie eahn d' Bierverordner auf d' Skappen g'fleg'n san, wie sie's lefziert und malträtiert hab'n, bis sie's endli drantragt hab'n! "Weg'n san d' Bierverordner d' großen Felder — werten si in d' Struht und sag'n: "Spannagl's her, was ma all's imstand san!" — als ob dös a Verdienst war für die großmächtige Organisationskomitee, a so a san wunng's Landl eing'rieden!"

"manigsmal hadeln ma uns, manigsmal wirt d' g'firtien, daß d' Beien flieg'n, aber sehr um d' Hand is d' Cad' wieder beiligt. Jeder legt 'n andern sei Meinung, jeder derf reden wie eahn der Schnabel g'machen is — und so kommen ma rumderber mitanander aus. — "Saggt's, und so man i, was im san geht, muß a im großen nicht sein. "So wie bei uns da herum' im Beisel jeder 's gleiche Recht zum Essen, zum Saufen und zum Reden hat, so müssen — wenn 's nur nebeneinander leh'n können — wenn 's nur wollen! "I siß net ein, warum in aner G'fesshaft der ene jufament vor 'n andern was borans hab'n muß, wo stellt denn dös g'schrieb'n? "Jeder hat die gleiche Pflicht, jeder 's gleiche Recht, jeder aber — natürlicherweise — genießt a d' gleiche Achtung. "Wann jeder jeder angeltne glaubt, er is mehr als der andere und für eahn muß a Extrawurk abtragen werd'n, nachdem hört si natürlich all's auf. "Iber muß denn dös sein?"

Thomas Berger.

Im Stammbrel.



„Ma? wenbele sich Schwaffer an Oberberger, was is dem eigentl' mit Dir? ...“

„Seel i dasmal 'n Frieden net mit ried', sondern in alle Glicke g'spür' ...“

„Gann's wahr wär' ...“ sagte Spannagl, „wann's recht hättst ...“

„Seor i 'n net sich, glaub' i net an eadn, ...“

„Frieden man i, der wird no mit viel Sammer und Delend phakter sein.“

„Stamm lso sein,“ sagte Oberberger, „aber wann ma nur amal seht, es is der rechte Weg ...“

„In aner Zeit, wie der jehigen, redt ma net mehr von Essen, ...“

„Gott erhalt Dir Deht Geduldsam,“ sagte Schwaffer, „aber i, gang eurti g'ret' ...“

„Du bet Deine garten Beschlungen zu Bärntinnen und Seitenhandl' ...“

„Sch, geh, tina ...“

„Bei dera großen Namahnt, d's jst'n in da Welt anhebt, ...“

„Stist's, wie ma dös vortomm't ...“

„Gentler werd'n speranghebt aufg'riffen, ...“

„D' d'rübel werd'n g'runt' ...“

„Dös glaubt aber bloß, mei Siebel' ...“

„Red' ja bon meiner Wohnung, ...“

„Und mit der alten G'mütslichkeit,“ sagte Schwaffer, „i kann m'r net helfen, ...“

„Sind i a — gang, das nämliche hat' i mit a sepo demt,“

„Stf' für 's Stettenuerschehn bis in alle Zeit,“

„Gännt, bereidigte Föj Schwaffer, ...“

„Gang eurti g'ret' ...“

„Gang eurti g'ret' ...“

Thomas Berger.

Am Stammbel.



„Vest'n wird's halt haben: B'hat di Gott, altes Döberreich,“ sagte Döberberger; „trauri — aber mach.“

„S' sind's net so trauri,“ erwiderte Schickler; „s' alte Döberreich war scho andersch mach, dös muß eschm sei better Freund lassen! B'leischd' hast s' heidie mehr; denn kunn' an der Kauff' nur recht sein.“

„S' mach gar net, wie ma a so reden kann,“ sagte Döberberger; „s' tols is bei uns zu stand net all's am Schickel gangen, über d' Schickampert' war dös a ewig's Stamm'n und Stammel'n; aber dös ma secht'n herrsch' und 'n alten Döberreich mit mir dir

nur 'n Kaufsch' gibt — dös g'fallt ma net! S' bin im alten Döberreich jung g'weilt und alt g'word'n; dös i mit secht auf meine alten Tag' in an Gendel 'rechtshuden soll, kon denn no niemand recht weilt, wie's aus'scham'n wird, dös will ma net eint in Schickel.“

„Siecht es, secht halt es,“ sagte Schickler. „Da halt Dir aberweil Stenckungen g'wunschen, und secht'n, wo s' da san, is's a Dir net recht.“

„Alles mit Maß und Ziel,“ erwiderte Döberberger. „Stenckung — Selbstbestimmungsrecht — all's schön, aber dös bei der Gelegenheit giel's a ganze Döberreich schickel geht, dös müßt' net sein! S' hab' ma dent, s' neuche Döberreich wird im großen gangen so aus'scham'n wie's alte, mit ohne d' beühinte d'herreichliche Schickampert'...“

„... und anstatt a Döberreich ohne Schickampert', hast secht'n so g'nast a Schickampert' ohne Döberreich,“ bemerkte Schickler.

„Wit is all's recht,“ sagte Döberberger, „so ober so — nur der Frieden soll endli kommen!“

„Er is ja eh scho auf der Was',“ bemerkte Schickler, „aber weg'n d' herrschenden Stenckung's-

schwierigkeiten geht d' Fahrt net so g'gleich, wie ma's hab'n müßt.“

„Stellecht wird überhaupt mir drans,“ seufzte Schickampert'.

„Ah, was denn net gar,“ beruhigte ihn Döberberger. „s' Friedensengert hat secht'n oft g'ma wieder eingen müffen, kann das secht's auf'n Weg g'macht hat; dasmal kunn's, dös is gang g'weilt.“

„S' frutt is mir, dös s' Friedensengert gar sa Gangel is, sondern a Kausel, das B'ktion hab',“ sagte Schickler. „Stenckert bin i, sein Schickel aus'scham'n wird! Stamm g'handt ma, dös er frutt is — bunnst, falkt eschm wieder was Stenck's ein.“

„S' müßt', dös er hinter seine Spinnle endli amal 'n letzten secht: Stämmi 'n Schickampert',“ sagte Döberberger. „Meine Herr'n, an mit hat der B'ktion allerweil an Freund und Stenckung g'habt, a zu aner Zeit, wo's no modern war, auf eschm los'schaden, hab' i eschm immer d' Stenckung g'halten, weil i so s' Stenckel g'habt hab', dös is a Stamm, der weilt, was er will und mit dem si d'herreich'n

lacht. Stenck, was er secht'n treicht, dös geht scho s' weilt! Quat, sag' i, in' d' Stenckung in Stenckampert' einteilt'n, wannst willst, aber ma müßt' do endli will'n, in wie viel Stenck no was — und wieder was — und heut was Stenck's — und morgen — zu d' Stenckampert' Stenck' no an... und no an... und no an...“

„hört's ma auf, dös is ja scho weilt's schickel!“

„Was mit betriffst,“ sagte Schickler, „so kenn i mi in dem gangen Stenckel immer aus; am liebsten legst i mi schickel und stund' erst wieder auf, bis d' neuche Stenckung, die uns beprochen wird, fir und frei is. Wit brunnnt scho der Schickel von die vielen Stenckampert'!“

„So geht's net,“ sagte Döberberger, „sondern an leben. S' secht' mi immer mit dem alten Stenckel: Es wird net so heilt Stenckel als wie secht' Stenckel kommt aus dem Stenckel auf d' secht no was gang Stenckung's auffa. Stenck' an's bin i neugiert: B'ie d' raxische Stenck' heut in an Stenck um die Zeit austenck; wann mit d' spanische Stenckheit übercht, werd' i's ja ber'scham'n. — Herr Leopold, sag' mi.“ Stenckampert'.

Wie lange noch?

Böser Geist: Licht? Luft?
Weh dir!
Faust, erster Teil.

Von dem Selbstbestimmungsrechte der Völker Österreichs, das Wilson verlangt, hängt der Friede Europas, hängt unser Sein oder Nichtsein, der Bestand uralter staatlicher Einrichtungen, die Frage, ob ein Rest von Kultur aus Blut und Brand gerettet werden könne, und unendlich vieles andere ab. Deshalb ist es von der höchsten Wichtigkeit, entscheidend über Leben und Tod — denn ohne Frieden müssen wir verhungern —, ob man drüben, bei den Gegnern, glaubt, daß das, was bei uns geschieht und sich vorbereitet, ehrlich und aufrichtig ist.

Selbstbestimmungsrecht der Völker!

In einer dunklen Stube des k. k. Landesgerichtes in Straßach sitzt ein Polizeirat, prüft Verordnungen und Weisungen und erlaubt oder verbietet, was das selbstbestimmende Volk der neuen Demokratie lesen dürfe oder nicht.

Die Nationalversammlung, die den neuen Staat Österreich schuf, tagte in demselben Saale, in dem vor siebenzig Jahren, zum ersten Male, seitdem es ein Österreich gibt, Preß- und Versammlungsfreiheit verkündet worden sind. Die Nationalversammlung von 1918 hatte es weniger eilig als die von 1848. Man ist nüchterner geworden, staatsmännischer, auch in den Parteien, wo etwas Schwung und Begeisterung für die Sache der Freiheit natürlich und von Vorteil wären. Aber wenn man schon auf die Freiheit warten kann, auf den Frieden können wir nicht länger warten, und nicht vergessen hätte man sollen, daß er nicht kommen wird, solange wir uns nicht von der Aufrichtigkeit unserer jungen, als der Not geborenen Demokratie überzeugt haben werden. Wie und wen aber werden wir überzeugen, solange wir zwar alles Mögliche selbstbestimmen dürfen, nur was wir sagen und schreiben dürfen, bestimmt der Herr Polizeirat?

Wahrlich nicht darauf kommt es an, ob die Zensur morgen zum Teufel gejagt wird oder ob sie noch acht oder vierzehn Tage ein lächerlich gewordenes Dasein fristet. Das Verwerfliche ist, daß jeder Tag das Mißtrauen verstärkt, das — wahrlich nicht ganz ohne unsere Schuld — das schwerste Hindernis bildet, zum Frieden und etwas mehr Essen zu gelangen. Denn auf das eine ohne das andere, auf Essen ohne Frieden zu hoffen, wäre töricht und deshalb ist der weiße Fleck, früher nur das ärgerliche Symbol der versinkenden Polizeigewalt, jetzt mehr als ein Aergernis: er trägt dazu bei, daß wir länger hungern müssen, er verlängert den Krieg.

Die Nationalversammlung will uns den Frieden bringen. Die Nationalversammlung will uns Essen verschaffen. Sie erkläre Rede und Schritt für frei und sie wird die Bahn für die beiden freigelegt haben, die wir so dringend wie die Luft zum Atmen nötig haben.

Wie jämmerlich eine solche Zensur hinter den dahinstürmenden Ereignissen einherhinkt, zeigt jeder Tag. Gestern hatte der „Neue Abend“ auf Seite 2 einen weißen Fleck. Dort stand unter den Mitteilungen über die Kundgebung der deutschen Nationalversammlung, daß die Sozialdemokraten in ihrer Erklärung die republikanische Staatsform für das künftige Deutschösterreich verlangen und die Christlichsozialen hierauf mit einer dynastischen Kundgebung antworten werden. Ungefähr zu derselben Zeit, wo der Zensur diese Mitteilungen strich, geschah das Ereignis in der Nationalversammlung, und heute schadet es offenbar der Bevölkerung nicht mehr, wenn sie in sämtlichen Zeitungen die Worte der sozialdemokratischen Erklärung liest: „Bei der Wahl der verfassunggebenden Versammlung und in dieser Versammlung werden wir dafür kämpfen, daß der deutschösterreichische Staat zu einer demokratischen Republik werde (lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten, die sich von ihren Sitzen erheben), gegründet auf die Gleichberechtigung aller seiner Staatsbürger ohne Unterschied der Klasse, des Standes, der Religion und des Geschlechtes.“

Wir erhalten soeben das schriftliche Erkenntnis. Die Unterdrückung erfolgte „wegen Gefährdung außenpolitischer Interessen“. Sogar die dynastische Kundgebung; auch sie gefährdete gestern die außenpolitischen Interessen. Heute früh waren sie offenbar nicht mehr gefährdet. Bedarf es eines stärkeren Beweises dafür, wie völlig die Zensur den Kopf verloren hat? Sie weiß nicht mehr, was sie streichen, was erlauben soll; was abends staatsgefährlich, ist früh unschädlich. Staatsgefährlich und früh und abends schädlich ist nur eines: die Verblendung, die aus den Trümmern einer Welt den alten Polizeigeist zu retten sucht und sich nicht entschließen kann, sich zu den übrigen Toten zu legen.

gutes Gegenstück gegen die vom Genio besetzten Böden auf dem städtischen Müsenufer beiderseits Boulevarde ist im guten Fortschreiten."

seher Bilder und entdeckt irgendwo die Inschrift: „Rhenus silvestrum lambat Austria.“ „Der Rhein besetzt den österreichischen Raub.“ Wird einer der Redner leidenschaftlich nach diesem Schpruch weisen als einem politischen Selbstspruch?

Jedenfalls ist alles auf Geschichtszweckung vorbereitet: Saalbiener, Journalisten und Publizisten. Ja sogar ein auf der Tribüne aufgestellter Photographenapparat. Er hört das Szenarium ein wenig. Geschichtliche Augenblicke, auf die der Momentograph wartet und die er ein freundliches Grolgrolgeräusch aufzuheben bittet, sind gewöhnlich unhistorisch. Man hat es in Drest-Litovsk erlebt... Diesmal wird aber die Ausnahme die Regel bestätigen. Vollstretter sind doch etwas anderes als Diplomaten.

Der Abgeordnete Dr. Waldner bestiegt um 5 Uhr 5 Minuten den Präsidientenstuhl.

Schärf und knapp hält der Entschluß in den Saal, daß es beginnt. Und jedes Wort, das diesen Entschluß unterstreicht, hat — wie im alten Parlament das Vernehmen zu Großherzogtum — sein dröhnendes, mannstärkliches Echo. Das geräuschte Krächeln des Redners, seine breite und sprechende Sprechart fordern es geradezu heraus.

Präsidenten und Schriftführer werden vorgelassen. Baldners Nachfolge tritt Herr Seib an — sein Schwager —, noch starker und entschlossener betonend, was sein Vorgänger ausgesprochen. Aber seine Rede hat eine neue Wendung: das Loblied auf die Demokratie, zu der in denselben Hause der Grundstein gelegt worden sei und die heute hier unabänderlich vollzogen werde.

der vorbringenden Erde des Siteraturcafés stehen Menschen in dichtem Spalier, schräg gedrängt, schweigend, in der Erwartung vielschicht, daß bombastisch aus dem breiten Mundhans ein neuer Staat herausfahren werde. Vor vier Jahren standen sie weniger schweigend vor dem Kriegsministerium. Ein Stück vom Ring in den Stadtkern, von außen nach innen, vom Wilde zum Besen. Der Szenenwechsel bezeichnet besser als irgend etwas sonst die vierjährige Erfahrung.

Drei aus Archiven zur Oberwelt beförderte Portiers halten Wache. Die Sirkung der kommenden ist streng. Man gelangt in den schönsten zweiten Hof mit dem Reparaturnutzen, wo vor sechs Jahren Fischerhof genau so der Tod Österreichs und die Geburt des neuen Staates verkündete wie die 200 Vollstretter es im Saale oben heute geläufiger zu tun gedenken.

Dieser Saal gibt das raumgewordene Bild der Gasse, in der er liegt. Klein, altmützlich, vornehm. Deutliches Himmelsthor, zu Kerzentracht besser passend als zu Glühbirnen und tagarellen Lampen. Etwas wie Kirchenstuhl weht in diesem Saal, der selbst in seiner höchstadeligen Schmalkheit wie ein Kirchengesäß anmutet. Eines freilich, in dem die Anständigen statt der Länge der Breite nach zum Vortritt schauen. Dieser Mar ist eigentlich ein Orgelstuhl, der mächtige wappengeschmückte Sitz des Präsidenten. Nicht, Erge, Gedrängtheit erzeugen eine verstrahlende Wärme. Insbesondere tastet der Blick die Wände, die Buchsauerbänke, die Decke ab, ergötzt sich dort oben an dem himmelblauen, goldenen Engelreigen, erinnert sich angesichts der über die Brüstung hängenden vielköpfigen Reugier gewisser Daunter-

Deutschösterreich beginnt.

Was die Menschen bei Kriegsbeginn in Zornheit rief und ihnen den Atem verschlug, das war die Erwartung, nunmehr Geschichte aus der Nähe zu sehen. Augen- und Ohrenzeugen dessen zu sein, was als gebrauchtes Pathos, als isoliertes Bild und als Abstrakt der Betrachtung fortlebt.

Ach, wie sehr wurde ihnen dieser Wunsch erfüllt! Was heute so schön und ernst in die Wangen geschnitten, was grün und bleich auf die Wangen gemalt, was groß aus Haupt gehäutet ist, das ist Geschichte. Ein sehr nüchternes und sehr großes Erleben. Dem Zeitgenossen bleibt selten mehr als die Nüchternheit, die Größe vermag er schwer zu fassen. Aber es gibt Augenblicke, wo ihm das Blut hebelhaft zu Dopsie steigt, durch die Saamwurzeln ein leichter Schauer krabbelst und das Herz die Stunde mit-schlägt. Dann macht er gleichsam einen Knoten in sein Gedächtnis und sagt sich: „Das ist Geschichte.“

Das alte reinlich-grüne und abellig-trunkliche Barockhaus des niederösterreichischen Landtages in der Herrergasse war gestern der Schauplatz eines solchen Augenblicks.

In der kleinen Herrergasse, die trotz ihrer Entfernung und prologischen Verrohung noch immer wie eine abstrakte Wandergalerie Altstiens wirkt, an

22./X. 1918

[Vor dem Landhaus.] Es ist heute viel ruhiger, gestitteter und geschnitzter, aber dafür freilich auch weit weniger begeistert vor dem alten niederösterreichischen Landhaus hergegangen, als in den Tagen des Völkerfrühlings, im März 1848, da in der Herrngasse und in der Landhausgasse sich die Menge drängte, die Studenten in den Hof des Gebäudes gestürmt kamen und von den Schultern ihrer Kommilitonen herab die einzelnen Redner Oesterreich und seine glorreiche Zukunft hochleben ließen, die verbündeten Völker Oesterreichs und die Freiheit. In dem Sitzungssaale, in dem am 13. März 1848 die niederösterreichischen Stände die Adresse an den Kaiser berieten, der Landmarschall Graf Montecuccoli die Petition der Studenten entgegennahm, hat sich heute die provisorische Nationalversammlung Deutschösterreichs konstituiert. Die Galerien des Landhauses bieten nicht allzuviel Platz. Sie sind auch gemeinhin nicht das Ziel besonders zahlreicher Neugieriger. Gelegentlich werden Fremde hineingeführt, und wenn sie etwas von Kunst verstehen oder wenigstens zu verstehen behaupten, so bewundern sie das prachtvolle Deckengemälde des Saales, auf dem die Austria der Vorsehung huldigt. Sonst finden sich hauptsächlich Vertreter von Interessentengruppen hier ein. Etwa Lehrer, wenn es sich um Schulfragen handelt, oder ein anderes Mal, wenn unten in Saale das Wohl und Wehe von Angestellten des Landes erörtert wird, deren Wortführer. Das „unten im Saale“ ist nicht allzu wörtlich zu nehmen. Kaum in einem zweiten Vertretungskörper sind die Besucher der Galerie denen im Saale in so nahe körperliche Berührung gerückt. Bei großen Sitzungen des Landtages freilich, namentlich bei jenen, in denen es stürmisch herzugehen verspricht und die Liebhaber von Schimpfworten und Schandalen auf ihre Rechnung kommen, hat auch diese Galerie ihre treuen Stammgäste. Wir erinnern uns der Sitzungen, in denen Groß-Wien auf der Tagesordnung stand und Graf Kielmansegg der damalige Statthalter, mit überlegener Ruhe und Sachkenntnis, gelegentlich auch mit kaustischem Humor und schlagkräftigem Witz den Luegers und Schneiders, den Schnabels und Scheichers die Stirne bot. Auch heute war die Galerie des Landhauses dicht gefüllt. Schon lang vor Beginn der Sitzung waren alle verfügbaren Plätze vergeben, und vor dem Gebäude hatten sich etwa zweihundert Leute angesammelt. Zuerst war es nur ein kleines Häuflein. Dann unterbrachen andere ihren Weg und erhielten von den patrouillierenden Sicherheitswacheleuten die gewünschte Auskunft. Das Publikum beobachtete mit aufmerksamer Andacht die Ankunft der Abgeordneten. Als die Mitglieder der Versammlung das Landhaus wieder verließen, wurden auch einige schüchterne Hochrufe laut; aber sie tönnten nicht allzu stürmisch und überzeugt, und bald lag die Herrngasse wieder in ihrem abendlichen, durch sehr wenige Laternen gestörten Dunkel da.

22./X. 1918

* **Misstimung.** Wozu es leugnen, was ohnedies ein jeder fühlt und empfindet in der Tiefe seines Herzens? Eine tieftraurige Stimmung lagert über der ganzen Stadt, deren Bewohner trotz der Entbehrungen und Leiden des Krieges den Mut nicht fallen ließen, auch in den schwersten und gewitterdrohenden Zeiten nicht, da die Kosakenhorden auf dieses Landes Boden standen, da die einst so mächtigen russischen Heere sogar davon träumten, in die Hauptstadt Ungarns einzuziehen. Budapest hat auch damals sein Selbstbewußtsein und seine Ruhe bewahrt, seinen Mut nicht verloren, hat kühn und vertrauensvoll den Dingen, die da kommen sollten, entgegen geschaut. Und jetzt? Als wäre eine Wandlung durch die ganze Stadt gegangen. Das Leben pulsiert wohl weiter, aber die rechte Lust und der rechte Frohsinn ist das nicht mehr. Wie ein schweres, nur halbunterdrücktes Stöhnen geht es durch die ganze Stadt, die allezeit so lebenslustig und vergnügt gewesen. Und die Ursache dieser Wandlung, dieses plötzlichen Stimmungswechsels, der über Nacht hereingebrochen? Budapest ist heute eine Stadt, der der Lebensnerv entzweigeschnitten worden ist. Das bische Leben und Zerstreuung, das uns all die langen Kriegsjahre übrig gelassen haben, als wollten sie uns unseren letzten Trost nicht nehmen, ist uns mit dem heutigen Tage genommen worden. Unserem Nachleben, das im Kriege ohnedies ganz verflümmert, ist der Garant gemacht worden. Ein gefährlicher und heimtückischer immerer Feind, die spanische Influenza, dezimiert unsere Reihen, rafft täglich blühende Menschenleben zu hunderten dahin. Die Theater mußten geschlossen werden, die Orpheen und Kabarets und all die anderen Unterhaltungslokale, an denen unsere Stadt auch im Kriege nicht ärmer geworden, mußten das Schicksal der Theater teilen. So wollte es die Obrigkeit. Und auch die Tanzschulen, in denen sich nach getaner Arbeit die tanzfreudige Jugend vergnügte, haben ihre Pforten geschlossen. Was wohl die armen kleinen Mädels dazu sagen, die den arbeitsfreien Sonntag kaum erwarten konnten, der ihnen den Tanzschulbesuch verhielt? Und die jungen Herrchen, wie werden sie sich dareinsfinden? Es ist fast unmöglich, sich heute in Budapest zu amüsieren. Auch die Kinos sind gesperrt worden und es kann Wochen dauern,

haben wir die unvergleichliche Jenny Porten oder den unermüdlichen Pyländer, das Ideal einer ganzen Generation von Backfischen, auf der „Leinwand“ wieder begrüßen können. Nicht einmal auf der Elektrischen kann man von heute an fahren, denn die Behörden haben auch in diesem Belange ein Nachwort gesprochen. Die Sitzplätze sind auf ein Minimum herabgesetzt worden. Man bedenke, bei diesem Andrang! Am heutigen Tage der „Neuordnung“ haben sich bei den Haltestellen recht erbauliche Szenen abgespielt. Nicht einmal in den Kaffeehäusern kann man seit heute ungestört eine Schale erbärmlichen Kriegskaffee „genießen“, denn laut behördlicher Verfügung müssen diese Lokale von vier bis fünf Uhr nachmittags gelüftet und gereinigt werden und um 10 Uhr abends ist Schluß. Ade, du liebes trauliches Budapestes Kaffeehaus! Und zu all diesen schweren Misereen, die einem die Lust zu jedweder Arbeit nehmen, gesellte sich noch die Antwortnote des Präsidenten Wilson. Seit Tagen hat man auf sie gewartet, wie auf eine Erlösung aus quälender Pein; aus der Ungewißheit sollte sie uns befreien, uns wieder froh machen über das nahe bevorstehende Ende dieses blutigsten aller Kriege. Und siehe, das gerade Gegenteil hat uns die Botschaft aus Amerika gebracht. Die Ungewißheit ist größer denn je und tiefe Verstimmung ist an Stelle der erwartungsvollen Spannung getreten. Überall wurde über sie gesprochen und debattiert, auf der Straße, daheim im Familienkreise, in den Bureaus und in den Klubs. Und beinahe überall kam die gleiche Meinung zum Durchbruch: man hat den Glauben an die Aufrichtigkeit und Lauterkeit der Absichten des allmächtigen amerikanischen Professors verloren. Aber auch in diesen für uns so traurigen Zeiten haben wir nicht alle Hoffnung verloren. Ein Fünkchen ist uns noch übrig geblieben und an dieses Fünkchen klammern wir uns, an die Hoffnung auf den baldigen Frieden...

24./X. 1918

Bilder vom Aufenthalte des Königspaares in Debrecen.

Debrecen, 23. Oktober.

Zu einer weltgeschichtlich, sowie auch in der ungarischen Geschichte bedeutendsten Zeit hat das Königspaar in der königlichen Freistadt Debrecen gewohnt. Die Leiden des Krieges, die Opfer, die fast jeder Ungar in den letzten vier Jahren gebracht hat, konnten die Begeisterung nicht herabstimmen, mit der heute Ungarn sein Herrscherpaar empfing. Der Krieg hat vielmehr den gekrönten König und die Königin sowie die Nation einander noch näher gebracht, und dieses innige, feste Zusammengehörigkeitsgefühl hat heute einen geradezu überwältigenden Ausdruck gefunden.

Schon der Empfang mußte jeden, der ihn miterlebte, tief ergreifen. Ein prachtvolles Bild tat sich vor den Majestäten auf, als sie in die Stadt einzogen. Ein Fünfergespann von herrlichen Hengsten des Koniuschlags führte den König und die Königin in die Stadt. Ein alter Mann hielt die feurigen Pferde im Zaume; ein eisgrauer, mächtiger Schnurrbart lief ihm um die Lippen. In himmelblauem, silberverschmürtem Uttila hielt er auf dem Bode. Er legte sich fast ganz zurück, um die kräftigen Rosse zu parieren. Und als sich dann der Wagen in Trab setzte, fortlegte das Königspaar ein Vandalium ungarischer Bauern. Sie hatten ihre Pferde vom Felde geholt, im schlichtesten schwarzen Kleide saßen sie in den Sätteln. Dieser Bauernzug schien die Anhänglichkeit des ungarischen Landwirtes für das Königspaar zu versinnbildlichen. Heibuden auf schneeweißen Hengsten folgten dem Galawagen. Ein Wald von Masten flankierte die Straße. Mächtige rot-weiß-grüne und blau-gelbe Flaggen wallten nieder. Von einem Mast zum anderen schlangen sich Reifigirlanden und Blumen, und die Straßen erfüllte eine frohgestimmte Menschenmenge, die dem Königspaar in frenetischer Weise huldigte.

Ein anderes Bild: die Deputationen der Komitate Hajdu, Békés, Bihar, Borsod, Heves, Jász-Nagylun-Szolnok, Szabolcs und Szatmár sowie der kön. Freistädte Debrecen, Miskolc, Nagybárad und Szatmárnémeti erschienen in der Saale des Rathauses vor dem Monarchen. Magnaten und Edelleute in ungarischer Gasa, Bischöfe in violetter Soutane, Bürger im schlichten, schwarzen Rod. Der Obergespan von Debrecen Zoltán v. Besprémy sprach in ihrem Namen. Fast jeder seiner Sätze wurde durch stürmische Jubelrufe unterbrochen. Das Hoch auf den König fand einen Widerhall, daß es durch die Fenster auf die Straße drang und dort ein sich immer weiter fortpflanzendes Echo weckte. Als dann der König, der als Honvéoberst erschienen war, dankte, drängten sich die Deputationsmitglieder an das Königspaar heran, hundertstimmige Ehrenrufe stiegen auf, der Jubel kannte keine Grenzen. König und Königin blühten tiefbewegt auf ihre treuen Ungarn, die ihr Herz in stürmischer Begeisterung hingaben.

Dann in der neuen Universität: unter dem Thronhimmel die Majestäten, ihnen gegenüber in altertümlichem Gestühle der Senat der Universität in kostbaren grauen Pelzen mit breiten weißen Krausen und Manschetten. Zu beiden Seiten der Männer der Wissenschaft die Bebelles in mittelgrüner Jade mit grauer, langgeflogelter, rotbesetzter Mütze, das gewaltige Zepter in der Faust. Rings herum die Minister, das Gefolge des Monarchen, die Würdenträger der Komitate und der Städte, geistliche Häupter, Generale und andere Festgäste. Graf Johann Zichy und Graf Josef Degenfeld sprachen. Der Monarch erwiderte. Dann drangen durch die hohen Fenster die Klänge des Hymnus und des Szózat, einschmeichelnd, besfeuernd, hinreißend, überwältigend. Eine Stimmung bemächtigte sich der Versammlung, die sich nicht schildern läßt. Weißköpfige, gebeugte Männer, die ehrwürdigen Leuchten der Wissenschaft, alle, alle nahmen die Töne auf. Ein Chor brauste durch den Festsaal, wie er gewaltiger und wirksamer nicht sein konnte. Das Königspaar vergoß Tränen. Etwas abseits, bescheiden, stand Zoltán Nagy, der zum Doktor der Staatswissenschaften sub auspiciis regis promoviert werden sollte. Er hat als Oberleutnant tapfer gekämpft und einen Kopfschuß davongetragen. Schwerverwundet lehrte er zu den Wissenschaften zurück und nun ward er der Auszeichnung zuteil, um die wir alle ihn bekleiden, der Auszeichnung, aus der Hand des Königs den königlichen Ring zu empfangen.

Zum Schluß die zu Kriegswohltätigkeitszwecken im Theater veranstaltete Matinee. Eine Künstlerin huldigte dem König als dem pflichttreuen und dem gütigen Herrscher der Ungarn. Ihr Vortrag löste einen Paroxysmus der Begeisterung aus. Das Publikum stand von den Plätzen auf, wendete sich dem Königspaar zu und jubelte es minutenlang. Unter nicht endenwollenden Ehrenrufen und dem lauten Wunsche „Auf Wiedersehen!“ verließen die Majestäten das Theater. Dieselben Rufe begleiteten sie, als sie wenig später nach Gödöllő fuhren.

Handelsminister Baron Josef Sztéryni äußerte sich nach seiner Rückkehr aus Debrecen über den Empfang des Königs folgendermaßen: Das Herz der ungarischen Nation für die Dynastie ist gestern in Debrecen in imposanter Weise zum Ausdruck gebracht worden. Es war wunderschön, wie diese ungarische Stadt ihren König empfangen hat.

Nachdruck verboten.

Beim Antel'n.

"Frau Bogltanz, in der Halle gibst's Eier! S' hab' schon für uns Platz g'macht und hol' nur noch d' Frau Muratschl, dann können mir g'lei geh'n."
 So rief die Frau Grossschopf durch das offene Fenster ins Zimmer der Frau Bogltanz. Diese hütelte gerade Wäsche. Sofort gab die Frau das heisse Eisen ihrem anwesenden Manne, den sie sich während der Kriegszeit zu allen möglichen häuslichen Arbeiten abgerichtet hatte. Dann nahm sie die Markttafel und machte sich mit der Frau Grossschopf auf den Weg zur Markthalle. Dort war das Tor noch geschlossen. Viele Leute harrten auf Einlaß. Die einen, die noch Wolle hatten, strickten, andere lasen die meisten aber unterhielten ein reges Gespräch. Eine Stunde war schon auf diese Weise dahingegangen. Man hatte über Hunger, Krankheit, über Essen und Kleidung und viele andere Dinge gesprochen, als plötzlich eine Stimme erscholl:

"Jetzt hört's aber schon awal auf, mit d' grauslich'n Sach'n. Bißt's denn gar nit ander's zum erzähl'n als allerweil nur vom Glend? Dungen S', Frau Bogltanz, lass'n S' was ausa, daß ma a bisserl laß'n können!"

Dieser Vorfall fand den Besfall der Umstehenden, und Frau Muratschl meinte:

"Ja, richtig, Frau Bogltanz, daß i nüt vergiß, was iwar denn das damals mit der Altwirt-Schulasterin ihrer neuch'n Schöß? S' hab'n g'rad davon erzähl'n woll'n, wissen S', wie ma beim Fleisch ang'stelt war'n, san aber nüt dazua, wia ma beim weil der Fleischhader g'rad'n Lad'n auf'macht hat. Wia, was war das mit der Schulasterin ihrer Schöß!"

Frau Bogltanz ließ ein behäbiges Lachen aus, winkte wie abwehrend mit der Hand und sprach:

"S' is ja eigentli nit d'ratt an der Sach'. Aber laß'n ma do, wann ma flecht, wia sich d' Deur heutigtags g'fret'n müass'n und a G'trett'n können. Hör'n S' zua: Da geh' i un-längst auf d' Roll, mit der Wäsch' und begeg'n

d' Altwirt-Schulasterin. Na, quate Mug'n hab' i, so flecht i a glei, daß d' Schulasterin a neuch' Schöß anhat. Und von an Stoff, der mei Lebtag für ka Brau'zimmer g'hoht. Aber es war ka Papiersstoff aus der Kriegszeit, sondern no a ganz selbne Friedenswar. I halt also d' Schulasterin auf und frag' i, wo i d' Schöß her hat. Bericht hat i mit der Dars' nüt ausa woll'n, dann aber hat i ma's eing'hand'n: Von ihr'n Mann seiner alten Hol'n, hat sie sich a neue Schöß mach'n lass'n."

"Gengen S', das gibt's ja gar nüt, daß ma aus aner Mannsüberhof'n an Drauerrod mach'n kann," ließ sich jetzt eine Zuhörerin vernehmen.

"Hab'n S' in Altwirt-Schulasta kennt, bevor jetzt Frau Bogltanz an die Unterbrecherin. Wann S' in Schulasta vor drei Jahr' g'lehg'n hätt'n, so tät ihner das nüt viel wundern, daß sich sei Mitte aus aner Hof'n von echm, Notabeue, wohl-gemerkt, aus aner Friedenshof'n, a Kriegsschöß hat mach'n lass'n können. Gel'n S', Frau Muratschl, der Schulasta hat hundertschöß's kilo g'woon' wie er eing'ruckt is," wandte sich jetzt die Erzählerin an jene.

"Jawohl, war da Sch'tacka so schwarz," befrägte die als Begnin Angerufene, und setzte hinzu:

"Hundertschöß's kilo Lebend'wicht. Davon hat er aber in seiner Altwirtzeit d' Hälfte einblängst."

"Ganz richtig," ergriff wieder Frau Bogltanz das Wort. "Ganz richtig. Einganger is er wia a böhmische Leinwand, und jetzt hätt' er in seiner Strollhof'n dreimal Platz drinn'. Weil er die Hof'n jetzt also nüt anzug'n kann, so hat sich sei Weib denkt, laßt Dir draus a Schöß mach'n. Sie hat mir aber aufbot'n, i soll nit jag'n, sie s'geniert sich so viel."

"Mein Gott," wendet jetzt Frau Grossschopf ein, "was heist'schenier'n. Da müass't sich un-ter Haus'raun a s'chenier'n. Was glaub'n S', was d' Lochter a Bauerntanserl g'macht. Und aus was? Aus'm Mantel von der heiligen Veronika, d' was viellecht schon a suß's Gahr in unse-er Ein-

fahrt flecht. Wann wieder bessere Zeit'n kumman, hat i' g'lagt — unse'r Hans'raun, nüt d' heilige Veronika — kriegt i' dazua an schönern, neuch'n Mantel."

"Ja, heis'n müass' sich der Mensch können," spricht jetzt die Frau Muratschl, "schau'n S' mei Nachbarn, d' Briatragerin, hat ihr'n Plan Menschel aus an all'n Parapli a wunderreit's Kladdl g'macht, und aus aner alt'n ledern' Tisch'n a Paar Schuachel. Wer sich heut' nüt d' heis'n weis, der is schon derschöpf'n."

"Das glaub' i wohl a," meldete sich wieder Frau Bogltanz, "wann mir uns unlängst nüt so d' heis'n g'wess'n, hör'n S' zua: Vor einige Tag bin i ung'reunt wia a Marr und hab' durchaus nit aufstreih'n können. I' Mittag aber kummt mei Mann und mei Tochter, d' Weill, ham, und alle dwa woll'n kahna Ess'n. Ganz verzagt war i schon, da salt ma ein, wart', geht amal in d' Kriegs-luchl in unse'r Gass'n. Nicht, i geh' hin und hol' durt für uns Drei a Mittagmah. Supp'n und Fleisch hat's tan. Nur mit der Supp's hab' i mi nüt auskennt. Sie war nüt dick und nüt dünn, nüt flüss' und nüt lauer, nüt braun oder grau, und g'schmeckt hat i' nach gar nit. Fir, dent' i mir, und g'schmeckt der Alte wieder ausfeuern und's Madl wieder a Schwoferl mach'n."

"Mei Mann kost' d' Quaprei'," Das düstert a Keldch (Kochl) sein, sagt er, "aber a Pfeffer seist dazua." Na, i hab' a wengel an Pfeffer g'habt, den hab' i in d' namenlose Quaprei' einigeb'n und jetzt hat i' mein' Alt'n g'schmeckt. I' heis'n müass' ma sich wiss'n, hat er g'meint und hat das Papperel'samm'pukt. Wia dann d' Weill kummt, hab' i auf'paßt, was d' an der G'sicht' sagt.

"Mir scheint, das soll'n Kürbis sein," hat d' g'mant, "aber da tolliert a bisserl a Bucker'nein-kommen."

"I hab' ihr an Buder geb'n. So," sagt mei Tochter, "jetzt is das Zeug erst zum G'nias'n. Da, wann ma sich da nüt heis'n können."

Wia dann alle dwa draus war'n, bin erst i über mein' Teil g'angen. I hab' aber tan Pfeffer und tan Buder mehr g'habt. Nur a Kackerl Essig war no dazua. Hab' mit also den einig' schütt' in

d' Kriegszuaprei' und hab' dann schmabuliert. Und hab', wia i jetzt war, a g'lagt: Ja, wann ma sich da nüt heis'n können!"

Die Zuhörer lachten. Nur erhob eine sehr ab-gelärmt aussehende, sehr spinnastige Frau ihre Stimme:

"Mein Gott und Herr, S' laß'n da, als wann mir d' best'n Zeit'n hätt'n, derweil schaut dazua'm's lebendige Glend aus an jed'n Wink'l vüna (hervor).

"Na, und glaib'n S' viellecht," entgegnete Frau Bogltanz, "daß's Glend dabourennt, wann mir jetzt alle da auf'n Haufen beinand' stengen und uns geg'neilig anlamentieren? Um ka Mäkel wird unse'r Glend leichter, wann mir uns a d' schwersten Gedonk'n machen. I sag' halt a so: Ewi können d' jetz'n'n Zuck'and' nüt dauern. Nach'n Reg'n is no immer schön wurd'n und nach an jed'n Krieg is is no der Fried'n kumma. Aber nüt laß'n soll'n, wann am zum Laß'n is, bloß weis d' Zeit'n traurt san, dere'r Anschauung bin i nüt. Wann i über was laß'n müass', so laß' i halt und wann i glei an Hunger hab. Drum hab' i a gestern laß'n müass'n, wia i durch die Pfarrgass'n geh und d' Dunsthalerin beim G' durt von der Ströy'n flecht sieh. Wissen S', durt, wo flecht allerweil der Bwies'trowot g'stand'n is, heist das, er flecht ja jetzt no allerweil durt. Aber seit er unter d' Kriessgewinner gungen is, is er ja ka Krowot nimmer, sondern der Herr Gringungsverschleiser. Gestern hat er Zwetsch'n g'habt. D' Kriag'n aber nur seine Auserwähl't'n. Für alle andern hat er Gurt'n. D' Dunsthalerin hat also a Zwetsch'n woll'n, und daß i a kriagt, hat i' n' Herrn Gringungsverschleiser recht schön tuan woll'n. Und grad wia i vorbestimm und an Angenblick zum Standl' zuck'schau, hör' i, wia d' Alte so recht flecht müass' sagt: "I bitt recht schön, Herr Krowot, könnt'n S' mir nüt a an halb'n kilo Zwetsch'n zuatunma lass'n?"

"Na, i trag' ihna, soll da Mensch do nüt laß'n...?"

In diesem Augenblick würde das Tor der Markthalle geöffnet und mit einem Schlag ver-summte die Unterhaltung. Die Ausgabe der Eier begann.

S. Ringens.

26. I. 1918

Nur den Kaiser retten!

Das deutsche Volk steht nun, darüber schafft Wilsons letzte Note vollständig Klarheit, vor der Wahl, entweder die schwersten, ja demütigendsten Waffenstillstandsbedingungen auf sich zu nehmen oder auf seinen Wilhelm zu verzichten. Daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes diesen Verzicht mit männlicher Fassung zu tragen vermöchte, unterliegt wohl keinem Zweifel; aber den Mut, den Herrn abzusehen, bringt man anscheinend in dem Lande, in dem die Autorität noch nachwirkt, wenn sie schon ausgehöhlt ist, doch nicht auf. Es scheint, daß die neue Regierung entweder nicht den Mut hat, von Wilhelm den Rücktritt zu fordern, oder nicht die Kraft, den Kaiser von der unerläßlichen Notwendigkeit zu überzeugen; aus eigenem ist aber Wilhelm entschlossen, dem Reiche lieber die schwersten Opfer aufzuerlegen, als seine Herrlichkeit freiwillig aufzugeben. Man will es also mit weiteren Verfassungsänderungen versuchen und bildet sich dabei augenscheinlich ein, Wilson damit genuggutun. Gestern wurde der Artikel 11 der Verfassung abgeändert. Bisher war bestimmt, „der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse mit fremden Staaten einzugehen“; nun wird das alles an die Zustimmung des Reichstages geknüpft. In der letzten Note hat Wilson darauf hingewiesen, „daß das deutsche Volk kein Mittel hat, die Unterwerfung der Militärbehörde des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen“; über ihm steht eben die berückelte Kommandogewalt des Kaisers. Das soll nun abgeändert werden; diese Kommandogewalt soll an die Reichsregierung übergehen. In Frage kämen da wohl folgende Bestimmungen der Verfassung: „Die gesamte Streitmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers steht. Alle deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des Kaisers unbedingte Folge zu leisten; diese Verpflichtung ist in den Fahneneid aufzunehmen.“ Wie Kaiser Wilhelm diese Bestimmungen der Verfassung aufgefaßt hat, geht aus vielen seiner rednerischen Erzfesse überdeutlich hervor. Bei einer Rekrutenvereidigung der Garderegimenter in Potsdam hielt der Kaiser am 23. November 1891 eine Ansprache, in der er sagte:

Ihr habt euerm König und obersten Kriegsherrn soeben einen heiligen Eid geschworen und seid nunmehr des Königs Soldaten geworden... Ihr habt den Eid der Treue geschworen euerm Kriegsherrn... Ihr habt den Feind niederzukämpfen, Ihr habt auch im Innern die Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese Fahnen werden euch unbesiegt übergeben; ihr habt dafür zu sorgen, daß sie in Zukunft unbesiegt bleiben. Ich habe euch ein schönes Kleid geschenkt; macht euch dessen würdig!

Bei der Vereidigung der Marinerekruten am 8. Dezember 1894 sagte der Kaiser in Wilhelmshaven:

Ihr tragt des Kaisers Noth, ihr seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen; ihr nehmt eine besondere Stelle ein und nehmt Pflichten auf euch.

Am 18. November 1897 versicherte Wilhelm II. den Berliner Rekruten nach der Vereidigung:

Wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Mann und kann unter keinen Umständen das erfüllen, was in der preussischen Armee von einem Soldaten verlangt wird... Eure Aufgabe ist es nun, treu zu mir zu halten und unsere höchsten Güter zu verteidigen. Sei es

gegen einen Feind nach außen oder nach innen, zu gehorchen, wenn ich befehle, und nicht zu weichen von mir.

Ähnliche Reden lehrten alle Jahre wieder. So auch am 7. November 1900 an die Rekruten aus den Berliner Vororten:

Ihr habt mir Treue geschworen, das — Kinder meiner Garde — heißt, ihr seid jetzt meine Soldaten, ihr habt euch mir mit Leib und Seele ergeben; es gibt für euch nur einen Feind, und der ist mein Feind. Bei den jetzigen sozialistischen Antrieben kann es vorkommen, daß ich Euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen, was ja Gott verhüten möge, aber auch dann müßt ihr meine Befehle ohne Murten befolgen.

Versteht man nun nach diesen Reden, daß der gesamten Welt des Auslandes dieser „Kaiserismus“ als eine Macht erscheinen muß, die gefährlich ist für den Frieden und daher vernichtet werden soll? Und kann man es noch Majestät nennen, wie Wilhelm sich an das Amt klammert, das aufzugeben heute sittliche Pflicht wäre?

Im Stammbesl.

„Was hast denn?“ wendete sich Schwaffer an Stichter, „dass Du gar so dassi dast?“ Hat d' innere Wunder war' s' kan' s'.“

„Net guat is ma,“ knurrte Stichter, „mit Scheint i hab' d' Spanische, weil...“

Weiter kam er nicht. Ein Schrei — ein Krach. Schwaffer war mit einem jähen Ruck aufgesprungen und an das andere Ende des Tisches gesluchet, wo er sich ängstlich verdingte. „Ah, so was, ma sei so gut,“ schrie er, „jetzt geh' aber g'schwind aus meiner Näh'! D' Spanische hat er und geht in's Wirtshaus! Wirt net scham, dass D' hantkommst, Du Bagillenträger Du? Leg' Di in 's Bett, schwig' und tu net unschuldige Menschen in Lebensgefahr bringen!“

Auch Spannaal war ängstlich und gab durch eitriges Nicken mit dem Kopf seine Zustimmung kund, Oberberger aber blieb gelassen. „Tut's Euch nix an, meine Herren,“ sagte er, „so g'fährlich is D' G'sicht net. Erhens trag'n die Spanische nur Tent in die besten Jahr' und zu die wirt Du Di doch net kühl'n, Stichter — oder ja? Zweiteus,“ wendete er sich an Schwaffer, „is die Vorbedingung,

hab' i g'lesen, Unternährung, und dass Du unterernährt bist. Du bezirksbekannter Hamster, dass kanst do net fürchten, dass D' die Grippe kriegst, und Du Di net fürchten, dass D' die Grippe kriegst, und der Stichter net, dass er i' hat.“

„All's sehr schön,“ erwiderte Schwaffer, „dass d' Bagillien nur auf d' Jungen und d' Unternährten geh'n, was i ganz genau — ob's aber d' Bagillien wissen, dös is die Frag'! Na, lieber Freund, i bin net so leichtsinnt' wie andere, i gib Nachdacht auf mei teurer's Leben! Teuer is 's, dös is wahr, sonst is net viel am Leben d'ran, aber i hab' nur dös anzige, dös is die G'sicht...“

„Angstneier,“ sagte Oberberger, „scham' Di!“ „I halt's mit der Vorsicht, die besanntermachen d' Mama von der Weisheit is,“ erwiderte Schwaffer; „wann's Selbstbestimmungsrecht der Völker scho so weit war, dass a jeder mitbestimmen deret, also a i, dann möcht' i bestimmen, dass gegen d' Spanische viel radikaler vorgegangen werden mügt' als wie jetzt. Keine halberten Sachen! Beispielswen, wann i zum bestimmen hab', dann sag' i: All's wird g'spirt — d' Wirtshäuser, Kaffeehäuser, all's. Traumbay derjet a lane verkehr'n; brauch't's nur einischau'n in so an Traumwaggon! Da drinnet geb'n i' d' Bagillien quasi Heudezwous, thuree für

Peinungen net inflinier'n. Die Sack' muß durchg'macht werd'n, da gib't's amal nix; i kopf hängen s'lassen, wär' g'leht. I man, ewig kanst der jetzige Wirbel net dauern, es müssen wieder amal ruhigere Zeiten kommen, und wer weiß, ob i net viel näher kan, als ma heut' mant.“

„Du bist a Optimist,“ jammerte Spannaal, „i bin net so wie Du, i fürcht', i fürcht', i werd' d' bessern Zeiten net meyr dertleb'n, weil i längt d'rhungert bin bis dahin...“

„Schapperl,“ lachte Oberberger, „hat Di 's f. t. Ernährungsamt net d'rhungert lassen, wird 's der Nationalrat a net tun. Nur sa Kopfsack sein, und Du wirt' jehg'n, was Mannesmut is!“

„Wijegert,“ rief er, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, „Zehne is in fünf Minuten. Da hast 's rennen, hinnen... Leopold zahl' u!“

„Da sticht ma, was Mannesmut is,“ sagte Stichter hämisch; „scham' Di! 's Selbstbestimmungsrecht der Völker is an der Tagesordnung, und Du hast net amal d'ham das Recht, selbst z' bestimmen, wie lang das D' anschiebt.“

Die Worte waren an Oberberger gerichtet, aber er hörte sie nicht mehr, da er das Lokal bereits eilig verlassen hatte.

Thomas Berger.

Ballplatzwinkel.

Von Karl Fr. Nowak.

Wien, im Oktober.

Täglich komme ich jetzt dreimal am Ballplatz vorbei. Das Haus, durch dessen Portal der Krieg ins Land gerufen wurde, durch dessen Portal jetzt die Friedensnoten und Notenantworten ziehen, liegt stumm und tot da. Es gibt kein wichtigeres Haus jetzt in der Monarchie als dieser alte, vornehme Palast, den Maria Theresia noch auf den Ballhausplatz hinstellte, und dessen Inschrifttafel über dem hohen Tor überdies den Namen des großen Kanzlers Marias, des Fürsten Kaunitz, trägt. Seit Benzel Kaunitz haben hier mancherlei Herren gegessen, keiner so schrullig wie Kaunitz, der im Hochsommer den Pelz umhing, wenn er im geschlossenen Wagen die zwanzig Schritte zu dem gegenüberliegenden Trakt der Burg seiner Herrin zurücklegte, keiner solch ein Sonderling und keiner doch auch nur halb so bedeutend wie er. Hier sah der listige, elegante Metternich, Andrássy zerbrach sich hier den Kopf über die ersten Veruche, die Balkanfrage zu lösen. Und in seinem Arbeitszimmer hinter dem großen Balkon, hinter dem türhohen Fenster, dessen helle Rollvorhänge jetzt immer heruntergelassen sind, als wäre die Herrschaft verreckt, stöhnte dann Kolomozi, daß er weder rechts noch links, noch überhaupt in einer Richtung marschieren könne, da ihm durch Bismarcks Politik beide Flügel gebunden seien... Es gab hier wohl länger als ein Menschenalter Diplomaten, die den Durchschnitt zu überklettern keinen Ehrgeiz hatten, gab wohl mitunter einen, wie den guten, ahnungslosen Goluchowski, der eine ganze Weile im europäischen Konzert mitspielte, ohne daß er selbst merkte, welche miserabile Musik er machte und auf welchem Instrument er eigentlich spielte... Bis dann Aehrenthal kam, der „österreichische Bismarck“...

Aehrenthal hat es immerhin dazu gebracht, daß man sich in Europa überhaupt daran erinnerte, daß es einen Ballplatz gab. Und daß man eine Zeit sogar nach dem Ballplatz zu horchen begann. Aber hier sehen auch schon die ersten Wetterzeichen ein. Da die ersten aufzudeckenden Blitze noch einmal verfliegen, gilt der „österreichische Bismarck“ schnell für einen großen Staatsmann. Unmittelbar nachdem er gestorben war, hatte sein Nachfolger sich freilich mit den Fehlern abzufinden, die in der serbischen Politik mit der Verleumdung Italiens begangen worden waren. Jetzt hatte das alte, vornehme Palais am Ballplatz noch einmal große und bewegte Tage, die größten und bewegtesten, seit es stand. Was Kaunitz sich für Maria Theresia im Notenwechsel mit dem bösen Fritz ausdachte, war eine Kleinigkeit gegen die Konzepte vom Hochsommer 1914. Man sah dem hellerleuchteten Hause förmlich von der Straße an, wie fieberhaft alles arbeitete. Und aus dem hohen Portal schmetterte dann die serbische Note in die Welt.

Alles war damals stockdunkel um den Ballplatzwinkel. Der Hofburgtrakt, dicht gegenüber, lag leer, ausgestorben, öde, wie der ganze, weite, verlassene Kaiserbau, in dem der alte Herr ja niemals wohnte. Vom Parlament herüber, über den Volksgarten her, blinkte kein Lichtschimmer, und auf dem Helldenzplatz ritten Karl von Asperrn und Prinz Eugen von Savoyen, von dem die Leute in den Kaffeehäusern sangen, auf ihren Steinsokeln durch tiefste Finsternis. Nur das Haus am Ballplatz flammte in allen Stockwerken. Der Platz an sich ist vielleicht der kleinste der Welt, und die Autos, die Minute um Minute mit ihren strahlenden Augen aus der Nacht rundum ankamen, die Autos stauten sich. Die stille feine Fassade stand im grellsten Azurplendlicht. Das Hin und Her hatte kein Ende. Im Torhaus leuchtete der lange Portier unter dem großen Goldhut, dieser so durch und durch österreichische Würdenträger mit dem schwerbetrefften Zweifelhut, der selbst so feierlich und eindrucksvoll war, als sollte der Herr Portier jeden Augenblick den Vorsitz eines europäischen Kongresses übernehmen... Die Erzellenzen drängten, überließen sich nur so. Im Halbkreis draussen gafften die Neugierigen, die Schutzleute standen, wie die Autos kamen, jede zweite Sekunde stramm. Ja, man hatte es eilig und man hatte es wichtig. Und stand mit seiner Arbeit, indes alles rundum im Dunkel lag, in hellster, bengalischer Beleuchtung da. Wirklich, ganz Europa schaute her.

Jetzt komme ich täglich dreimal am Ballhausplatz vorbei, aber es ist nunmehr immer still dort, immer leer, immer wie ausgestorben. Die Vorhänge hinter dem großen Balkon bleiben herabgelassen, obzwar die Herrschaft in Wirklichkeit gar nicht verreckt ist, das hohe Tor ist weit geöffnet, aber nur selten kommt einer, selten nur geht einer. Der Herr Portier ist oder scheint auch nach den vier Jahren derselbe geblieben, wenigstens ist der Goldtreffenhut bestimmt noch derselbe, und der lange Mantel, der noch den Schnitt der Herren Portiers der Vormärzdiplomaten und Metternichzeit zeigt, hat immer noch die zehn blauen, flachen, goldenen Knöpfe, die ich schon in jener Nacht 1914 bewundernd zählte. Nicht ein Knopf ist abgerissen, nicht ein Zwirnstrang ist schlapp geworden, fetter, ja, die Fäden selbst der Diplomatenportiers sind zäh, sie reihen nicht so schnell, wie allenthalben nach Rußland reifen, und auch andre Drähte. Um das Palais herum ist es abends diesmal eigentlich immer viel heller als damals. In der Hofburg erleuchtete Fenster, durch den Volksgarten her, wo die schöne, blasse Elisabeth vor Goldfischen, Schilfroten und herblich welkem Herbstlaub träumt, fern klimmernde Lichter, auch im Parlament schimmert's. Nur in dem Hause am Ballplatz ist's jetzt ganz dunkel, immer dunkel, merkwürdig dunkel, stockdunkel. So im bloßen Vorübergehen kann man ja freilich von all der Tätigkeit darin nicht viel erkennen. Nur wenn man die Fassade nach dem Minoritenplatz

zu hinunterschlendert, kann man durch die bis zum Boden vergitterten Fenster in die kellerartigen Arbeitsräume hinuntersehen, die noch erleuchtet sind. Große Regale laufen an den Wänden in diesen Räumen herum, lauter Pappkartons stehen in den Regalen. In diesen Pappkartons ruhen die auswärtigen Gesandte der Monarchie. Wenn man aber im Vorübergehen einen Blick hinter die vergitterten Fenster wirft, sind die Herren, die hier arbeiten, eigentlich immer tätig auf die gleiche Art. Sie holen die Gesandte aus dem einen Karton, legen sie in einen andern Karton, fügen neue hinzu. Man kommt nicht ganz leicht hinter den Sinn der Sache. Aber vielleicht ist es so, daß man hier wirklich die alten und verbrauchten Gesandte und Gesandnisse im Keller, in den Regalen, in den Pappdeckelfärgen endgültig jät ad acta legt.

Oktober-Spaziergang.

Draußen in Siebering! Dort wo die gelben Nebenhänge gegen Neustift am Walde abfallen und gegen Nordwesten die Gohsbürgerwarte auf Salmannsdorf niederblidend, herübergrüßt. Die Strahlen der Nachmittagssonne geben der Farbensinfonie des Herbstes hier herum tausendfältigen Glanz und spinnen Ort und Menschen in den Wochentagszauber fernentwäldt scheidenden Daseins. In den Weingärten rings umher wird der Lohn monatelanger eifriger Arbeit in die Butten und Körbe geborgen, ruhig, fast bescheiden möchte man sagen, sind jetzt die Weinlesestage und die übermütige Fröhlichkeit von Ernst hat der Ernst der Zeit von dieser Stätte gebannt. Doch so wie früher leuchten in voller Pracht die roten, grünen und blauen Trauben vom Stod und die Lese zufrieden prüfend, reicht der Bauer die arbeitschwielige Hand zum Willkommen-grüße. „Besser, als man's dacht' hab'n," meint er, auf die vollen Körbe weisend, „die Sonn' der letzten Tag' hat viel g'macht." Und nun weiß er zu erzählen, daß seine Ertragschätzung um 12 Eimer übertroffen wurde und daß einer seiner Nachbarn aus einem mittelgroßen Weingarten 100 Eimer nach Hause führen konnte. Trotz allem ist diesmal keine so rechte Freude bei den Leuten, die Sorge der Ereignisse, das Ungewisse des Morgens drückt bei ihnen das eigentliche Frohwerden über die reiche Weinernte dieses Jahres. „Was nützt dös alles," sagt da einer, ~~der seit einem Menschenalter des Tages Witz und Fleiß für~~

seinen Weingarten verwendet, „wann ma' net woach, wie alles wird. Ma' arbeitet gern', aber besser soll's werd'n, besser und ruhiger, damit man wieder a Freud' hat..." Und in dieses Wort Freud' legt er all sein Empfinden, das mit der Scholle seines Vorfahren so untrennbar verknüpft ist und seine Blicke umfassen in gärtlicher Liebe sein kleines Reich der Arbeit auf heimischem Boden...

Langsam fallen die Abend Schatten ein, die kleinen Häuschen in der Sieberingerstraße und in ihren stillen Nebengäßchen schauen auf die der Straßenbahn Zustrebenden, unter denen zwei rezonbaleszente Soldaten aus dem Grinzinger Kriegsspital nach ihrem Nachmittagsspaziergang ebenfalls auf dem Heimwege sind. In die niedere, vom spärlichen Petroleumlicht nur mühsam erhellt Tabaktrafik, die hier in einem der letzten Häuser der Sieberingerstraße untergebracht ist, tritt der eine der Soldaten und verlangt mit den Worten: „Muß do schau'n, was los is" ein Abendblatt, mit dem er zu seinem wartenden Kameraden herankommt. Eine vorübergehende Laternanzünderin erinnert sich zur rechten Zeit ihres „Amtsantrittes" und verhilft den Beiden zu der erwünschten Gratisbeleuchtung. „Hörst a Blatt' nur!" Mit dieser etwas enttäuschten Meinungsäußerung schwingt der Deutschmeister das zweiseitige Abendblatt und beide lesen nun beim Schein der Straßenlaterne den Generalstabsbericht über den abgeschlagenen Großangriff der Italiener. Sie sind damit schon zu Ende, doch ihre Gedanken ringen sich nur langsam zur Ausdrucksmöglichkeit durch. Denn so viel haben sie in den letzten Tagen gelesen, so viel gehört, daß auch sie ganz irre wurden an allem. Da klingt es wie befreiend von den Rippen des einen: „Was sagst Toni — Eisen, was?" Und der andere, bei dem die Vorgänge der Zeit tiefer gewirkt zu haben scheinen, noch zögernd, aber wie erleichternd aufatmend: „I hab' schon 'glaubt, aber Gott sei Dank..." Dann humpeln sie bis zur „Elektrischen", ihr Gespräch gehört der Erinnerung vergangener Kampftage, gemeinsamer Leiden und Erlebnisse. Ihre Stimmung ist zuversichtlich froh, daß sie selbst gelassen den Ansturm bei der Haltestelle vorübergehen lassen und erst als die Schaffnerin „komplett!" ruft, besinnen sie sich. „Aner geht scho' no," meint der Deutschmeister, und schon haben beide die Plattform des letzten Weiwagens erklettert, der langsam zur Stadt rollt...

Otto Somorfa.

Wirtschaftliches Chaos.

Notwendigkeit sofortiger Vorkehrungen.

Nach Deutschösterreich werden gegenwärtig keine Lebensmittelsendungen mehr zugelassen. Die Durchführung dieser von nationalen Parteien ausgegebenen Ordre de bataille ist den Händen der Eisenbahner anvertraut, deren Aufgabe im Norden allerdings dadurch wesentlich erleichtert wird, daß die nichtdeutschen Landwirte dem staatlichen Ausbringungsplan passiven und derzeit unüberwindbaren Widerstand entgegensetzen. Im Osten bilden aber nur die polnischen Eisenbahner die Exekutive des inländischen Aushungerungskrieges. Sie entscheiden — von unbekanntem Auftraggeber geleitet, in einer unbekanntem Organisation — was nach Wien zu besördern, was nicht zu besördern sei. Ueber dem Ganzen schwebt ein mysteriöses Dunkel. Nur so viel ist sicher, daß gewisse Wagen mit Lebensmitteln, die für polnische Persönlichkeiten oder für galizische Geschäftsleute und andere bestimmt sind, hier pünktlich ankommen, andere hingegen, die naturgemäß die überwiegende Mehrzahl der Sendungen umfassen, in irgendeiner galizischen Station zurückbleiben. Wie denn überhaupt die Eisenbahner Galiziens, die bereits die polnische Dienstsprache tatsächlich eingeführt haben, nur solche dienstliche Aufträge der Zentralbehörden befolgen, die ihnen passen. Während aber von tschechischen Gebieten nur die Absendung von Nahrungsmitteln verhindert wird, erstreckt sich die polnische Blockade allmählich auf andere Gegenstände. So wird in letzter Zeit die Beförderung staatlicher Güter unmöglich gemacht, dann von Gegenständen, die zum Bahnbetrieb erforderlich sind, wie Schmieröl, Beleuchtungs-materialien (zum Beispiel Paraffin, das auch für die Verschieber benötigt wird) u. dgl. mehr. Dadurch wird der Bahnverkehr nicht nur behindert, sondern zugleich sehr gefährdet. Und es steht zu befürchten, daß, wenn die Desorganisation des Personals, der einheitlichen Betriebsführung fortschreitet, von einem selbst halbwegs geregelten Bahnverkehr überhaupt nicht mehr die Rede sein wird. Daß in weiterer Folge mit der Lahmlegung des Bahnbetriebes, mit der Unterbindung der Nerven das ganze wirtschaftliche Leben stocken und ein vollständiges, nicht nur ein wirtschaftliches Chaos entstehen muß, das braucht, da uns die Entwicklung der Geschehnisse in Rußland bekannt ist, nicht erst gesagt zu werden. An diesen Verhältnissen trifft, nebenbei bemerkt, die Verwaltung der staatlichen Bahnen, die während des Krieges Außerordentliches geleistet haben, nicht das geringste Verschulden. Schuldtragend ist vielmehr, wie sich das beinahe kalendermäßig nachweisen ließe, in erster Linie der Mann, dessen Vefahren in den Büchern der Kirchenbäter und im corpus iuris canonici niemand bestreiten kann, dessen kindliche (wenn nicht kindische) Politik als Ministerpräsident jedoch auch in wirtschaftlicher Beziehung das größte Unglück Oesterreichs war.

Die Gefahren sind aber nicht nur ungeheuer groß, sondern auch in einer derartigen Nähe, daß, wenn man sie vermeiden will, sehr wenig, ja beinahe gar keine Zeit mehr versäumt werden kann. Denn wir dürfen nicht übersehen: die Bahnen stellen jetzt nicht mehr den gesunden, robusten Organismus der Friedenszeit dar. Sie sind während des Krieges so verbraucht und abgenützt, so empfindlich geworden, daß selbst geringe persönliche oder sachtliche Widerstände, die sonst leicht zu überwinden wären, ihm zum Verderben gereichen müssen. Auch ist es eine Erfahrungstatsache, daß, wenn die alten Bande der uralten Ordnung sich lösen, der Gewalt stets radikalere Schichten der Bevölkerung sich bemächtigen.

Derzeit wird noch bei den Tschechen und den Polen einer — wie erwähnt, von unbekannter Seite ausgegebenen — Parole Folge geleistet: derzeit haben noch die Bahnbeamten das Geißt in den Händen. Aber es droht ihnen zu entgleiten. Die Unsicherheit nimmt zu und die Verkehrsperre greift auch auf nichtbesottierte Gütersendungen über.

Die Gefahren sind aber nicht nur fürchtbar und in greifbarer Nähe, sondern sie drogen allen Nationen, die sich auf dem Boden des bisherigen Oesterreich befinden. Die Polen glauben an das heilige Feuer nationaler, alle Schichten umfassender Begeisterung? Die Tschechen an die Einheit auch sozialwirtschaftlicher Bestrebungen? Mag sein, daß sie über die Gesinnungen der Bevölkerung im Hinterlande vollkommen im klaren sind. Aber was sie als einen unsicheren, unbestimmten Faktor in ihre Rechnung einstellen müssen, ist die Anschauung zahlloser Männer, die jetzt in Massen in die Heimat zurückkehren werden und von denen viele, sehr viele, neue, in fernen Ländern in Wirklichkeit umgesetzte Ideen in sich aufgenommen haben. Mit der Bahnanarchie hat, trocken herausgesagt, der Volksegoismus begonnen, in ihr seine festeste Stütze gefunden. Die kürzlich in den Delegationen gesprochenen Worte des Kriegsministers — also eines Mannes, der jedenfalls über den Stand der Dinge unterrichtet ist — sollten nicht unerhört verhallen. Sonst könnten die neuen Staaten, nicht nur, wie er meinte, aus einem Blutmeer, sondern auch erst aus einem wirtschaftlichen Trümmersfeld gehoben werden.

Und deshalb ist nichts eiliger als die Herstellung und die Sicherung eines unge störten und disziplinierten Eisenbahnbetriebes. Dies kann, da die Macht der gegenwärtigen Behörden schon an den Grenzstationen Deutschösterreichs nicht mehr unangefochten ist, nur durch gegenseitige nationale Uebereinkunft geschehen. Der Eisenbahnbetrieb muß ebenso wie das Ernährungsweien aus der Gesamtheit unzähliger Probleme herausgeschält und besonders behandelt werden. Ja, die Lösung der

Eisenbahnfrage ist sogar beinahe noch dringlicher und wichtiger als die der Ernährung, weil die besten Vereinbarungen über Lebensmittelzuschüsse vergeblich wären, wenn die Eisenbahnen versagen würden. Stehen die Bahnen, so steht alles still. Eine geregelte Lebensmittelversorgung wäre selbst in den Ländern sehr erheblich erschwert, die genügend Nahrungsmittel ausbringen, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens ist das Eisenbahnwesen Oesterreichs noch immer so verflochten, daß größere Störungen, die in einem Teile auftreten, den Gesamtkörper paralysieren müssen; und zweitens ist auch in Ländern mit hinreichender Produktion der Bahnverkehr unerlässlich, um die Güter von den Erzeugungsstätten zu den Verbrauchsorten zu besördern. Kurzum, die nahen, die greifbaren Gefahren einer Verkehrsdesorganisation drohen allen Völkern gleichmäßig und sie wären, in Erkenntnis dessen, was nach vielen Anzeichen zu schließen ist, auch gern bereit, zu einer gegenseitigen Uebereinkunft zu gelangen und während der Uebergangszeit die volle Autorität der Bahnverwaltungen wiederherzustellen. Aber Eile, höchste Eile tut not, wollen wir unaussprechlichen Gefährdungen entgehen.

* (Das neueste Ansamlungsverbot.) Der Krieg entwickelt in seinen Folgen einen Reichtum an Erscheinungen, der unser aller Vorstellungskraft überbietet. Man hätte es wohl nicht für möglich gehalten, daß er schließlich auch die Toten in seinen Bann ziehen wird. Das gilt nicht etwa von den auf den Schlachtfeldern Gefallenen, von den verstümmten Opfern der unzähligen grausamen Kriegswaffen. Auch für die Toten des Hinterlandes hat sich der äußere Zustand geändert. Sie selbst, die zur Allmutter Erde zurückkehrten, fühlen leider nicht mehr, ob die Menschen gegen sie gleichgültiger geworden sind. Es ist ein Leid der Ueberlebenden, wenn die Pietät ihre heiligen alten Rechte verliert und wenn Väter, Mütter, Kinder ihrer schmerzlichen Liebe zu ihren Entschlafenen nicht mehr Ausdruck geben können. Schon früher hat man vernommen, daß die Kriegsnot nicht einmal mehr vor jenen Mattern und Gittern halt macht, hinter denen die Toten ruhen. Die Teuerung machte sich mit grausamem Spott auch dann geltend, wenn man schon gestorben war. Die Särge stiegen im Preis, die Totengräber wollten ihr Handwerk nicht mehr so billig ausüben, selbst auf dem Totenacker muß Grund und Boden höher bezahlt werden, und dem sinnigen Brauch der Seelenlichter stand die Kerzenlaxe gegenüber. So wurde es immer schwieriger, den Entschlafenen Ehre und Liebe zu erweisen, die der poetische Brauch der Jahrtausende und unser eigenes Herz verlangen. Jetzt aber soll es noch schwerer kommen, soll der Friedhof vollständig ein Kriegsgebiet der Not werden. Das Fest der Toten, der Allerseelentag, soll nicht mehr in der Stadt der Kreuze und Dichter, in der Stadt mit den stummen Bewohnern begangen werden. Die Grippe herrscht uns an: „Schafft keine Ansamlungen!“ und in gehorsamer Furcht müssen wir auch jene Massenzüge einstellen, die wir zu Allerseele sonst immer gesehen. Die Blumen und Laternen bleiben zu Hause und nur unsere Herzen ziehen hinaus. So ist die Krankheit ein Feind des Todes geworden, eine ironische Stelle im großen Welt drama, in dem sich eine wilde Szene an die andre reiht und dessen Ende wir gar nicht erwarten können.

27/X. 1918

* (Die Politik der Hausfrau.) Wirtschaft, Wirtschaft und wieder Wirtschaft! . . . Heute ist Einkaufstag im Konsumverein, morgen sind bei der Brotkommission neue Karten abzuholen. Der Verzichtschein für die Kartoffeln, der Einlagerungszettel für die Kohle, Montag ein Kilogramm Seife, das die Mutter besorgt, und Dienstag Wallfahrt um zehn Eier nach Gramat-Neusiedl oder Kagran — eigentlich kennt die Hausfrau also heute keine andre als Wirtschaftspolitik. Sie hat in der Früh kaum eine Minute Muße, um die Zeitung zu durchblättern. Ihr Blick streift nur die Aufschrift des an erster Stelle stehenden Berichtes, dessen Fassung ihr den flüchtigen Begriff der letzten Vorgänge gibt. Wie steht es mit dem Frieden?, fragt sie. Während sie mit dem Frühstück kommt und geht, fragt sie bangen Herzens den Mann oder den großen Sohn: wird Foch — wird Wilson — wird Clemenceau? . . . Und dann, wie steht es mit der Nationalversammlung — was hat es gestern in Ruine gegeben, und wird es zu einer wirtschaftlichen Gemeinschaft mit den Tschechen und Polen kommen? Soll brennender Wißbegierde hört sie zu, indem sie Kowidl- oder Liptauerbrote streicht, Feuer macht oder mit Umschlagtüchern für ihr krankes Jüngstes hin und wieder eilt. Sie darf die Erfordernisse des Tages, der Stunde, der Minute nicht außer acht lassen, denn das ist Sache der Frau; selbstverständlich verlagert sie aber auch danach zu wissen, was man weiter von der Diktatur Amerikas erwarten darf, und wie man sich die Lösung des ungarischen Problems denkt. Sie kann sich in das Studium nicht vertiefen, darf sich nicht mit Lesen aufhalten; vielleicht wird sie indessen nach Tisch, wenn Speisezimmer und Küche in Ordnung gebracht sind, ein Viertelstündchen erübrigen, vielleicht wird es ihr nach dem Nachtmahl sogar möglich sein, den Atlas zur Hand zu nehmen, um sich die Lage im Westen oder den Vormarsch der Engländer in Palästina zu veranschaulichen — nämlich, wenn nichts dazwischen kommt. Bis dahin aber heißt es,

mit zwanzig Händen schaffen, weil es ja seit einigen Tagen auch die erkrankte Köchin zu erleben gibt. Auch ist der Zucker wieder ausgeblieben, mit dem Mehlvorrat schaut es trübselig aus, und wieder wird nichts andres übrig bleiben, als ihren Lieben abends Kraut vorzusetzen. . . . Aber, die politischen Gedanken gehen ihr nach ihrer Weise nach. Soll sie das Brotmehl kaufen, das der Schleichhändler ihr angeboten hat? Wenn man nur wüßte, ob man sich mit unsern Nationalstaaten einigen wird! Gelingt es, dann wäre es überflüssig, jetzt noch fünfzehn Kronen pro Kilogramm anzulegen; bleiben die Verhandlungen jedoch erfolglos, dann wäre es nicht doch besser, zuzugreifen? Denn wer kann wissen, was kommt? Und die Vorstellung der gesperrten Grenzen hebt zu diesem Kaufmann und jenem Greißler. „Ich habe wirklich gar nichts mehr. . . . Können Sie nicht so gut sein und doch. . .“ Politisiert wird überall. Während sie in der Polonaise der Angestellten oder am Ladentisch, bei der Kasse oder vor den Warenkörben steht, vernimmt sie von den letzten Begebenheiten in Ogulin und vom Appell Hindenburgs. Hier wird vom Vollzugsausschuß gesprochen und die Frage erörtert, ob es ihm gelingen wird, die Volksernährung sicherzustellen, dort wird über unsre Valuta verhandelt. Sie wundert sich selbst, wie vertraut ihr diese noch vor kurzem so fremden Begriffe geworden sind, und sie weiß, daß es kein politisches Problem gibt, das nicht auch sie angehe, nicht nur als Staatsbürgerin, sondern als Hausfrau. Es geht sie an, wenn man den Deutschen die Kolonien wegnehmen will, und es geht sie an, was man in Dänemark sagt. Denn, welche Frage der Politik wäre gegenwärtig nicht Wirtschaftspolitik?

29. I. 1918

Ein Stimmungsbild aus Laibach. Man kann zwar bei dem jetzt mit Siebenmeilenstiefeln schreitenden Gange der Weltgeschichte nie genau wissen, wie lange das Heute auf morgen bleibt, aber es ist immerhin nicht ohne Wert, augenblickliche Stimmungsbilder festzuhalten. So entnehmen wir dem Briefe, den einer unserer Parteigenossen aus L a i b a c h erhielt, folgende Zeilen: „So sehr wir auf manches gefaßt sein mußten, so waren wir doch nicht wenig überrascht durch das Manifest des Kaisers, mit dem dem alten Oesterreich der Parteizettel ausgestellt worden ist. Wer hätte gedacht, daß sich Minister Tuffarek so rasch den Punkt 7 des sozialdemokratischen Friedensantrages (Dr. Renners?) zu eigen machen würde? Nun haben mittlerweile unsere Südslaven es abgelehnt, darauf einzugehen und sich in Agram ihren Nationalrat gebildet mit dem Firmenzeichen „S. H. S.“ (heißt wohl Serben, Kroaten, Slovenen), der u. a. allen Fremdvölkern in ihren Gebieten volle Autonomie und Freiheit in ihren kulturellen und wirtschaftlichen Belangen zusichert. Wie sich das alte Oesterreich bis zur endgültigen Neugestaltung erhalten soll, überläßt man jedenfalls der Sorge der Wiener Regierung. . . . Vorläufig macht sich hier die Wirkung in einem gewissen Freudenrausch einiger Exaltados fühlbar, auch unter denen weiblichen Geschlechtes, die sich besonders „fühlen.“ War übrigens unlängst Zeuge, wie in einem Geschäfte auf einmal ein alter verhuzelter Hauptmann verlangte, daß die ungarische Fahne aus der Geschäftsauslage verschwinde; der Geschäftsmann vertraute mir dann später an, daß nicht lange vorher ein anderer die Horeinholung der schwarz-weiß-roten Fahne gefordert habe (mit nicht mißzuverstehender Anspielung auf die großen Spitzelscheiben), weil die Allianz mit dem Deutschen Reiche gelündigt sei und die Fahne nichts mehr zu bedeuten habe. Wie jedem Rausch, wird auch diesem ein Kopfschmerz folgen. Uebrigens wird nichts so heiß gegessen, als es getocht wird und kommt es erst zur Ausarbeitung des Themas „Jugoslawia“, wird es manchen Seufzer kosten. Professor Terzich wird umfassende Kurse in serbokroatischer Sprache geben müssen, damit die künftige Staatssprache ordentlich eingedrillt werde; auch die slovenischen Dichter werden umlernen müssen. . . .

Und das „weiße Laibach“ wird kaum die Hauptstadt des neuen Reiches werden; soll sich Agram oder Serajewo oder Belgrad um den Rang streiten? Doch wir werden uns nicht die Köpfe der Slovenen über ihre Zukunft zerbrechen. . . . Allein wir erinnern uns heute an das Wort eines Festredners des Turnvereins aus dem Jahre 1888, in der Aera Taaffe-Wittler, um dessen Willen der Mann behördlich verdonnert worden ist, weil er sagte: „Vor 35 Jahren (1848) sind die Genien der Freiheit und Aufklärung in dieses schöne Land gezogen unter dem Banner schwarz-rot-gold, und nun will man sie mit weiß-blau-roten Geißeln hinausjagen; wir Deutsche aber wollen uns einsetzen für sie und unter unserem Bannerzeichen wollen wir siegen zum Heile von Volk und Reich.“ Nun sind seither wieder 35 Jahre vergangen, Jahre ehrenvollen Ringens. Das Ringen ist zu Ende, unbesiegt senken wir die Schwerter, weil es ein Höherer gebietet. . . . Wenn es auch Schmerzen mag, den ehrwürdigen Staat, dem unseres Volkes beste Kräfte seit Jahrhunderten geopfert worden waren, auseinanderbrechen zu sehen, so haben wir doch ein Gefühl der Erleichterung. Es war eine undankbare Aufgabe, als fast einzige Träger des österreichischen Staatsgedankens mit dem Eintreten für unser Volkstum und die politische Freiheit, das Gezüge des österreichischen Staates zu erhalten und zu verteidigen, während die Wiener Regierung, von Taaffe (1879) an bis heute, erst ganz offen und später (von 1894 an) heimlich an die mit Staats- und Regierungshilfe aufgepäppelten Slovenen verriet, nach dem Wunsche der in ihrem Preußen- und Savoyen-hag bald slavisch, bald römisch orientierten Hof-lamarilla. . . . Nun ist das Spiel aus; die Saat ist in die Halme geschossen, die Ernte reißt dem Schmitte entgegen. . . . Begreifen Sie es, lieber Freund, wenn wir förmlich aufatmen, daß wir es nicht mehr notwendig haben, um des lieben Staatsgedankens willen, die Flut böser Gehässigkeit über uns ergehen zu lassen, die unser Eintreten für ein einheitliches, lebenskräftiges Oesterreich heraufbeschworen hat bei unseren slavischen Mitbürgern, die jedenfalls besser wußten, woran sie mit der Wiener Regierung waren als wir. . . . So sehen wir den Ereignissen gelassen entgegen. Vorläufig nimmt uns alle, Deutsche wie Slaven, die Sorge um Nahrung und Kleidung in Anspruch. Denn darüber helfen die schönsten staatsrechtlichen Ideen nicht hinweg.“

Der absteigende Bolschewismus.

Unser ha-Vertreter schreibt uns aus Helsinki:

Ein Bericht aus Moskau von Anfang Oktober schildert die Lage im Sowjet-Rußland folgendermaßen: Der Bolschewismus im Sowjet-Rußland ist auf dem Abstieg. Dies mag jetzt merkwürdig klingen, da es den Anschein hat — rein äußerlich gesehen —, als ob zwischen den Bolschewisten und der Intelligenz eine Ausöhnung angebahnt würde. Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse,

die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen. Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen. Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen.

Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen. Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen.

Neues aus aller Welt.

Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen. Die bolschewistische Staatsmaschine arbeitet unter Hochdruck und ihr bester Bundesgenosse, die Intelligenz, ist in der Lage, die bolschewistische Staatsmaschine zu unterstützen.

wacht. Man hat zu einem zuverlässigeren Element seine Zuflucht genommen, nämlich zu den Chinesen. Man nennt sie ganz einfach Eschangufen. Das sind die neuesten Stützpfiler der Bolschewisten. Sie sind zu allem oereit. Als zum Beispiel während des Massenterroris in Petersburg die Matrosen sich weterierten, die bürgerlichen Geiseln, meistens Offiziere, zu erschließen, erledigten die herbeigerufenen Chinesen sofort diese Aufgabe.

Die besseren Elemente unter den Arbeitern stehen dem Bolschewismus feindlich gegenüber. Je länger es dauert, desto mehr festigt sich bei ihnen die Ueberzeugung, daß die Bolschewisten nur Elend über das Land gebracht haben. Aber sie sind machtlos. Sie sind terrorisiert. Und die Bolschewisten machen mit ihnen kurzen Prozeß. Die Fabriken, deren Arbeiterzahl unzuverlässig ist und widerspenstig wird, werden ohne weiteres geschlossen. Die Arbeiter liegen auf der Straße. Was dies unter den jetzigen Verhältnissen bedeutet, bedarf keiner Erklärung. Ganz abgesehen hiervon ist die Arbeitslosigkeit ständig im Wachsen. Gewiß trifft man Schutzmaßnahmen zum Besten der Arbeitslosen, aber nur für solche, die gesinnungslos Bolschewisten sind.

Was kümmern sich die Machthaber darum, daß die meisten Dekrete dem Staatswesen direkt schädlich sind und vollkommen krankhafte Erscheinungen hervorgerufen haben, vor denen weniger verbundene, aber ehrliche Männer, wie der vor längerer Zeit unfreiwillig abgegangene Finanzkommissar Gukowski, zurückschrecken. Die bolschewistischen Machthaber können offenbar nicht anders handeln. Sie müssen ab und zu ganz einfach Zugeständnisse machen, wie zum Beispiel die Unterbringung des Proletariats in die Wohnungen der Bourgeoisie, Einsetzung von Armenkomitees für jedes Haus sowie andere Neuzerlichkeiten, die der Eigenliebe der untunigen Masse schmeicheln, ihr aber im Grunde genommen gar keine Vorteile bieten. Die Arbeiter weigern sich beispielsweise, die hohen Mieten zu bezahlen. Vor allem aber hat die Masse kein Brot, und solange die Bolschewisten nicht die nötigen Vorräte liefern können, ist die Lage tragisch, ganz abgesehen von einer Menge anderer mitwirkender Faktoren. An eine Besserung der Lage ist gar nicht zu denken, da es kein Brot gibt und kein Brot geben wird. Dazu wird bald eine neue Kalamität kommen: die Kälte. Die Holz- und Kohlenpreise sind abenteuerlich hoch, und die Kommunen haben nicht dafür gesorgt, genügende Mengen anzukaufen. Der Bolschewismus, oder besser gesagt, das, was sich jetzt in Rußland als Bolschewismus aus gibt, liegt in den letzten Atemzügen. Man fragt sich nur, wie lange der Todeskampf dauern wird. Er kann lange dauern, kann aber auch ein plötzliches Ende nehmen.

Ergreift die Entente die ausgestreckte deutsche Hand, so ist es selbstverständlich mit dem Bolschewismus vorbei, schneller, als wenn der Krieg noch eine Zeitlang dauert. Eine Fortsetzung des Krieges würde gerade den Bolschewisten und vor allem ihren leitenden Männern zustoßen kommen.

Er lebt noch.

Wien wurde heute durch den Anblick eines weißen Fleckes in der „Arbeiter-Zeitung“ überrascht. Die Mehrzahl wird es wohl mit der stillen Geiterkeit aufgenommen haben, womit der gute Wiener ja leider jeden Faustschlag gegen das Recht und die Freiheit empfängt; wenige werden entrüstet gewesen sein. Nachdem man vorgestern den unerhörtesten Wind mit der Aufhebung der Vorzensur gemacht hatte, stellt sich schon heute heraus, auf welchen Hintertreppen sie wieder eingeführt wurde. Wir erfahren auf Anfrage, daß die „Arbeiter-Zeitung“ ihre Bürstenabzüge wie früher vorlegt, nebenbei gesagt, das einzige Blatt in Wien, das es tut. Das mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen. Erwägt man aber die Sachlage unbefangen, so muß man zugeben, daß die „Arbeiter-Zeitung“ vielleicht nicht sehr heldenhaft aber keineswegs unrichtig handelt. Wer nicht vorlegt, wie z. B. auch der „Neue Abend“, steht nun Tag für Tag unter dem Damoklesschwert der Beschlagnahme des ganzen Blattes, und die „Arbeiter-Zeitung“ will offenbar die daraus entstehenden schweren Geldschäden sowie das Mundtot-gemacht-werden vermeiden. Durch eine verlogene Regierungsmaßregel vor die Wahl gestellt, gar nicht oder mit einem weißen Fleck zu erscheinen, wählt sie das zweite als das zweifellos kleinere Übel.

Von heute angefangen haben wir allerdings wieder eine neue Verordnung. Man hat sich entschlossen, dem Hund wieder ein Stück Schwanz abzuschneiden, indem man auch den berüchtigten Absatz a des § 7 außer Kraft gesetzt hat, so daß nunmehr für die Presse das Friedensverfahren auf Grund des Preßgesetzes gilt. Wir haben schon vorgestern auseinandergesetzt, daß damit gar nicht geholfen ist. Es ist ganz gleichgültig, ob der Herr, der zu bestimmen hat, was die Zeitung drucken und was der Leser erfahren darf, Herr Staatsanwalt oder Herr Polizeirat anzusprechen ist. Da wir uns mit behördlicher Erlaubnis mitten in der Revolution befinden, wenn auch erfreulicherweise in einer recht ruhig und friedlich verlaufenden Revolution auf behördlicher Anordnung, so wird man sich wohl oder übel schließlich doch zur Preßfreiheit ganz ohne Staatsanwalt entschließen müssen. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß die deutschösterreichische Nationalversammlung heute ihre Pflicht tun und auch für uns Deutsche österreicher das objektive Verfahren abschaffen wird, das ja tatsächlich ein Ausnahmsgesetz geworden ist, seitdem es die übrigen Völker Österreichs kraft ihrer Souveränität beseitigt haben. Die Nationalversammlung der Deutschen des ehemaligen Österreichs kann unmöglich dulden, daß diese Ungleichheit fortbestehe. Läte sie es gegen alles Erwarten doch, so müßte sich eben auch bei uns die Volkssouveränität zur Selbsthilfe entscheiden.

Man wird es dazu nicht kommen lassen.

Arbeiter aus den Vorkämpfern das Uebergewicht. Es wirkte bitter und drohend, als der erste geschlossene Trupp anmarschierte. In der Spitze des Zuges wehte die rote Fahne. Oben vom Ballon sprachen neue Redner. Sie mußten sich nun teilen; der eine sprach mit dem Volk nach dem Schottenhof, der nächste zur Herrngasse. Jedem Sozialdemokraten folgte ein Deutschnationaler, jedem „Reichsdeutscherreich!“ ein „Doch die deutschösterreichische Republik!“

Es wird kalt, und man bedauert die Redner, die ohne Hut, ohne Ueberwurf den Attacken der Grippe ausgesetzt sind. Aber sie scheinen es nicht zu empfinden, sie sehen nur die schwarze Menge, die gierig den Worten lauscht. Aber die Menge ist nicht stumm, sie ist nicht nur Hörer, sondern wirkt mit. Immer wieder fliegen Zwischenrufe in die Höhe, und da und dort im Gedränge entwickeln sich Dialoge. Ein kleiner, dicker Mann, der aus vollem Halse immer wieder „Re-vu-bill!“ rief, erklärt nun einem Briefträger, einer alten Frau und zwei jungen Leuten, warum es in der Republik viel besser sein wird. — „Und was ist mit uns Briefträgern, was soll'n wir darüber machen?“ Der Republikaner beantwortet den Gesagtesten, aber die alte Frau kann er nicht trösten. „Es wird,“ sagt sie, „keine Soldaten geben, keinen Krieg mehr. Ja, aber mein Sohn ist tot. Was hab' ich davon?“

In die Menge kommt Bewegung, sie löst sich auf und ergießt sich in diesen Armen in die Stadt. Man bekommt auch der Straßen, bekommen Männer, Straße und Ring ein neues Gesicht. Man hört Schreien, Pfeifen, hört die Rufe der Wachleute, den Trubel der beständigen Polizei. Noch hat nachts die Straße erregt, unruhig. Wiza's politisch geworden.

Die Menge zog an den geschlossenen Toren vorüber, ihr Ziel war die Herrngasse, das alte Ständehaus. Hier, auf diesem engen Raum, der den Sitz der Regierung beherbergt, haben vor flehzig Jahren die Bürger Wiens den Redner der Märzrevolution ausgehohlet. Auch damals war d's Kindeshaus das Hauptquartier der neuen Zeit, von dem aus die Parolen in die Menge flatterten. Das würden wohl die braven Männer der Märzzeit von 1848 sagen, wenn sie wüßten, daß es noch flehzig Jahre bedürfte, um jenen Zielen näherzukommen, die sie damals erstrebten? Und wie erkantet würden sie wohl sein, wenn sie sähen, daß sich am Schenkerplatz der politischen Ereignisse so gut wie nichts geändert hat!

Der Ballon des Ständehauses, der an italienische Muster erinnert, läßt zum Reden ein. Er ist hoch genug, den größten Teil der schmalen Gasse übersehen zu können, und doch der Menge so nahe, daß sie das laut gesprochenen Wort vernehmen kann. Als gestern kurz nach drei Uhr der erste Redner den Ballon betrat wurde es unten ganz still. Man hörte jedes Wort, als der Abgeordnete Karl Hermann Wolf zu sprechen begann. Aber nicht alle kannten den Redner. Man fragte nach seinem Namen, nannte verschiedene populäre Personen, ohne die richtige zu erraten. Das Benehmen der Menge zeigte, daß Wien bisher recht unpolitisch war, daß es keine Vertrautheit mit den Männern der Politik hat. Aber das Entschlossene, der Instinkt der Straße, war auf guter Fahre. Selbst Frauen und Mädchen stimmten laut und jubelnd zu, als vom Ballon her die Worte fielen: „Wir wollen ein freies Österreich!“

Je weiter die Stunde vorrückte, desto mehr veränderte sich das Bild der Straße. Bestand der größte Teil der Menge bisher aus Kleinbürgern, Studenten, Beamten, Offizieren, so bekamen nun die

Die Wiener Straße.

Gestern hat das Wort „die Straße“ einen neuen Sinn bekommen, den alten politischen Sinn nämlich. Wie lange ist es her, daß Wien politisch, die Straße lebendig war? Die jetzt lebende Generation erinnert sich nur an die Tage Radenitz. Damals, als Hinger, Arbeiter und Studenten den politischen Straßen zur Abbenkung zwangen, wehte durch die Straßen Wiens politische Luft. Während der folgenden Jahresjahre bis zum Beginn des Krieges hat sich Ähnliches nicht mehr wiederholt. Die Wiener Straße gehörte dem Verkehr, dem seinen Geschäften nacheilenden Bürger, dem Spaziergänger und Bummler.

Seit gestern ist die Straße wieder politisch. Noch zur Mittagszeit zeigte die Stadt ihr gewöhnliches Bild. Nichts ließ ahnen, daß sich ungewöhnliches vorbereite. Erst nachmittags, nach der zweiten Stunde, änderte sich das Antlitz der Stadt in ihrem innersten Kern, dort wo vom mächtigen Burgtor am Michaelerplatz die Gassen strahlenförmig auslaufen. Der große, weite Raum, auf dessen Solysklaffen man wie auf einem Parquetboden wandelt, war von Radleuten abgeperrt. Über stärker als diese lebendige Mauer wirkten die geschlossensten Tore der Hofburg. Der Michaelerplatz ist sonst das Wohnzimmer der Burg, von dem man frei und ungehindert durch die große Kuppelhalle in den Burghof kommt. Gestern war der freie Weg geschlossen; aus dem Wohnzimmer gab es keine offene Tür in das Innere des mächtigen Baues.

1. / 11. 1918.

Der homo Regius in Ungarn

Gegenüber der Zeitungsmeldung, daß Erzherzog Joseph die Rolle eines Militärdiktators in Ungarn beizumessen sei, wird uns von einem Ungarn geschrieben:

Erzherzog Joseph wurde durch den Monarchen laut offiziellen und Privatmeldungen mit der Rolle eines «homo regius» betraut. Der «homo regius» ist jedoch nach dem ungarischen Verfassungsbrauch nichts weniger als ein Diktator, er hat vielmehr die Funktion eines Vertrauensmannes des Volkes und des Staatsoberhauptes, der bei wichtigen Vorgängen den Kontakt der beiden erwähnten Faktoren in seiner Person sozusagen zu verkörpern hat. Vor besonders einschneidenden verfassungsrechtlichen Entscheidungen pflegte der König von Ungarn eine über alle Parteien stehende hervorragende und unabhängige Persönlichkeit damit zu betrauen, den Volkswillen in und außerhalb des Parlamentes zu ergründen und andererseits die politischen Möglichkeiten mit allen maßgebenden Kreisen zu besprechen. Die gegenwärtig bevorstehende staatsrechtliche Umwälzung in Ungarn ist ohne Mitwirkung eines «homo regius» einfach undenkbar. Es wäre jedoch sehr verfehlt, in seinem Auftrag auch nur die geringste Spur einer diktatorischen Befugnis zu erblicken.

Andererseits muß ein jeder, der mit den ungarischen Personenverhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, über den Gedanken lächeln, daß die Aufgabe eines Militärdiktators gerade Erzherzog Joseph zufiele, in dessen engeren Familie die demokratische Lebensauffassung seit drei Generationen so hervorragend verkörpert wurde, wie in keinem Fürstehause Europas. Sein Großvater, der Palatin Joseph, spielte in den Verfassungskämpfen des vor-märzlichen Ungarns eine führende Rolle: der Sturz des absolutistischen Regimes Metternichs und die Verwirklichung der demokratischen Reformen von 1848 waren in erster Reihe seiner tatkräftigen Mitwirkung zu verdanken. Der zweite Erzherzog Joseph — der Vater des jetzigen — führte das schlichte Leben eines zurückgezogenen Cincinnatus. Der gegenwärtige Erzherzog Joseph, zweifellos der beliebteste und populärste Mann in Ungarn, dessen ganze Lebensführung stets nur die Förderung der Künste, Wissenschaften und demokratischen Einrichtungen ausfüllte und dessen Name im Munde des letzten Bauern in Ungarn stets ein Schlagwort war, dürfte wohl nicht der geeignete Mann für einen Diktator sein. Dagegen ist es bekannt, daß gelegentlich der Krönung König Karls der Wunsch der Nation laut wurde, die alte Stellung des Palatins von Ungarn wieder zu errichten und diese dem Erzherzog Joseph zu übertragen; die ungarischen Blätter bringen nun auch in den letzten Tagen wieder Nachrichten über den erneuerten Ausdruck dieses Wunsches. Daß Palatin von Ungarn und Militärdiktator Gegensätze sind, dürfte auch jedem Nicht-Ungarn geläufig sein.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.
Dr. Desider Karl Racz.

5./XII. 1918

Bilder von der Straße.

Während in der amtlichen „Wiener Zeitung“ ruhig, als ob sich gar nichts verändert hätte, der alte k. u. k. Staats-hämorrhoidarius weiter seine Nase schmiert, merkt man nun allmählich auch an dem äußeren Straßenbild, daß die Stürme des Weltkrieges das alte Oesterreich zertrümmert haben. Ein Gang an einem der nebelreichen Vormittage durch die Stadt belehrt uns, wie sich auch die Physiognomie der Stadt allmählich verändert. In aller Fröh plagten sich am Montag zwei Arbeiter mit einem großen, schweren Doppeladler, der an der Gassen-seite eines Hauses einer „k. k. Hofschluderei“ in der Nechten Wienzeile angebracht war. Er paßt nicht mehr in diese Zeit und wird nun vorsichtig abgenommen. Wandert man weiter der Innern Stadt zu, so zeigt sich die Veränderung schon auf-fälliger. In der Kärntnerstraße sieht man zunächst das große Firmenschild an dem Gebäude des Hotels Erzherzog Karl fein säuberlich überstrichen: es gibt kein Restaurant Erzherzog Karl mehr, sondern nur ein Restaurant Schindler. Auf der anderen Straßen-seite hat ein „k. u. k. Hofschuhmacher“ die beiden ersten Buchstaben mit Papier sorgsam verklebt und sich auf diese Art bescheiden in einen gewöhnlichen Schuhmacher verwandelt. Ein großes und bekanntes Juwelengeschäft am Graben hat den Titel „k. u. k. Hoflieferant“ abgelegt, indem es die Bezeichnung mit Papier überlebt hat. Diese Wahr-nehmung kann man übrigens bei den meisten „k. u. k. Hof-lieferanten“ machen, die sich auf diese Weise so dem neu an-gebrochenen demokratischen Zeitalter sehr rasch angepasst haben. Ein großes Backhaus, das an der Hausfront gegen den Michaelerplatz zu ein großes Staatswappen der Doppels-monarchie angebracht hatte, läßt nun dieses vorsichtig unter einer Stoffumhüllung verbergen. Ein riesengroßer Doppel-adler an dem Hause eines „k. u. k. Hofmöbelfabrikanten“ in der Mariahilferstraße verbirgt sich scheu unter einer großen Kapuze aus Leinwand . . .

Daß auch der Geschäftssinn die neue Zeit sehr rasch begriffen hat, davon zeugen auch die Auslagen der Geschäfte für Militäruniformen. Schmucke Offizierslappen mit den neuen Kofetten sieht man jetzt überall, und zwar keineswegs billig, denn es kostet das Stück 80 Kronen. Konjunktur . . . Auch die Furcht, die noch immer viele Ringlaffeehäuser veranlaßt, am Abend ihre Lokale geschlossen zu halten, hat bei dem Besitzer eines großen Schuhwarenhauses in der Mariahilferstraße dazu geführt, daß er die großen Spiegelscheiben seiner Auslagen mit einem Brettervorschlag umgeben ließ. Am auffälligsten wirkt das äußere Bild bei den Tabaktrafikanten, von denen die meisten bereits die Bezeichnung „k. k.“ entfernt haben und sich als gewöhnliche Tabaktrafikanten und Tabakverschelke präsen-tieren. Still in beschaulicher Ruhe liegt auch der große Vorhof der alten Burg, vor deren Toren ein Wiener Sicherheitswach-mann Wache hält. In den Straßen fließt der Strom des Lebens weiter, aber man merkt es an den Einzelheiten seiner Veränderungen, daß in der Weltgeschichte etwas vorgegangen ist. Nur eine ernste Frage taucht noch auf: Was geschieht jetzt mit den vielen „kaiserlichen Räten“?

Heimfahrt nach Deutschösterreich.

Erlebnisse eines Offiziers.

Eine kurze Darstellung von Begebenheiten, die sich auf der Heimreise eines deutschen Transportes aus Kroatien abspielt haben, dürfte genügen, um all denen, die den tiefen Ernst der Stunde noch nicht verstehen und gleichgültig auf die „bessere Zukunft“ warten, gründlich die Augen zu öffnen.

Kroatien hatte sich unabhängig erklärt. (Die Geschehnisse von Fiume und Karam sind ja mehr oder weniger aus den Zeitungen bekannt.) Jedem deutschen Offizier mußte es klar sein, daß er das Land sofort zu verlassen habe, um sich der Heimat zur Verfügung zu stellen.

Wir verließen am 31. Oktober unsere kroatische Garnison und kamen nachts nach Karam. Im Bahnhof sowie in der Stadt selbst herrschte vollständige Ruhe und Ordnung. Die Nationalgarde — die sich aus Studenten und Militär sofort gebildet hatte — versah hier, wie in allen anderen größeren Städten, in musterähnlicher Weise ihren schweren, aber so notwendigen Dienst. Delegierte des Karamer Nationalrates in jedem Bahnhof sowie Kurierere vermittelten eine ständige Verbindung mit der Karamer Zentrale.

Am 1. d. passierten wir Steinbrück. Die Gegenzüge brachten kroatische Truppen, die von der Bevölkerung begeistert begrüßt wurden und auf einzelnen Stationen mit Lebensmitteln versorgt wurden.

Unsere Gefühle waren beiläufig die heimkehrender Kriegsgefangener. Die Hoffnung aber, daß auch wir die Heimat bald erreicht

haben werden, hielt uns aufrecht. So passierten wir die deutsche Sprachgrenze: Wo aber blieben unsere Hoffnungen? Die schwersten, die bittersten Enttäuschungen erwarteten uns gerade hier!

Wenige Stationen hinter Marburg hielt der Zug längere Zeit an; es war eine gemischte Garnitur von Personen- und Güterwagen. Ein Transport von tschechischen und ungarischen Heimkehrern wurde am Weg angehängt, etwa 50 russische Kriegsgefangene hatten wir mitgenommen.

Möglichst tief alles nach den vorderen Güterwagen: Pakete, Kisten und Gepäckstücke flogen heraus — es wurde geplündert! Russische Kriegsgefangene, heimkehrende tschechische und ungarische Soldaten, von herbeieilenden Zivilisten „unterstützt“, plünderten die Güterwagen unseres eigenen Zuges. Da gab's kein Ueberlegen. Wir hatten fünfzig Gewehre als Transportstück, die uns von der kroatischen Behörde belassen wurden, außerdem waren wir ungefähr zwanzig bewaffnete Offiziere. Ein Sturm auf die Plünderer, ein paar scharfe Schüsse, und die Ordnung war wiederhergestellt.

Wir fuhren weiter! Wo blieb die begeisterte Bevölkerung, die in Kroatien ihren heimkehrenden Brüdern zugejubelt hatte? Nichts! Kein freundlicher Gruß, kein Zuwinken — aber auch kein Bissen Brot für unsere hungrigen Soldaten nach langer, anstrengender Fahrt!

Wir kamen nach Graz.

Ein Blick in die Bahnhofrestauration genigte: Hier wartet der Böbel auf den günstigen Moment zum Losschlagen. Dafür war hier eine Bahnhofswache — die erste, die wir sahen — und machte „Doppelreihen“, wie man sie im Frieden auf Kasernhöfen nicht schöner sehen konnte. Ein verwundeter Offizier, der eben mit einem Spitalzug von der Front zurückkam, betritt mit der Kosette auf der Kappe die Restauration. Das war das Signal. Zivil-

isten fordern die Abnahme der Kosette. Im nächsten Moment wird er umringt und mißhandelt. Der Diener sucht den Offizier zu verteidigen. Im nächsten Moment wird er blutüberströmt aufs ärztliche Zimmer getragen und stirbt als treuer Diener seines Herrn. Die Bahnhofswache aber ist — abgezogen und wartet auf Verstärkung! Da meldet mir ein Mann, daß alle Leute der Wache Kosetten tragen! Der Kommandant weist meinen freundlichen Rat, der Mannschaft die Kosette ablegen zu lassen, schroff zurück. „Ich habe keine Instruktionen“, ist die Antwort. Und wenn nicht alle schon vom Böbel erschlagen worden sind — so tragen sie die Kosette wahrscheinlich noch heute!

Mürzzuschlag: Der Zug fährt ein: eine Menschenmenge von Kriegsgefangenen, Soldaten, Kindern und Frauen plündert Güterwagen! Niemand hindert sie — keine Bahnhofswache, keine Nationalgarde und auch nicht die Reden, die in Wien gehalten werden! Wir aber haben mit einigen Schüssen in fünf Minuten Ordnung gemacht. Nun stehen wir und warten ungeduldig auf die Weiterfahrt. Warum fahren wir nicht weiter? Die Eisenbahner erklären: „Wir fahren nicht, weil geschossen wird!“ Wir müssen erst erklären, warum wir geschossen haben, müssen „verhandeln“ und versprechen, nicht mehr zu schießen. Ein Wunder, daß sie nicht die Auslieferung der Waffen verlangt haben!

Gloggnitz. Ich erkundige mich hier, wie überall! Wie ist's hier? Ist hier Ruhe? Die Antwort des diensthabenden Verkehrsorgans ist so charakteristisch, daß sie keines Kommentars bedarf: „Hier ist vollständige Ruhe — die Güterzüge werden freilich alle ausgeraubt! In Wr.-Neustadt aber sind 40.000 Kriegsgefangene Italiener ausgebrochen und plündern; die Fliegerkaserne brennt!“

Wr.-Neustadt. Vollständige Ruhe. Die erste Nationalgarde in Deutschösterreich, die wir sehen, hält die Ordnung aufrecht. In Gloggnitz weiß man also nicht, was in Wr.-Neustadt vorgeht — geschweige denn, was in Wien „los ist“. Und das ist überall so: auf einer Station werden die ärgsten Schauermärchen von der nächsten erzählt. Es gibt keinen Informationsdienst, kein Telefon, und was viel trauriger ist, scheinbar auch kein Interesse!

Von einer Organisation, wie wir sie im neuen südslawischen Staat gesehen haben, keine Spur! Das alte Oesterreich ist an Unfähigkeit und Organisationsmangel zugrunde gegangen. Wie steht's mit dem neuen Deutschösterreich? Wir hoffen, es muß und es wird anders werden! Heute nützen keine Verhandlungen und keine Versammlungen, es muß gehandelt werden, und zwar sofort!

Woran es fehlt, geht aus dem Gesagten klar hervor! Das Haus brennt — jeder helfe zu löschen: wenn wir auf den Regen warten, der löschen soll, werden wir in Dumm und Rauch ersticken. S. W.

5. 11. 1918.

hohenzollern und habsburg

Zwei Kaiser sahen in diesen Wochen das Erbe das sie von ihren Vorfahren übernommen Stück um Stück auseinanderfallen. Beide haben dazu Stellung genommen. Der Hohenzoller, in dem er das berühmte Wort Friedrichs des Großen vom „ersten Diener des Staates“ umpräg in die Formel: „Das Kaiseramt ist der Dien am Volke.“ Es gibt wohl manchen, dem hier ein anderes Zitat einfällt; es stammt von Schiller und heißt: „Vor Tische las man anders.“ Die Ereignisse stürmen vorwärts und jenes umlernen, von dem der Reichskanzler kürzlich im Reichstag sprach, hat auch vor der höchsten Stellung nicht Halt gemacht. Auch Kaiser Wilhelm der vom Gottesgnadentum durchdrungene, hat umlernen müssen. Man hat ihm seine Macht begrenzt, hat den Willen des Volkes über den seinen gestellt, und dennoch erklärt er sich bereit an der Gestaltung dieses neuen Deutschland mitzuwirken.

Die Mitteilung an den Reichskanzler, in der diese Absicht kundgetan wird, stammt vom 28. Oktober; sie ist aber erst am 2. November der Öffentlichkeit unterbreitet worden. Nach den Eröffnungen des Berliner „Lokalanzeigers“ über die Stellung der Parteien zur Abdankungsfrage liegt die Annahme nahe, der Kaiser habe er Klarheit darüber haben wollen, ob seine Abdankung von der Mehrheit der Volksvertretung für notwendig gehalten werde. Wenn die Mitteilungen des genannten Blattes zuverlässig sind, so hätte sich ein großer Teil der Reichstagsmehrheit gegen eine Abdankung ausgesprochen. Daß die Nationalliberalen und das Zentrum am Kaisertum festhalten, ist nicht zu bezweifeln auch für einen Teil der freisinnigen Volkspartei wird das zutreffen. Aber die Sozialdemokraten? Der „Lokalanzeiger“ drückt sich hier etwas gewunden aus. Von den norddeutschen Sozialisten spricht er gar nicht, er sagt nur die Christlichsozialen und die süddeutschen Sozialdemokraten seien in der Mehrheit für die Beibehaltung des Kaisertums. Die preussischen Sozialdemokraten waren also für Abdankung?

Der Kaiser selbst hält seine Sache offenbar nicht für verloren. Die Zeit wird lehren, ob er sich darin täuscht.

Der Habsburger Karl scheint weniger zuversichtlich zu sein. Freilich liegen in seinen Reiche die Dinge auch ganz anders. Der politische Zerfall ist nicht mehr aufzuhalten — die Tschechen, die Polen, die Südslawen wollen von einer habsburgischen Monarchie nichts wissen und auch die ungarischen Minister hat der König ihres Eides entbinden müssen. Das dynastische Band, das jahrhundertlang die Staaten zusammengefaßt hat, war längst durch Gebrauch brüchig geworden — kein Wunder, daß es ein Anzeichen, wie es der Krieg nötig machte, nicht mehr aushielte. Nun ist es an mehreren Stellen zugleich zerrissen. Kaiser Karl hat versucht, so lange es irgend ging, die Fiktion seiner Macht aufrecht zu erhalten. Er hat den Offizieren seiner Armee „gestattet“, in die nationalen Heere überzutreten, als diese Tatsache schon so gut wie vollzogen war. Er hat durch Ernennung gemeinsamer Minister die Fiktion des Zusammenhaltes von Oesterreich und Ungarn aufrecht zu erhalten

gesucht, als in Ungarn die Trennung schon ausgesprochen war. Nun haben Andrássy und Spitzmüller die Fiktion aufgegeben und haben ihr Amt niedergelegt — die letzten „gemeinsamen Minister“ des alten Oesterreich-Ungarn! Aber auch in Deutschösterreich scheint Kaiser Karl sich nicht mehr sicher zu fühlen. Dort hat die nationale Regierung über den Kopf des vom Kaiser ernannten Lammasch weg, die Regierung in die Hand genommen, und die Soldatenräte sind zu ihr übergetreten. Kein Wunder, wenn die Gerüchte von der Abdankung des Kaisers immer mehr an Boden gewinnen.

Die neue Zeit will neue Formen, sie hat den Respekt vor der alten Herrlichkeit von Szepter und Krone verloren.

Nichtsnukige Geheerereien gegen das Kaiserhaus.

Tägliche Verlüfte und Preßlügen.

Von gewissenlosen Gesellen wird mit den giftigsten Lügen gegen das Kaiserhaus geheert. Von einem Spät-
abendsblatt war kürzlich „gemeldet“ worden, Erzherzog
Leopold Salvator habe sich mit seiner Familie
auf einem Dutzend Automobilen in die Schweiz geflüchtet.
Die Meldung, deren Absicht mit den Händen zu greifen
ist, war frech erlogen, der Erzherzog hatte einen Besuch
in Bayern gemacht und ist dieser Tage wieder in Wien
eingetroffen.

Dann war die noch giftigere Erzählung in Umlauf
gesetzt worden, die Kaiserin sei mit ihren Kindern
in die Schweiz abgereist. Es war erlogen! Wer gestern den
Schönbrunner Schlosspark besuchte, konnte sich persönlich
von der Anwesenheit des Kaiserpaars überzeugen, das
gestern dort längere Zeit, vom Publikum mit Freuden
begrußt, spazieren ging.

Heute wollte ein Mittagsblatt wissen, daß der Bru-
der des Kaisers Erzherzog Max in diesen Tagen
mit großer Bagage sich nach Linz begeben habe. Es war
gelogen wie gedruckt. Erzherzog Max befindet sich in
Wien, das er seit längerem auch nicht für einen Tag ver-
lassen hat.

Nicht anders verhält es sich mit der Meldung eines
Grazer Blattes, Erzherzog Friedrich sei nach der
Schweiz abgereist; der Erzherzog befindet sich mit seiner
ganzen Familie in der Weilburg bei Baden! Aber mit
diesen Lorbeeren waren die sauberen Kumpane noch
nicht zufrieden. Eine „Wiener Quelle“ berichtet dem
berrufensten Prager Heßblatt „Denker“ den schamlosen
Blödsinn, Erzherzog Friedrich habe in den letzten Tagen
an Kaiser Karl einen Brief gerichtet, in dem es unter
anderm heißt:

„Man kann noch alles retten. Erteile den Befehl, daß man
auf jeden schießen soll, der die Republik wünscht! Es gibt noch
Soldaten, die Dir folgen und die mit eiserner Strenge Ord-
nung schaffen können. Die Völker müssen in Furcht gehalten
werden. Man darf sich nicht vor ihnen fürchten. Wenn Du
meinen Worten folgst, kann man noch alles retten, Thron
und Dynastie. Man muß aber rasch und unerbittlich auf-
treten.“

Mit augenverdrehendem Vorbehalt, aber in aufrei-
zendster Aufmachung mit schreienden Sensationslettern
veröffentlicht der „Abend“ diesen „Brief“ als eigenen
„Drahtbericht“ aus Prag! Ueber die „Wiener Quelle“
des Prager Heßblattes, die zu wissen behauptet, was ein
Erzherzog dem Kaiser schreibt — von dem pyramidalen
Blödsinn gar nicht zu reden, der dem Erzherzog in die
Feder gedichtet wird — sowie über die gemein-
same Quelle aller dieser Gemeinheiten, aller dieser nichts-
würdigen Treibereien gegen unser Kaiserhaus besteht ja
längst kein Zweifel mehr. Die Urheber der Nichtsnukig-
keiten werden aber bald die Erfahrung machen, daß die
Wiener Bevölkerung auf solche Gemeinheiten nur mit
Verachtung und Ekel reagiert. Mit solchen
Mitteln werden von der „Bagage“, die leider bisher noch
nicht mit den übrigen Schwerverbeladenen westwärts davon-
gefahren ist, in Oesterreich keine republikanischen Nei-
gungen erzeugt, darauf können sich die Gistmischer ver-
lassen.

16. XI. 1918

Die Gebühren der Militärpersonen, der Pensionisten und der Militär-Witwen.

Wie aus verlässlicher Quelle verlautet, hat der Kriegsminister sich an die Regierungen der neuen Staaten gewendet, um die weitere Auszahlung der Gebühren der Militärpersonen, der Pensionisten, sowie der Militär-Witwen und -Waisen sicherzustellen.

tuche ist nach Menacés zu lesen: „Das Reich habe ich gegeben ohne Ende.“ In den Sälen des Gewölbes versinnbildlichen allegorische Figuren die damals bekannten vier Weltteile, die mit dem Finger auf der Landkarte den Machtbesitz Oesterreichs zeigen, an den acht Weibern die Hauptflüsse des österreichischen Machtgebietes: den Silberfluß (La Plata) in Oesterreichisch-Indien (Argentinien), den Tajo, die Donau, den Rhein, den Po, die Elbe, die Save und den Sebethos bei Neapel. Dieser Machttausch, der aus dem von dem kaiserlichen Historiographen Giobanni Comazzi entworfenen, von Meister Antonio Beuzzi gemalten Deckengemälde spricht, erklärt sich aus der Zeit seiner Entstehung. Im Jahre 1710, da der Künstler an die Arbeit sich machte, trug der Bruder des Kaisers Josef I., Karl, die Krone der katholischen Könige und die Waffentaten des Prinzen Eugen von Savoyen hatten Oesterreichs Großmachtstellung gesichert.

Der Landtagsaal, der heute zu den schönsten Barockdenkmälern gehört, war indeß nur äußerlich nach dem Geschmacke dieser Zeit modernisiert worden. Er stammt vielmehr aus den Sechziger- oder Siebzigerjahren des XVI. Jahrhunderts und hatte ursprünglich einen Holzapfand im Stile der Renaissance. Noch ist uns ein solcher in der alten Verordnetenratsstube, die lange als Bibliothekszimmer benützt worden war, gegenwärtig als Sitzungssaal des Landesauschusses, des Nachfolgers des städtischen Verordnetenkollegs, dient, erhalten. Wie eine Märchenwelt muten uns alle diese herrlichen Nebenzimmer des Landtagsaales an, die umso sehenswerter sind, als die Renaissancbauten in Wien recht spärlich geblieben sind. Da findet wir unter anderem

in Erscheinung treten zu lassen. Es gibt heute Behörden, von denen man nicht weiß, ob man sie schon als Staatsamt oder noch als i. l. Ministerium ansprechen soll, ein Umstand, der zu heilloser Verwirrung Anlaß geben muß.

Wir leben in der Zeit einer großen Umwälzung, die rasches Handeln und rasche Entschlußfähigkeit bedingt. Das möge der Staatsrat bedenken und darauf acht haben, daß die Bevölkerung, die auf die Tätigkeit der Behörden angewiesen ist, die neuen Ämter mit ihren neuen Aufgaben nicht mit den alten Ministerien und ihrem erstorbenen RWed wechsle. Diese Verwechslung würde es unsehbar mit sich

in der Vorhalle zur Ratsstube ganz merkwürdige Deckenmalereien; Schweinsköpfe mit Rosenkränzen über dem Rüssel, womit offenbar die Katholiken verhöhnt werden sollten. Sie rühren aus der Zeit her, da die Protestanten die unbefristete Herrschaft in der Landstube innehatten. Auch ein prächtiges Portal in der anstößenden Verordnetenratsstube festelt unsere Aufmerksamkeit. Seine Türe läßt sich, ähnlich wie die der heutigen Stadtbahnwagen, nach beiden Seiten öffnen. — Der E-ge nach sollen auf der einen Seite die Katholiken, auf der anderen die Protestanten den Saal besetzen haben.

Schon seit altem Anfang diente der große Landtagsaal nicht bloß der Beratung der Landtagspostulate, welche die Stände alljährlich in feierlichem Aufzuge aus den „Allerhöchsten Händen“ des Landesfürsten in Empfang nahmen, sondern auch für Festlichkeiten aller Art. So war es Gepflogenheit, daß die Adligen dort ihre Hochzeit feierten, nachdem sie in der Landhauskapelle getraut worden waren. Dieser private Charakter des Saales trat namentlich in den Vordereingang, als nach dem unglücklichen Ausgange der Ständebewegung unter Kaiser Ferdinand II. die politische Bedeutung der Landherren sank. Wiederholt werden nun dort auch Hoffestlichkeiten abgehalten. Ein solches findet zu Ehren der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620), des Sieges über die Böhmen, die dem pfälzischen „Winterkönig“ gebührend hatten, statt, wobei auch Ferdinand II. mit seinem Gefolge erschien. Zehn Jahr später, am 20. Februar 1631, wird anlässlich der Vermählung König Ferdinands (III.) mit der spanischen Infantin Maria eine **Receßdie ausgeführt. Im Jahre 1710 ist der eben erwähnte**

Die Wege Oesterreichs.

Von Universitätsprofessor Dr. Viktor Wibl.

Nun hat das Landhaus in der Herrngasse wieder seine große Bedeutung erlangt! Blicken wir durch das breite Tor des prächtigen, mit forinthischen Säulen geschmückten Ständepalastes in den geräumigen Hof hinein, so grüßen uns schon die stummen Zeugen der denkwürdigen Vorgänge am 13. März entgegen: der halbkreisförmige Vorbau und der Brunnen, die den Hof gegen die Minoritenkirche zu abriegeln. Dort wurden jene historisch gewordenen Freireden gehalten, die ein neues Oesterreich einleiteten. Hinter dem Brunnen führt eine Doppeltreppe zu dem großen Landtagsaal, in welchem damals die Landstände über die dem Monarchen zu unterbreitende Adresse berieten und die Abgeordneten des Volkes empfangen und nun, nach siebzig Jahren, Oesterreich begründet wurde.

Der Anblick des allehrwürdigen Saales muß in dieser Schicksalsstunde, da der alte Habsburgerthron zu Grabe getragen wurde, ganz eigenartige, wehmütige Gedanken auslösen; stellt doch das farbenprächtige, herrliche Deckengemälde Oesterreichs Größe und Macht dar. Da huldigt die Austria im Markgrafenmantel der in den Wolken thronenden, als Königin mit Krone und Szepter dargestellten Vorsehung und empfängt von ihr den Markgrafenhut. In einem feierlichen Raume des Gewölbes sehen wir die „Gegre“ mit einer **Posaune gemalt und auf dem Posaunen-**

Z./II. 1918

Ghaziergang durch Wien.

Das Straßenbild. — Auf den Bahnhöfen. — Der Personen- und Güterverkehr auf den Eisenbahnen. — Die verschiedenartige Verwendung der Sicherheitswache. — Die Auslagen der Buchhandlungen, Schuh- und Bekleidungs-geschäfte.

Das Wiener Straßenbild ist in den jetzigen Tagen so belebt und bewegt wie schon lange nicht. Durch die Straßen sieht man alle Augenblick Scharen gepackter Soldaten ziehen, die von einem Bahnhof auf den andern marschieren, dann taucht wieder eine Gruppe von Russen oder Italienern auf meist von Sicherheitswache zu Pferd und Fuß begleitet, auf den Gangsteigen herrscht ein viel lebhafteres Kommen und Gehen schon durch die zahlreichen Heimkehrer, die von ihren Bekannten und Verwandten allerorts laut und freudig begrüßt werden. Es scheint auch, daß jetzt viel mehr Automobile durch die Straßen rattern, wie noch vor wenigen Wochen.

Inzwischen dauert die Ankunft und Weiterbeförderung von Soldaten und Kriegsgefangenen ungeschwächt an. Der größte Andrang herrscht am Nord- sowie am Ost- und Südbahnhof. Besonders der Raum zwischen den letztgenannten Bahnhöfen war auch heute zeitweise von Tausenden belagert. Allerlei licht-scheues Gefindel, das sich trotz der erhöhten Wachsamkeit der durch die militärischen Assistenzen nunmehr wirksam unterstützten Polizei noch immer einfindet, um auf eine Gelegenheit zu Raub oder Diebstahl zu warten, wurde von der Wache und Posten mit aufgezogenem Bajonett bei der geringsten Ansammlung auseinandergetrieben. Auffallend ist das zwecklose Herumstehen zahlreicher Weiber und Mädchen, die zu Hause scheinbar keine Arbeit haben. Auf dem Südbahnhof, wo um 4 Uhr nachmittags wieder ein überfüllter Zug eintraf, versahen auch Marineure den Ordnungsdienst. Die Ankommenden wurden von Hunderten von Menschen erwartet, die sich von der Ankunftseite des Bahnhofes bis zu den Straßenbahngleisen auf dem Wiedner Gürtel aufgestellt hatten und ihre Angehörigen auf das Angewisse hin erwarteten.

Zivilpersonen tun jetzt gut, Reisen, so sie nicht unausschießbar sind, sein zu lassen, wenngleich die in der Bevölkerung verbreitete Ansicht, als wäre jetzt ein Bahnverkehr nur innerhalb des deutschösterreichischen Staates möglich, vollständig unrichtig ist. Nach wie vor verkehren die Züge auf der Südbahn bis Triest (in Marburg umsteigen), auf der Westbahn bis Innsbruck und Bregenz, auf der Franz-Josef-Bahn bis Eger, auf der Nordwestbahn über Prag nach Badenbach und auf der Ostbahn nach Budapest. Nur die Nordbahn macht eine Ausnahme. Auf ihr kann man infolge der Ereignisse in Galizien nur bis Rzeszow gelangen. Von der Südbahn erhalten wir die Mitteilung, daß der gesamte Eypreß- und Gepäckverkehr von und nach den zur Gepäckerfertigung nicht eingerichteten Haltestellen von und nach allen Stationen, beziehungsweise Haltestellen der Südbahnlinien Wien-Südbahnhof-Triest, Marburg S. B. — Franzensfeste und Kufstein-Trient sowie im Transit über diese Linien bis auf weiteres eingestellt wurde. Nur Milch und leere Milchkannen sowie Zeitungen bleiben als Eypreßgut zugelassen.

Schweren Dienst hat jetzt die Sicherheitswache zu versehen. Ihre Fiedelhauben blitzen auf den Bahnhöfen im schweren Ordnungsdienst, bei den Kriegsgefangenen im Geleit, auf den Straßen wie bisher im Wachdienst und seit heute hält die Wiener Sicherheitswache selbst im Landesgerichte in Strafsachen teilweise an Stelle der Justizwache die Ordnung aufrecht. Es verminderte sich nämlich in den letzten Tagen auch die Justizwache, da zahlreiche Justizsoldaten ihren Dienst verließen, teils weil sie Angehörige einer anderen Nation waren, teils weil sie ihren Uebertritt zur Volkswehr vollzogen hatten. Um besonders das Letztere zu verhindern, wurde noch gestern den im Dienste verbliebenen Justizsoldaten mitgeteilt, daß auch sie nun eine tägliche Löhnung von 6 Kronen, Chargen 7 Kronen, und vollständige Verpflegung erhalten.

Allerlei Interessantes bemerkt man in den Geschäftsstraßen. Die Abschaffung der Zensur, die Aufhebung des Verbotes der Einfuhr von Druckwerken aus feindlichen Ländern haben es dazu gebracht, daß in den Auslagen vieler insbesondere jüdischer Buchhandlungen alles wimmelt von Büchern des bisher feindlichen Auslandes. D'Annunzio, Carducci, Quaracci, De Fiori erscheinen hinter den Spiegelscheiben, aber auch französische und englische Literatur. Die Charakterlosigkeit jetzt erleichtert auf... Auch bolschewistische Literatur erscheint. Friedrich Adlers Verteidigungsrede liegt in vielen Auslagen in recht auffälliger Aufmachung, wahrscheinlich zum Mißvergnügen der offiziellen sozialdemokratischen Parteileitung.

In vielen Geschäften, in denen monatelang kein Schuh, dagegen ständig die Tafel: „Ausverkauft!“ zu sehen war, stehen jetzt Schuhe zur großen Auswahl. Dies ist insbesondere in der Laborstraße und in einzelnen Geschäftsstraßen des 9. Bezirkes der Fall. Allerdings sind die Schuhe einstuftweilen nur zum Vorschein gekommen, billiger sind sie deshalb noch nicht geworden. Dafür ist in Web- und Wirkwaren ein großer Preissturz eingetreten. Wollstrümpfe und Seidenstrümpfe, die noch vor kurzem 50 bezw. 70 Kronen gekostet haben, sieht man schon häufig mit 25 bezw. 40 Kronen angeschrieben. Das Sinken der Preise auf einzelnen Gebieten, das Hervorkommen vieler bisher nur im Schleichhandel erhältlich gewesener Waren und die wiedererstandene Ruhe und Ordnung in Wien sind so die erfreulichsten Tatsachen in dieser traurigen Zeit, selbstverständlich abgesehen von den frohen Wiedersehensszenen, die sich durch die Heimkehr so vieler Tausende braver Soldaten und Offiziere zu ihren Familien jetzt tagtäglich ereignen.

7/11. 1918

71

(Die Hausgarde.) Seit einigen Abenden beginnt das Bild der Straßen und Gassen der Hauptstadt einen ganz eigentümlichen, beruhigenden Anblick zu bieten. Die Organisation der einzelnen Hausgarden ist nämlich schon zum großen Teile durchgeführt und diese Garden haben denn auch schon vielfach ihre Wirksamkeit begonnen. Die Folge davon ist, daß wir selbst noch zu späten Nachtstunden in zahlreichen Gassen eine größere Bewegung wahrnehmen können. Vor jedem Hause wandelt ein Wachposten auf und ab und die Posten der Gasse bilden eine ununterbrochene Kette, die in allen den Passanten, die infolge ihres Berufes gezwungen sind, zu später Nachtstunde heimzukehren, das Gefühl erhöhter Sicherheit weckt. Besonders ist dies in den Seitengassen und in den Gegenden der Fall, die in der Nähe der berühmtesten Schlupfwinkel der lichtscheuen Elemente der Hauptstadt gelegen sind. Je mehr wir uns dem Herzen der Stadt nähern, desto spärlicher werden aber vorläufig noch diese Posten. So konnten wir zum Beispiel gestern von der Fürdő-utca bis zum Berlini-tér auf der Vilmos-császár-ut kaum drei Hausposten begegnen. Die Organisation der Hauswachen wird auch in diesen Teilen einsetzen müssen und hoffentlich in den nächsten Tagen durchgeführt sein. — Politikai Hiradó meldet: Die Zentrale der Volksgarde hat beschlossen, die Hausgarden auch weiterhin zu organisieren. Sie teilt der hauptstädtischen Bevölkerung mit, daß vorläufig nach einem mit dem ungarischen Kriegsministerium erfolgten Uebereinkommen bloß die Garden der äußeren Bezirke Waffen erhalten, die Bevölkerung der inneren Bezirke aber später nach und nach mit Waffen versehen werden wird. Inzwischen zirkulieren aber nur mit Offizieren und Polizeimannschaft verstärkte Arbeiterpatrouillen in den Gassen der Hauptstadt, um die Vermögens- und Personensicherheit der Bürgerschaft zu erhöhen. Die Fabriken, Betriebe, Geldinstitute und Magazine werden auch weiterhin bewacht.

8. XI. 1918

* Die gerettete Ringstraße. Die Wiener sind durch die Revolutionswoche gegangen, ahnungslos darüber, daß bei- nahe zwei hervorragende Teile der Ringstraße verlorengegangen wären. Wahrhaftig, ohne die Oktoberrevolution 1918 hätten wir heute keinen Opern- und Kolowratring mehr. Schon lange hatten es die Gschafelhuber beschlossen, daß diese beiden Ringe umgetauft werden und recht christliche Namen erhalten sollten. Der Kaiser Karls- und der Jita-Ring sollte eine Namenstags- überraschung zum 4. November werden. Die schönen neuen Tafeln wurden schon mit den alten heidnischen ausgewechselt, aber da war Tags vorher die Revolution ausgebrochen und nun kamen die alten Straßentafeln schnell wieder zu Ehren. Sie sind vielleicht das einzig Alte, das die Revolution ver- teidigt. Die Wiener haben den Opernring und den Kolowrat- ring wieder, die Revolution hat die Ringstraße gerettet.

Wien als Durchzugspfad.) Statistiker des Fremdenverkehrs könnten jetzt frohlockend Rekordziffern buchen. Nachlässe berechnen den täglichen Durchzugsstrom von Menschen auf mindestens hunderttausend. Fast ausschließlich Militärpersonen, Kriegsgefangene und Internierte. Sie sind da ein versprengter Zirkel, dem man schon auf zwanzig Schritte von den Wienern ablesen kann, daß ihn ein unausschiebbarer, unabweislicher Grund gezwungen hat, das Wagnis zu unternehmen, Platz in einem Eisenbahnzuge zu suchen und sich den Mühen und Gefahren einer Reise zu unterziehen. Es sind Bilder von paffender Kraft, welche die Wiener Bahnhöfe in diesen Tagen bieten. Auf dem Westbahnhof rollt alle 20 bis 25 Minuten ein Zug in die Halle, bis auf die Waggondecke hinauf mit Menschen gefüllt. Reile der aus Tirol zurückkehrenden Armer, Injassen der Gefangenenerlager in den alpenländischen Orten und jene wohlgenährt aussehenden Russen, denen es beschieden war, die Zeit ihres Zwangsaufenthaltes in Oesterreich als landwirtschaftliche Hilfsarbeiter verbringen zu können. Seit Tagen unterwegs, zum Teil in offenen Güterwagen fahrend, starten sie alle von Fuß und Schmutz. Aus den übermächtigen Gesichtern mit dem verwilderten Bart spricht aber deutlicher als jede andere Empfindung die Sehnsucht nach der Heimat, der sie mit dem Beiraten des Bodens von Wien wieder um einen Schritt nähergerückt sind. Es ist, als ob der Wandertrieb vergangener Jahrtausende der Menschengeschichte wieder greifbare Gegenwart geworden wäre. Nur nach Hause, nach Hause! Die Fremde ist jetzt sehr, sehr unsicher. Auch dort, wo man vor wenigen Wochen noch ruhig und unbekümmert als Angehöriger ein war derselben Armer oder als Bundesgenosse gereizt war. Fast jeder weiß ein traurige Lied davon zu erzählen, wie es ihm unterwegs ergangen. Auf dem Rücken, in den Händen tragen sie ihr schmutzig gewordenes, defektes Gepäck. Und wie bei einem plötzlich ausbrechenden Brande die verführten Bewohner oft die überflüssigsten Gegenstände zu retten suchen, so sieht man hier ganz merkwürdige Dinge aus Bündeln, Säcken und Koffern lugen. Nicht alles ist redlicher Besitz. Gegenüber den Gewalttätigkeiten, denen diese rückströmende Menschenmasse ausgesetzt ist, hält sie sich durch Klünderungen schadlos. Fast alle wissen sie, noch ehe sie den Bahnhof verlassen haben, daß draußen Hunderte der Ankömmlinge harren, um billig einzukaufen oder Waren zu erwerben, die sonst nicht zu bekommen sind. Das Hauptobjekt dieses wilden Handels ist Tabak. Tabak in allen Formen. Wäschestücke, Wolldecken, Nutzfäden, Sohlenleder, Stiefel werden gleichfalls viel begehrt. Sofort ist der Verkäufer von einer dichten Schar umringt, neidisch wird der Preis hinauszitiert. Oft genug brechen Streit und Tätlichkeiten aus und im Gedränge wird manchem Soldaten gewaltsam entrißen, was er die weite Fahrt bis nach Wien geschleppt hat. Auf der Südbahn sieht es aus, wie in irgendeiner Stadt Italiens. Man hört fast nur Italienisch sprechen. Mit südlicher Geschäftigkeit wogt alles durcheinander. Jeder der abreisenden Gefangenen trägt irgendein rot-weiß-grünes Emblem und unter dem breiten Kappenkium leuchten Augen hervor, die selbst in dieser Situation nicht verlernen lassen, wie sehr sich diese Heimkehrer als „Sieger“ fühlen. Ganz anders die Bosniaken und Kroaten, welche ihre neuen romanischen Bundesgenossen um mehrere Hauptstangen überlegen. Breit und bedächtig, von ihren Ellbogen kräftig Gebrauch machend, bahnen sie sich den Weg. Hier wieder ein Trupp Leute mit den russischen Zellermaßen auf dem Kopf, noch um viele Grade beschmutzter und zerfetzter als die anderen. Zuweilen wird auch der dunkelblaue Rock eines Marineurs sichtbar. Ein Obermaat mit dem Kappeband der „Viribus Unius“, einer der Ueberlebenden dieses Dreadnoughts, den Kopf dicht verbunden, beide Arme in Schlingen, wird von einem Kameraden durch den Menschenstrom geleitet. Hier liegen in einer Ecke auf den feuchten kottigen Steinfliesen Leute im tiefen Schlaf. Wahrscheinlich die erste Nacht seit

Tagen. Dort wird mit eigenen Händen nach allen Seiten umgepackt, wahrscheinlich für den Tauschhandel oder um eine letzte Brotkruste herauszufuchen. Verkäuferinnen mit Stücken unappetitlicher Wurst und verstaubten Bäckereien drängen sich durch die Massen und verlangen Preise, bei denen der älteste Schleichhändler schamrot werden müßte. Fünfzehn Kronen für einen kleinen Laib Brot. Sie werden aber gern bezahlt. Zwei und drei Kronen für ein Stückchen Wurst, das mit einem Bissen mitsamt der Wursthaut verschlungen ist. Das Bild wächst an Größe, Vielgestaltigkeit und Farbenabstufung, wenn man sich dem Ostbahnhof nähert. Die und wohlgenährt die magyarischen Soldaten. Sie bringen auch vieles für die Käufer mit. Auch auf diesem Bahnhof ganze Züge von Russen. Ein Trupp hat einen Streifenwagen gemietet, um rascher und sicherer mitsamt allen Fahnrissen vom West- zum Ostbahnhof zu gelangen. Die Eigentümer der Bagage umgeben den Wagen als wandelndes Spolier, offenkundig bereit, ihre Habe mit allen Mitteln zu verteidigen. Hier sieht man auch deutsches Militär, das vom Balkan über Ungarn zurückkommt und bitter klagt, wie es ihm auf dem letzten Teil des Weges ergangen. Alle Idiome der mehrsprachigen Monarchie sind in den Bahnhöfen und um dieselben herum zu hören. Das Deutsche ist entschieden in der Minderheit. Trotzdem wird es schließlich als Vermittlungssprache anerkannt und angewendet, das als Staats- und Dienstsprache in jüngst vergangener Zeit so heftig angefeindete Deutsch. Wenn sich die Rebel des Novemberabends herabsenken und im ungewissen Licht der träber als sonst brennenden Gasflammen die Konturen von Menschen und Dingen verschwimmen, muß man sich erst die Augen wachreiben, um daran zu glauben, daß man wahrhaftig auf einem Wiener Bahnhof gestanden ist.

die trotz hohen Alters kein ehrwürdiges Aussehen haben. Was aber verblüffend nicht im Magen der Masse, die zum Bahnhofe drängt und nicht weiß, wann sie ihr Ziel erreichen wird? Auch Gegenstände machen die Soldaten. Herr und Frau Maibaum, die den Gehsteig in Massen bevölkern, bekommen manche Gelegenheit, einem italienischen Gefangenen Streifen in Kronen umzumerscheln oder sich über das Kaufangebot eines österreichischen Soldaten zu entscheiden, der ein zweites Paar Schuhe oder eine Dede in Heffseln verwandeln möchte. Der gekrümmte Dämmer würde sich von den meisten Auslieferungsorten mit Verachtung abwenden, über welche meist deutlich die Strapsagen oder die Infanterie des Feindes hinwegströmen.

Der Handel hört jedoch mit einem Schläge auf, sowie das Tor des Bahnhofes geöffnet und von hoppelnden Reihen Bajonetten eingesäumt wird. In einem Augenblick erfüllt der die Wände mit einem Menschenblut, der die Wände mit einem brost. Damit aber kamen sich die Massen vor schmalen Eingängen, an denen befehlende Stimmen fortwährend die Männer anberufen und so die alte Manneszucht wieder erwecken, die ja jedem noch in den Knochen steht und die Geißeln des Lubdranges vermindert. Mitleid werden die Bajonetten zu Boden geworfen, die man noch bei jemand findet und jetzt abnimmt. Stunden vergehen, ehe der ein förmig braune Heise aus Versehenleibern mit seinem gewaltigen Körper sich durch das Halbbrunel hinaus auf den Bahnhofsplatz schiebt. Im Augenblick ist der Zug bis zum letzten Steigplatz gefüllt, und unter Dröhnen und Losen verlangen immer noch Hunderte Platz und finden ihn, bis die Letzten kaum sich noch an den Treppentritten anklammern können und in lebensgefährlicher Haltung, mühseliger Stellung die tagelange Fahrt antreten. Aber jeder von diesen Leuten glaubt, daß es später gar nicht gehen wird, und nahe der Demal fest er sein Leben noch einmal aus Spiel, um die Heimat zu erreichen. Der geliebte Wirt der Lokomotive hürchbringt den tobenenden Lärm der Verladung, der Zug setzt sich in Bewegung, und auf der andern Seite fährt eben ein anderer ein, mit andern Tausenden, die dabonstürmen, um einen andern Bahnhof zu belagern.

Sylvius Uppmann

vieler Stunden mit der Geduld aus, die der Krieg erzeugt. Auf ihren Gesichtern steht Misse und Abstammung unerkennbar geschrieben. Germanen und Westslawen, Magyaren und Romanen, Polen und Ukrainer stehen müde durcheinander, geistlos durch die Sprache und vereint durch den Gedanken, in welchem alle Bürger in allen Ländern leben wollen und hoffentlich leben werden: Brot, Arbeit und Frieden! Keine Spur von Feindseligkeit gegen einander, nicht der kleinste Widerstand gegen die Bahnhofsbeamten, von welcher vier Leute, zwei davon in grimmigen Sturmhelmen, sich durch den Menschenhaufen drängen, um in den Rückständen noch ärztlichen Eigentum zu fahnden. Jemand im Hintergrund schreien blühende Bajonetten zu rufen: "Sei hin die Ordnung! Sei hin das Gesetz!" Selten aber wird es notwendig, daß sich die Bewaffneten in Bewegung setzen. Wen die Wache stellt, erleidet nicht etwa aus Wut, sondern aus Eurcht um sein mehr oder minder reichlich erworbenes Eigentum. Er frant aber willig aus und steht seinen Sachen wehmützig nach. Nur ein altes Weib in der Nähe ist mit dem Vorgang nicht einverstanden und ruft mit ihrem Sang zu gegensätzlichen Meinungen: "Ma ja, nell's halt Menaschöschalen auf dem Kopf haben, glauwer's halt sie sind wer!" So wenig Ehrfurcht haben alte Weiber vor Sturmhelmen, welche sich so oft während in der Schlacht über den Grabenrand erhoben.

Ueberhaupt die alten Weiber! Man möchte gar nicht glauben, wie viele und wie betagte Frauen sich im Umkreise und mitten in dieser Männermasse befinden, als ob nicht in jedem Augenblick eine wilde Bewegung entstehen und sie einfach niederretzen könnten. Was wollen diese alten Frauen hier? Sonst erscheinen sie immer als das Bild der Gebrechlichkeit und ruhen unter besonderem Mitleid nach. Hier aber vor dem Bahnhofsraum erinnern sie zwingend an die Rolle, welche gerade solche alte Weiber als die Mütter in vieler Revolutionen gespielt haben. Viele von den Alten sind übrigens zu ganz friedlichen Zwecken gekommen. Sie und viele arme Kinder, Menschen, die nicht mehr und noch nicht arbeiten können, wollen ein bißchen Geschäfte machen. Sie halten ihren ganzen Laden samt Einrichtung und Waren in einer Hand und bieten Zuckermaren an

Regen, Nacht und Kälte über die Gefahren des Schneegewitters hinweg, und von der Höhe der Baggonn bedrohten die Maßregelngeheire jeden Versuch zum Aufhalten. Diese moderne Völkerveränderung auf dem Sügelband sammelt sich zum großen Teil in Wien, um sich von diesem Mittelpunkt des Westens über die weiten Klüften der Länder zu verteilen. Ihre Kraft, die sich bisher auf den Heil und die Arbeit warf, wirt sich jetzt auf die Eisenbahn, und die Masse der Heimkehrer strömt über die Straßengänge der Großstadt von einer Seite zur andern, um schneller die Heimat zu erreichen, die viele Jahre lang vor den Augen dieser Männer geküchelt hat wie der Stern von Bethlehem. Der Bahnhof muß diese riesige Bewegung bewältigen, er ist aus einem bescheidenen Dienst zum leuchtenden Schanden des Krieges geworden, als dieser sein Ende fand.

Schon nach wenigen Tagen ist Regel und Ordnung in das Drängen der Soldaten und Gefangenen gekommen. Aber noch immer ist jeder Wiener Bahnhof der Mittelpunkt von Szenen voll Eigenart und wider Lebendigkeit. Ohne Geld für einen Tribünenstich zu geben, kann man die meisten Rationierstätten Europas vorüberfliegen sehen, allerdings nicht in einem Festzug, sondern eher in einem Zug des Glanzes, und ohne Theaterarten zu kaufen, steht man Ballenstoffs entwaflnetes Lager auf der Gasse. Von allen Seiten marschieren die Truppen dem Bahnhof zu vom immer Leute, die die Landesstraße etwas beherrschten und an jeder Straßenecke um den Weg fragen, als Nachzügler Infanterie oder Artillerie mit brennend roten Wangen, die mühsam und eifrig humpeln, um den Anschluss nicht zu verlieren. Manche von diesen Truppen haben sich einen eigenen Zug eingerichtet und führen kleine und größere Streifzüge mit ihrem Gepäck und ihren handten Freunden mit. Alle diese kleinen Landmannschaften tauchen in der Menschenmasse vor dem Bahnhof hinein und machen ihn erstarren, bis sich niemand mehr bewegen kann. Jeder aber windet und drängt sich möglichst weit nach vorn, wo immer ein anderer nützend an der Spitze des großen Zuges steht, das unheimliche geschlossen bleibt. Tausende haren geduldig im zähen Schlamm der Straßen

Am Bahnhof.

Der Bahnhof ist kein totes und langweiliges Gebäude wie etwa ein Ministerium oder ein großes Finanzhaus. Der heiße Dampf seines Stems wallt über das Dach, man hört das Brausen und Pfeifen seiner Schüme, man sieht eine rasche Bewegung. Wie ein mächtiger Magnet zieht der Bahnhof Eisenlasten an und stößt sie wieder von sich, saugt durch die Tore Menschenmassen auf, und läßt sie aus andern Toren auf die Straße strömen.

Als der Krieg begann, wurde der Bahnhof zum Giganten. Seine Kraft trug die Wölfer ganzer Reiche in die weite Ferne, verfestete zu Wasser umgeschmiedete Berge aus Metall, trug Millionen gewaltiger Männer ihren tausendfüßigen Bedarf nach, brachte ganze Städte für die Industrie der Verstärkung und versorgte sie, sammelte und verteilte das Meer der Flüchtlinge. Der Bahnhof war ganz und gar ein heftiger Diener des Kampfes geworden und kümmerte sich wenig darum, daß es auch Bürger gab, die in ihren Wohnorten nicht eingeperrt hielten fortzuziehen. Widerwillig wurden sie zu Schichten zu gelassen, Störenfriede des Bahnhofes, den sie einst mit ihrem Geld erbaut hatten. Der Bahnhof war ihnen rauh entgegen worden bis zu dem Zeitpunkt, in welchem unter den Klängen der Musik hurrarufende Truppen in bewimmelten Baggonn hereinströmten und von selbstlich geschmückten Würdenträgern begrüßt wurden, während draußen eine freudig bewegte Menge wartete.

So ähnlich malte sich einmal die von der Zensur kühlich gestirte Erwartung die Rückkehr der Truppen aus. Aber aus dem überfüllten Bahnhofsraum der Ereignisse tauchten ganz andre, viel lebendigere Bilder auf. Eie sich noch an der wartenden Front die Bestürzung wieder Gehör verschaffen konnte, erhob sich die Menge der Krieges, aufgeschreckt durch den Ruf: "Rechts hin, wer kann!" Zug auf Zug raste mit wackeren Köpfen der Dampfstadt zu, auf Dächern, Bestfern und Tribünen zusammengepresste Soldaten führten eine halbe Woche lang ungeschützt durch

Wochenchau.

H. A.—r. Vielhundertjährige Reiche stürzen wie Kartenhäuser zusammen, alte Throne krachen angemorcht zusammen. Das Drehungsgesetz der Stürme ist in sein Gegenteil verkehrt: Die Sturmwelle der Revolution kommt aus dem Osten, nicht aus dem Westen. Und wie in den letzten Tagen zuerst Bayern über Wittelsbach und dann das Deutsche Reich und Preußen über Hohenzollern zur Republik übergegangen ist, so wird dieser Sturm sich wohl auch noch weiter nach Westen fortsetzen. In diesen Tagen, in denen vielleicht für Jahrhunderte neue Wege gewiesen werden, über das wirtschaftliche und finanzielle Kleinzeug des Alltags zu sprechen, über die Börse und ihre Spekulation, über deren Irrungen und Wirrungen, das erscheint uns als lächerlichster Widersinn. Als ein Widersinn, den wir weder uns noch dem Leser, ja, diesem noch weniger als uns, zumuten wollen.

Allmählich zerreißt das Gewölk und die Klarheit der Zukunft nähert sich. Die Abdankung des deutschen Kaisers ist auch als ein Schritt näher zu den Friedensverhandlungen zu werten. Wir Deutschösterreicher werden in diese Beratungen als kleiner Staat eintreten, aber an der schönen Zukunft unseres Volkes ist darum doch nicht zu zweifeln! Die Bilanz des Weltkrieges schließt für das alte Oesterreich und für dessen Rechtsnachfolge freilich mit einem ganz unschätzbaren, nach Millionen zählenden Verluste an Menschenleben und Arbeitskraft, mit einer Verschiebung von siebzig Milliarden und einem Landverluste von mehr als zwanzigtausend Quadratkilometern ab. Aber neben diesen Verlusten kommt doch auch die endliche Klarstellung einer Reihe längst fauler Posten in Betracht, die wir nun endlich abschreiben können. Erst der Weltkrieg hat erkennen lassen, daß wir im Reiche selbst wohl noch ärgere Feinde als jenseits der Grenze hatten. Indem wir nun der Zwangsverbindung mit den Slaven und Italienern und auch Ungarn ledig geworden, das uns im Kriege zuerst ausgehungert und dann im entscheidenden Augenblick schändlich verlassen und so die Bundesstreue gebrochen hat, werden wir unser eigenes Haus künftig sicherer, in reiner Klarheit bestellen können. Die Völker Deutschösterreichs werden von jetzt ab nur für sich selbst zu sorgen haben, sie werden also die berückichtigten Staatsnotwendigkeiten den reichsfeindlichen Slaven und Italienern und Magyaren nicht mehr durch schwere Opfer aus der eigenen Tasche abzukaufen haben. Die Abschreibung all dieser faulen Posten hat uns unstreitig zahlungskräftiger gemacht. Die Früchte der Arbeit unseres Volkes werden also nur mehr ihm selbst zufallen, während wir bisher zur Helotenarbeit für das alte, von inneren Feinden unterworfene Reich verurteilt waren. In demselben Maße ist denn auch die Kreditfähigkeit Deutschösterreichs gestiegen — wir sind in unserem finanziellen Anfluge nicht mehr mit dem bleiernen Ballast der reichsfeindlichen Nationalitäten belastet. Und so kann die deutschösterreichische Regierung auch für die gegenwärtige von ihr geplante Anleihe schon jetzt auf vollen Erfolg rechnen. Gleich bei der neuen Wiener Stadtkasse wird es sich zeigen, welche wirtschaftliche und finanzielle Kraft das junge Deutschösterreich besitzt.

Die Stenerereingänge Deutschösterreichs.

Entsprechend einem Beschlusse des Staatsrates werden die in Deutschösterreich eingehenden Steuern und Abgaben ausschließlich für die Bedürfnisse des deutschösterreichischen Staates verwendet.

10./XV. 1918

78

Ropauer-Kaserne

Neben dem Heim der Wiener Edelknaben ist die Ropauer Kaserne den Wienern wohl am vertrautesten. Wie ein „Anker“-Steinbaukasten-Gebilde erhebt sich der riesige Ropziegelbau, von mehreren zinnengeschmückten Türmen gekrönt, von allen Seiten die gleiche festungsartige Erscheinung, ob er sich nun in den Wassern der kleinen Donau spiegelt oder auf die bronzene Idealgestalt des Deutschmeisterdenkmals lächelt, ob er den sterbenden Bäumen auf dem Schlickplatz sein Mitleid schenkt oder sich ärgert über das allzu laute Handeln und Feilschen des nahen Landelmarktes.

Was hat sich nicht alles seit Kriegsbeginn in den Mauern dieser riesigen Kaserne ereignet! Als in den Augusttagen 1914 die ersten Mobilisierten kamen mit Sad und Pack, öffnete sie weit ihre Tore, empfing sie wie eine freundliche Wirtin und gab ihnen Kleider und Wohnung und Kost. Ihre Höfe und Gänge waren Zeugen so manchen farbenprächtigen Bildes und heute noch spricht man von dem untergeklärten Anblick der Tausende von Bosniaken, die hier in ihrer bunten Nationaltracht einrüdten und ihr heimisches Festgewand mit dem schmutzlosen feldgrauen Tuch vertauschten. Puffer-Infanterie, Dragoner, Neunundneunziger, Felsjäger bezogen im Laufe des Weltkrieges hier ihre Quartiere. Soldatenfreude gab's für manchen Angehörigen, Soldatenleid für den Rekruten. Nach jeder neuen Musterung dieselben Bilder in den Höfen: stundenlanges Herumstehen, Namenberlesen, schrille Kommandorufe: „Rechts um“, „Links um“, „Habt acht“ und „Ruh!“ und erste Reiterfuche. Bald fand eine Eidesabnahme vor Hunderten entblößter Köpfe statt, bald formierte sich eine Marschkompagnie, um mit klingendem Spiel auf den Bahnhof zu ziehen, bald sählich ein Trupp Deserteure zwischen aufgepflanzten Bajonetten scheu und niedergeschlagen durch ein kleines Pförtchen in den Arrest, bald trat ein Militärgericht zusammen, um einen Schwerverbrecher zu verhören, bald stand ein Feldkurat in der Kasernkapelle, um einen jungen Fähnrich Kriegszutruen, bald schritt der Oberlehrer der Stiftschule von Schlägl musternd vor der seinem Kommando anvertrauten marschbereiten Sanitätskolonne, die ihre zwanzig Autos, reich beladung, in Reih und Glied aufgestellt hatte, jeder Tag brachte Wechsel und Bewegung ins Leben der Kaserne.

Bis dann der harte Waffenstillstand kam, ein Heulen, Zohlen, Pfeifen anhub vor dem Ziegelbau und Demonstranten die Freilassung der Gefangenen, allerdings vergeblich, forderten. Jetzt aber füllen ihre Höfe Tag für Tag Grobrussen und Ukrainer, Kalmücken und Tataren, Kirgisen und Kaschkiren, Tungusen und Turkmener. Zu Tausenden sitzen, stehen, liegen die Befreiten um die mächtigen Kessel, in denen für sie abgekocht wird, rauchen, essen, singen, tanzen, halten Neben und warten auf den Abtransport in ihre Heimat. Slavische, türkische, mongolische, finnische Gesichter, jeden Tag andere, aber alle besetzt von der Freude der Heimkehr. Allen ist die Ropauer Kaserne Stätte auf dem Weg in die Heimat geworden. Und wie sie Jahre hindurch Tausende auf die blutige Walfahrt geschickt, so sendet sie jetzt Tausende heim zu den wartenden Brüdern und Schwestern, Müttern und Vätern, Frauen und Kindern. So schließt auch sie ihr Kriegserleben friedlich und versöhnlich und ihr Andenken wird in vieltausend Herzen nicht schwinden.

H. M.

Entpöbelung.

Von Dr. Wolfgang Madjera.

Niemand ist imstande, in seinem Denken und Handeln, in seinen Gefürnungen und seinem Gebaren seinen Lebensberuf zu verleugnen.

Auch Woodrow Wilson nicht. Man mag über seine politische Handlungsweise, die ihn zu unserem Feinde gemacht hat, denken wie man will: seine berühmten „14 Punkte“ verraten jenes geschulte Denken und jenes Bestreben, erkannte Wahrheiten in ein gewisses System zu bringen, das ihm während seiner früheren Professorenlaufbahn zur zweiten Natur geworden ist.

Den selben Gang zur Lebhaftigkeit verrät das Schreiben, das der Präsident unter dem 7. November an den deutschösterreichischen Staatsrat gerichtet hat. Und, wir wollen sogleich hinzufügen: Auch denselben Wesenszug eines gebildeten Geistes. Denn was den „14 Punkten“ gegenüber zur Zurückhaltung bewog, war nicht ihr durchweg humaner und großzügiger Inhalt, sondern der Zweifel, ob diese schönen Worte und Grundsätze auch aufrichtig und völlig unparteiisch gemeint seien, gleichviel ob ihre Anwendung den Wilsonschen Bundesgenossen zum Vor- oder Nachteil gereiche.

Der Zuschrift jedoch, die der Präsident an unseren Staatsrat gesandt hat, kann und muß man sich ohne jeden Rückhalt und von ganzem Herzen anschließen. Man sollte sie geradezu an allen Mauern anhängen; denn sie drückt nur aus, was jeder ordnungsliebende, rechtlich denkende und gestützte Bürger des neuen Staatswesens als heißesten Wunsch in der Seele trägt. Diese kurze, aber gewichtige Epistel erwähnt im Namen „aller Freunde der Freiheit“ sowohl die Führer als auch die Bevölkerung der kürzlich befreiten Länder, „die begonnenen Veränderungen in Ordnung mit Mäßigung und mit Milde sowohl als mit Festigkeit durchzuführen und Gewalttätigkeit und Grausamkeit jeder Art hintanzuhalten, auf daß keinerlei Unmenschlichkeiten die Annalen des neuen Zeitalters einer vollkommenen Ordnung beflecken.“ Im Namen aller Freunde der Freiheit spricht Wilson, und was er hier aufrichtet, ist das Ideal der Freiheit, jener Freiheit, deren Herrschaft jeder Freund der Menschheit nur mit Leidenschaft herbeisehnen kann. Zugleich aber stellt er fest, für wen und wofür diese Freiheit nie und nimmer bestehen darf: für Gewalttat und Grausamkeit, kurz, für alles, was der Pöbel unter Freiheit versteht. Ja, was dringend und unbedingt notwendig ist, den Pöbel von jedem Einfluß auf die Vorgänge und Entscheidungen des öffentlichen Lebens auszuschalten, nicht nur den Straßenpöbel, sondern auch den Pöbel der Gesinnung. Entpöbelung — das ist die unumgängliche Ergänzung der Demokratie. Ein Volk ist nur reif zur Herrschaft, wenn es entpöbelt, wenn es nicht von der Versuchung befallen ist, Freiheit mit Zügellosigkeit zu verwechseln. Ist seine Durchschnittsentwicklung nicht so weit gediehen, dann bedarf es des Zwanges, um seine verderbenbringenden Triebe niederzuhalten — jenes Zwanges, der auch im demokratischen Staate gegen solche Bruchteile des Volkes nicht entbehrt werden kann, die sich über die Stufe der Pöbelhaftigkeit noch nicht erhoben haben.

Einerseits wird es also eine ernste Aufgabe der neuen Staatsgewalt sein, ohne Lammherzigkeit alle Gelüste und Versuche des Pöbels, sich als „Volk“ aufzuspielen und den ruhigen Aufbau des neuen Staates zu stören, im Bedarfsfall auch mit eiserner Faust zu ersticken. Die fürchterliche Kriegsverwilderung hat ja entsetzlich verrohend gewirkt; um so stärker muß darum die Hand sein, die Ausbrüche dieser Rohheit verhindern will.

Doch damit wird die Staatsgewalt nicht genug getan haben. Eine bloß äußerliche Unterdrückung des Ausbruches dunkler Triebe und zerstörender Gelüste wird die Gefährquellen nie beseitigen, die den Bestand der Kultur bedrohen. Soll eine gründliche Entpöbelung stattfinden, so muß sie sich auf die Erziehung des Volkes gründen. Nach unsäglichen Verjämnissen früherer Zeiten auf diesem Gebiete wird es darum eine der heiligsten Aufgaben der deutschösterreichischen Regierung sein, mit aller Macht die Fragen der Volkserziehung in Angriff zu nehmen. Der Staat muß, nicht nur auf dem Papier, sondern durch zweckmäßige Einrichtungen und strenge Aufsicht, sicherstellen, daß jeder junge Staatsbürger ohne Ausnahme zu einem geistigen, an Herz und Geist gebildeten Menschen herangezogen werde. Der Staatssekretär für Unterricht Raphael Pachter hat beim Antritt seines Amtes in gehaltvollen, starken Worten verheißungsvolle Pläne angekündigt. Möge er sich stets gegenwärtig halten, daß im Arsenal seines Amtes die Waffen zu finden sind, um der Entpöbelung Deutschösterreichs den Weg zu bahnen!

10./X. 1918

81

R. I.?

Throne stürzen. Selbst der Thron der Wittelsbacher ist gefallen. Der der Hohenzollern wird in wenigen Tagen beseitigt sein. Von Württemberg erzählt man Ähnliches. Können dann die anderen Fürstengeschlechter des Deutschen Reiches sich halten? Das ist kaum anzunehmen. So werden Freistaaten das neue Deutsche Reich bilden, wenn es nicht zum vollständigen Zerfalle kommt. Herrschergeschlechter werden enisernt oder treten ab, die in der Weltgeschichte mit Ruhm und in Ehren bestanden haben, die die Besten gestellt haben, wenn es galt, einen Thron zu besetzen. Dafür wird der Thron der Karageorgewitsche in Belgrad wieder errichtet. Der Thron der Meuchelmörder! Der Belgier wird wiederum eingesetzt werden, wenn erst einmal die Deutschen das Land geräumt haben und von einer Entfernung des englischen Herrschers spricht man nicht. Das sind Russen und der Serbe ist ein Meuchelmörder, die können bleiben. Für den Kaiser von Oesterreich haben die Feinde Mitleid übrig, einen „armen jungen Mann“ hat ihn General Franchet d'Espèray genannt, als er mit dem Grafen Karolhi über die schimpflichen, Ungarn aufgenötigten Waffenstillstandsbedingungen verhandelte. Mitleid hat Schonung im Gefolge. Man scheint also in uns feindlichen Kreisen nicht darauf zu bestehen, daß die Habsburger das Schicksal der Wittelsbacher und Hohenzollern teilen. Wir können beim besten Willen hierin keine Auszeichnung des Habsburgergeschlechtes oder des jetzigen Vertreters derselben erblicken. Soll das vielleicht für uns eine Empfehlung der Habsburger sein? Gemiß nicht. Aber aus dem Mitleide, das der französische General für Kaiser Karl I. übrig hat, kann man unschwer die Absichten herauslesen. Es wurde ja in der letzten Zeit schon viel davon gesprochen, daß geheime Abmachungen zwischen Habsburgern und den Feinden wegen der Erhaltung des Habsburgerthrones bestehen. Jugoslawen, Tschecho-Slowaken, Polen oder Ungarn mögen entscheiden, wie sie wollen. Sie scheinen am allerwenigsten Lust zu haben, den Habsburgerthron für sich aufzurichten. Soll er vielleicht uns vorbehalten bleiben? Eine Volksabstimmung darüber würde kaum zu einem für die Habsburger günstigen Ergebnisse führen. Es geht nicht an, daß man um diese Frage länger herumgeht. Auch die jetzige Regierung für Deutschösterreich läte gut, wenn sie volle Klarheit schaffte. Nach einigen Anläßen zur Entschlossenheit ging man wieder zurück als ob die Habsburger Frage bei uns vorläufig ein Rühr-mich-nicht-an bleiben sollte. Das geht nicht. Man kann nicht Freistaat und Monarchie gleichzeitig sein. So kommt es, daß sich noch immer eine l. l. Regierung einbildet, im Namen Oesterreichs von Wien aus sprechen oder gar gegen den Einmarsch bayrischer Truppen in Tirol „protestieren“ zu können. Es würde wohl weder Herrn Dr. Lammasch noch irgendeinem Sektionschef im Ballhause, der den Leiter auswärtiger Angelegenheiten spielt, einfallen, namens des tschecho-slowakischen oder jugoslawischen Staates auch nur eine Postkarte zu schreiben. Aber für den deutschösterreichischen Staat diplomatische Vermehrungen einzulegen und Amtshandlungen vorzunehmen, maßen sich diese l. l.

ja, sogar l. u. l. „Behörden“ an. Gerichte sprechen noch immer „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers“ Urteile, obwohl doch das Kaisertum Oesterreich längst zerfallen ist und auch der strengste Monarchist bei uns kaum behaupten dürfte, daß an Stelle des früheren Kaisertums jetzt ein solches „Deutschösterreich“ genannt, getreten ist. Solche Halbheiten sind gefährlich. Sie bringen Verwirrung und können zu Ungeheuerlichkeiten führen, die man ganz einfach nicht dulden darf, wenn man Ordnung haben will. Der Staatsrat läte gut, sich einmal mit dieser Frage zu befassen.

Wien, 12. November.

Vor zwei Jahren war mitten in den Stürmen des Weltkrieges der jugendliche Erzherzog Karl berufen, die schwere Bürde auf sich zu nehmen, Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn zu werden. Es war zu einer Zeit, da das Kriegsglück unseren Waffen lächelte, zur Zeit des Zusammenbruches Rumäniens, zur Zeit, da namentlich bei den Alldeutschen im Reich — und die hatten in jener Zeit einen entscheidenden Einfluß — weitausgreifende Pläne über eine Neugestaltung Europas gehegt wurden. Der junge Herrscher aber, dessen edles Herz und dessen aufrichtige Menschenliebe niemals in Zweifel gezogen werden konnte, hat, trotzdem er den Thron während der größten Waffenerfolge bestieg, sich als oberstes Ziel die Beendigung des Krieges gesetzt. Sein Ehrgeiz war, der Friedenskaiser zu werden und ihm waren alle Eroberungspläne fremd. Und ebenso hat er erkannt, daß der demokratische Gedanke bei uns zum Durchbruch gelangen muß, daß eine Neugestaltung der Monarchie auf Grund der freien Entwicklung aller Nationalitäten eine Notwendigkeit sei. Nun ist Kaiser Karl nach zweijähriger Tätigkeit von den Regierungsgeschäften zurückgetreten. Der Friede ist gekommen, allein es ist nicht der Friede, den wir erhofft, nicht ein Friede, der den ungeheuren Anstrengungen der Völker entspricht, und es ist auch die freie Entwicklung der Nationen gekommen, aber nicht eine solche, die den Fortbestand Oesterreich-Ungarns gewährleistet, sondern die den alten habsburgischen Staat zerstört. Die Monarchie ist zertrümmert und der Monarch zieht sich zurück. Die edlen Absichten des warmherzigen jugendlichen Herrschers gelangten zu spät zum Durchbruch. Sein Wille ist nicht rechtzeitig zur Tat geworden. Es war eben Kaiser Karl die Gabe nicht verliehen gewesen, die richtigen Ratgeber zu erwählen und in seinem Drang nach dem Neuen hat er die alten und geschäftskundigen Männer in Oesterreich und in Ungarn von jedem Einfluß auf die Führung des Staates entfernt. Ein alter Spruch sagt: „In magnis voluisse, sat est.“ Bei Kaiser Karl mag es heißen: „In bonis voluisse sat est.“ Denn jedes Wort der Urkunde seiner Verzichtleistung beruht auf Wahrheit. Die Beendigung des Krieges, die Demokratisierung der Monarchie, das waren die Ziele, die er zu erreichen anstrebte. Ein Versuch nicht so sehr mit untauglichen Mitteln wie mit untauglichen Männern. Wir brauchen nur an die unglückselige Aera Seidler zu erinnern, um uns dessen bewußt zu werden, in weich hohem Maß eine dilettantenhafte Politik, die von der Amnestie bis zum deutschen Kurs hin schwankte, das Gebäude des Staates erschüttern mußte. Kaiser Karl war von den Staatsgeschäften ferngehalten worden, bis er unpfählich Thronfolger wurde, und im Weltkrieg hatte er keine Gelegenheit, die Versäumnisse einzuholen. Von den richtigen Prinzipien beseelt, konnte er nicht die richtigen Männer finden, um diese Grundsätze zu verwirklichen, und dies war sein tragisches Schicksal.

Heute wird Deutschösterreich zur Republik proklamiert und der Anschluß an das Deutsche Reich verkündet werden. Das Werk, das im Jahre 1848 versucht wurde, soll jetzt zur Vollenbung gebracht werden. Kaiser Karl will nicht, daß seine Person ein Hindernis für das Selbstbestimmungsrecht des deutschösterreichischen Volkes werde. Er ist sich bis zum Schluß treu geblieben und tritt zurück, um dem Willen des Volkes ohne Widerstand freie Bahn zu lassen. Es war ihm vom Geschick eine zu schwere Bürde auferlegt worden. Ein junger Mann ohne die nötige Erfahrung, wurde er vor die schwersten Proben gestellt, und an solchen Aufgaben muß er schließlich scheitern. Die österreichisch-ungarische Monarchie zerfiel, aber noch im letzten Augenblick hat Kaiser Karl alles getan, um einen gewaltsamen Umsturz zu verhindern. Er ist freiwillig zurückgetreten, er, dem keine Schuld an dem Krieg trifft und der die Notwendigkeit, ein neues Oesterreich-Ungarn auf breiter demokratischer Grundlage zu schaffen, erkannte. Gegen seine Person herrscht kein Haß und kein Groll. Denn seine Absichten waren rein und edel, nur war ihm die Gabe nicht verliehen, die richtigen Männer zur Durchführung seiner Pläne zu finden. So wird dann Deutschösterreich eine Republik, aber der Kaiser verläßt nicht im

Streit mit den Völkern seinen Posten, sondern mit Segenswünschen für das deutschösterreichische Volk legt er die Regierungsgeschäfte nieder. Wir wollen aber hoffen, daß sich der große Umsturz in Ordnung vollziehe und daß der Wiedereintritt Deutschösterreichs in das Deutsche Reich uns zum Wohl gereichen möge. Mit tiefbewegtem Gemüt sehen wir diesen Habsburger von der Herrschaft scheiden, sehen wir eine jahrhundertelange Vergangenheit unter der Wucht weltgeschichtlicher Ereignisse zusammenbrechen. Friede und Freiheit für seine Völker hat Kaiser Karl gewollt. Allein der Friede und die Freiheit, die jetzt die Völker des ehemaligen Oesterreich-Ungarn erhalten, sind nicht der Friede und die Freiheit, die wir erhofft. Für Kaiser Karl aber mag das Wort Geltung haben: In bonis voluisse, sat est.

Das Straßenbild am heutigen Vormittag.

Die Straßen der Stadt boten heute bereits in den Vormittagsstunden ein vom Alltag wesentlich verschiedenes Bild. Wien rüstete für die große Straßentundgebung, die nachmittags vor dem Parlamentsgebäude stattfinden soll, in dessen Räumen die deutsche Nationalversammlung die neue Staatsform beschließen, den Anschluß der Republik Deutschösterreich an Deutschland verkünden wird. Für den heutigen Tag wurde die allgemeine Arbeitseinstellung proklamiert. Obgleich die Gewerbevereinigungen die Parole ausgegeben hatten, erst am Nachmittag mit dem Geschäftsschluß vorzugehen, haben zahlreiche Geschäfte, namentlich in der Innern Stadt gar nicht aufgemacht oder es vorgezogen, in den ersten Morgenstunden wieder zu sperren. In den Straßenbahnwagen, die in den Morgen- und Vormittagsstunden wie gewöhnlich abgelassen wurden, fehlten zeitlich früh die Arbeiter, die sich sonst um diese Zeit in die Fabrik begeben. Der Straßenverkehr war ein wesentlich gesteigerter, das Wetter günstig und windstill, die Temperatur recht angenehm. Nur hier und da gingen leichte Regenschauer nieder.

Die Verschleißlokale für Lebensmittel blieben vormittags geöffnet und erst um die Mittagstunde trat der Ladenafluß ein, der die übrige Zeit des Tages hindurch aufrechtzuerhalten soll. In den Bäckereien wurde gearbeitet, und hier ist nur zwischen 3 und 4 Uhr Betriebsstillstand vorgesehen. Im Gas- und Elektrizitätswerk wird den ausgegebenen Anordnungen gemäß normal gearbeitet.

Der Zug der Arbeiterschaft soll pünktlich um 3 Uhr vor dem Parlament eintreffen. Zur selben Stunde wird auch der Straßenbahnverkehr eingestellt werden, um erst um 6 Uhr wieder aufgenommen zu werden. Der Eisenbahnverkehr hingegen wird nur eine Stunde lang aussetzen und die Eisenbahner werden auch ihre Arbeitsplätze nicht verlassen, sondern in den Betrieben verharren, wo Versammlungen veranstaltet werden.

Zwischen halb 2 und 2 Uhr nachmittags trafen die Arbeiter Bezirksweise auf dem Aufstellungsplatz ein. Als solcher war der Schwarzenbergplatz mit den angrenzenden Straßenzügen gewählt worden. Der Abmarsch aus den Bezirken dahin war bereits gegen halb 1 Uhr in geordneten Zügen erfolgt. Ordner flankierten diese Züge. In jedem einzelnen Bezirk war ein Sammelplatz bestimmt worden. Die deutschnationalen, die deutschfreihheitlichen und sozialistischen Studenten hatten sich um 2 Uhr nachmittags in der Aula der Universität versammelt und werden von dort zum Parlament ziehen. Von der Schauslergasse aus erfolgt der Zug der Deutschnationalen.

Vom Schwarzenbergplatz aus erfolgte der Abmarsch um halb 2 Uhr nachmittags über die Ringstraße. An der Ecke des Schwarzenbergplatzes und der Ringstraße hatte sich der Parteivorstand der sozialdemokratischen Partei, die Gewerkschaftskommission und der Landesvorstand versammelt.

Aufhaltung von Automobilen.

Wie im Morgenblatt gemeldet wurde, sind gestern nachmittags auf der Mariahilferstraße drei Automobile von Gardisten mit vorgehaltenen Gewehren und Revolvern angehalten worden. Die Fahrzeuge wurden in die Stiftskaserne gebracht. Diese Konfiskationen von Automobilen sind nicht vereinzelt geblieben. Auch heute wurde eine Reihe von Automobilen angehalten und zum Teil requiriert, während in anderen Fällen die Fahrgäste zum Aussteigen veranlaßt und die Chauffeure verhalten wurden, die Wagen in die Garage zu führen.

12./11. 1918

Kaiser Karl.

Die republikanische Feuerwelle, die über Europa dahinzieht, hat an den Grenzen der nunmehr aufgelösten österreichisch-ungarischen Monarchie nicht haltgemacht, und Kaiser Karl hat mit der Kundgebung vom gestrigen Tage dieser Tatsache Rechnung getragen. Die Proklamation spricht keine Thronentsagung aus, verkündet aber, daß der Kaiser auf seinen verfassungsmäßigen Anteil an den Staatsgeschäften verzichtet und die österreichische Regierung ihres Amtes enthebt. Es würde sich also um ein Ruhen der monarchischen Gewalt, um einen Verzicht auf deren tatsächliche Ausübung handeln. Sinn und Abicht der Proklamation ist offenbar, an der Monarchie festzuhalten und die entscheidenden Beschlüsse der Nationalversammlung abzuwarten.

Wie aber diese Entscheidung ausfallen wird, ist zur Stunde nicht mehr zweifelhaft. Nach den Beschlüssen der provisorischen Nationalversammlung, die sich am 21. Oktober in niederösterreichischen Landhause versammelt hat, sollte der auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes zu wählenden konstituierenden Nationalversammlung vorbehalten sein, die Verfassung des deutschösterreichischen Staates festzusetzen, somit auch die Frage, ob Republik oder Monarchie, zu entscheiden. Mittlerweile aber haben die Ereignisse einen rapiden Verlauf genommen, Deutschland hat über Nacht den Übergang zur republikanischen Staatsform vollzogen, in den nicht-deutschen Teilstaaten, die sich auf dem Boden der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie gebildet haben, scheint gleichfalls die republikanische Strömung die vorwaltende zu sein, und so ist auch in Deutschösterreich der Plan gereift, ein rascheres Tempo einzuschlagen und noch vor dem Zusammentritte der konstituierenden Nationalversammlung eine vollzogene Tatsache in der Frage der Staatsform zu schaffen. Die endgültige Entscheidung bleibt selbstverständlich der konstituierenden Nationalversammlung vorbehalten, die im Jänner gewählt werden soll, aber nach der Lage der Dinge ist es wohl sehr zweifelhaft, ob sie den Rückweg von der Republik zur Monarchie finden wird.

In jungen Jahren und nach kaum zwei-jähriger Regierung entsagt Kaiser Karl den Machtbefugnissen des Monarchen. Er hat in dieser Zeit viel Schmerzliches erlebt und wenig von den Freuden des Herrscheramtes genossen. Als er die Regierung antrat, schien ihm ein andres Los zu blühen. Die Waffen der Monarchie waren siegreich, dem jungen Monarchen wurden viele Sympathien gezeigt, da schon seine ersten Kundgebungen sein Verständnis für den demokratischen Zeitgeist und sein Bemühen um die Herstellung des Friedens bezeugten. Aber das wertvolle Kapital an guten Stimmungen war schnell verzehrt. Aus den Ursachen, die den Wandel der Dinge herbeiführten, muß natürlich dasjenige ausgeschaltet werden, was nicht auf Rechnung eines einzelnen, und sei es auch ein Herrscher, gestellt werden kann. Es lag außerhalb der Macht des Kaisers, die Entbehrungen zu lindern, die der Krieg dem Volk auferlegte, und die verhängnisvolle Wendung hintanzuhalten, die der allgemeine

Kriegsverlauf nahm. Aber vieles ist geschehen, was sich hätte vermeiden lassen. Der junge Monarch, durch eine jähe Wendung des Schicksals plötzlich auf den Thron gelangt, ohne vorher die besondere Ausbildung für das Herrscheramt empfangen zu haben, war auf sachkundige, erfahrene, aber auch freimütige und charakterfeste Berater angewiesen. Davan hat es gefehlt, die Männer, die Kaiser Karl aus seinem Vertrautenkreis in die höchsten Aemter Oesterreichs wie Ungarns berief, stellten sich fast durchweg als Nietten dar. Das einzig Beharrliche und immer Wiederkehrende in dem System der letzten zwei Jahre waren die Mißgriffe in der Auswahl der Persönlichkeiten und eine verhängnisvolle Gabe, den unrechten Mann auf den verantwortungsvollen Posten zu stellen. Ob der Kaiser das Schicksal so vieler Fürsten teilte, die aus ihrer Umgebung die Wahrheit nicht vernahmen, oder anderer, die sie nicht gern vernahmen wollten — wer möchte das heute entscheiden! Sicher ist, daß schwere Fehler begangen wurden. Das beharrliche Fernsein von Wien, die unvermittelt rasche Abreise von Budapest unmittelbar nach dem Krönungsakte haben viele Stimmungen beeinträchtigt, die einer sorgfältigen Pflege bedurft hätten. Die politischen Mißgriffe der Regierung des Kaisers, zumal in Oesterreich, sind noch in aller Erinnerung: das ziellose Schwanken, der haltlose Rückwärts-, Zuckers und Peitsche bald für diese, bald für jene Nationalität, zuletzt die offizielle Preisgabe des alten Staatsverbandes durch das Manifest und durch die bekannten Regierungserklärungen haben zusammengewirkt, um das Reich des letzten Restes von innerem Halt zu berauben und die Auflösung herbeizuführen, die naturgemäß auch das Staatsoberhaupt in Mitleidenschaft zog. Was dann unter dem Eindruck der unglücklichen Wendungen seit dem Abfall Bulgariens in Kopflosigkeit und Verwirrung geschah: der vor aller Welt uns bloßstellende und durchaus erfolglose Abfall von Deutschland, das Verschicken der Flotte an den jugoslawischen Staat, das Herausreißen der letzten Klammern aus dem altehrwürdigen Staatsgefüge, das alles hat die Katastrophe, die allerdings unabwendbar geworden, beschleunigt.

Wir werden gegenüber Kaiser Karl nicht die häßliche Geste mitmachen, einen Fürsten, den das Unglück ereilt hat, mit Worten zu bedecken, die tühn klingen mögen, während sie nur dorb sind. Auch wer tiefinnerlich demokratisch, ja selbst republikanisch fühlt, wird nicht ohne Ergriffenheit das Schicksal eines jugendlichen Herrschers begleiten, der der Erbe einer uralten, glanzreichen Krone ist und nunmehr erlebt, daß jenes Ländergebiet, das seit jeher als Grundpfeiler der habsburgischen Macht galt, den Übergang zur republikanischen Staatsform verkündet. Aber dieser Krieg ist über das Lebensglück ungezählter Millionen so grausam hinweggeschritten, er hat auf lange Zeit hinaus alle Daseinsfreude so gründlich zerstört und die Welt mit so viel Leiden und Schmerzen erfüllt, daß es nur im natürlichen Gang der Ereignisse liegt, wenn nun auch die Fürsten dem Unglück, das der große, absolute Meinherrscher der Welt geworden ist, ihren Zoll entrichten müssen.

samkeit nötig sei, um ein noch größeres Unglück zu verhüten. Wir sind nahe dem äußeren Frieden und kein größerer Schmerz wäre zu denken, als nach so vielen Erschütterungen auch noch den inneren Frieden zu verlieren.

Feuilleton.

Bilder vom Tage der Nationalversammlung.

Von Ludwig Kirsch, etc.

Ein historischer Augenblick! . . . Aber dieses abgegriffene pathetische Wort kennzeichnet den heutigen Tag durchaus nicht. Es klingt zu hochtrabend, erinnert zu sehr an herkömmliche, von oben anbefohlene Begeisterung, an inszenierte Weltgefühle, und von dem allem war in der Geburtsstunde der aus Not und Jammer heraus gleichsam von selbst entstandenen deutschösterreichischen Republik nichts zu spüren. An sogenannten historischen Momenten ist ja in diesen Jahren wahrhaftig kein Mangel gewesen. Jede Woche hat man uns irgendein Kriegsdatum von entscheidender Bedeutung feiern lassen. Man blüht man unbefangen, so weit man das fest zu sein vermag, zurück und fragt sich: Was für historische Momente sind das eigentlich gewesen? Die Kriegserklärung, der Auszug der Soldaten, Siegesnachrichten, die Zahl der Toten und Gefangenen, Heldentritten, die Siege und immer wieder Siege. Also lauter Momente, in denen dem Volke nur die Statistenrolle zugewiesen wurde, bewundernd und jubelnd Spalier zu bilden für irgendeinen hohen und großen Herrn, eine Rolle, die nur die zwei Worte enthielt: „Hoch!“ und „Hurra!“ Alle sonstigen Worte der ruhigen Vernunft, der Kritik und der Bestimmung waren strengstens unterlagert. Das waren unsere geschichtlichen Momente, auf die wir alle heute mit einer tiefen Beschämung zurückblicken. Mit diesen historischen Studien alten Stils hat der heutige Tag gar keine Ähnlichkeit gehabt. Freilich, auch heute hat sich das Volk in Massen

eingesunden, in dem der Bürger ruhig seine Freiheit gebrauchen und seine Kräfte entsalten kann. Staatsverdroffenheit hat den Körper des alten Oesterreich schon lange unterwühlt. Deutschösterreich braucht zum Leben die Staatsfreude.

eingesunden, hat vor dem Parlament Spalier gebildet, hat Hoch gerufen und jubelt. Aber das war keine amtlich angeordnete Begeisterung, keine gedankenlose Durraufstimmung, man hat nicht irgendeinem hohen Herrn zugejubelt. Die Hunderttausende waren herbeigekommen, um in der ersten Stunde der Republik zugehen zu sein. Zum erstenmal hat das Volk sich selbst, seine Menschenwürde und sein Menschenrecht geteilt, zum erstenmal hat die große Masse für sich selbst und ihre Freiheit ein jubelndes Spalier gebildet. Das war der große historische Sinn dieses Tages.

Es gibt eine Redensart, die besagt, daß angekündigte Revolutionen gewöhnlich nicht zustande kommen. Nun, diese Revolution war gewiß durch vielfache Zeichen angekündigt, sie lag sozusagen in der Luft, sie war der Anfang und das Ende aller Gespräche. Und dennoch ist sie zustande gekommen und ziemlich anders, als die Ueberängstlichen und Jaghaften befürchtet hatten. Schon um die Mittagsstunde beginnt sich über die ganze Stadt Feiertagsruhe zu breiten. Die Arbeit ruht, die Laden werden gesperrt, der Verkehr hört auf. Von den Fußgängern haben die meisten das nämliche Ziel. Auf der Ringstraße, auf dem Schwarzenbergplatz sammeln sich schon die Vereine und Gewerkschaften. Nach so vielen Tagen der Depression, der Verbitterung und Gerechtigkeit blicken die Gesichter zum erstenmal wieder heller, zuverlässiger.

In der Säulenhalle des Parlaments. Das ist noch immer derselbe vornehm feierliche Raum, der prunkvolle Rahmen, in den jetzt ein anderes schlichteres Bild eingefügt wird. Tritt man dann auf die Rampe hinaus, so hat man einen Anblick von unvergleichlich lapidarer Eindringlichkeit. Von den obersten Stufen der Rampe, die Gehwege, die Alleen und Sitzbänke, bis zum Burgtheater und bis zu den

Die Republik.

Ein feiner Niefelregen häubt auf die graue, traurige Stadt nieder. Die Straßen haben feiern, der Wagenverkehr steht aus, die großen Spiegelfächer der mondänen Geschäfte heruntergelassen, jegliche Arbeit ruht, und doch sieht es nicht nach Feiertag und Festlichkeit aus. Es ist der Tag der Republik, aber die Stadt ist milde und verdrossen, wie sie es schon seit Monaten, seit Jahren ist. Ein politisches Ereignis vollzieht sich in ihr, wir können seine Bedeutung heute noch nicht in der ganzen Tragweite abschätzen, wir haben nur die Empfindung, daß es so kommen mußte, und daß sich nun etwas vollzog, was unaußersächlich war und unabwendbar. Zu lange hat die Stadt durchgehalten, um jetzt mithalten zu können. Sie läßt einfach etwas Notwendiges geschehen, sieht es mit an ohne jede feierliche Aktion, ergreift sich einem Schicksal, das allen plöcklich ungewohnt radikale Forderungen geltend macht, ohne Liebe und ohne Haß.

Republik! Das Wort klingt uns ungewohnt, ein wirkliches Fremdwort für unser inneres Ohr. Es steht für unser staatliches Empfinden in Anführungszeichen, so wie es gestern bei der Proklamierung auf dem Riefenbunde, das in ruckelnden Lettern ein Hoch der neuen Staatsform ausbrachte, in Anführungszeichen stand. Wenn dies nur Zufall war, dann war es einer jener Zufälle, die unbewußt eine Korrektur des Verstandesmäßigen sind.

Am letzten Stunde wurde die Kaiserstadt ihres höflichen Gepräges entkleidet, wurde alles

entfernt, was davon gemachte, daß wir bisher im Reich des Kaisers und Königs regiert wurden. Geschäftig, aber ohne jede Eile, ohne den Symptom eines befreiten Willens, ganz unheimlich, nichtern und überausungslos senkten sich die betagenden Säulen über die Adler der Hoflieferanten, verschwand das nun verwönte „K. L.“ und das „K. I. priv.“ unter dem allseitig geduldigen Papier. Es wurde nur rasch für die junge Freiheit Lotterie gemacht, aber es war kein Fieber dabei, Handel und Wandel schreinen die gleiche Mentalreservation zu praktizieren, die sie damals, in den brausenden Sturmtagen des Jahres 1914, so selbstverständlich bereit hatten, als sie die französischen und englischen Affären unter patriotisch entristeten Papierstreifen verschwinden ließen.

Vor dem Parlament drängte sich eine Menge, stattdisch an Zahl, aber keineswegs unübersehbar. Aller Schlagorte entkleidet, die sie vier Jahre hindurch geduldig getragen hatte, schob sie sich durcheinander. Das „Schulter an Schulter“ ist von ihr abgefallen und auch das „Out und Out“. Aber es ist noch nichts Neues da, die neuen Vorkämpfer, die sie Gibe und Ziel bestimmen sollen, haben noch nicht jene Suggetivkraft erlangt, die widerspruchslos packt und mit sich reißt. Vorläufig geht noch ein Vakuum, hinter dem Zweifel und Misträuen lauern. Man ist bloß gespannt, wartet, hofft, daß es aufstaut, bequillert. Aber es flaut nicht auf, es bequillert nicht. Von der Turmuhr des Marktes schallt die vierte Nachmittagsstunde. Es wird ruhig auf dem weiten Platz, ein Medner tritt vor, und die Säulen erblühen sich. Die Stimme ist stark und trägt weit. Einzelnes ist deutlich zu verstehen. Das alte Lobverwand in

nicht mehr, Friede und Freiheit, und noch mancher andere. Reichen zum Beispiel: der Bessall fest ein, plkommt sich fort, will entschlossen werden. Die Kassierungen, die sich in den Baumtronen schon beträchtlich langweilte und auf eigene Rechnung Särm zu machen suchte, lauchst: Doch die Republik!

Dann kommen andere Medner, Was sie sagen, geht bereits im Lärm unter. Die Mienen sind ein wenig enttäuscht. Einige „Wißvermügte“, wie sie sich im Verlonenverzeichnis dieses republikanischen Schauspiels angeführt hätte, haben Mühe, ein Rädeln zu unterdrücken.

Die Klagen in den Badenbergerkassen Not-weiß-rot werden hochgezogen, aber sie kommen nicht weit, kaum bis zur Gasse der Mästen. Sie werden niedergedrückt. Was ist geschehen? Sofort kauft der wienersische Witz von Mund zu Mund. Man will sich damit trösten, daß sich halt natürlich die Schüre irgendwie verhalten haben. Bei uns klappt es doch bekanntlich nie, und fast sieht es aus, als ob es eine Sek' wäre. Aber es ist keine Sek'! Es werden bloß die weißen Streifen aus den Klagen herausgerissen, und dann flackert es den Maß empor, das sozialistische Rot. Kopf-schütteln und scheue Blicke: sollte es wirklich ernst werden mit dieser sozialen Zeit, mit dieser Zeit, die Menschenrechte und Menschenwürde für alle mit dem ganzen Unausgemessenen der vier Jahre des Weltkrieges überreißt gewordenen Idee verlanat. Man kann nicht daran glauben, noch nicht. Wenn auch die Adler verschwinden sind, die Atmosphäre der Kaiserstadt ist noch da. Seit dem Jahre 1878 war Wiens Geschick mit Habsburgs Throne vereint, und es blieb doch, daß es auf ewig sein sollte. So lange

Zeit des Zusammenlebens läßt sich nicht im Handumdrehen von Begriffen auslöschen, die ohne große Gala, ohne Karbenprunk und schmetternde Symmen herankommen.

Die Stadt der Nieder schnitt ein saures Gesicht: Das soll die Republik sein, die neue Zeit? So grau in grau? Ohne Leibgardisten, ohne goldstarrnde Karossen, Uniformgeschleifer, blinkende Sädel, Helme, Maskos und Militärmusik? Kein Vertreter des Woffes in Frack und weißen Handschuhen, der ehrsüchtigvoll die Maße reißt?

Ja, es ist die Republik, die neue Zeit. Sie ist nüchtern und grau. Sie verschnüht das Maßkos der Phrale, sie versichert auf den Lufsch, sie schmeißt dem Auge nicht mit bunten Lappen. Sie ist ernst und ernsthaft. Sie will uns, wenn es sich um Staatliches handelt, keine Theaterauffellungen geben, sondern Respekt. Und sie verlangt nicht Beifall von uns, sondern Wächterfüllung. Sie ist recht unheimlich, aber sie will die Wunden heilen, die der Krieg geschlagen, sie will, daß wir Menschen werden unter Menschen. Bisher durften wir Maß Zuschauer sein, sehr verwendbar als Stofflage und zuzubehende Menge.

Wien bekam gestern auf der Ringstraße eine Probe davon, wie es nun sein wird. Die Republik hat uns lang- und kluglos zu Herren unseres Schicksals gemacht. Die Kaiserstadt muß nun ihr hoffähiges Kostüm in den Kassen hängen. Sie wird es nicht ohne leises Bedauern tun und wird es sicher mit Bärtlichkeit in Erinnerung behalten. Wer sie wird ebenso sicher finden, daß ihr das neue schmucklose Kleid, das ihr Bewegungsfreiheit erlaubt, auch ganz gut zu Gesicht steht. Und daß es vor allem sehr praktisch ist.

Im Wirbel.

Manchmal hat man das kuriose Gefühl: Ich erlebe ich meine Memoiren. Im vorausig Jahren werde ich erzählen: Dienstag den 29. Oktober 1918 um 3 Uhr nachmittags wollte ich durch die Herrrengasse ins Café Central gehen, da...

Doller Wirbel des Geschehens! Raum hat man leidend das Morgenblatt aus der Hand gelegt, und schon beschleicht einem die Sorge: Was wird schon wieder im Mittagsblatt stehen? Das Frühabendblatt erscheint, Gott sei Dank, bald nach den Mittagsblättern; aber es können doch unterdessen ganz gut wieder zwei oder drei Republikaner entstanden oder zugrunde gegangen sein oder ein Fieber geschloffen oder ein neuer Krieg ausgebrochen sein. Eine kurze Atempause, bis das erste Spätabendblatt eintrifft; Lektürmüder füllen sie pallend aus, indem sie sich im Kaffeekaus vor den schwarz-gelben Aushängesystem des Korrespondenzbureaus anstellen. Fortwährend geht etwas Neues in der Welt vor, und so selten etwas Erfrenliches.

Das ärgste ist die Empfindung: es geht wieder und noch Neues vor, jetzt, eben, im Spätabendblatt steht noch nichts davon, aber es ist ungeheuer wichtig! Man hat das Gefühl, das ein Schwerverhöriger haben mag; man spricht vor ihm, er sieht die Lippen sich bewegen, findet die Mienen aufgeregt, erdnappt manchmal ein Wort, einen Satz, eine Folge — und dann steht er wieder hilflos da, und vor ihm wird gebrochen, gesprochen, er weiß nicht, was; es kann kein Todesurteil sein oder eine Botschaft des Heils — Vorstellung aus einem wirren Fiebertraum!

Aber wir träumen nicht, nicht mehr. Wir bestirren höchstens. Man hat uns, das ist die Sache, eine schädliche Droge entzogen, an die wir allaufsehr gewöhnt waren, ein Opiat, mit dem man uns vorher vier Jahre lang gebährt hatte, Sag für Sag. Denn der bitterste Schmerz in diesen Tagen der vielen und aufregenden Messungen nach, was ihm fehlt, so findet er es nicht, so kommt er nicht drauf, und doch ist es etwas Mächtigstes, Unerträgliches: der Höier-Bericht! Das Communiqué!

Es ist wahr, wir hatten es schon lange nicht mehr aufmerksam gelesen. Das oben war es. Wir lebten inmitten des wildesten Geschehens — und man mußte uns dazu zu erziehen, daß wir uns nicht dafür interessierten. Man hat uns vier Jahre lang durch ein Verkleinerungsglas blicken lassen, durch einen umgedrehten Sperrgläser. Alles Ungeheure, das sich an so einem Kriegstage begab, wurde sorgsam zurückgeblendet, gekunstet und gepust, und gegen Abend aufgetragen. Wir können nicht sagen, wir seien positiv belogen worden; wir haben irgendetwas alles erfahren, aber in Tönen und mit Vorsicht; die schwachen Nerven des Bürgers wurden gelindert. Man verbehalte uns nicht, daß in einer wild gewordenen Welt Tiger und Großotter herumlaufen, aber es waren eher Tigarden und nette, rosafarbene Strolchillen, und daß sie das-beweis sind essen, wurde nie und nimmer geduldet, nein; nur, wenn das Kindchen etwa unartig geworden wäre... Wir bildeten durch den Höier-Operngucker auf den Krieg und lächelten uns vor ihm so sicher wie der kleine Moritz in Afrika. Nämlich der kleine Moritz meint: Wenn ich einmal nach Afrika reise, dann gehe ich einfach immer auf dem Trostloze, da dürfen die Löwen doch nicht ranf.

Dann ist es peinlich, wenn sie auf einmal dürfen.

Das tägliche Communiqué war für die meisten von uns die tägliche amtliche Verlesung, daß der Krieg, das Schreiben, das Blinieren, die persönliche Gefahr sich noch immer irgendwo weit weg abspielten. Das, und einen C-Befehl brachte der Bürgermann zu seiner Beruhigung, dann konnte er den Gelderwerb der anderen mannschaft erdulden.

Seitdem kein Communiqué mehr erscheint, fehlt dem Unterebewußtsein die Garantie, daß die Gefahr weit weg ist, irgendwo in Albanien, in Venetien, in Bosphorien. Als es die Gefährlichkeit am Nordbahnhof gab, sehtet sich doch so mancher nach dem monotonen Satz solcher langweiliger Kriegscommuniqués: „An der Bojusa Gebläntel.“ Die gefährlichsten Lage der blutigsten Ostfronten erschienen dem naiven Egoismus, schaut er zurück, als Lage idyllischer Ruhe, an denen nichts Unangenehmes geschah. Na, aber wenn beim Nordbahnhof drei Minuten lang geschossen wird, oder beim Parlament... Es ist gar nicht wahr, daß jetzt mehr und abhängigeres geschreiet als während der vergangenen Monate. Alles, was da ist, ist vor unseren Augen entfallen, herausgewaschen; warum tun wir denn jetzt gar so erstaunt? Freilich, es kommt unserer Kurzsichtigkeit so vor, als wäre in unseren Kriegsschicksalen ein bößlicher katastrophaler Umschwung erfolgt, ein Wandel von heute auf morgen, aus weiß in schwarz. Na, ja gar nicht wahr! Was wir als plötzliche Grenze des Geschehens empfinden, als Trennungslinie, es mag einfach ein Additionsstrich unter den aufgelaufenen Rößen, und jetzt wird die Summe gezogen. Zeitstrahlige Gefahr und säumige Fehler erschrecken immer, wenn schließlich addiert wird. Was, wirklich soviel? Na, allerdings!

Da wünscht sich wohl mancher hinterher in einen stillen Winkel. Der Wunsch nach einer verschwiegenen Kammer, in der man die nächsten Monate oder Jahre verschlafen könnte, ist allgemein. Wer der Wirt Wirklichkeit ruft mit seiner groben Stimme: Hier geschlafen und beschämt!

Das kommt davon, wenn man das Begleiten von Rechnungen zu lange aufschiebt. Dann werden sie von allen Seiten präsentiert. Wir sind, wir bürgerlichen Menschen von Desterreich, in der angenehmen Lage eines Schulmeisters, dem die Gläubiger alle auf einmal ins Haus kürmen. Was haben wir denn so fieberhaft in den neuen Desterreich? Neue Rechnungen, neue Mahnungen. Wir wissen nicht mehr, wo uns der Kopf steht. Ob er uns nachschreibt, das wissen wir nicht mehr, darum dreht es sich. Gleichviel, wir haben so fürchtbar wenig Gebrauch von ihm gemacht.

Wenn wir einmal jene Memoiren schreiben werden, die wir heute erleben, seien wir wenigstens ehrlich. Dem wir dann nicht als hätten wir zu den großen Ereignissen ein besonders geistvolles Gefühl gemacht. Wir machen keine. Unsere ganze wahrnehmbare Aufregung, unsere Raslosigkeit, unsere erbitterten Schwelmeutrede können wir selbst heute nicht sehen; aber kommen wir uns nur ja nicht herlich vor, als Helden einer geschichtlichen Entdeckung, deren Wurzeln wir sind. Mancher von uns gibt grobortige Phrasen von sich, revolutionäre und auch andere, bloß weil er sich seinen Memoiren zuliebe dazu verpflichtet glaubt. Während ein Sturm uns rüttelt, ein Wirbel uns durcheinanderdreht, haben wir die Illusion, keine zu sein. Auch wir sind Marionetten, deren Fäden ein Sobold untrennbar verwebt hat.

Wölferlos und Einzelschicksal In diesen Tagen, da ein rauher Herbstwind Völker und Staaten wie welke Blätter durcheinandergewirbelt, Kronen fallen und Bepter splintern, findet das Einzelschicksal dessen, der nicht gerade im Purpur geboren ist, keine allzu große Beachtung. Das bittere Wahrvort, daß im Grunde ein jeder für sich allein stirbt, erweitert sich zusehends dahin, daß ein jeder eigentlich auch nur für sich selbst lebt. Gelegentlich fällt einem ein, wie dieser und jener aus unserem Bekanntenkreis seine soziale und wirtschaftliche Existenz nach dem großen Kladderadatsch einrichten wird. Allzu lange kann man sich aber bei solchen sentimentalischen Gedanken nicht aufhalten. Im nächsten Augenblick gibt es wieder eine Umwälzung, die uns selbst betrifft. Auf einem gefährdeten Schiff fahren wir ja alle. Die Rettungskähne sind hinabgelassen und mit Händen und Füßen, mit Zähnen und Nägeln kämpft man um den sichersten und besten Platz. Freudlich spielen sich neben der großen Völkertragödie unendlich viel Einzeldramen ab. Schauspiele und Mährstücke, Komodien und Trauerspiele. Mit gutem und mit bösem Ausgang. Wer durch die Straßen der Stadt geht und unwillkürlich auf die abgerissenen Reden der Vorübergehenden hin hört, dem schlagen immer wieder zwei Worte ans Ohr: „Zurückgekehrt!“ ist das eine, „Entlassen!“ das andere. Diese beiden Worte schließen auch tatsächlich das ganze Problem in sich ein, dessen Lösung gegenwärtig die Stadt in Atem hält. Die Zahl der Heimkehrer wird großer und

größer. Beim Friseur ist der Gehilfe wieder da. Er und sein Blaskhalter messen sich mit ungewissen und gemühten Gefühlen. Wer wird im Konkurrenzkampf Sieger werden? Der Alte-Neue, der jahrelang für uns alle im Felde stand, oder der Neue-Alte, der inzwischen die Eigenheiten und Sonderwünsche der Kundenschaft besser in sich aufgenommen hat als der andere mit dem durch Dringlicheres und Wichtigeres beschwerten Gedächtnis. Beim Schuster, beim Schneider und bei allen anderen Gewerbetreibenden ist das Menschenmaterial, wie der nicht sonderlich sympathische Ausdruck lautet, schon weit reichlicher vorhanden als die Rohstoffe. Mit mangelnder Arbeitskraft läßt sich kein ungeduldiger Kunde mehr vertreiben. Auf den Straßenbahnwagen wird die Zahl der Motorführer täglich größer und selbst ein männlicher Kondukteur hat keinen Seltenheitswert mehr. Das sind die Leute, von denen das erquämliche Wort Heimgekehrt meldet. Weniger erfreulich ist jenes Wortelot: Entlassen. Die Rückkehrer wollen auf ihre Plätze, die während ihrer Abwesenheit ganz Junge und ganz Alte einnahmen, und dann die Frauen und die Mädchen, die so vielfach Männerarbeit verrichten mußten. Mit der schwungvollen Phrase des Dantes ist ihnen, denen jetzt die Aussicht auf das Straßenpflaster winkt, Blutwenig gebietet. Die Phrase ist das einzige Ding, das beinahe noch mehr entwertet ist als die Banknote. Es werden allerdings neue Phrasen kommen. Deswegen braucht niemandem hänge zu sein. Allerdings auch neue Banknoten. Aber mit den alten Phrasen findet man bekanntlich nirgends das Auslangen. Auch dort nicht, wo es sich um die weiblichen Hilfskräfte im weitesten Sinn des Wortes handelt. Deswegen, weil man von ihnen keine Gewalttätigkeiten, keine Zusammenrottungen und keinen Umsturz zu erwarten hat, darf die neue Zeit und die neue Gesellschaftsordnung über sie nicht erdarmungslos zur Tagesordnung übergehen.

Mädchenezukunft.

Die Sache lag vor dem Kriege weitestlich besser. Früher hatte das Wort "Mädchenezukunft" trotz Gymnasium und Hochschulfstudium, trotz ungedrohter Eigenart und traditioneller Begabtheit einen hellen, frohen Klang. Es lächelte, wenn man es aussprach, und hinter dem braunen oder blonden Kopf des Problemschens erstrahlte im rosigen Nebel der Zukunft ein Kranz tausendjähriger Kindergeschichte. Nun klingt das Wort viel ernster und es ist sicher, daß die "Männernot" der nächsten Zeit vor allem die Mädchen des Mittelstandes treffen wird. Viel weniger das Kind aus dem Volk, das bei der Ehegeschickung wenig erwartet und nichts aufgibt. Unsere Mädchen bleiben niemals ihnen, wenn sie heiraten wollen, mit unseren Töchtern liegt die Sache viel schmerzlicher. Und nur ein sehr wohlgefügter Gesfährant gibt einem heutzutage die Verdrängung, einem Kind eine ausschließlich häusliche Erziehung angedeihen zu lassen. Das ist, nebenbei bemerkt, auch der Grund, der es immer und immer wieder von hilflosen Eltern um Rat gebeten wird, ein Urteil abzugeben.

Im allgemeinen habe ich ja nichts gegen Bildung, nur glaube ich nicht, daß man sie in Schulen erwarbt, wenigstens die nicht, die einem später das Herz wärmt. Zu der bräut die Schule nur ein sehr beizühendes Maß von Kenntnissen und ein wenig Anregung beizuhewern, alles andere wird durch eigene Probe und freiwillige Arbeit erworben. Das gibt dieser Art Bildung den Wert und die Weisheit, die jene andere, mühselig den widerwilligen Unreifen eingetrichtert, niemals erlangen kann. Zu Gegenteil. Auf der Säkulant des Gymnasiums erwerben die Mädchen wohl Wissen, aber es

geht ihnen zumeist das festlichere Gut verloren: der Respekt vor der Wissenschaft. Sie sind alsbald mit Homer und Vergil freres et cochoons, und da Mädchen aus "guten" Familien überhaupt zur Respektlosigkeit neigen, kann ich keinen Vorteil im ziellosen Studium erblicken. Außerdem lächelt man geradezu mit diesem Gymnasialstudium, das nur ins Leben einer wohlbegüterten Dame mündet, jenen fürchterlichen Typus der ewig unzufriedenen Frau, die stets von unerreichlichen Idealen träumt und ihre wenigen natürlichen Pflichten nur ordentlich als "untergeordnete Arbeit" erfüllt. Wenn man chemische Analysen machen kann, so belediat einen die Rinnutungs, einen Speisereittel aufzusehen (ich meine, in Friedenszeiten, nicht jetzt, wo der Frage wissenschaftliche Bedeutung zukommt), und wer sich acht schöne blühende Jugendjahre nur mit abstrakten Studien befaßt hat, der taugt überhaupt zu einer ganzen Reihe von Tätigkeiten nicht mehr. Der wohlappretierte innere Lebenswech, den man aber bei den Zwölfjährigen, Schwächlichen sorglich vorbereitet, wird wohl jeden reifen Menschen nur lächeln machen.

Viel schwieriger ist natürlich die Lage jener, die ihrem Kinde keine gesicherte Zukunft bieten können. Was in den reicheren Schichten nur Wichtigmacherei ist, Subtilitäten, hart an der hysterischen Grenze, sind hier ernste Sorgen. Könnte man vor wenigen Jahren noch von der modernen Heberbildung und dem Beruf um jeden Preis unter dem Hinweis abraten, daß nur den allerwenigsten Frauen der Beruf gut „aufschlägt“, und sich alle jene weit abwärts der froher, gesünder seigen, die im Rahmen der Familie dahinterleben, so kann man das heute mit gutem Gewissen nicht mehr tun. Was müht alle Heberzeugung, wenn die Verhältnisse, die mühtigen Bahnen, nicht erlauben, ihr nachzuleben?

Wie sind viellecht auf einem falschen Weg, aber wir müssen ihn gehen.

Nur muß man kein so leidenschaftlicher Anhänger des Geschlechts sein, daß man allen Wegweisern gegenüber blind ist. Zu diesen Wegweisern gehört beispielsweise die Vorliebe, selbst der hochschgebildeten, im Berufsleben stehenden Frauen für praktische Betätigung, für das Schneidern und Sticken, für seine Handarbeiten und Wohnkunst. Das ist wohl mehr als ein Ueberbleibsel, es ist ein deutlicher Fingerzeig darauf, daß das eigentliche und richtige Feld der Frau nicht in toter Wissenschaft, sondern im lebendigen Leben zu suchen ist. Ohne für alle und für ewig geltende Dogmen aufstellen zu wollen, darf man wohl sagen, daß die Frau sich überall bewähren wird, wo ihr Sinn für Realitäten, ihre Geschäftlichkeit, ihre praktische Veranlagung mithelfen können, und daß sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Abstraktion fremd gegenüber steht.

Unsere jungen Mädchen sehen jetzt leider im Begriff, getrenntlich mit allerhand anderen burschikosen Unsitte auch die Unternehmung ist nicht nur sehr unrecht gegen alle redlich arbeitenden, deren Leistung hervorragend ist, sondern es ist vor allem hervorragend unflug. Denn schließlich wird gerade der Krieg die Frauen zwingen, die wichtigsten aller sozialen Funktionen zu erfüllen: Kinder zu gebären und aufzuziehen. Daß diese Arbeit sich mit anderen nicht vertragen soll, gewiß nicht getraut sein, um so weniger, als sie sich vertragen muß. Aber zumindest erfordert die Arbeit der Mutter eine ebenso gründliche Vorbereitung und ist eben so großer Achtung wert wie jeder akademische Beruf. Und eine junge Mutter, die zwar stehend aus dem Griechischen überlebt, aber

keine Windeln waschen und plätten kann, ist ein klägliches Mädel. In den Zeiten der allgemeinen Kinderkrise und des Rentrettschaltalles leben wir nun einmal noch nicht, und da das Essen gekocht, die Kinder gewaschen werden müssen, darf man wohl bei aller Hochachtung vor dem Streben der jungen Weislichkeit sagen, daß es immer noch wichtiger ist, wenn die Frau diese Arbeit beforzt, als wenn der Mann es tät.

Es wäre Zeit, der sinnlosen Ueberhöhung der akademischen Bildung für Frauen ein Ende zu machen. Die meisten Mädchen des Mittelstandes glauben, in ein Bildungsfieber gefeht, ohne den Doktoritel nicht glücklich werden zu können. Es geht aber wahrhaftig auch so. Die Kriegsverhältnisse haben die Bedeutung der Hauswirtschaft ganz beträchtlich erhöht, und ohne mich auf den Standpunkt des alleinseigmachenden "Mittler die Besitze auf" stellen zu wollen, scheint mir, daß Kenntnisse im Haushalt immer noch eine ganz gute Grundlage für das Eheglück abgeben.

Darum, ihr Liebeschen Tuschchen, Verächten, lernt kochen und Kinder wickeln trotz Latein und Sanskrit. Es ist wahrhaftig nicht der unwichtigste Teil der Ausbildung für eine glückliche Mädchenzukunft. Und alle jene, die diese Kenntnisse nicht im eigenen Heim verwerten können, haben sie darum nicht wertlos erworben. Denn ich kenne sehr, sehr viele Doktorinnen der Philosophie, die sich nicht einmal die Handschneide verdienen können, aber keine einzige tüchtige Hausleiterin, Sanatoriumswirtschaftlerin, Pensionleiterin, die nicht immer und überall ihr ehrliches Brot fände.

Es ist vielleicht nicht schön, daß es so ist, aber es ist so. Und Kinder einer praktischen Zeit müssen auch lernen, in den Punkten praktisch zu denken, wo es unangenehm ist. Maria Maurer. Wien.

Die Rote Garde.

Prinzen, Grafen und Barone.

Sehr bemerkenswerte Mitteilungen über die „Rote Garde“ veröffentlicht der Wiener Korrespondent des „Berliner Tageblatt“, der dieser Mitteilung in der Stiftskaserne einen Besuch machte. Der Korrespondent schreibt:

In einem Zimmer treffe ich zwischen vielen Bekannten einen Berliner Kollegen, Egon Erwin Kisch, ferner die Gardisten Rotziegel, Wertheimer und einige andere, denen von ihren Kameraden die Leitung der Roten Garde anvertraut wurde, die einen Bestandteil der allgemeinen Volkswehr bildet. Die Bewegung zur Bildung der Roten Garde hat gleich in den ersten Tagen der deutsch-österreichischen Revolution eingesetzt. Die Rote Garde steht auf dem Boden des kommunistischen Programms; aber auch sie erklärt, weit davon entfernt zu sein, die Methode des roten Terrors einzuführen. Auch sie tritt dafür ein, daß sich die Umwandlung Deutschösterreichs in eine kommunistische Republik in Ruhe und Ordnung vollziehe. „Auch für uns ist das menschliche Leben das kostbarste der Güter“ — sagte mir der Gardeführer Rotziegel. Von den 6000 Mann, die die Volkswehr etwa zählt, gehören ungefähr 1400 jenem Teile an, der als Rote Garde bezeichnet ist. Offiziere und Soldaten sind gleich gestellt, die Menage ist für Mann und Offizier gleich. Als Wohnung erhält der Mann sechs Kronen, der Offizier sieben Kronen.

Das Hauptkontingent zu diesem Teil der Volkswehr stellen Arbeiter, die aber außerhalb der sozialdemokratischen Partei stehen. Doch hat sich eine ganze Reihe Intellektueller an die Spitze dieser kommunistischen Bewegung gestellt. Unter jenen, die in den ersten Tagen am Deutschermeisterplatz zur Bildung der Roten Garde aufgefördert haben, stand auch Franz Werfel, der bisher Zugführer gewesen ist. Uebrigens zählt die Rote Garde auch einen Teil gewesener Aristokraten, so den Grafen Lamazan und Kessen der Prinzessin Luise von Koburg, den Baron Matasich. Auch ein Prinz Hohenzollern hat um Aufnahme in der Roten Garde nachgesucht. In sich hat die Rote Garde, obwohl sie gut bewaffnet ist, und in den Zimmern, in denen sie sitzt, gefüllte Patronentaschen herumliegen, keinen überwiegenden Einfluß auf die Volkswehr, die vielmehr stark mit wohlgeübten, organisierten sozialdemokratischen Arbeitern durchsetzt ist.

Eine rote Garde, in die Prinzen, Grafen und Barone eintreten, ist jedenfalls eine Wiener Spezialität.

Vorvorstehende Beschlüsse des Staatsrates.

Der Staatsrat beschäftigt sich, wie uns mitgeteilt wird, infolge der Vorfälle vom Dienstag damit, Beschlüsse über den weiteren Bestand der sogenannten Roten Garde zu fassen. Der offizielle Titel dieser Gruppe lautet „Sozialistische Abteilung der Volkswehr“, und die Soldaten selbst nennen sich auch „Volkswehrabteilung Stiftskaserne“, in der Bevölkerung aber heißt die Truppe, so wie sie selbst sich nannte: „Die rote Garde“, weil die Soldaten nicht rot-weiß-rote, sondern rote Rosetten an den Kappen tragen.

Es verlautet nun, daß diese Sonderabteilung in der einheitlichen Volkswehr wieder aufgehen müssen.

Der Abend
16./XI. 1918

93

Das gemütliche Wien.

Der Unpolitische.

Mitten drinnen in einem Menschenhaufen, der an einem der ersten Revolutionsstage einen Wachmann belagerte, um von ihm Auskunft über die neuesten Straßenergebnisse zu erlangen, stand ein Mann, der über alle Maßen den Mund weit offen hielt. Daran erkannte ich ihn. Wir hatten uns zehn Jahre nicht gesehen. Mit solcher Inbrunst wie er zeigte keiner den Nachen, tags und nachts, zu Wasser und zu Lande, bei Stürmen und Gefechten, in Liebesraserei, immer. Er war's. Franz Xaver Obermayer, Schullamerad und Mitbürger.

Wir begrüßten uns stürmisch.

„Natürlich war ich eingerückt,“ sagte er. „Seit 1914, August. Immer im Feld. Sieben Verwundungen. Ja.“

„Fürchterlich. — Und wie steht's zu Hause?“

„Schlecht. Die Eltern sind langsam eingegangen. Alte Leute. Mangelnde Ernährung. Ich war nicht einmal bei den Begräbnissen. Immer zu spät gekommen. Was soll man machen?“

„Und du selbst?“

„Ja, ich — ich habe selbstverständlich keinen Posten; — wird gegenwärtig auch schwer sein, einen zu finden.“

„Entsetzlich! Was du da mitgemacht hast. Das alles muß dich ja ungeheuer erbittert haben.“

„Ja, ja,“ sagte er, aber es hörte sich wie ein Gähnen an.

„Du bist mit dem Umsturz wohl sehr einverstanden?“

„Schon, schon.“

„Eritzt du für die soziale Republik ein?“

„Ja, nein — ich weiß nicht recht . . .“

„Oder willst du, daß wir die bürgerliche Republik kriegen?“

„Ja . . . das heißt . . . wenn's so kommt . . .“

„Was willst du dann eigentlich? Sprich dich aus. Es interessiert mich, wie du dir die weitere Entwicklung vorstellst, wie du sie haben möchtest. Jetzt, wo wir nicht nur Gedankenfreiheit, sondern auch — Gott sei Dank — die Freiheit haben, laut zu sagen, was wir wünschen, wie wir unser Zusammenleben künftighin einrichten wollen, hängt unser und unserer Kinder und Enkel Wohlergehen davon ab, ob wir das Fundament des neuen Staates klug vorausdenkend so aufbauen, daß allen, allen ohne Ausnahme die Befriedigung der nötigsten Erfordernisse des Daseins gewährleistet ist. Da müssen wir auch alle mitreden und mitdenken. Wir sind das dem kommenden Jahrhundert schuldig, dem wir das Wohnhaus bauen sollen . . .“

Freund Obermayer gestaltete das scheinbar Unmöglich zum Ereignis und tat den Mund noch weiter auf. Dann sagte er mit Überzeugung: „Was ich will . . . was ich . . . was 'essen mecht'!“

Adrian.

Alkoholverbot.

Aus dem Tagebuch des Herrn v. Ibini.

Von Ludwig Stiefel.

Vom Herrn v. Ibini, dem letzten autochthonen Wiener Stammgast, dessen Name eine lokale Weltanschauung ausdrückt, ist hier schon einmal erzählt worden. Damals, als er und seine Gasthausherlichkeit von einem allgemeinen Zwang zur Gemeinschaftsküche bedroht schien, so daß er schon den verzweifeltsten Entschluß fassen wollte, diesem ausichtslosen Stammtischleben ein Ende zu machen und zu heiraten. So arg ist es dann doch nicht gekommen. Er hat sich lebhaft fortgerettet und mit einem äußerlich stark zufriedenen, aber innerlich ziemlich unversöhnten Selbstbewußtsein diese neue Zeit erlebt. Für den Herrn v. Ibini und seinesgleichen ist es nicht leicht, sich dieser neuen Zeit und ihren unerbittlich demokratischen und gerechten Einrichtungen und Begriffen anzupassen. Gewiß, er ist für die Demokratie und Gleichheit, aber mit Ausnahme seiner wertigen Person, und er schwärmt sogar für die Republik, vorausgesetzt, daß sie sein politisches Programm respektiert: I bin i. Durch diesen Vorbehalt ist er schon in der ersten Woche der neuen Zeit in beträchtliche Gewissensnöte und Seelenkonflikte geraten, was deutlich aus den folgenden Aufzeichnungen zu erkennen ist, die Herr v. Ibini während der zwei Tage des Alkoholverbotes in sein nächtliches Tagebuch eingetragen hat:

„Ganz in Ordnung, sehr gut. Mit dem Alkoholverbot bin ich vollkommen einverstanden. In diesen aufgeregten Tagen ist das eine sehr vernünftige Maßregel. Nüchternheit ist jetzt die Hauptsache. Man muß nicht immer trinken. Man kann die neue Freiheit ganz gut auch mit Wasser begießen, um so besser wird sie gedeihen. Unserins hält sich ja von selbst zurück, aber die große Masse braucht in solchen Zeiten eine Bevormundung. Zwei Tage sind eigentlich viel zu wenig. Wenn's auf mich ankäme, müßte das Alkoholverbot mindestens bis zum Friedensschluß dauern. Das Bier ist jetzt ohnehin so schlecht, und der Wein sündigener. Jedenfalls ist es ein vielsprechender Anfang der Ordnung. Genauigkeit und Gerechtigkeit, ein gutes Zeichen, daß die Schlamperei der im Reichsrate vertretenen Widersprüche und Inkonsistenzen endgültig vorüber ist. In diesem Sinne erhebe ich mein Glas gerebelten Gumpoldskirchner, der Viter zu 18 Kronen, und trinke auf das Alkoholverbot.“

Wenn ich gegen den Alkohol spreche, verstehe ich darunter natürlich vor allem offenkundig geistige Getränke: Rostopshin mit Rum, Kontuschowka, Sarzebinka und ähnliche Flüssigkeiten, die Zustände bewirken, von den Ärzten Vergiftungs- und Lähmungserscheinungen genannt, obwohl der Vergiftete dabei gewöhnlich sehr lebhaft wird. Ein, zwei Glas Kognak oder Slibowiz bedeuten auch noch kein Alkoholisieren, vorausgesetzt, daß man giftfest ist. Uebrigens spreche ich nicht pro domo, denn ich bin ein sehr schwacher Trinker. Ich nehme fast gar keinen Alkohol: zum Frühstückstee ein bißchen Rum, zum Gabelfrühstück einen Schluck Wein, mittags ein Viertel Gespritzten und am Abend so viel Bier, bis ich die Bettischwere habe. Das dauert in der letzten Zeit immer länger, denn das heutige Bier scheint von einem Antialkoholiker oder einem Hydrotherapeuten erfunden worden zu sein. Auf den Genuß kann man zwei Tage lang sehr leicht verzichten. Wenigstens werden die Preise hinuntergehen. In der letzten Zeit war es wirklich schon zu arg. Wie gesagt, das Alkoholverbot wird sehr segensreich wirken. Zumindest wird es die Weinbauern und Weinhändler ein bißchen ernüchtern.“

„Der erste Tag hat nicht gut angefangen. Das Frühstück ist für mich die wichtigste Mahlzeit. Wenn man mich da in meiner Gewohnheit stört, ist mir schon der ganze Tag verdorben. Ich seh' mich hin, ich sag' nichts, der Ober bringt mir schon alles wie gewöhnlich. Heute sagt er zerknirscht und beklommen: „Tee mit Rum kann leider nicht dienen, mir mit Himbeer.“ Warum denn? Ah so, Alkoholverbot. Na, der Tropfen Rum, auf den kam' es nicht an. Geht's wirklich nicht? Auch für mich nicht? Gut, sehr gut, habe ich gesagt, bringen Sie mir Tee mit Himbeer. Nur streng sein, nur keine Ausnahmen, nur keine Protektion. Die Demokratie ist doch etwas Großartiges. Aber der Tee mit Himbeer und mit dem Saccharinzusatz schmeckt grauenhaft. Wir brauchen noch viele Verbote und vor allem ein rücksichtsloses Saccharinverbot.“

„Das Mittageßen ist für mich die wichtigste, nämlich die Hauptmahlzeit. Ich esse zwar jetzt fast gar nichts, aber ein Glas Wein täuscht den Magen angenehm und läßt ihn das fleisch- und fettlose Vakuum vergessen. Wenn das Lokal nur nicht so gesteckt voll wäre, wenn nur nicht ein Gast den anderen so genau beobachten und kontrollieren würde. Deshalb habe ich mir den Ober herangewinkt und ihm ins Ohr geflüstert: „Mir werden Sie doch einen Gespritzten geben. Sie können mir ihn ja unter der Serviette versteckt bringen, wissen S.“ Aber dieser Ober hat für mich nichts als ein alkoholfreies nüchternes Ahseljuden. Und das passiert nur in einem Lokal, wo ich vier Jahre lang sozusagen unter der Serviette gegessen habe. Sollen am Ende alle Hintertürle in Lande zugemauert werden? Das ist ja sehr schön, aber warum denn so plötzlich.“

es muß doch ein Uebergang sein. Wie jedes Gift, muß einem auch der Alkohol durch eine allmähliche Entziehungskur sanft abgewöhnt werden. Aber so von einem Tag auf den anderen auf Mineralwässer und Hochquellenwässer gesetzt werden, das kann nicht gesund sein. Früher konnte man deshalb aus einem Gasthaus direkt ausgewiesen werden. Der Alkoholzwang, der war wirklich etwas Unsittliches. Aber das Alkoholverbot, das ist wieder zu sittlich. Ueberhaupt, auf die Dauer ist die Mäßigkeit ein sehr mächtiges Vergnügen. Wenigstens werden die Herren Wirte bescheidener werden und Wasser in ihren Wein tun — obwohl, das hat mancher früher auch schon getan.“

„Mein Bierbeißel ist heute gesperrt. Wer nie die kummervollen Nächte hier vor lauter Rauchen weinend saß und sein Brot mit Pilsner Bier aß, der kann überhaupt nicht verstehen, wie mir ist. Das Nachtmaß ist für mich wirklich die wichtigste Mahlzeit, denn da wird einem nach zwei, drei Krügeln erst halbwegs menschlich zu Mute. Unserins trinkt doch nicht, um sich zu betrinken, sondern wirklich nur zu einem rein geistigen Zweck: um über Sorgen, Enttäuschungen, tote Punkte hinwegzukommen. Der Alkohol belebt und beschwichtigt die Gedanken und Gefühle, er ist ein Ausgleich für jedes innere Manko. Aber dafür hat man ja nicht das richtige Verständnis. Ich bin weiter gewandert, in andere Restaurants, in Weinlokale, in Abendkaffeehäuser, um auf die vielfachen Säreden des Tages etwas zu trinken: überall nichts als Mineralwässer, Himbeerwässer, Kaffee und Tee. Ja, will man denn aus der ganzen Welt eine Besserungsanstalt machen? Oder soll man sich vielleicht zu Hause einsperren, heimlich alkoholisieren und in Ermanglung von Vorräten Eau de Cologne und Baprum trinken? Es ist höchste Zeit, daß die zwei Tage zu Ende gehen. Auch die Gerechtigkeit muß ihre Grenzen haben, Demokratie und Gleichheit ist ja etwas sehr Schönes, nämlich für die Masse, für die Menge. Aber bin ich Masse, bin ich Menge? Da möchte ich schon bitten.“

An dieser Stelle brechen die Tagebuchaufzeichnungen unvermittelt ab. Die Blätter zeigen deutliche eingetrocknete Flecken: vielleicht von Tränen, wahrscheinlich aber von gerebeltem Gumpoldskirchner. Jedenfalls sind es Spuren der Verzweiflung eines Menschen, der den Geist des alten Oesterreich noch nicht aufgeben kann und den des neuen noch nicht begriffen hat. Ja, die besseren Zeiten, die jetzt begonnen haben, werden für den Herrn v. Ibini und seinesgleichen noch schwere Tage bringen, und die zwei alkoholfreien Tage waren nur ein bescheidener Anfang. Armer Herr v. Ibini, du wirst noch deine blauen und roten Wunder erleben.“

Ausflug nach Mauer.

Der „60er“-Wagen. — Weg zur Schießstätte. — Launen der Natur. — Die wandernden Schühengräben. — Ungeheure Holzvorräte. — Letzte Ernte.

Die Zeit, in der man schön bequem und beschaulich auf dem Schwarzenbergplatz einstieg und ohne umzusteigen nach Mauer fuhr, ist jetzt vorbei. Die „60er“-Straßenbahn, die mit ihrem großen, modernen, plattformverlasten Triebwagen und den zwei Bettwagen immer etwas Fernzugartiges an sich hatte und auf ihrer Linie trotz der zahlreichen anderen Straßenbahnzüge schon von weitem kennbar war, ist in ihrer alten Form aufgelassen worden. Sie verkehrt nur mehr vom Mariaböcker Gürtel an und hat sich, den Zeiten entsprechend, vollständig demokratisiert. Nichts unterscheidet sie mehr von ihren gewöhnlichen „60er“, „50er“, „L“ oder „M“-Genossinnen. Der neue erhöhte Preis führt noch immer zu lebhaftem Meinungsaustausch mit der Schaffnerin, der sich erst zu beruhigen pflegt, wenn die Rede-gewandtesten am Ziel ihrer Fahrt angelangt sind.

Sonntag im November. Blauer Himmel und Sonnenschein vermögen über die Nähe des Winters nicht zu täuschen. Ein schneidiger Wind wirbelt den Staub auf dem Hauptplatz von Mauer schier zu den Hausdächern empor und trägt den Klang der Kirchenglocken hinauf in die Wälder um die Schießstätte und den Raaber Steig, das manches Reh im Busch neugierig aufhorchend im Lesen innehält. Durch die Gebirgsgasse zieht der Weg hinauf über die frierenden Novemberwiesen, an deren Rand hin und wieder stachelige Disteln ihre Lilablüten dem Frost zum Troste in den Winter Augen lassen. Bald empfängt uns ein stilles, weltfernes Revier. Amgattern begleiten den heimlichen Pfad, in ausgetrockneten Lämpeln rascheln hochaufgeschossene Wirsing und zwischen den kleinen Fichten- und Tannenbäumchen duckt sich da und dort einmal ein ängstliches Häslein. In der Nähe der Schießstätte, auf windgeschütztem, sonnigem Holzschlag, treibt die Natur jetzt die tollsten Dinge. Was kümmert sie der November! Sie wirft den Frühling, den Sommer und den Herbst durcheinander, hält es mit allen und verschwört sich, scheint's, nur gegen den Winter. Sie läßt hier Erdbeeren blühen im zartesten Weiß, läßt sie reifen im dunkelsten Rot. Den Brombeerranken hängt sie schwarze und rote Beeren an und läßt an den gleichen Sträuchern ein paar Stämmchen sich in Blüte werfen. Primeln kriechen aus dem Boden, lassen sich durch die Sonne täuschen und lachen ihr Gelb in den vermeintlichen Frühling. Selbst Weischen vergessen ihre sprichwörtliche Bescheidenheit, können den März nicht mehr erwarten und haben ihr blaues Lenzkleid angezogen. Aber die liebe Sonne verschwindet hinter gartigem Schneegewölke, das über die Perchtoldsdorfer Föhrenberge herüberstürmt und Millionen feiner Floden vom Himmel jagt. Mit Reif und Frost gertritt der grimme Winter die zarten Wunder der Natur, am nächsten Morgen schon sinken sie farblos und entseelt in sich zusammen.

Die Schühengräben, die vom Gutenbrunner Tal bis in den Rainger Tiergarten hinein hinter Drahtverhauen und scharfen Posten in tiefer Stille unbenützt und zwecklos durch die Wälder liefen, werden jetzt lebendig. Ungeheure Holzvorräte waren nötig, sie zu bauen. Die dürfen nicht verfaulen. Allenthalben sieht man arme Leute an der Arbeit, die Pflöde auszugraben und auf kleinen Handwagen zu verladen. Ganze Scharen Holzführer und Holzträger streben Mauer und Kalksburg zu und kein Mensch hindert sie daran. In den Unterständen stehen noch verlassene Feldbetten und die Tafel des Festungskommandos von Wien, auf der dem unbefugten Besucher mit dem Erschießen gedroht wurde, schreckt keinen Menschen mehr. So baut sich hier der Krieg von selber ab.

Im Gutenbrunner Tal schleppen Weiber das letzte Grummet in Körben heim. In den nackten Heden wandern sie mühselig dahin. Die Farben des Herbstes sind verloschen, nur rote und schwarze Beeren leuchten noch aus dem Sträuchergeäste. Verwahrlost liegt der Tennisplatz auf der Mauerluft, sein Gitter ist teilweise niedergelegt und sterbendes Unkraut überwuchert den feingeliebten Boden. Ein Zug Krähen streicht hoch in den Lüften gegen Raab am Walde, unten auf der Südbahn aber nähert sich die große Heimkehr von der Front ihrem Ende.

Die Mittelkandeleute. — Der Buchhalter. — Die Arztenswitwe. — Die Hofratsstochter.

Als ihr Gatte noch lebte, hatte sie eine hübsche Wohnung von vier Zimmern, zwei Dienstmädchen, elegante Kleider, Besuche das Theater und ging im Sommer aufs Land; bis der Krieg kam und ihr Mann an einer Infektion starb, die er sich im Spital angezogen hatte. Sie mußte mit ihrem siebenjährigen Knaben und dem fünfjährigen Mädchen vor der russischen Revolution aus Lemberg flüchten. In Wien mietete sie für sich und die Kinder ein möbliertes Zimmer, kochte, nähte, stichte und wusch für alle drei, darbot und hungerie, schränkte sich auf jede Weise ein und mußte trotzdem mit Entlohnungen leben, wie ihr Kapital, im Frieden eine ganz hübsche Summe, unter der stetig wachsenden Leuerung wie Schnee vor der Sonne dahin schmolz. 150 Kronen monatlich zahlte ihr die Spitalverwaltung als Pension und Erziehungsbetrag zugleich, eine Summe, von der sie auch im Frieden nicht einmal allein hätte leben können und die von Monat zu Monat weniger bedeggetete. Sie verkaufte ein Wertpapier nach dem anderen, dann kamen ihr Schmutz und ihre Kleider an die Reihe; endlich verkaufte sie ihre Wohnungseinrichtung in Lemberg.

Nur den Kampf ums Dasein brachte sie nichts mit als ein bißchen Klavier und Französisch, die Kenntnisse der höheren Mädchenschule und einen schwachen, verwöhnten Körper. Sie wurde Pflegerin beim Roten Kreuz, und seither lebte sie dieses Leben eines gehetzten Tieres, ohne Ausspannung und Erholung; um 6 Uhr früh mit der Trommeln ins Spital, bis 6 Uhr abends schwerer Dienst; dann in größter Eile nach Hause, um den halbverhungerten Kindern das Nachtmahl zu kochen. Dann fällt sie tod-

müde ins Bett, einen Tag wie den anderen, nie satt, nie ausgeruht, immer voll Angst und Sorge vor dem Verlust ihrer Stellung oder einer anderen Verfallminderung ihres Lohes. Das Mittagsessen nehmen die Kinder in der Kriegsküche; die Einkäufe und das damit verbundene Anstellen besorgt der Knabe, der hierher und Erbschwandeln von Lebensmitteln über die bewirkte Menge hinaus entwickelt. Die Arbeiten im Hause machte schlecht und recht das kleine Mädchen, das ja inwieweit bereits sieben Jahre alt geworden ist. Sie ist sehr brav und verständig; der Bub hingegen macht der Mutter Sorge, weil er sich so viel auf der Gasse herumtreibt und schlechte Manieren und verdorbene Anschauungen nach Hause bringt. Beide Geschwister haben blasse, spitze Gesichter mit dem altflugen, frühreifen Ausdruck der Proletarierkinder.

Jeden zweiten Sonntag hat die junge Frau einen Nachmittags frei, und diese Zeit benützt sie, um die schauerlich verwahrloste Wohnung (denn die kleine ist, wie gesagt, sehr brav, aber eben doch nur ein Kind) ein wenig aufzuräumen oder die allerdingendsten Reparaturen an den Resten ihrer Garderobe und Wäsche vorzunehmen. Manchmal, wenn sie von dieser Beschäftigung aufsteht, streift ihr Blick ein paar Gegenstände auf, die sie aus dem Schiffbruch gerettet hat und die sich in ihrer arbeitsigen Umgebung höchst sonderbar ausnehmen: einen japanischen Korobent, den sie selbst mit großer Kunst geknüpft hat, eine silberne Fuderboje, ein schönes, altes Kind, von der sie sich nicht trennen kann, und drei Photographien. Auf der einen lächelt sie als glückliche Frau an der Seite ihres Verlobten, dem Reichsruher entgegengesetzt, elegant, ignorant, sorglos und lebensfröh; das andere Bild zeigt sie als Mutter mit zwei häuslichen, lächelnden Kindern; auf dem Schloß

hält sie das kleine Mädchen im weissen gestickten Kleidchen; der Knabe in einem dunklen Sammetanzug mit einem großen Spitzenträger steht an sie geschmiegt. Und noch eine kleine Photographie, eine Amateuraufnahme; ein sommerlicher Garten, im Vordergrund ein feistlich gebackter Fisch, um diesen Tisch herum eine Gruppe zufriedener und better aussehender Menschen: ihre Eltern und ein paar gute Bekannte aus ihrer Kindheit, im kurzen Kleid und mit hängenden Zöpfen, sie selbst und ihre kleinen Geschwister. Ihr Blick gleitet über diese Andenken ans Tagen einkriger bürgerlicher Wohlhabenheit, und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Wie wird sich die Zukunft gestalten, was wird das Schicksal ihrer armen Kinder sein? Werden sie immer in diesem Elend bleiben, wenden sie niemals das Leben kennen lernen, in dem sie selbst groß geworden ist?

„Büroarbeit ist heute einen Schmarren wert,“ sagte gestern der junge Buchhalter in unserer Abteilung, dessen Mutter einen stillen, unforgelionierten Handel mit allerlei unentbehrlichen Bedarfsartikeln treibt. „Bei aller Plage verdient man nicht einmal das Essen; man kann den ganzen Tag schlafen und muß immer noch seinen Eltern auf der Tasche sitzen. Das einzige, wovon unseries halbwegs leben kann, ist noch — der Handel. Was glauben Sie, was meine Mama gestern an ein paar Wäscheartikeln und einem Bekrager verdient hat? — Tausend Kronen! In einer Stunde hat sie tausend Kronen verdient. Das ist gerade mein halbes Sabresgehalt. Dafür muß man da ein halbes Jahr sitzen und schmitten und sich antödären lassen, wie es heute bei keinem Dienstboten möglich ist — und ein anderes verdient das in einer Stunde, im Handumdrehen —, ich komme mir so dumm vor...“

Vor dem Krieg lebten beide, sie und ihre Mutter, in einer gewissen Behaglichkeit, dann kam inueneise die Beramurra. Zunächst entließ man das Dienstmädchen und nahm eine Bedienerin auf, verzichtete auf den Sommerurlaub, enthalt und tegliches andere Vergnügen, schaffte keine neuen Kleider und Wäsche für an und ab wochenlang kein Fleisch. Dann kündigte man auch der Bedienerin, und die Mutter mußte alle Arbeit selbst, man hungerte noch mehr, und das Mädchen, eine Stenotypistin in einer staatlichen Anstalt, nahm mehrere Lebensbefähigungen an und arbeitete eine Zeit hindurch vierzehn Stunden täglich, um das Geld für die notwendigen Lebensmittel beschaffen zu können. Da erkrankte sie an einem Lungentumor und mußte sich Monate hindurch von jeder Arbeit fernhalten. Da gerade kein Platz in Aland frei war und die Verhältnisse einen langen, kostspieligen Sanaentheil nicht gestatteten, kurierte sie sich, so gut es ging, zu Hause, konnte aber nicht mehr daran denken, sich wieder so abzurufen wie früher. Da eröffnete sich ihr eine Rettung, die einzige Möglichkeit, sich satt zu essen, ohne sich durch Ueberarbeit zugrunde zu richten; durch ein Zeitungsinstitut fand sie eine Nebenbeschäftigung als Kinderfräulein für die Nachmittage bei der Familie eines reichgewordenen Delikatessenhändlers, dem die „Staatsbeamtin“ und Hofratsstochter imponierte. Dort erhält sie fünfzig Kronen monatlich, eine gute Summe und ein reichliches Nachtmahl, auch steht sie sehr gut mit der Köchin, die ihr oft einen Extrabissen zukommen läßt. Seither blüht sie förmlich auf, sie hat rote Wangen und anzogene Augen bekommen und auch einige Sillo zugenommen. Nichts trübt ihr Blick als die Lodesangst, plötzlich ihre Stellung und das damit verbundene paradiesische Leben zu verlieren. Freilich — der seltsame Herr Hofrat dürfte von all dem nichts wissen...

Der Abend
18. XI. 1918

18
99

Engländer in Wien.

Wien beherbergt seit kurzem wieder englische Gäste. Zwei englische Journalisten, der Berichterstatter des „Daily Telegraph“ Mr. Beaumont und der des „Daily Mail“ Mr. Jeffries sind vor einigen Tagen hier eingetroffen. Ein Freund unseres Blattes stellt uns eine Unterredung zur Verfügung, die er mit ihnen hatte. Die beiden Engländer sind eifrig bestrebt, ein genaues Bild unserer Lage zu gewinnen. Sie sind so ziemlich richtig über die Vorgänge der letzten Zeit in Wien unterrichtet und heben besonders den ruhigen Verlauf der Revolution in Deutschösterreich hervor.

Mr. Jeffries erklärte im Verlaufe des Gespräches, es sei völlig unrichtig, wenn man der englischen Regierung die Absicht unterstelle, den Habsburgern wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Der beabsichtigte Anschluß der deutschösterreichischen Republik an die deutsche werde in England kein Hindernis finden. Die deutsch-böhmische Frage werde, wie er glaube, vom Friedenskongreß eine den berechtigten nationalen Forderungen der Völker Rechnung tragende Lösung finden, doch werde die Entente dafür eintreten, daß die Elbe den Tschechen gewahrt werde. Im übrigen sollten die Deutschösterreicher nicht übereilen und dem Nationalrat Zeit für seine Arbeiten lassen. Das russische Beispiel müsse Deutschösterreich eine Warnung vor dem Volksweltismus sein. Schließlich bestritt er entschieden die Meldungen von einem Zwist zwischen Südslaven und Italienern und meinte, daß viel eher ein Gegensatz zwischen Agrar und Belgrad anzunehmen sei.

Wir geben diese Äußerungen wieder, nicht weil wir glauben, daß sie von besonderer Bedeutung seien, sondern weil es von Interesse ist zu erfahren, wie die bürgerlichen Kreise Englands über einige für uns wichtige Fragen denken.

* (Das neue Straßenbild.) Wenn sich die zähe Wolkenbede, die sich seit einer Reihe von Wochen über die Erde spannt, tie und da öffnet, um einen Lichtstrahl durchzulassen, dünkt es uns das einzige wertvolle Friedensgeschenk zu sein. Zur natürlichen Finsternis ist nun aber auch die künstliche getreten, die Vichteinschränkung in den Abendstunden, die eigentlich keine Einschränkung mehr ist, sondern die absolute Negation jenes Stoffes, den wir sowohl nach dem Kriege als auch im Winter am meisten brauchen. Die sogenannte unerbittliche Notwendigkeit zwingt dazu. Es gehört noch zu den geringen Folgen, daß wir uns während der Grippezeit in den zu Eisgruben gewordenen Wohnzimmern erkälten und eigene Gedanken über den Friedensbeginn haben. Schlimmer ist schon die Erkältung des Lebensgefühls, die eintritt, wenn man das Ersterben von Handel und Wandel von 4 Uhr nachmittags an betrachtet. Um 4 Uhr Ladenschluß! Das bedeutet, da um diese Stunde die Dämmerung beginnt und von der Straßenbeleuchtung als Lichtquelle kaum gesprochen werden kann, eine trostlose, aber auch gefährliche Verdunkelung der Stadt. Abgesehen davon, daß das bishen Geschäftsverkehr, das wir noch haben, ganz unerlässlich für die Erhaltung des Daseins ist, so gehört es gewiß nicht zu den Unnehmlichkeiten, um 5 Uhr nachmittags dunkle Straßen vor sich zu haben, in deren Finsternis sich der aus den Büreaus und Arbeitsstätten flutende Menschenstrom bald verliert, um einer bedrückenden Verdünnung Platz zu machen. Und ist es einmal so weit, dann geht man mitten in der Straße, um der Gefahr des Ueberfallenwerdens etwas auszuweichen. Freilich nur, um sich einer vielleicht noch größeren Gefahr gegenüber zu sehen. Irgendwo rasselt es dumpf. Man schaut sich ängstlich um. Und in dem Augenblick, in dem man sich schon ein wenig beruhigt hat, sieht man knapp vor sich die Umrisse eines Riesenautos auftauchen. Wer da einen Verzweiflungssprung machen kann, steckt zwar bis zu den Waden in einem Mist- oder Schneehaufen und ist gerettet. Nein, da läßt man sich doch lieber die Handtasche schnappen und geht auf dem Fußsteig. Die Bevölkerung nimmt das Schwerste auf sich, indem sie sich wortlos den Verordnungen unterwirft. Bevor man den ganzen Winter hindurch so lichtlos leben soll, ist doch das Neueste zu versuchen, um diesen Zuständen ein Ende zu machen. Und ob das geschieht, das muß der Bevölkerung kundgetan werden. Auf jeden Fall wird es sich aber empfehlen, die üblich gewordene zwei Stunden und länger dauernde Mittagsruhe der Geschäfte etwas zu verkürzen, denn es gibt viele Leute, die mit der Einführung des 4 Uhr-Ladenschlusses gar keine Einkäufe mehr besorgen können.

„Los von Berlin!“

Die künftige Hauptstadt des neuen Deutschland.

In Bayern ist eine Bewegung entstanden, welche dahin zielt, daß Berlin in Zukunft nicht mehr die Hauptstadt des neuen Deutschland sein solle. Charakteristisch ist ein Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten“, in dem es unter andern heißt: „Darüber besteht doch kein Zweifel, daß gerade Berlin mit seinem Gebaren nicht nur nach außen bei den andern Völkern uns alles andre geschaffen hat als Freunde, sondern daß es auch im Innern an der Vermürbung des Reichsgedankens ein vollgerütteltes Maß der Schuld trägt. Keine Stadt in ganz Deutschland hat so wenig deutschen Charakter wie Berlin. Das Parvenütum der letzten Jahrzehnte schreit in jedem einzelnen Stadtteil dem Beschauer entgegen; ein Konglomerat von Städten, jede zu einem bestimmten, höchst materiellen Zweck in einem bestimmten Zeitpunkt entstanden und dann aneinandergeliefert, das ist Berlin! Wer herrlich oder dienstlich während des Krieges wiederholt in Berlin zu tun hatte, der konnte förmlich stufenweise schon an äußeren Anzeichen fühlen, wie dieser Moloch alles an sich gezogen hat wie mit Polyphenarmen, was nur im entferntesten Vorteil und Geld bringen konnte. Warum sollte das bleiben müssen?“

Los von Berlin! Deutschland hat in seinen Grenzen noch andre Städte, die besser und würdiger zur Reichshauptstadt eines starken Kulturvolkes passen als das undeutsche Berlin! Man unterschätze das Gefühlsmoment nicht bei den unter das deutsche Dach hereinströmenden österreichischen Stammesbrüdern! Auch sie müssen sich wohl fühlen im deutschen Haus. Es ist Zeit, daß süddeutsche Eigenart besser und entschiedener zur Geltung kommt als bisher. Die Hauptstadt unseres Reiches soll eine Stadt sein, groß und schön, voll menschlichen

Eigenart, mit starkem Charakter, ein urdeutsches Städtebild, organisch geworden im Laufe der Jahrhunderte, eine Stadt, vor der die ganze Welt Achtung und Bewunderung haben kann, eine Stadt, die man auch lieben kann, also nicht Berlin! München, das zentral gelegene, oder Wien, die herrliche Stadt mit der ruhmvollen Vergangenheit — das bleibt sich schließlich gleich; nur los von Berlin!

Wiener Neuigkeiten.

Die Lichtsperrre und die Geschäftsleute. — Auffallende Vermehrung des Lohnfuhrwerkes. — Die wiederkehrenden Fremdwörter.

Wien steht jetzt im Zeichen der Lichtsperrre. Während aber gellern noch die Geschäfte sich streng an die Verordnung hielten und Wien um 4 Uhr nachmittags buchstäblich in nächtliche Finsternis versank, haben sich heute schon bedeutend weniger Geschäftsleute nach der neuen Verordnung gehalten, obwohl die Direktion der städtischen Elektrizitätswerke ihre Kundschaften im Wege der Zeitung aufmerksam machte, daß im Falle der Ueberschreitung des zulässigen Höchstverbrauches sofort eine dem unbefugten Mehrverbrauch entsprechende Einschränkung des hinkünftigen Bezuges erfolgen und im Wiederholungsfalle die gänzliche Einstellung der Elektrizitätslieferung eintreten wird. Man kann es auch den Geschäftsleuten gar nicht verdenken, daß sie hier ein wenig über die Schnur hauen. Einer Erklärung aus Buchhändlerkreisen zufolge fällt ja ein Drittel des Gesamtumfanges des Buchhandels in die Monate November und Dezember. In diesen Monaten um 4 Uhr zu schließen, würde ja wirklich den Ruin vieler Geschäfte bedeuten. Juweliere, die durch die ganze Nacht ein Notlicht zu Sicherheitszwecken brennen lassen müssen, sehen nicht ein, warum sie in die ohnehin beleuchteten Räume nach 4 Uhr Kunden nicht einlassen sollen.

Eine erfreuliche Entdeckung konnte man heute auf den Fiaker- und Einspännerstandplätzen machen. Nachmittags standen beispielsweise in der Schottengasse nicht weniger als acht Fiaker und über ein Duzend Einspänner, mittags reichten sich die Autotaxi hintereinander vom Eck der Kärntnerstraße und Ring bis zur Walfischgasse, somit Bilder, die wir aus dem tiefsten Frieden her gewohnt sind. Wenn man bedunkt, daß noch vor wenigen Wochen anlässlich der Grippe-Epidemie die Aerzte an das Kriegsministerium und die Besitzenden flehentliche Hilferufe richten mußten, damit sie Automobile für die zahllosen Krankenbesuche erhalten konnten und ein Einspänner fast so selten war wie ein Kilogramm Aepfel auf den Märkten, so ist die innerhalb weniger Tage erfolgte Vermehrung des Wiener Lohnfuhrwerkes um so auffallender und begrüßenswerter. — Weiters bemerkt man Schritt für Schritt, daß die wenigen, die noch ihr „Robes“ und „Modes“, ihr „en gros“ und „en detail“ schon seit vier Jahren schamhaft verdeckt hielten, nunmehr die drüber geklebten Papierstreifen wieder entfernt haben und sich der Fremdwörter auf ihren Geschäftstafeln wieder ungestört freuen. — Wenn wir auch diese Woche wieder untere 12 Dekagramm Rindfleisch erhalten sollen, so ist doch anderseits wieder der Milchmangel andauernd ernst. Selbst Kinder unter einem Jahr können in vielen Fällen nicht mehr ihre ihnen zustehende Milchmenge erhalten. Die Gesundheit und das Gedeihen der künftigen Generation steht in Frage. Hier helfend einzugreifen, wäre erste Pflicht des Staatsamtes für Volksernährung, das schon durch die Erwirkung der Einfuhr von Kondensmilch aus neutralen Ländern viel dazu beitragen könnte, dieses Elend zu mildern.

Die Vorgänge bei der Abdankung Karls von Habsburg.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Wien, 19. November.

Aus der nächsten Umgebung des Kaisers stammen die folgenden authentischen Informationen über die Vorgänge, die zur Verzichtleistung des Kaisers geführt haben:

Als Ministerpräsident Sammasch davon in Kenntnis gesetzt wurde, daß der Staatsrat die Proklamierung Deutsch-Österreichs als Republik plane, berief er sofort das Kabinett zu einer Beratung zusammen, die die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen dauerte. Professor Sammasch vertrat in diesem Ministerrat mit großer Leidenschaft die Ansicht, daß unter solchen Umständen eine weitere Ausübung der Regierungsgeschäfte durch den Kaiser unmöglich geworden sei und beharrte trotz der sehr scharfen Gegenläufe, die sich im Laufe der Besprechungen mit den übrigen Mitgliedern des Kabinetts ergaben, auf seinem Standpunkte. Ohne schließlich die Ermächtigung des Kabinetts zu haben, ergriff Sammasch selbst die Initiative, um die notwendigen Entscheidungen des Kaisers herbeizuführen. Um 9 Uhr abends am Sonntag begab er sich zum Kaiser nach Schönbrunn.

Ministerpräsident Dr. Sammasch erzählte nach dieser historischen Audienz, die bis in die Mitternachtsstunde währte, es wäre die schwerste Aufgabe seines Lebens gewesen, dem Kaiser klarzumachen, daß sein Rücktritt zur unbedingten Notwendigkeit geworden sei. Der Kaiser war auf diese Entwicklung der Ereignisse nicht gefaßt gewesen. Die Nachricht traf ihn vollkommen unvorbereitet und übte auf ihn die tiefste Wirkung. Er wurde abwechselnd rot und blaß, und man merkte seinen Gesichtszügen den fürchterlichen Kampf an, den der Bericht des Ministerpräsidenten in seinem Innern hervorrief.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Kaiser seine Erregung meistern konnte. Dann überblickte er aber rasch die Situation und gab teilnahmslos und wie abwesend seine Zustimmung. Er hatte vorerst mit der Kaiserin Rücksprache pflegen wollen, gab aber dann diese Absicht über eindringliches Abtroteln Sammasch auf, der die Schwere dieser Entschlieung nicht noch vergrößern wollte. Dagegen stimmte der Ministerpräsident zu, daß den Besprechungen als Vertreter des Ministeriums des Innern, beziehungsweise des kaiserlichen Hauses Sektionschef Plotow beigezogen werde. Sektionschef Plotow wurde, da ein Verzögern der Entscheidung unmöglich war, andererseits aber auch mit Rücksicht auf die Ereignisse unter allen Umständen vermieden werden sollte, noch in der Nacht telefonisch nach Schönbrunn gerufen.

Am Montag zeitlich früh teilte Ministerpräsident Hofrat Dr. Sammasch das Ergebnis seiner nächtlichen Audienz in Schönbrunn dem Staatskanzler Dr. Renner mit. Dr. Renner setzte dann die Verzichtsurkunde auf, die von Dr. Sammasch durch verschiedene Einschaltungen korrigiert, beziehungsweise ergänzt wurde, so daß sie in ihrer letzten Fassung sogar weit über jenes Maß hinausging, das Dr. Renner ursprünglich in Aussicht genommen hatte. Montag um 11 Uhr vormittags erschien Ministerpräsident Dr. Sammasch in Begleitung des Ministers des Innern Dr. v. Gayer abermals beim Kaiser in Schönbrunn. Der Kaiser hatte die Nacht über kein Auge zugemacht und sein Bett nicht berührt. Seine Augen waren gerötet, seine Stimme leise, fast unverständlich, sein ganzes Gebaren zerfahren und von einer nervösen Ueberreiztheit, die im ersten Augenblick fast beunruhigend schien. Wortlos hörte er den kurzen Bericht des Ministerpräsidenten an, wortlos und ohne die Urkunde noch einmal zu lesen, unterschrieb er und wortlos reichte er Sammasch und Gayer beim Weggehen die Hand. Die Uhr zeigte zehn Minuten nach elf, als der Kaiser in seinem Arbeitszimmer im Beisein des Ministerpräsidenten und des Ministers des Innern die Verzichtserklärung auf die Regierung unterfertigte.

Wiener Spaziergang.

Die Einschränkungen im Stadtbahn- und Straßenbahnverkehr und die Vermehrung der Lohnfuhrwerke. — Der verschwindende Rucksack. — Die ungültigen Militärfreikarten auf der Elektrischen. — Die Kriegsgeschäfte. — Von der englischen Sanitätskolonne.

In den Verkehrsverhältnissen Wiens macht sich jetzt einerseits durch das Freiwerden von Pferden und Autos, andererseits durch die katastrophale Kohlenknappheit ein ganz merkwürdiger Umschwung bemerkbar. Während nämlich die Autotaxi und Lohnfuhrwerke mit animalischem Betrieb, wie schon berichtet, an Zahl täglich wachsen — heute mittag standen die Autotaxi bei der Oper in Doppelreihen bis zum Café „Fenstergucker“! — wurde mit Rücksicht auf die Kohlenknappheit der Stadtbahnverkehr am heutigen Tage schon sehr empfindlich eingeschränkt und bei der Straßenbahn eine ähnliche Einschränkung des Verkehrs erzwungen. Auf der Stadtbahn verkehrte heute nur mehr eine Früh-, Mittags- und Abendgruppe der Züge. Der Spätabendverkehr wurde gänzlich eingestellt. Ob diese Fahrordnung auch morgen beibehalten wird, ist noch fraglich. Jedenfalls ist es überaus bedauerlich, da von der Einschränkung gerade die billigen Beförderungsmittel getroffen werden. Die hohe Zahl der Lohnfuhrwerke hat für die Bevölkerung insoweit keine Bedeutung, als die Fahrtaxen sich auf der jetzigen, nur dem Kriegsgewinnler erschwinglichen Höhe halten. Bemerkenswert sind auch die vielen Militärpferde, die man jetzt schon vor Streifmagazinen kleiner Geschäftsleute, Grünzeughändler, Fleischhacker usw. sieht. Mitunter finden sich sogar die kleinen Sugenpferde, die in der Armee als Tragtiere, besonders im Gebirgsriege, verwendet wurden.

Auf der Straßenbahn und in den Gassen fällt das starke Abnehmen der Rucksackträger auf. Das hat zweierlei Gründe: Viele Leute geben überhaupt nicht mehr hamstern. Sie bauen fest auf die Hilfe der Entente und leben bis zu deren Eintreffen von ihrem Optimismus. Viele aber, die noch gerne hamstern gingen, können es nicht, da der Zugverkehr derzeit nahezu ausschließlich dem Militär dient, andererseits eine Reise nach Böhmen oder Ungarn, wo noch Lebensmittel zu holen wären, mit allzuviel Risiko und Gefahr verbunden ist. In wenigen Tagen wird auch eine spürbare Abnahme der militärischen Fahrgäste auf der Straßenbahn eintreten, da am 25. November sämtliche aus Anlaß des Krieges ausgegebenen Freikarten ihre Gültigkeit verlieren. Es sind dies die Freikarten mit den Nummern 3001 bis einschließlich 21.000, die Freikarten B von 1 bis 7500 und die ermäßigten Vorverkaufskarten für die Arbeiter der Befestigungs-Baudirektion. Dafür herrscht in den jetzigen Tagen um 4 Uhr nachmittags bei Schluß der Geschäfte ein geradezu beängstigender Andrang auf der Straßenbahn. Die Hin- und Rückfahrtscheine haben während der Dauer der 4 Uhr-Geschäftssperre um 4 Uhr auch schon Gültigkeit und so sieht man um diese Zeit Bilder, wie wir sie noch von den Schneefällen im heurigen Winter her im Gedächtnis haben. Das sind keine überfüllten Straßenbahnwagen mehr, das sind menschliche Bienenschwärme, in deren Mitte von Menschenleibern verdeckt, Waggons sich befinden.

Was die neuen im Kriege entstandenen Geschäfte betrifft, so ist deren Geschäftsgang derzeit sehr flau. Die Seidenkleider- und Tuchabfallekäufer stehen den ganzen Tag beschäftigungslos vor der Türe, die „Kleiderkliniken“ kriegen nur mehr wenig „Patienten“, einzig und allein die den schönen Namen führenden „Hut-Schnellumformungsanstalten“ finden noch Zulauf, insbesondere aus weiblichen Kreisen, da die neuen Hüte noch sehr teuer sind und ihre Preise sich noch von 100 bis 150 Kronen bewegen.

Die Anwesenheit der englischen Offiziere im Hotel „Bristol“ bildet noch immer das Tagesgespräch der „Wiener“. Sie führte heute mittag geschmackloser Weise zu ganzen Ansammlungen vor dem Hotel „Bristol“, vor dessen Haupteingang hin und wieder ein Wagen der Kolonne hielt. Die Wagen ähneln unseren Sanitätsautos, sind geschmückt mit dem schmalen roten Kreuz und einer Taube. Ursprünglich hieß es, daß die Kolonne heute vormittag die Weiterreise nach Prag antreten werde, doch scheint eine Aenderung des Reiseplanes vorgenommen worden zu sein.

Vor dem Rückzug. Ein zurückgekehrter Soldat schreibt uns: Um der Öffentlichkeit ein Bild zu geben, mit welchen Dingen sich die verantwortlichen militärischen Organe noch vierzehn Tage vor dem Zusammenbruch der italienischen Front befäht haben, möge folgendes beachtet werden: Die Frau des Deeresgruppenkommandanten Erzherzog Josef, des jetzigen ungarischen Herrn Josef v. Habsburg, Erzherzogin Augusta, empfand plötzlich das Bedürfnis, sich als Krankenpflegerin im Bereich des zehnten Armeekommandos zu betätigen. Als diese Absicht der Erzherzogin bekannt wurde, wurde diese rest private Angelegenheit von den maßgebenden Faktoren zu einem Personenkultus ärgster Sorte ausgestaltet. Insbesondere benötigte der allgewaltige und wegen seiner Unberechenbarkeit gefürchtete Oberquartiermeister Generalmajor v. Spitzmüller diese Gelegenheit, um sich nach oben hin besonders herporzuräumen. Es mußte eine Villa auf ärarische Kosten und unter Verwendung von Soldaten vollständig neu eingerichtet werden, die Zufahrtsstraße, obwohl sonst ganz unbenützt, mußte neu hergerichtet und mit Kies bedeckt werden, und der Herr Oberquartiermeister überzeugte sich täglich ein- bis zweimal persönlich in der Villa von dem Fortgang der Arbeiten und drang mit allen Mitteln darauf, daß alles nur nach dem erlesensten Geschmack ausgeführt werde, obwohl der Herr General für die viel notwendigeren Bedürfnisse an der Front, was Verpflegung und Ausrüstung der Mannschaft anlangt, Wichtigeres und viel Dringenderes zu tun gehabt hätte. Als die „hohe“ Frau am 17. Oktober ihren Einzug im Festungsspital Nr. 1 in Trient hielt, war alles für ihre Behaglichkeit aufs Beste vorgesorgt. Vorher mußte noch die brave Oberschwester, da sie eine Bürgerliche war, einer Baronin weichen, da doch die hohe Frau unmöglich mit einer Bürgerlichen unmittelbar verkehren konnte. Diese Baronin, die wenig von der Krankenpflege versteht, hatte nichts Besseres zu tun, als die ohnehin sehr angestrengten Pflegschwester abzurichten, damit sie den Hofdienst nur ordentlich lernen, was mit Mühe und Not den Schwestern vor Inkunft der Erzherzogin auch beigebracht wurde. Weiter wurden — wahrscheinlich auf Befehl des nach oben hin sehr unterwürfigen Spitalkommandanten — die Krankenträger und Soldaten angewiesen, beim Erscheinen der hohen Frau in den Gängen des Spitals Front zu machen. So kam es, daß Verwundete, die soeben auf der Tragbahre aus dem Operationssaal getragen wurden, sehr unsanft mit der Tragbahre zu Boden gestellt werden mußten, nur damit sich die Träger keinen Vorstoß gegen die Vorschrift des Frontmachens zu Schulden kommen lassen. Während der Anwesenheit der hohen Frau war der ganze Spitalbetrieb derart auf den Kopf gestellt, daß alle froh waren, daß die Erzherzogin täglich nur eine halbe Stunde im Spital weilte. Nach nur acht tägiger Tätigkeit der „hohen“ Frau als sogenannte Krankenpflegerin wurde am 24. Oktober bekannt, daß sie infolge Ueberhandnehmens der spanischen Grippe nicht mehr in der Lage sei, Pflegedienste zu leisten, da sie sich mit Rücksicht auf ihre Gesundheit doch unmöglich einer solch großen Lebensgefahr aussetzen könne; sie verließ an diesem Tage den Armeebereich. Acht Tage darauf erfolgte der Zusammenbruch der Südtiroler Front und ungezähltes Kriegsmaterial, insbesondere Verpflegungsartikel und Bekleidungsgegenstände, fiel in die Hände der Italiener. Zwei Tage vorher, am 31. Oktober, hatte das Armeekommando noch erklären lassen, daß die Front unerschüttert sei und keine Gefahr für den Stappenraum mit den dort aufgestapelten kolossalen Vorräten bestehe. Es konnten daher insbesondere die riesigen Mengen an Lebensmitteln nicht rechtzeitig mehr nach rückwärts geschafft werden. Hätte man, statt sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, rechtzeitig die Gefahr erkannt, so hätten wenigstens noch in acht verfügbaren Tagen Hunderte Bahnwagen mit Lebensmitteln ins Hinterland gebracht werden können, statt daß bei Einbruch der Katastrophe auf der Strecke von Trient bis Bozen alle Lebensmittelmagazine der Plünderung und entsetzlichen Verwüstung überlassen werden mußten. Die hohen Herren des Armeekommandos, insbesondere der Herr Oberquartiermeister, mußten sich selbst aber mit ihrem umfangreichen Gepäck einen Tag vorher noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, die anderen mit dem berühmten „Kette sich, wer kann!“ dem Schicksal überlassend. So kam es, daß im letzten Augenblick noch Tausende Soldaten des Stappenraumes als Gefangene in die Hände der Italiener fielen.

22./II. 1918

So treiben sie es!

Das „deutschösterreichische Staatsamt für Seerwesen“ ließ heute in Wien massenhaft einen langen Aufruf an die Soldaten platatieren, der seinem Inhalte nach nichts anderes ist als ein aus sozialdemokratischen Zeitungsphrasen zusammengefaßter Agitationsartikel. Nach einem weilläufigen Versuche, alle Unzulänglichkeiten der neuen Leute mit den Sünden der Vergangenheit zu entschuldigen — daß diese Sünden in der Hauptsache durch die nämliche Judenwirtschaft verschuldet waren, die sich auch jetzt überall einnistet, wird sorgsam verschwiegen — schließt der Aufruf mit folgenden Schwindeleien:

„Aber wenn sie bei euch schon keine Sehnsucht nach der Herrschaft der Kaiser, Generale und Finanzbarone erwecken können, so glauben diese Leute dadurch, daß sie euch erzählen, daß unter der neuen Regierung Gewalt und Raub blühe, euch selbst in Erregung und zu gewalttätigem Handeln zu bringen und so eine allgemeine Unordnung zu schaffen. In dieser Unordnung würden dann — so meinen sie — viele nach einem Helfer rufen und als solchen auch den abgesetzten (!) Monarchen wieder annehmen. Ausländische Truppen sollen ihn dann zurückführen und aufs neue auf den Thron setzen. Solche Umtriebe sind tatsächlich im Gange. Nach der Schweiz geflüchtete österreichische Aristokraten betteln Frankreich und England an, Soldaten nach Wien zu schicken und die Republik zu Boden zu werfen. Ihr werdet diesen Anschlag hintertreiben und ihren schmutzigen Helfern kein Gehör schenken.“

Wir haben nichts dagegen, daß die Herren Deutsch, Morgenstern, Bauer und Genossen, wenn sie es für ein Juden- oder für ein sozialdemokratisches Parteiinteresse halten, die Bevölkerung mit allerlei Raubergeschichten zu beunruhigen, solche Aufrufe verfassen, drucken und platatieren lassen. Aber dann sollen sie sich die Kosten aus der eigenen Tasche bestreiten oder von ihrer Partei oder von ihren Konnationalen bestreiten lassen. Aber daß nach der jüdischen Schandwirtschaft der vier Kriegsjahre, durch welche die christliche Bevölkerung an den Bettelstab gebracht wurde, während sich die Schmaroger Milliardenvermögen errafft haben, jetzt aus dem Nest der Steuergelder auch noch die Kosten der sozialdemokratischen Parteipropaganda gedeckt werden sollen, geht über das Maß des Erträglichen hinaus. Viele unserer von der Front heimgekehrten Soldaten hungern und gehen in Fesen umher, Invaliden leiden bitterste Not. Da gäbe es, so meinen wir, für die Gelder, über die das Staatsamt für Seerwesen zu verfügen hat, passendere Verwendung, als es die Verschleuderung von Steuergeldern für eine — obendrein läugerische — Parteipropaganda ist. Es ist erlogen, daß der Kaiser „abgesetzt“ wurde, vielmehr hat er durch freiwilligen Verzicht auf den Anteil an den Staatsgeschäften der Demokratie, der Entscheidung des Volkes über die Staatsform den Weg gebahnt. Durch diesen freiwilligen Verzicht des Kaisers des Bahnbrechers der Demokratie, ist auch zugleich die törichte Insinuation gekennzeichnet, daß er mit Hilfe von Ententetruppen wieder eingesetzt werden wolle. Solche Erzählungen mögen die Herren Deutsch, Morgenstern und Genossen, wenn sie ihrer schon nicht entraten zu können glauben, mit ihrem eigenen Namen fertigen, aber es geht nicht an, die Autorität eines Staatsamtes und damit des deutschösterreichischen Staates dafür zu riskieren.

Es wäre überhaupt endlich an der Zeit, wenn sich die Herrschaften, die uns jetzt regieren, mehr um die Aufgaben der Verwaltung kümmern, als ihre Zeit mit der Verfälschung von Aufrufen und Rundmachungen zu vergeuden und die Papiernot durch Massenfabrikation von Plakaten ins Unendliche zu steigern. Diese Verschwendung von Papier und Druckerschwärze hat die Bevölkerung schon im alten Bureaokratenstaat zur Genüge genossen. Wenn die neuen Herren nichts Besseres wissen, dann verzichtet die Bevölkerung auf sie. Angesichts solcher „Leistungen“ kann es niemand wundernehmen, daß der Drang der Länder, von der

Wiener Zentrale loszukommen, täglich größer wird. Hat die frühere verjudete Bureaokratenwirtschaft den österreichischen Gesamtstaat zerstört, so ist die neue Judenwirtschaft daran, Deutschösterreich völlig zu zerschlagen. Armes Wien, arme ehemalige Reichshaupt- und Residenzstadt!

Was sie sich erlaubten.

Die Heiratsausstattung einer Generalstochter.

Wir haben vor zwei Tagen gelesen, daß unter dem alten System der Erzherzog Friedrich die Staatspolizei dazu mißbrauchen konnte, sich wieder in den Besitz unappetitlicher Briefe zu setzen, die er selbst geschrieben hatte. Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß nur irgend ein kleiner Polizeikommissär, der die Briefe erpressen sollte, sich zum Lakaien des höchsten Herrn machen mußte. Der Lakai war der oberste Vorgesetzte des Polizeikommissärs, der Herr Minister des Innern, irgend ein Loggenburg, Sandl oder Seibold, den wir mit Erzählung ansprechen mußten, obwohl er nur ein Lakai war. An Beispielen, wie dem vorliegenden, sieht man, wie richtig das vor langen Jahren gesprochene Wort ist, daß Österreich nichts anderes war als die Domäne von dreißig feudalen und höchsten Familien, die mit einem erblichen Besitz nach Belieben wirtschafteten. Als der Krieg ausbrach, da sprach man von sittlicher Erhebung, gemeinsamem Einstehen gegen eine gemeinsame Gefahr, und es gab gutgläubige Kinder, die daran glaubten. Aber nichts daran war wahr. Der Krieg war den hohen und höchsten Herrschaften und ihrem uniformierten und nicht-uniformierten Dienertroß nur die große Gelegenheit, erst recht nach Belieben zu hausen, Menschen zur Schlachtbank zu führen, aber auch durch Kniffe sonder Raub das Volkvermögen zu plündern. Dunkle Archive öffnen sich fest, und nach und nach wird uns die ganze Ungeheuerlichkeit der letzten vier Jahre bewußt werden.

Für heute nur eine kleine Urkunde. Sie betrifft einen der höchsten militärischen Würdenträger des alten Österreich-Ungarn, den Herrn Feldmarschallleutnant Alois Freiherrn v. Klepsch-Kloth, den Vertreter des österreichisch-ungarischen Hauptquartiers bei der Obersten deutschen Heeresleitung. Ein Feldmarschallleutnant, der im Kriege ein Korps oder gar eine kleine Heeresgruppe befehligte, bezog ein Monatseinkommen von rund 15.000 Kronen. Dabei führte er auf Staatskosten eine fürstliche Lebenshaltung, hatte Adjutanten und Diener, Automobile, Wagen und Pferde. Die 15.000 Kronen monatlich konnte er glatt ersparen, so daß vielen verschuldeten Generalen der Krieg es ermöglichte, sich zu pangieren. Damit waren aber einige der Herren offenbar nicht zufrieden. Einer von denen, denen ihr Einkommen zu klein (Klepsch-Kloth war kaum schlechter gestellt als ein Armeekommandant) war und die glaubten, daß von ihnen geführte Volk habe für ihre Bedürfnisse noch mehr beizusteuern, war der genannte Feldmarschallleutnant Freiherr v. Klepsch-Kloth.

Im Jahre 1917 verheiratete er eine Tochter. Dieses freudige Familienereignis kostete den Staatsschatz sehr viel. Vor uns liegt ein Erlaß der Abteilung XIII des Kriegsministeriums, Nr. 62.196, vom Jahre 1917. In diesem Erlasse wird das Monturdepot Kaiser-Ebersdorf angewiesen, dem Herrn Feldmarschallleutnant nicht weniger als zweitausend Meter Wäschestoffe auszufolgen. Ganz zufrieden mit dieser Anweisung scheint der Herr Feldmarschallleutnant nicht gewesen zu sein, denn im Jänner 1918 erging ein zweiter Erlaß derselben Stelle des Kriegsministeriums Nr. 1361, in dem das Monturdepot den Auftrag erhielt, eine ungeheuerliche Menge fertiger Wäschewaren wie Tischtücher, Servietten, Handtücher, Wischtücher, Frottiertücher usw. auszufolgen. So weit ging die Fürsorge des Herrn Feldmarschallleutnants für seine bräutliche Tochter daß er in der Hoffnung kommenden Familienzuwachses sogar drei Duzend „Tetra“-Wänder und drei Duzend „Tetra“-Tücher verlangte. Diese Fürsorge eines freudehoffenden Grovaterherzens könnte noch, wenn man beide Augen zudrückt, menschlich begreiflich scheinen, aber daß er so weit ging, Tischtücher für Gedede zu je vierundzwanzig Personen zu verlangen, noch dazu die einen mit abgerippten und die anderen mit Lochsaum und daß ein triviales Monturdepot für dieses Luxusbedürfnis aufkommen mußte, des halb wie wegen des ganzen Streiches wird sich Herr Feldmarschallleutnant hoffentlich noch einmal verantworten müssen.

Um sein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei bemerkt, daß der Herr Feldmarschallleutnant die bezogenen Waren alle bezahlt hat. Daß er es vorzog, statt eines offenen Ladens das staatliche Monturdepot mit seiner Kundshaft zu beehren, hat zwei Gründe: erstens, bestand für die bezogenen Waren Bezugsscheinpflicht und eine flüchtige Schätzung sagt uns, daß mit den von der Feldmarschallleutnantstochter bezogenen Waren mindestens zwanzig „gewöhnliche“ Bräute auskommen hätten müssen, zweitens gab das Monturdepot die Waren selbstverständlich um ein Vielfaches billiger ab, als die billigsten offenen Geschäfte.

Was wir hier erzählen, ist nur ein ganz kleines Beispiel, aber sicherlich ließen sich tausend weiterer solcher Fälle anführen. Seit einem Jahr gingen zehntausend österreichisch-ungarische Soldaten ohne Hemd herum. Einer Feldmarschallleutnantstochter folgte aber ein Monturdepot mehrere tausend Meter Wäschestoff aus. Wie

viele solcher Prachtexemplare hätten wir noch zu versorgen und wie viel Staatsgut wurde von weniger großen Herren in Anspruch genommen, die sich an den ganz Großen ein Beispiel nahmen?

• Schönbrunn: Herz Kind. Ein Leser schreibt uns: Bei einem seiner zahlreichen Jubiläen hat Franz Josef den Wunsch ausgesprochen, man möge von den üblichen Guldigungen absehen und das hiezu verfügbare Geld für Wohlfahrtszwecke zu Gunsten bedürftiger Kinder verwenden. Dadurch war die Anregung zu der großen Aktion „Herz Kind“ gegeben. Es wurde ein großer Apparat in Bewegung gesetzt, viel Lantam geschlagen, eine Menge Geld gesammelt und sogar eine Ausstellung veranstaltet, und im Grunde genommen weiß heute niemand recht, was aus der Sache eigentlich geworden ist. Die ganze Aktion ist so ziemlich im Sande verlaufen und die Kinder der Armen bekamen nicht viel mehr davon zu spüren als das sehr billige Wohlwollen des alten Jubiläumskaisers. Als der Kinderfreund auf dem Throne starb, hinterließ er für die geübten Kinder keinen roten Heller, aber er hinterließ dafür Hunderttausende von Kindern, die in dem von ihm in Gang gebrachten Krieg ihre Väter verloren hatten oder deren Väter im Kriege zu Krüppeln wurden. Ihnen zu helfen ist nun auch eine der zahlreichen Aufgaben, die von der abgedankten Hausmacht dem Männern des neuen Oesterreich überlassen wurde. Wie die Gemeinde Wien mit Recht den Rainer Tiergarten zur Erweiterung des Versorgungsheims und des Juwelier-Spitals sowie für die Zwecke der Tuberkulosefürsorge beansprucht, so könnte sie wohl auch eines der ehemals kaiserlichen Schlösser (Warum nicht alle? Red.) für die Zwecke der Kinderfürsorge in Anspruch nehmen. Wie geschaffen hiezu wäre das Lustschloß Schönbrunn. Unbeschadet seiner Eigenschaft als allgemein zugänglicher Erholungsort der Wiener könnte Schönbrunn eine Erziehungs- und Genesungsstätte für Tausende von Kindern werden. Das geräumige Schloß mit seinen weitläufigen Nebengebäuden böte zahlreichen Waisen und kranken Kindern dauernde Unterkunft. Neben der Verwendung als Waisenanstalt und Kinderheilstätte wäre eine Ausnützung der mit der Stadtbahn und mit der Elektrischen leicht erreichbaren Anlagen als Tageserholungsstätte möglich. Der Park böte schattige Partien für Spaziergänge, vorzügliche Spielwiesen und lauschige Plätzchen zum Lesen oder zur Verrichtung weiblicher Handarbeiten. Menagerie, botanischer Garten und Palmenhaus böten vielfache Anregungen zu kurzweiligem Unterricht in der Naturgeschichte. Seefahrernaturen unter den Waben könnten den Leich beim Gierret zur Befriedigung ihres Latendranges benötigen. In der Gärtnerei könnte die Jugend beim Anbau und bei der Pflege aller in Park und Schloß nötigen Nutz- und Zierpflanzen werktätigen Anschauungsunterricht genießen. Der weitläufige Schloßhof würde ideale Turn- und Sportplätze fassen. Jene Baulichkeiten aber, in denen jetzt Pferde und Fuhrwerk untergebracht sind, ließen sich wohl zu einer Meierei mit einer entsprechenden Anzahl Kühe verwenden, die den blutleeren und unterernährten Kleinen täglich ein Glas unverpantfähter Milch liefern könnte. Wie es dann dem Geiste des Kinderfreundes Arcana

Josef etwa ein, in Schönbrunn nächtlischerweise zu spüren, so müßte er beschämt anerkennen, daß in der Republik Deutschösterreich für seine Dieblinge besser gesorgt wird als in weiland seiner Doppelmonarchie.

Geheimarchive.

Am 5. November veröffentlichte der „Abend“ einen Artikel, überschrieben

„Geheimarchive“, der mit folgenden Absätze schloß: „Wo man in der begreiflichen Hast der ersten Tage an die Sicherung der Geheimschriften noch nicht gedacht haben sollte, sei hiedurch mit allem Nachdruck daran erinnert. Es wäre das sträflichste Verschmämmnis und müßte geradezu als M i t j a n d aufgefaßt werden, wenn nicht alles geschähe, um diese wichtigen Schriftstücke vor jedem Anschläge der früheren Gewalten zu bergen.“

Dieser Aufsatz erschien, was noch einmal gesagt sei, am 5. November im „Abend“. Heute haben wir den 26., es sind also seither genau drei Wochen verstrichen, und in dieser Zeit wurden so viele Geheimakten verbrannt, daß ein gewisser Hof des Kriegsministeriums ganz und gar mit der Asche dem Feuer übergebener Geheimakten bedeckt ist. Da unser Ruf auf taube Ohren stieß — für andere, noch viel wichtigere, dringendere Warnungen, wie die gegen die Verschleppung von Berträgen nach der Schweiz, wurden wir maßlos beschimpft —, sind wir zu einer Art Selbsthilfe geschritten und haben Proben solcher Geheimakten abgedruckt, darunter denjenigen über die Eineinhalb-Millionen-Gebühr des gewesenen Kaisers. Heute bringt die „Arbeiter-Zeitung“ einen Aufsatz, der die Sicherung aller Geheimakten fordert. Es sei höchstes allgemeines Interesse, den ganzen Umfang der Kriegskorruption kennen zu lernen, und „man erzähle“, daß im Kriegsministerium ununterbrochen Akten verbrannt würden. Wer Akten zu vernichten suche, sei zu verhaften. Die Sicherung müsse eine vollständige sein, und es gehe auch nicht an, diese Dinge zu „journalistischen Enthüllungen“ oder „zur journalistischen Ausbeutung“ auszuliefern. Dieser Meinung waren wir schon vor drei Wochen, und wenn die „Arbeiter-Zeitung“ und die anderen Verantwortlichen durch unsere Proben den Beweis ihrer Unzulänglichkeit erhalten haben, so ist es für sie aussichtslos, ihm durch eine versteckte Anpöbelung des „Abend“ begegnen zu wollen.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit leider auch sagen, daß es jetzt nicht mehr gelingen wird, die Wahrheit kennen zu lernen, weil man für sie erst Interesse bekundet, nachdem der erste Burgfriedenskausch vorüber ist. Die Verbrennungsofen haben nicht nur im Kriegsministerium gearbeitet. Um nur ein Beispiel anzuführen: Vor einigen Tagen kam Herr Oberst R e r c h n a w e, der Vize-Generalkommandant in Serbien, aus Belgrad in Wien an. So sehr er sich beeilt hatte, aus Belgrad davon zu kommen, auf dem Weg nach Wien hat er Zeit gefunden, wichtige Akten zu verbrennen. Dabei war er unvorsichtig genug, das Aktenverzeichnis, den sogenannten Index, zu übersehen, so daß jetzt genau festgestellt werden kann, was ihm so unsauber schien, daß er glaubte, es verbrennen zu müssen. Es wird ferner eine Geschichte erzählt, die uns ganz unglaublich vorkommt, die wir aber wiedergeben, um eine öffentliche Feststellung zu erzielen. Der Kommandant der Volkswehr, der Feldmarschallleutnant B o o g soll am 12. November den Auftrag gegeben haben, gewisse Akten der Enthebungsabteilung 10 des Kriegsministeriums zu verbrennen. Im Kriegsministerium wird davon mit großem Erstaunen gesprochen. Wir halten es für angezeigt, daß Feldmarschallleutnant Boog, der während des Krieges, wie ihm nachgesagt wird, immer Würde und Anstand gewahrt haben soll, diesen Gerüchten entgegentritt.

Wir bedauern unendlich, daß unserer Warnung vom 5., als noch alles zu retten gewesen wäre, nicht Folge gegeben wurde. Wir bedauern, sagen zu müssen, daß die Schuld in erster Linie die Sozialdemokraten trifft. Die Soldatenräte waren die ersten, die auf die Geheimakten hingewiesen haben und sich erbötig machten, sie zu sichern. Man hat mit dem gewohnten Eigendünkel nicht auf sie gehört. Heute ist es fast zwecklos geworden, sich in die radikale Pharisäerbrust zu werfen und die Sicherung zu verlangen.

* **N. I. Volksverdummungsmittel.** Im Wirbelsturm der Ereignisse, der jetzt Europa durchbraust, von einer Reform des Volksschullesebuches zu sprechen scheint auf den ersten Blick ungerührt und zünftlerisch. Dennoch gehört sie zu jenen Arbeiten, die mit tunlichster Beschleunigung in Angriff genommen werden sollten, denn jeder Tag, an dem die Kinder den Wirkungen dieses patentierten Volksverdummungsmittels erträcht sind, wäre als Gewinn zu buchen. Der Erwachsene, der mit dem Schulwesen weiter nichts zu schaffen hat, vergißt ja den Inhalt und die Einzelheiten der Lesebücher. Das heißt wir glauben daran vergessen zu haben. In Wirklichkeit aber lebt der Geist, die seelische Atmosphäre lange noch über die Einzelerinnerung in uns fort. Die acht Jahre Patriotismus, Lehrhaftigkeit, Moralbuselerei, plattestler Art, die Albernheiten und falschen Vorstellungen, mit einem Worte die acht Jahre Lesebuch müssen wir alle unser Leben lang in uns selbst bekämpfen. Fortwährend ertappt man sich bei Weisheiten, an die man nicht glaubt, bei Sprichwörtern, deren Platttheit erwiesen ist, und es gibt sehr echte und ehrliche Revolutionäre, die nicht hindern können, daß das Kaiserlied oder sonst ein patriotischer Sang in ihnen Nahrung auslöst. Es ist der Geist des Lesebuches, der nicht sterben kann in uns, es sind die ersten Eindrücke der Kinderzeit, die ausschlaggebend sind und nie mehr ganz verdrängt werden. Wie wird aber auch der Patriotismus in uns hineingehämmert! Nehmen wir zum Beispiel das offizielle Lesebuch für die zweite Volksschulklassen von Dr. Karl Meger und Dr. Karl Stejskal, erschienen 1914. Durchschnittlich ist ungefähr jedes fünfte Lesebild patriotisch gefärbt. Und welch erbärmlicher Patriotismus! „Kaiserin Elisabeth und das Schulmädchen“ — eine überaus rührende Erzählung, wie die längst verlorbene Kaiserin ein Schulmädchen durch einen Platzregen nach Hause führt und ihr den Regenschirm schenkt. Oder: „Der Kaiser kommt!“ Eine Probe aus der geistvollen Schilderung: „Die Kleinen riefen aber die Worte: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ so innig, als ob sie jubelt hätten: „Der Vater!“ Dann eine Geschichte vom „unvergesslichen“ Kronprinzen Rudolf, ebenso geistprühend und patriotisch-bewegt. Es wimmelt nur so von Lebensrettung durch edle Fürsten, von Gnaden, die der „gütige Kaiser“ erweist, und ähnlichem Aupuh. Die Wirkung auf die Kinder ist offenkundig. Die Klügeren lachen darüber und werden so indirekt durch die Schule zur Nepeuloseigkeit erzogen, die sie natürlich nach Kinderart auf alles ausdehnen. Andererseits bleibt aber doch ein gewisses Etwas leben, ein Hauch, eine Stimmung, eine patriotische Nährfestigkeit. Die Lesebücher im Buche, die nicht von Patriotismus trafen, stützen über von Religiosität und Moral. Nicht starker, ehrlicher Gottesglaube. Der liebe Gott wird abwechselnd als polternder „Monoh“ oder als schlichter, gemüthlicher Altweltspapa dargestellt. Der soziale Weltblick reicht über Wohlthätigkeit nicht hinaus. Unbeschreiblich alberne Geschichten von guten Kindern, die arme Kameraden zu Weihnachten beschenken, und von ungewöhnlich edlen Wohlthätern werden in Lehrer und Schüler einen gelinden Brechreiz. Uebrigens sind besagte Wohlthäter zumeist vornehme Grafen oder gar Fürsten. Daß Reichtum ein Unglück, Armut und Dürftigkeit — gepaart mit Becheidenheit, Dankbarkeit und Arbeitslust — das größte Glück bilden, ist eine Ueberzeugung, die man nach Lektüre des Lesebuches schwer aus dem Kopfe bringt. Die ganze Welt wird unseren Kindern von vornherein verzerrt, nur wahr, verlagert dargestellt. Auch ist das überreichliche Lesebuch in jener schönen Zeit stehen geblieben, da Volkstümchen den Verkehr besorgten, hinter dem warmen Ofen die Spinnräder schnurrten und ein Telesphon eine gänzlich unbekannt Sache war. Man muß den modernen Großadikindern immer erst eine Menge Ausdrücke und Begriffe erläutern, ehe sie auch nur das Stoffliche der Darstellung verstehen. Schlimmer vielleicht noch als das, was die Lesebücher enthalten, ist — das gilt namentlich für die höheren Stufen —, was sie weglassen. Ganze Kapitel der Weltgeschichte werden einfach eskamottiert, Perlen der deutschen Literatur, die nicht ganz den dynastischen Wünschen entsprechen, bleiben ausgespart. Vor allem aber muß der kriegerische, verlogene Geist dieses Volksverdummungsmittels ausgegemert werden. Die friedliche Gesinnung, das Scheinheiligkeit, Mädelertum sollen den Kindern einer neuen Zeit gar nicht eingepflegt werden. Und darum ist Eile not. Das bisherige Lesebuch war brauchbar zur Heranbildung von I. I. Staatsbürgern. Wir aber wollen freie Bürger erziehen.

27./XV. 1918

Ueber allen Wipfeln ist Ruh'.**Wo sind die Akten über die Lieferungschwindler?**

Im Kriegsministerium haben sich während der langen Kriegszeit viele Geheimnisse aufgehäuft, keine Gattung darunter interessiert aber die Bevölkerung so sehr, wie jene, welche das Treiben der Heereslieferanten, Zwischenhändler, Zubringer und Agenten, der zahllosen dunklen Verdienet an den Milliardengeschäften der Kriegsindustrie umhüllt. Der Kranz-Prozess hat nur eine schwache Andeutung von dem, wie es im Heereslieferungsgeheimnis aussieht, in die Öffentlichkeit durchgelassen, und selbst dieser Prozess ist untergetaucht, ohne daß man weiter erfahren hätte, was mit vielen schwankenden Gestalten aus dieser Geschichte der Kriegslieferungen geworden ist. Die Aktenbelege und Quittungen des Kriegsministeriums müssen von vielen Dingen schwarz auf weiß zu erzählen wissen, die man bisher nur in den allgemeinen Zusammenhängen oder nach einzelnen Namen kennt. Für die Geschichte unserer öffentlichen Moral, für die Reinigung unseres Wirtschaftslebens, nicht zuletzt aber für unsere Rechtspflege und für unsere Steuerämter wäre es von höchstem Interesse, den Schleier dieser Aktengeheimnisse zu lüften. Aber seltsam, nichts rührt sich. Allerhand andere Akten werden ausgegraben, z. B. Geheimakten, wonach dem Kaiser Karl im letzten Jahre als Oberkommandanten der Armee eine Summe von eineinhalb Millionen ausbezahlt worden sei — als ob der Oberkommandant der österreich-ungarischen Wehrmacht nicht auch sehr bedeutende, in die vielen Hunderttausende gehende Ausgaben gehabt und sich mit dieser Gage nicht hätte vor dem Einkommen jedes Wiener Bankgouverneurs verstecken müssen! — aber von den wirklich interessanten Akten, von den Dokumenten der Lieferungschwindeleien, der Agentengaunerei, des Zwischenhandels jüdischer Advokaten und hübscher Damen zweifelhaften Rufes — davon hört man nichts. Darüber werden keine Archivgeheimnisse enthüllt. Wenn die Herren Archivforscher, die sich bisher zum Worte meldeten, das Kleinliche aus den Archiven aussuchen, so kann man nichts dagegen haben, aber wir und viele andere sind gerne bereit, den Herren bei ihren Bemühungen zu helfen und wenn man uns Eintritt gewährt, dem Dunkel jener Archive jene Dokumente zu entreißen, nach welchen die ganze Bevölkerung fragt. Wo sind die Akten über die Verbrechen, die an unseren Soldaten mit Pappenschuhen, mit minderwertigen und verfälschten Kleiderstoffen begangen wurden? Wo sind die Agentenlisten, die Belege für die zahllosen Provisionsgeschäfte, die Berechnungen der Geschäfte mit der Metallzentrale und der Dejea? Wie lauten die Namen der hundert größten Heereslieferanten und die Namen derjenigen, welche im Laufe der viereinhalb Kriegsjahre bei Schwindel, Betrug und Wucher auf Kosten des Militärärars erlappt wurden und nicht vor Gericht kamen? Das sind Aktengeheimnisse, für die sich die Bevölkerung vor allen anderen interessiert. Wenn man inzwischen unserer Öffentlichkeit mit anderen Akten kommt, so möchte man fragen, soll damit am Ende die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt werden? Heraus mit den Akten über die Lieferungschwindler, die auf Kosten der Volksgesundheit gesündigt und viele Millionen aus dem Volksgut sich erparrt haben!

Die Notlage der Marineure.

Man schreibt uns: Alle bisherigen militärischen Organisationen, die auf dem Bestande der österreichisch-ungarischen Monarchie aufgebaut waren, sind durch den Zerfall des Reiches naturgemäß enturzelt, zerteilt und bis zu einem gewissen Grade beseitigt. Während aber nicht unbeträchtliche Teile des Landheeres in den neuentstandenen Kleinstaaten doch Heimat und Zuständigkeit erwerben durften und in zwar veränderter, doch immerhin ähnlicher Form zu weiterer Dienstleistung berufen bleiben, wurde unsere Flotte durch den überstürzten und unüberlegten Schenkungsakt einfach zertrümmert, wurde jeder einzelne ihrer Angehörigen, sofern er nicht slavischer Nationalität ist, in ein materielles und rechtliches Nichts geschleudert. Aber tausende von braven Seeleuten, Offiziere, Unteroffiziere und Matrosen, wurden so, ohne Rücksicht auf die unter allen Verhältnissen ja zu Kraft bleibende Vorschrift des Dienstreglements über „Schonung von Mann und Material“, über Nacht aus ihrem Wirkungskreis und ihrem Gehälrenbezug herausgerissen, im vollen Sinne des Wortes auf die Straße gesetzt.

Trotz mangelhaften, durch die Führung beigegebenen ungenügenden Apparats waren es die deutsch-österreichischen Offiziere und Mannschaften unserer Kriegsflotte, die eine Anzahl von Heldentaten vollbracht und mehr selbstlose Aufopferung betätigt haben als alle übrigen dort eingeteilten Nationalitäten zusammengenommen. Das galt unsern Volksgenossen als Tradition und Selbstverständlichkeit seit Tegetthoff, und Namen wie Heimatszuständigkeit der im vierjährigen Abdialampf Gefallenen beweisen dies erneut. Stellten doch die Deutschösterreicher, unter denen es keinen Analphabeten, dafür aber überwiegend technisch vorgebildete gab, das Hauptkontingent der Torpedoboot- und U-Boot-Deute, der Flieger und aller übrigen, eine besondere Ausbildung erfordernden sogenannten Spezialitäten des maritimen Bord- und Frontdienstes. Als nun die Südslawen, an Zahl nicht mehr als ein Axtel der ge-

samteten Flottenbesatzung, plötzlich Alleinherrscher der Flotte und ihrer Anstalten wurden, schickten sie ihre bisherigen, in Not und Tod bewährten Kameraden zwar sofort von Schiff und Küste, zeigten sich aber selbst außerstande, auch nur ein Boot mit eigener Besatzung auslaufen zu lassen oder eine Signalstation bedienen zu können. Dafür wurden allen Ausgewiesenen, Offizieren wie Mannschaften, schon in den Kabinen und auf Deck die privaten Habsgüter abgenommen, und bis zur Grenze war jeder völlig ausgeplündert.

Das bestätigen sämtliche ins Sinterland zurückgekehrten Blaujaden ebenso wie der traurige Einzelfall des in Wien eingetroffenen Binnenschiffskapitäns Bacher, der zu Kriegsbeginn als Kommandant der „Zenta“ der letzte von Bord seines durch die Granaten der französischen Panzerflotte zerstört und sinkenden kleinen Fahrzeuges ins Meer gesprungen war. Die meisten der Marineangehörigen sehen sich nun im Sinterlande einer unverschuldeten Lage gegenüber, einer Zukunft, die härteste Not, Entbehrung und Hunger heißt. Ihnen auch in den jetzigen, so fürchtbar schwierigen Verhältnissen nach Gerechtigkeit beizustehen, ist ein Gebot, das auch in der Neuordnung der Dinge erfüllt werden muß.

In derselben Angelegenheit schreibt uns Herr Max Kalbed:

„Heute bin ich einem jüngeren Marineoffizier begegnet, der durch die Auflösung unserer Kriegsflotte unvorbereitet ins tiefste Elend gestoßen worden ist. Ich erlasse es Ihnen und mir, den kläglichen Zustand des mit von früher her Bekannten, nun fast Entfremdeten zu schildern. Er wollte sich schon an mir vorbeidrücken, aber ich hielt ihn an und entlockte ihm das Geständnis seiner bitteren Not.

Leider stellt der Verniste keinen Ausnahmefall dar, sondern ist das traurige Musterbeispiel seiner Gattung. All ihrer Habsgüter für verlustig erklärt, mit der zweifelhaften Aussicht auf einen kleinen Ehrensold entlassen, schleichen diese verächtlichen Armen gesenkten Blickes, obdachlos und vom Hunger gepeinigt durch die Gassen derselben Kaiserstadt, deren Bewohner noch vor kurzem den goldberbrämten Blauröcken als glückverheißenden Sendboten einer großen Zukunft zusahen.

Muß ich an die Wundertaten von Pflichttreue, Wagemut und Heldensinn erinnern, welche die ebenso achtsamen Küstenverteidiger wie tühnen Angreifer auf offener See vollbrachten, wenn ich das öffentliche Gewissen und seine Gerechtigkeit anrufe?

Entheben wir die Unglücklichen dem demütigenden Gefühl des widerwilligen Almosenempfängers, zeigen wir ihnen sofort mit selbstverständlicher Hilfe, daß wir uns zu ihren Schuldern kennen, und bitten wir sie, in der irgendeiner der vielen Kriegs- oder Volksfäden anzugliedernden Marineoffiziersfriedensmesse, die wir auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten, unsere lieben Gäste zu sein.“

Verbleibende Milliarden.

Wie die Sachdemobilisierung durchgeführt wird. — Zurückgelassene Riesentwerte. — Waffendiebstahl in Magazinen. — Ausschaffungen ohne Ende. — Unnütze Beschlagnahmen. — Der unsterbliche Amtsschimmel.

Die Behörden haben allen Grund, sich mit der Sachdemobilisierung zu beeilen, da durch die fortgesetzten Plünderungen und Einbrüche in die Depots Riesentwerte für den Staat verloren gehen. Bisher sind um viele Millionen Sachgüter, die in den Depots oder außerhalb dieser, ungenügend bewacht, gelagert sind, verschleppt worden. Nicht nur die Bevölkerung hat in Massen geklopfelt, sondern auch die Wachen haben sich vielfach an diesen Ausräumungen der Depots beteiligt. Erst in letzter Zeit wurden die Wachen verstärkt und Maßnahmen getroffen, um diese Diebstähle im großen Stil zu verhindern.

Freilich sind die Militärgüter an der Front, die bei dem Rückfluten der Armeen nicht mehr mitgenommen werden konnten, in die Hände der Feinde gefallen. Man schätzt ihren Wert auf mehr als eine Milliarde. Aber auch in den jugoslawischen Ländern ist vieles verlorengegangen. Die Sachdemobilisierung wird sich daher nur auf die Güter in Deutschösterreich beschränken, die in den verschiedenen Ländern aufgehäuft sind und aus Magazinen voll Eisen, Monturen und Wüstungsgegenständen, aus Maschinen, Teilbahnen, Autos, Werkzeug, Motoren, Holzlagern, Baracken, Baumaterialien, Draht, Schreibmaschinen und vielerlei Bedarfsartikeln, auch aus Lebensmitteln etc. bestehen. Wie diese Lager zeigen, wurden von den Militärbehörden vielfach Anschaffungen weit über den Bedarf gemacht und wichtige Rohstoffe dem Gewerbe im Hinterland ohne Zweck entzogen.

Man hat Metalle und Chemikalien beschlagnahmt, die gar nicht gebraucht wurden, man hat um Millionen photographische Platten gekauft, die nicht benötigt wurden. Da zeigt sich jetzt so recht die Kriegswirtschaft. Dabei wurden schon während der Kriegszeit nicht nur von der Mannschaft, sondern auch von vielen Offizieren die verschiedensten Dinge verschleppt, und von der Kriegsbeute in Italien wird der Staat fast gar nichts haben.

Man ist jetzt in der Hauptstelle für Sachdemobilisierung, im „Hotel National“, II. Laborstraße, bemüht, eine Übersicht über die Güter zu gewinnen, die noch vorhanden sind, dann wird von dem neu geschaffenen Bewertungsamte der Bedarf des Staates festgestellt. Gegenstände, wie Autos, Telefonanrichtungen, Baumaterial etc., die zur Wiederverwertung von staatlichen Betrieben gebraucht werden, werden reserviert. Das übrige wird durch eigens eingerichtete Organisationen, an denen die sachlichen Interessenten des Gewerbes und der Industrie beteiligt sind, unter strenger Kontrolle versteigert. Im Bewertungsamte werden besondere Gruppen für Maschinen, Leder, Metalle etc. geschaffen werden, die durch ihre Organe den Verkauf der betreffenden Waren durchführen. Wenn noch ein großer Teil der verlorenen Güter für den Staat gerettet werden soll, dann muß auf alle Fälle der alte österreichische Amtsschimmel ausgespart werden, sonst gehen weitere Werte verloren, die seinerzeit um Millionen angeschafft wurden.

„Davongelaufene Führer“.

Eine Erwiderung.

Ich bitte um die Aufnahme des hier folgenden Artikels. In der Dienstagnummer der Arbeiter-Zeitung ist unter dem Titel „Davongelaufene Führer“ ein Aufsatz erschienen, den ich nicht unwidersprochen lassen kann, ohne die Ehre vieler Hunderte deutschösterreichischer Offiziere preiszugeben, die wohl wunden- und narbenbedeckt, aber dafür in vielen Fällen ohne Schuhe und Kleider heimgekommen sind, die nun nach vierjährigem Kriege mit derselben bitteren Sorge in die Zukunft blicken wie jeder andere Proletarier, die so besitzlos sind wie dieser, indem sie nichts anderes mehr ihr Eigen nennen als eben ihre Ehre.

Ich weiß die kritische Absicht des Aufsatzes, gegen den ich mich wende, wohl zu würdigen, und ich will angeführt der Wahrheiten, die er enthält, keinen Vorwurf erheben gegen ein Temperament, das im Sturme leidenschaftlicher Anklage über sein Ziel weit hinausdringt; es muß mir aber gestattet sein, mich und die Meinen zu verteidigen, wenn solche Ausbrüche in ihrer Host über das Letzte, was sie aus den Trümmern dieses unseligen alten Staates noch retten konnten, rücksichtslos hinwegschreiten — über das Bewußtsein, im Kriege mit Ehren bestanden und mit unserem Leben unser Bestes können eingesetzt zu haben, mindestens so gut wie unsere russischen oder italienischen Gegner. Die Konstruktionsfehler des Staates, dem sie dienten, sind ebensowenig die Schuld der deutschösterreichischen Offiziere — und nur von diesen kann man hier sprechen — gewesen wie seine Sünden. Es ist auch nicht ihre Schuld, daß während des Krieges eine feige Zensur jede freie Aussprache verhinderte und jede Kritik unterband, aber damit auch jede Möglichkeit, den Gerüchten, die sich im Hinterland aufhäuften und den verallgemeinernden Behauptungen, die aus mehr oder minder zahlreichen Einzeltatsachen auf das Ganze schlossen, sachlich entgegenzutreten. Sie müssen nun die Folgen davon tragen, nämlich die, daß sich in vier Kriegsjahren ein dichtes Gewebe von Trugschlüssen gebildet hat, das nur strengste Objektivität mühsam entwirren wird können. Es wird aber gelingen und dafür, daß die Trugschlüsse als solche werden erkannt werden, bürgt uns die blutige Statistik, die aus den Verlustlisten und aus den Krüppelausweisen ihr Zahlenmaterial schöpft.

Ich will meine Augen vor nichts verschließen und daher auch nicht bestreiten, daß die Korruption, die ein vierjähriger Krieg im Hinterland zeitigen mußte, ihre Wirkungen auch bis an die Front ausstrahlte. Üben und drücken. Es mögen nicht wenig Fälle vorgekommen sein, daß auch deutschösterreichische Offiziere an der Erbsünde des alten, national so wenig homogenen Staates ihren Anteil hatten, an der Reizung, sich gehen zu lassen, „schick“ zu sein, nach ungacischer Sitte sich gelegentlich einmal eine Mulatsch zu leisten, auch wenn es bei der Mannschaft Aergernis erregte. Im ganzen großen aber haben wenigstens die Offiziere deutschösterreichischer Nationalität dem Beispiel der reichsdeutschen Kameraden nachgestrebt und sich deren strengere Pflichterfüllung, die sich auch über die Wirkung scheinbar nebensächlicher Handlungen Neugierigkeit gibt, gern zu eigen gemacht. Daß tüble Charaktere oder gar Verbrechernaturen im Kriege mancherlei Spielraum finden, sich unbemerkt betätigen, darf doch um Gotteswillen den ehrenwerten Männern, die trotz alledem nicht die Ausnahme, sondern die Regel bildeten, auf das Sterbholz geschrieben werden, umweniger, als selbst in der deutschen Armee Massiverungen solcher Art vorgekommen sind.

Im Vorzimmer Ihres Unterstaatssekretärs tut ein Oberleutnant Dienst, dessen Beruf kaum Platz gibt für die Kriegsauszeichnungen, die ihr angeheftet sind. Ich kenne ihn als Sozialdemokraten und weiß, daß er es nicht erst seit gestern ist. Auch ihn trifft ein derartiger Schicksal hart, denn zu gut kennt er die Kameraden, die mit ihm bei den Landesgeschützen dienten, um es abzulehnen, „als ehrenwerte Ausnahme“ angesehen zu werden. So wie dieser Offizier aber schon seit langem dachte, so denken die meisten seiner Kameraden, seitdem die Ereignisse sie zur Erkenntnis dessen brachten, was gewesen ist und was nun kommen soll. Ein einen Offizierspuk zu denken, liegt nicht der geringste Anlaß vor; man mag im Gegenteil erlaunt sein, wie entschlossen sich der deutschösterreichische Offizier die Binde von den Augen gerissen hat, wie rasch und heimlich er als Mensch und als Soldat mit dem alten System fertig geworden ist. Das konnte er aber nur, weil er eben kein feiner Eddiker gewesen ist, sondern ein ehrenwertes Sohn seines Volkes, der nur so lange nicht wußte, wo er hingehört, als es sein Volk selbst nicht gewußt hat.

Wien, am 27. November 1918.

Doop

Oberbefehlshaber der deutschösterreichischen Wehrmacht.

Juristenverantwortung.

Von Dr. Freiherrn v. Zettel.

Englische und französische Mächte verlangen die Auslieferung des kaiserlichen Reichshofes, seine Aburteilung durch einen internationalen Gerichtshof, ja seine Verbannung auf eine einsame Insel. Amerika will, so heißt es, bei der Verfallener Konferenz einen förmlichen Antrag dieses Sinnes stellen. Kaiser Wilhelm, aber auch alle Diplomaten und Generale, die für den Krieg und den dadurch verursachten Schaden verantwortlich sind, sollen zur Rechenschaft gezogen werden.

Vorläufig fehlt eine Befähigung dieser Meldungen. Aber nehmen wir an, eine solche Absicht bestünde wirklich. Da erhebt sich zunächst die Frage: Würde selbst ein unparteiisches Gericht mit gutem Gewissen einen Mann, der hier den deutschen Kaiser, die alleinige Verantwortung dafür aufzubringen können, daß es zu diesem entsetzlichen Kriege kam?

Geheimrat Wittling hat unlängst im „Berliner Tageblatt“ ausgesprochen, daß die Ursachen des Weltkrieges nicht dieser liegen, als in dem Willen eines Einzigen. Und doch hat das deutsche Volk aus den Ereignissen sofort die Konsequenzen gezogen und die Abdankung des Kaisers erzwungen. Es hat die Frage der Verantwortung bejaht und als der besten Danks seinen Namen verurteilt. Ihn macht es verantwortlich für all die schweren Verluste an Menschenleben und Gütern, die der Krieg seinem Volke auferlegte, für die tiefe Demütigung, die es nun ertragen muß. Ein

ganz Großer, Kant, sagte vor mehr als 100 Jahren in prophetischem Geiste: „Die finanzielle Ohnmacht der Staaten, wodurch sie nicht instand sind, die Kriegskosten zu tragen, werden einen Umschwung in den internationalen Beziehungen hervorufen. Die Völker werden ihre Herrschaft erlangen, daß dieselbe die Frage über Krieg und Frieden selbst entscheiden lassen.“ Diese Ohnmacht wird bewirken, daß ein jeder Staat in seinem Inneren so organisiert wird, daß nicht das Staatsoberhaupt, dem der Krieg, weil er ihn auf eines anderen, nämlich des Volkes Kosten führt, eigentlich nichts kostet, sondern das Volk selbst die entscheidende Stimme hat, ob Krieg sein soll oder nicht.“ Was Kant einst forderte, ist heute in Deutschland zur Wahrheit geworden. Noch vor der Revolution ist das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, das nach Artikel 11 der deutschen Reichsverfassung ausschließlich dem Kaiser zustand, dem Bundesrat und dem Reichstage übertragen worden. Die österreichischen Verfassungen und Verfassungsentwürfe von Billersdorf bis zum heutigen Tage, ebenso wie der ungarische Gesetzartikel 12 von 1867 sehen in dem Rechte, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, ein persönliches Souveränitätsrecht des Herrschers.

Ist aber der Kaiser und König allein berechtigt, einen so folgenschweren Entschluß zu fassen, dann ist er auch allein dafür verantwortlich, sollte man meinen. Es ist eine alte juristische Streitfrage, ob der Monarch für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Die alte Schule, an byzantinische Rechtsanschauungen anknüpfend, leugnete dies und erklärte, der Monarch sei nur Gott verantwortlich. Der germanischen Welt widersetzte diese Auffassung. So konnte es kommen, daß zwei deutsche Kaiser, Adolf von Nassau (1298) und der Luxemburger Wenzel (1400) vom kaiserlichen Kollegium abgesetzt wurden. Deutsche Gelehrte waren

es auch, die zuerst die Theorie aufstellten, daß der Monarch seine Macht vom Volke beziehe und ihm daher auch verantwortlich sei. Erst später wurde der Gedanke der Volkssouveränität von Engländern und Franzosen (Locke, Montesquieu, Rousseau) aufgegriffen und weiter entwickelt. Nach dieser Auffassung wäre also der deutsche Kaiser für die Kriegserklärung verantwortlich zu machen. Trifft aber diese Schuld keine Person allein? Zeilen sie nicht mit ihm jene anderen, Diplomaten und Generale, die auf Grund ihrer berufsmäßigen Kenntnis der politischen und militärischen Verhältnisse ihm bei diesem schweren Entschlusse beratend zur Seite standen? Die Frage ist ohne Zweifel zu bejahen. Es ist daher nur folgerichtig, wenn die Entente auch sie zur Verantwortung ziehen will. Montesquieu meint, man müsse annehmen, daß ein Monarch, der etwas unrechtes tut, von seinen Vorgesetzten schlecht beraten worden sei. Und in dem Verfassungsentwurfe Turgot's hieß es, der Monarch könne nichts Böses tun, er könne nur in gütlicher Weise geirrt worden sein. Dieser Fall liegt wohl hier vor. Diese Ratgeber mögen in gutem Glauben gehandelt haben, von parteiischen Gefühlen geleitet gewesen sein, aber auch mit dem patriotischen mus kam Mißbrauch geübt werden, wie der letzte Reichskanzler unlängst erklärte. Er hat seine Grenzen, er kam aufhören, eine Lüge zu sein, sagt Doffing.

In keinem Falle kann ein solcher Rat den Monarchen von jeder Schuld befreien, denn ihm steht doch die Verantwortung zu und ihm allein trifft deshalb die Verantwortung. Eine andere Frage ist es, ob er in er sich zu verantworten hätte. Einem internationalen Gerichtshofe, vor welchen ihn keine Feinde stellen möchten, unangenehm die erste Verantwortung eines gerechten Urteils, die Unparteilichkeit. Auch haben wir den Ereignissen noch zu nahe, um ein unanfechtbares Urteil zu fällen. Dies müssen wir späteren Generationen überlassen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Das dunkle Wien.

Harte, trübe Tage sind für Wien im Anzuge, noch härtere und trübere, als es bisher erlebt hat. Der Zusammenbruch der früheren staatlichen Ordnung hat Folgen gezeitigt, deren Bitternisse vor allem andern von dem Haupt des einstigen Reiches, Wien, bis zu seinem letzten Einwohner empfunden werden. Neben dem Nahrungsmittelmangel ist der Kohlenmangel täglich empfindlicher geworden, und nun wird mit einem heftigen Ruck das gesamte öffentliche Leben auf ein kaum mehr erträgliches Mindestmaß herabgedrückt. Vom nächsten Montag anfangen werden die Gasthause um acht Uhr geschlossen, die Stiegenhäuser befinstert, Theater und Vergnügungsorte enden um acht Uhr, Gasthäuser sperren später um eine, Kaffeehäuser um zwei Stunden, in den Wohnungen muß ein Drittel Licht weniger gebrannt, um ein Drittel Gas zu Kochzwecken weniger verbraucht werden, die Straßenbahn kürzt neuerlich ihre Linien, und um ein volles Drittel ihren Verkehr überhaupt, stellt den Dienst um neun Uhr ein, Spitäler, Seilanstalten und Wohlthätigkeitsanstalten kämpfen vergeblich um Kohle, keine Milch für Kranke und Kinder, kein Fleisch und zu wenig Brot — Wien verfaßt in Dunkelheit und Hunger und friert.

Die gebeimigte Bevölkerung von Wien erwartet naturgemäß mehr und andres als bloß Einschränkungen, die schließlich zu einem Niederbruch der letzten Reste von Handel und Gewerbe führen. Gewiß, alle diese kummervollen Beschränkungen sind für den Augenblick leider unvermeidlich, sie müssen hingenommen werden. Aber wir müssen auch, so billig und kalt der Trost scheinen mag, wenigstens schnell und gründlich erfahren, was unsere Regierung denkt, versucht und unternimmt, um unsre widerstrebenden einstigen Reichsgenossen zur Besinnung zu bringen und um die Entente zu überzeugen, daß sie auch sich selbst gegenüber eine Pflicht erfüllt, wenn sie schnelle Hilfe bringt. Die Zusammenhänge der Menschheit können durch keinen Krieg, und mag er auch so schrecklich enden wie dieser, zerrissen und vernichtet werden.

Ein weiterer Bericht der „Times“ aus Wien.

Ein neuerlicher Bericht des „Times“-Korrespondenten aus Wien vom 19. d. M. hat folgenden Inhalt: Mit den Ernährungsverhältnissen steht es, wie er ausführlich schreibt. Die politischen Verhältnisse hängen aber gegenwärtig hauptsächlich von den Ernährungsverhältnissen ab. Jede Regierung, die die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen kann, werde den Wienern angenehm sein und werde alles durchsetzen können, was sie wolle. Die gesamte Lage ist provisorisch. Es besteht kein Zweifel, daß Herr Bauer, Staatssekretär für Auswärtiges, in Wirklichkeit der führende Geist in der Regierung, den Anschluß Deutschösterreichs an den Deutschen Bund wünscht. Diese Union würde schon proklamiert worden sein, wenn nicht die Unsicherheit über die Grenzen des deutschösterreichischen Gebietes bestände. Herr Bauer wünscht die Vereinigung Deutschböhmens mit seinem Staat, der der böhmische Staat widerstrebt. Er setzt auch die Vereinigung Tirols und Vorarlbergs mit Deutschösterreich voraus, während Vorarlberg sich wahrscheinlich an Tirol anschließen wird und Tirol nicht den Wunsch hegt, einem deutschösterreichischen Staat anzugehören, zu dem auch Deutschland oder zumindest Preußen gehört. Herr Bauer, mit dem der Korrespondent der „Times“ eine kurze Unterredung hatte, sagte, wenn die gegenwärtige Tiroler Regierung sich Wien nicht anschließen sollte, dies kein Grund sei, warum nicht eine andere Regierung dies tun sollte. In Deutschösterreich, speziell in Wien, ist eine große Partei, die der Vereinigung mit Deutschland, so wie es ist, widerspricht. Es ist viel die Rede von einem süddeutschen Staat, zusammengesetzt aus Bayern und den deutschen Teilen Österreichs. Diesen mögen sich vielleicht die westlichen Provinzen Österreichs anschließen. Wenn Herr Bauer der Bevölkerung Nahrungsmittel schaffen kann, wies er vielleicht auch imstande sein, sein Projekt des Anschlusses an Deutschland durchzuführen. Wenn Nahrungsmittel kommen, dann besteht auch keine Gefahr des Bolschewismus.

Das Weiteren erzählt der Korrespondent, daß der gestürzten Regierung und den gestürzten herrschenden Klassen alles Unglück zugeschrieben sei. Kaiser Franz Joseph selbst habe kaum gewußt, was vorgehe. Kaiser Karl habe bessere Absichten gehabt, sei aber von korrupten Borasiten umgeben gewesen. Von den Soldaten seines Volkes habe er nichts gewußt. Die Kaiserin Sita sei allgemein der Intrigen mit den Ententemächten und insbesondere mit Italien beschuldigt worden, ein Verdacht, der nirgends, wo größeres Erbarmen hervorrufen werde, als in Italien selbst, wo die Kaiserin nicht mehr beliebt war, als ihr Gatte. Gegen die Erzherzoge, Minister und Generale herrscht in der Bevölkerung und in den Mittelklassen die härteste Abneigung. Die sogenannten Führer Österreichs haben die Soldaten des Krieges nicht getragen. Sie gingen lieber selbst in die Gefahrgone, noch ließen sie ihre Söhne dahin gehen. Die Reserveoffiziere der Mittelklasse taten alles. Diese Reserveoffiziere behaupten, daß die aktiven Offiziere überall dort waren, wo es keinen Kampf gegeben hat. Die Söhne und Verwandten der herrschenden Klassen wurden als Protektionskinder immer außerhalb der Gefahrgone gehalten. Die Aristokratie und Bürokratie hatte keine Trauer zu tragen. Diese Klassen schützten sich vor dem Hunger. Dies ist auch die Erklärung dafür, warum Österreich in Ruine war, denn Krieg so lange ausgedehnt.

Die Bilderstürmer.

Wie verlaublich wird, hat Unterstaatssekretär Deutsch verfügt, daß aus allen militärischen Anstalten, Bureaus, Schulen usw. die Kaiserbilder und die Bilder von Heerführern zu entfernen seien. Es ist vielleicht politisch zu verstehen, daß in einem Staatswesen, das nicht mehr Monarchie ist, die Ausdrucksformen der Monarchie beseitigt werden, und dazu mögen auch die bedorrt angebrachten Bilder des Herrschers gehören. Eine ganz andere Bedeutung wohnt dem Hinauswurf der Bilder unserer Heerführer inne. Das ist die bewußte Erniedrigung der Armee, jener Wehrmacht, deren Namen mit den Erinnerungen der heroischen Karpatenkämpfe, von Tarnow-Gorlice, von Bielogereuth, von zwölf Isonzoschlachten und unzähligen anderen Leistungen soldatischer Tüchtigkeit und männlicher Heldenhaftigkeit verknüpft ist. Und diese Taten und Anstrengungen waren der Verteidigung der Heimat gewidmet. Wären sie nicht gewesen, so hätten wir die Kosaken in Wien gehabt, würden Brand, Mord und feindliche Plünderung sich bis über unsere Städte und Dörfer ergossen haben, so wie unsere Grenzen vom Feinde verwüstet worden sind. Viereinhalb Jahre hat die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns ehrenreich gegen einen vielfach überlegenen Feind ausgehalten, bewundert auch von ihren Gegnern, dankbar geehrt von der ganzen anständigen Bevölkerung des Hinterlandes, die ihr Bestes, ihre Söhne und Brüder, hingegeben hatte zur Verteidigung der Heimat.

Diese großen Leistungen sind verknüpft mit dem Namen einzelner Heerführer. Nicht weil diese allein diese Ruhmenstaten, denen der Dank des Vaterlandes gebührt, vollbracht hätten, hängen wir ihre Bilder an Ehrenplätze, die Leistungen der Führer sind vielmehr in allen Fällen untrennbar von den Leistungen der Truppen, und gewiß mag mancher Führer seine Erfolge mehr der Tüchtigkeit anderer als der eigenen zu

verdanken haben. Aber der Führer ist der Repräsentant des Ganzen, er verkörpert die Erinnerung an Ereignisse, in denen Hunderttausende ihr Schicksal, ihre Anstrengungen mit dem Namen ihres Feldherrn verbunden hatten. Man kann deshalb die Bilder dieser Führer nicht von den Wänden herunterreißen, ohne auch die Erinnerung jedes braven österreichischen Soldaten im Weltkriege zu verunehren.

Die Urheber dieses Bildersturmes wissen wohl auch ganz gut, was sie da treiben. Ihnen ist es zu tun, daß die moralischen Werte, die in den vaterländischen Leistungen der österreichischen Armee stecken, vernichtet werden. Dem Volke soll alles, was war, und ob es nun noch so groß, tüchtig, ehrenhaft war und für die Zukunft noch so sehr notwendig ist, verefelt werden. Was da zugrunde geht, ist das geistige Besitztum des christlich-deutschen Volkes, und je mehr dieses zertrümmert wird, desto sicherer hoffen die andern herrschen zu können. Aber nur getrost: So wie alle Bilderstürme zu einem kläglichen Ende geführt haben, so wird auch dieses enden.

Neues Wiener Stilleben. Herr Reichsratsabgeordneter Stadtrat Dr. Heinrich Mataja sendet uns folgende Zeilen: „Ich bitte Sie, von dem nachstehend geschilderten Vorfall Kenntnis zu nehmen, der eine treffliche Illustration dafür bietet, wie weit wir es in Wien gebracht haben. In der Wildschen Käsehandlung, in der immer starker Andrang herrscht, steht eine Dame in der ersten Reihe. Hinter ihr steht ein mit einem Stadtpelz bekleideter Jude, der unausgesetzt drängt, mit dem Arm sachtelt und nach der Verkäuferin ruft, um außer der Reihe bedient zu werden. Endlich wendet sich die Dame um und sagt: „Bitte doch nicht so zu drängen.“ Darauf der Jude: „So eine Frechheit, nein, wie die Frauen heute frech geworden sind, Sie sehen!“ Die Dame: „Das ist doch unerhört, wie komme ich dazu, mir so etwas sagen zu lassen!“ Der Jude im Pelz: „Ja, eine Frechheit, frech sind Sie.“ Die Dame: „Ich werde einen Wachmann holen.“ Der Jude im Pelz: „Holen Sie zehn Wachleute.“ Die Dame wendet sich an einen Wachmann, der erklärt, nicht einschreiten zu können. Diese Begebenheit wurde mir von einer Dame, die den Vorfall mit angehört hat, erzählt. Ich brauche wohl nichts hinzuzufügen.“

Das Haus Habsburg-Lothringen und das deutsche Volk.

Von Ing. E. S. Friedl.

Was von jedem Deutschen verlangt werden muß, daß er stets die Belange seines Volkes hochhält, wozu möglich die eigenen denen des Gesamtvolkes unterordnet, muß nur so mehr von den Edlen des Volkes beansprucht werden können. Für das Haus Habsburg-Lothringen hat, seinen ersten Sproß Josef 2. ausge-

nommen, diese Selbstverständlichkeit keine Giltigkeit, denn die Geschichte lehrt uns, daß es stets nur die Interessen der eigenen Hausmacht kannte. Heute besteht kein Hindernis, soweit dies möglich, unvoreingenommen die Geschichte des Hauses Lothringen zu überblenden und volle Wahrheit zu sagen. Tut man es, so hat man stets dasselbe Bild, ob es sich um reale oder ethische Belange handelt.

Kaiser Franz 1. (im Reiche der 2.) hatte erst, nachdem er durch seinen Pariser Gesandten Grafen Metternich anfragen ließ, welcher Vorteil ihm aus der Kronentragung erwachse, die deutsche Kaiserkrone niedergelegt. Am 6. August 1806 erklärte er, wider alles Reichsrecht, die Würde des deutschen Kaisers für erloschen und das Reich für aufgelöst. Die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, an die sich die stolzen Erinnerungen unserer Geschichte knüpften, war für diesen Kaiser zum Gegenstand eines niedrigen Handels geworden. Dieser Lothringer hatte ein Reich zertrümmert, und er hatte nichts dagegen, wenn ein Teil seines geneigten Reiches unter fremde Schutzherrschaft kam. Im Jahre 1811 hatte Oesterreich den Staatsbankrott. Obwohl die französische Kriegsentschädigung im Jahre 1815 im Betrage von 700 Millionen Franken an 26 Verbündeten, von welcher Oesterreich mindestens ein Viertel erhalten haben mußte, für die Ordnung der Staatsfinanzen genügt hätte, wurde diese Summe von demselben Kaiser Franz 1. (2.) auf Anraten Metternichs der Privatkassette überwiesen. Seine Nachfolger waren nicht anders, es folgte die erzwungene Abdankung Ferdinands 1., damit sein Neffe nicht zu halten brauche, was er in den Revolutionswirren versprochen hatte. Und selbst die sogenannte oktroyierte Verfassung vom Jahre 1849 wurde bald als lästige empfinden und mußte dem reinen Absolutismus weichen. 1859 war Oesterreichs Geldgebarung nach dem Bankrott vom Jahre 1811 noch immer nicht geordnet. Das Disagio der Metallwährung gegenüber dem Gold war auf 1,5 gesunken. Napoleon 3. benützte diese ungesicherten Verhältnisse Oesterreichs, wegen der Lombardei zum Kriege. Preußen, das nach Magenta mit der Mobilisierung mehrerer Armeekorps gegen Frankreich begonnen hatte, wobei es als Großmacht mit Recht für die norddeutschen Heereskräfte den Oberbefehl forderte, wurde mit seinem Anerbieten, das der Rettung Südtirols galt, von Franz Josef 1. hochmütig zurückgewiesen. Ungeachtet dessen richtete Kaiser Franz Josef nach Friedensschluß ein Manifest an seine Völker, in welchem er als Mitursache des unglücklichen Krieges den Umstand anführte, daß er von seinen natürlichen Verbündeten im Stiche gelassen wurde. Doch hatte schon die begonnene Mobilisierung Preußens Napoleon so erschreckt, daß er um eine Unterredung mit Kaiser Franz Josef ansuchte und es zum Präliminarfrieden von Villafranca kam wo er sich mit einem Großteil der Lombardei begnügte, wiewohl er bei Kriegsbeginn „Italien frei bis zur Adria“ verkündet hatte. Was wäre alles geschehen, wenn Preußens Hilfe angenommen worden wäre? Die eigenen Hausinteressen vor die des deutschen Volkes gesetzt, haben ein Unheil heraufbeschworen, das in der Folge den Austritt Oesterreichs aus dem Bunde bewirkte und auch das Jahr 1870 nicht ersparte. Die Valuta Oesterreichs wurde durch den unglücklichen Krieg dermaßen entwertet, daß sie erst, mit der Ende des 19. Jahrhunderts erfolgten Valutaregulierung geregelt werden konnte. 1865 kam es zwischen Oesterreich und Preußen zum Vertrag von Gastein, in welchem Oesterreich Holstein, Preußen, Schleswig übernahm und alle Aenderungen bezüglich der beiden Erbherzogtümer nur im Einvernehmen beider geordnet werden sollten. Franz Josef, der erst nachher sich im Nachteil sah, nimmt nun einen Verlust auf sich, in der Gewißheit, daß es dadurch zu einem größeren Verluste seines Mitvertragschließenden komme. Oesterreich ruft mit Verletzung des Gasteiner Vertrages den Augustenburger zum Herzog von Holstein aus und zwingt da-

durch Preußen, seinerseits auf Schleswig zu verzichten. Der dadurch entseesselte Krieg 1866 spaltet 11 Millionen Deutsche durch Oesterreichs Austritt aus dem Bunde von ihrem Stammvolke ab und brachte sie überdies im engeren Vaterlande gegen Slaven und Welsche in die Minderheit. Als Folgen des Austrittes aus dem Deutschen Bund, werden nun die Tschechen gegen die damaligen gewiß zahmen deutschen Liberalen bevorzugt, da man sie zumindest für weniger fortschrittlich hielt. Es begann das schamlose, wechselseitige Auspielen der Völker, da man durch einen Ausgleich zwischen Deutschen und Slaven die Unmöglichkeit der Fortführung der reaktionären Politik befürchtete. So ging aus der falschen, leichtfertigen Außenpolitik, nun die falsche innere Politik hervor, wobei der Hauptleidtragende das eigene deutsche Volk war. Statt parlamentarisch zu regieren, war bloß die jeweilige Laune des Monarchen maßgebend, für welche nach dem berückichtigten System des Jüdelgebens an einzelne Parteien erst eine Mehrheit geschaffen werden mußte. Die dauernde Mehrheit, mit der in anderen Staaten regiert zu werden pflegt, war nur in Ungarn vorhanden, wodurch die minderwertige Rolle Oesterreichs gegenüber der ungarischen Reichshälfte, in welcher tatsächlich konstitutionell regiert wurde, erklärlich ist. Durch diesen Umstand ist überhaupt alles andere verständlich. Das sterikale Spanien hatte bereits die Zivilische eingeführt und so die Trennung der Kirche vom Staate angebahnt: Oesterreich war unter der Regierung der Lothringer das tatsächlich rückständigste Land geworden.

Kaiser Franz Josef war vom Frankfurter Kongress mit dem schwarz-rot-goldenen Bande um die Brust in Wien eingezogen und hatte sich als deutscher Fürst bezeichnet, was er aber während seiner ganzen langen Regierung durch nicht eine Tat bewiesen, denn selbst an seinem Lebensabend, als im Weltkriege der Hochverrat der Tschechen gerichtlich festgelegt wurde, glaubte er, trotz dieser Erfahrung, zum Schaden des deutschen Volkes objektiv bleiben zu müssen. Wie immer dasselbe Bild, fürs Volk nur Manifeste, Taten nur für eigene Belange.

Nebenher ging eine ausgesprochene Entartung der meisten Mitglieder des Erzhauses, während Franz Josef seine Völker durch mehrere hundert Liebshäften beglückte, waren sein Sohn Rudolf, ferner Erzherzog Otto und viele andere Mitglieder des Erzhauses ausschweifende Menschen und wüste Alkoholiker.

Völlig unendlich mußten aber die Verhältnisse werden, als der mit dem korrupten Hause Parma verbundene junge Neffe Franz Josefs den Thron bestieg. Während Kaiser Karl als Thronfolger viele Aussprüche getan, die auf sein Deutschbewußtsein und die damit gleichbedeutende Fürsorge für die Staatsinteressen schließen ließen, dudete er, kaum auf den Thron gekommen, fast nur Tschechen in seiner Umgebung und ihren Einflüsterungen sind alle die schmachvollen und kurzfristigen Regierungsentwicklungen zuzuschreiben, deren Angelpunkt die Begnadigung des Hochverraters Kramarsch war. Alles was staatsertaltend wirkte, war verfehmt, doch was deutsche staatliche Belange bekämpfte, wurde gefördert. Das Günstlingswesen zum Nutzen der eigenen und angeheirateten Mitglieder des Kaiserhauses auf Kosten des armen darbenenden Volkes nahm einen Umfang an, der nur als schmutzig bezeichnet werden kann. Es ging laulend dem Abgrund zu und endete, nur um die Hausmacht zu retten, mit dem schäblichsten Treubruch — nicht eine Sekunde an das eigene Volk denkend! Während man schon vorher Staatseigentum durch Vermengung mit Privatbesitz verschleppte, verschleuderte dieser letzte Lothringer das Staatseigentum in geradezu unerhörtester Weise, man denke nur an das Verschicken der Flotte, an die Aufforderung an Südslaven und Tschechen, deutsches Gebiet so viel ihnen gut dünkt zu rauben — nur, um den Thron bei diesen zu retten!

Alle gut gemeinten Ratschläge deutscher Volksgenossen blieben ungehört. Nie mag das alte Sprichwort so sehr gepakt haben, wie in diesem traurigen Kapitel deutscher Geschichte: „Wenn die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Blindheit.“

Das stets verratene deutsche Volk kann dem Hause der Lothringer nie mehr Achtung und Vertrauen entgegenbringen. Den Thron hat es für alle Zeiten verwirkt!

Kann nicht — ich fürcht' mich — guä' dünden Z' selber an'...

Gerührt sah ich dem treuen Weibe in das milde Antlitz. Ja, solche Zeiten der No: und Sorge müssen kommen, um die Herzen aneinander zu binden.

Ich zog den Winterrod aus, was Minke als Zeichen beginnender Besserung mit freudigem Gebell begrüßte. Zuerst ward der Kohlenföbel mit den 2500 Gramm Steinkohle bereinigt. Oben auf lag das Unterhündholz. Es war kein gewöhnliches Unterhündholz, wie man's beim Kohlenhändler bekommt. Es zeigte Spuren von Verarbeitung und Vergoldung. Nach langem Starren erkannte ich es. Das war der Rahmen von einer Landtschaft, die ich eini selbst gemalt hatte und die schon Jahre lang draußen im Vorzimmer gehangen hatte. Das Kunstwerk, das einst meine Seele erwärmt hatte, sollte nun den Ofen heizen. Zeitungspapier war auch schon da. Sonderbarerweise nicht einmal der Abdruck eines meiner Feuilletons — und das wäre so köstlich gewesen!

Jetzt aber kam das Wichtigste: Hündhölzer. Das Dickstmädchen zeigte die Hündhölzschäpel her. Sie enthielt ein einziges Hündholz. Wenn dieses verlagte! Woher dann eines nehmen? Im ganzen Hause war nicht ein Streichholz aufzutreiben. Im zweiten Stockwerk wohnte ein Maler; der hat mit großen Buchstaben an seine Tür geschrieben: „Ich habe selbst keine Hündhölzer mehr!“ Er hat dies getan, um vor den fortwährenden Störungen sicher zu sein. Wir haben uns gegenseitig mit bestürzten Mienen an-

„Baldi, so günden Sie doch an!“ befohl meine Frau. Baldi nahm das Hündholz aus der Schachtel heraus, aber als sie es anstreichen wollte, ließ sie mit einem tiefen Seufzer die Hand sinken. Dann reichte sie das Hündholz meiner Frau hin und sagte mit bebenden Lippen und tonloser Stimme: „Ich günde können!

Jetzt mit ihm „äußer“ gehen werde. Als ich mich aber im Winterrod zum Schreibisch setzte, so schien auch dem Hunde die Sache sehr sonderbar, und er lag zu heulen und zu winseln an. Ich weiß nicht, war es der Ausdruck banger Furcht, daß es mit mir nicht recht richtig im Kopfe, oder schmerzliche Enttäuschung, daß aus dem Ausfluge nichts werde, was das treue Tier zu solchen schmerzlichen Gemütsaufregungen bewege. Minke bettete und weinte, sprang mit auf den Schwanz, gas mir tausend Küsse, um mich zu bewegen, entbender mit ihr einen Ausflug zu unternehmen, oder dahin den Winterrod auszuschießen. Aber ich ließ harr. Minke ward hinaufgesturmt und ich lehrt' eingeschlossenen Mutes zum Schreibisch zurück. Aber nachdem ich einige Ballen geschlecken hatte, wurden mir die Finger steif vor Kälte, ja der kleine Finger bekam Leichenfarbe und wurde gänzlich unempfindlich. Ich wäre zu Tode froh gewesen, wenn auch die anderen vier Finger bald unempfindlich würden, vorderhand hätte ich sie noch geföhrt. Nun verjuchte ich es mit den Handschuhen. Jeder, der es einmal schon probiert hat, mit kaltherrenen Fingern, über die man die Winterhandschuhe gezogen hat, zu schreiben, wird von der Vergeblichkeit meines Versuches im vorghinein überzeugt sein. Ich hatte gar kein Gefühl für den Federstiel, er war ein Nichts in meiner Hand, er hätte mindestens so viel wie der Stiel unieres Küchenbestens sein müssen. Aber selbst diese Schwirrigkeit schreckte mich nicht ab, tapfer und mit jedem Male arbeitete ich weiter, daß mir trotz der inmanen Kälte die Schwirrtropfen auf die Stirn traten.

Da kam meine Frau herein. Unmäßliche Wechmut drückte sich in ihrem Gesichte aus, als sie sah, wie voll Willkür der Gemacht im Schwelge seines Angehieses bei sechs Grad Zimmertemperatur sich abarbeitete. „Ich werde einheigen“, sagte sie gütig, „die letzten zweieinhalb Stilo Steinkohlen will ich opfern. Morgen ist ja unser Kassungstag.“

Eine andere Schwirrigkeit bietet der Mangel an Unterhündholz. Daselbe kostet durchschnittlich 50 Heller per Kilogramm. Ich möchte nur wissen, wie hoch sich dann eine Klapfer stellt, wie man sie in jenen traurigen vergangenen Zeiten gekauft hat! Wohl bekommt man auch gemischt präparierte Unterjünder; die sind etwas teurer, zeichnen sich aber durch einen starken Geruch aus. Dann braucht man zum Einbelegen auch Zeitungspapier. Auch dieses ist jetzt im Ansehen sehr gestiegen und viel teurer geworden. Während es früher meist schlos beiseite gedreht wurde, wird jetzt sorgfältig jedes Blatt aufgedeckt. Man braucht es eben auch zum Einbelegen. Was die Kohlen betrifft, so ist dies eine so traurige Angelegenheit, daß man eigentlich gar nicht davon reden sollte. In meiner Familie wird tag für tag das Geleij übertritten und der Küchengrand im Zimmer beendert. Wir sind unter diesen Verhältnissen schon sehr glücklich gegen das Geleij geworden. Wenn wir uns auch für die haastlichen Einrichtungen erwärmen. Dergestalt ist uns dieses nicht möglich.

Gestern spielten wir gelegentlich des Einbelegens im Zimmer in meiner Familie erschütternde Szenen ab. Die Sache war so gekommen: Im Zimmer herrschte so bittere Kälte, daß man, um sich den Aufenthalt in dem unvürdlichen Räume doch halbwegs zu ermöglichen, den Winterrod entgegen mußte. Ich bin so niedere Temperaturen bekunders empfindlich, daß wegen der Erkte, der dieses für den Aufenthalt im Zimmer so unbedequate Kleidungsstück aus dem Kasten hervorgeholte. Meine Frau schlug die Hände zusammen vor Entsetzen, als sie sah, zu welcher verzweifeltsten Ausfahrtsmittel ich griff. Meine Tochter und das Dienstmädchen erklärten, daß ihnen so was noch nicht vorkommen sei. Der Hund Minke stellte sich schweigend zur Tür, denn er war der Meinung, daß ich

Einheiten. Von H. Bawel.

Es vieles ist in diesen schweren Tagen eine Klau geworden. Auch das Einbelegen. In erster Linie wegen des Mangels an Hündhölzern. Aber hätte jemals bedacht, daß ein Hündholz ein so kostbares Gut werden konnte! Und dabei sind sie nur mit größter Schwierigkeit und unter Anwendung hervorragender Geschicklichkeit in Brand zu setzen. Früher ist es öfter vorgekommen, daß Schadfeuerer dadurch entstanden sind, daß Kinder mit brennenden Zunderstücken spielten. Das ist heute ausgeschlossen. Solche Wunderfeuer gibt es nicht. Befanullich müssen die Perzentfeuer ganz Wege von Märskeln durchgehen, eye sie in einer Wärme eine halbwegs brauchbare Pele finden. Mit den Hündhölzern ist es ähnlich. Man muß in Hunderten von Saunmanns- und Greiserlöden, von Kesseln nachfragen, um endlich eine Schachtel Hündhölzer zu bekommen. Ni es dann ein Wunder, wenn der Glückliche, dem dann nach langem Suchen ein solches Gut zuteil wird, dasselbe triumphiierend nach Hause bringt, tragend vor Freude den Erwerb im Arme der Familie herumträgt und mit ausgesprochenen Händen die Seinen beglückt. Ja mit größerer Vorsicht und Sparantheit mit dem kostbaren Gute umzugehen. Daher ist es auch sonst gekommen, daß man ein Feuer an dem anderen entzündet muß, den Zimmerbrand der Besizze heranzieht und mit festlicher Feuer der Besizze wäre. Die veraltete Einrichtung der Fäbriksche ist wieder zu Ehren gekommen, trotzdem die Zeitungen wegen Papiermangels auf die Hälfte reduziert wurden. Die Feuerzeuge sind auch sehr problematische Einrichtungen, weil es an Benzin mangelt, das, wie man hört, zum weitaus größten Teil für die Automobile des Venezialstaats aufgebraucht worden ist.

Verbannung in Holland.

Wilhelm von Hohenzollern und sein Sohn.
Von unserem Ganger Korrespondenten.

„But he is looking very well“ — „aber er sieht sehr gut aus,“ rief die Gattin des englischen Gesandten im Haag, Johnley, aus, als sie den ehemaligen deutschen Kaiser in Maaren aussteigen sah; Maaren ist die Eisenbahnstation, die zum „Huis te Amongen“ gehört.

Man sieht schon aus dieser Gesichtszüge, daß es für Wilhelm II. wenig Verlockendes hat, sich aus dem Umkreis von Haus und Part zu begeben, die ihm in einer sonderbaren, noch nicht ganz geklärten Mischung von privater und offizieller Gastfreundschaft zur Verfügung stehen. Es gibt in Holland eine Koterie von Reuten, die zu jeder Laftlosigkeit gegenüber dem entthronten Monarchen nicht nur fähig, sondern auch entschlossen sind. Eine bestimmte Presse begeistert ihn noch täglich, eine bestimmte Gesellschaft, zu der teilweise die allerbeste gehört, ist gewillt, Wilhelm nicht nur dafür zu bestreuen, daß er angeblich den Krieg angefangen hat, sondern auch dafür, daß er zu gut ausgeht. Die Lage seines Gastherrn ist also nicht sehr angenehm. Der Graf Aldenburg-Bentind ist ein sehr vornehmer, sehr impolitisch alter Herr, gewöhnt, geträute Häupter zu empfangen und sie mehr durch schöne Gobelins und Familienstücke, die sein Haus zu einem gefälligen Museum machen, zu erfreuen, als durch Worte auf dem Gebiete der hohen Politik. In Holland hält man den Adel von diesen Dragen am liebsten möglichst fern, das ist geschichtlicher Brauch und zugleich demokratisches Empfinden — man liebt als braver holländischer Bürger des Könighaus Oranien, ist aber gegen die Abfahrungen, die sich von dieser Ebene abwärts ergeben läutern. Doch um ist der Graf Aldenburg-Bentind höchlich eine hochpolitische Figur; denn daß der Kaiser sich gerade zu ihm, dem Vertreter einer internationalen aristokratischen

weisen Familie, begibt, steht nach Parteinahme der Feindalen aus. Man versteht also, daß der Kaiser ein besonders stiller Begierbesuch in dem gräflichen Hause ist, daß die Zeitungen über ihn schweigen müssen, weil sie wirklich nichts über ihn erfahren, und daß auch aus der deutschen Kolonie niemand in Amerongen empfangen wird. Die und da fährt der Kaiser im Auto aus — immer mit seinem Gasts herrn. Ein paar Herren seines Gefolges wohnen im Dorf — die bekannnten Namen: Pfeissen, Gontard, die Stigelschadjutanten, seinerzeit wandernde Maschinenbauingenieure, manche wohl auch Mitglüder an den Illusionen und Berechnungen ihres kaiserlichen Herrin, dem sie möglichst alles „explorieren“ wollten.

Das Temperament dieses kaiserlichen Herrn ist unverändert. Während seine Umgebung durch und durch erschüttert, blaß und nervös war, blieb bis heute der Kaiser vollkommen in der Haltung, die er stets in neuen und anregenden Tagen genährt hat — er ist lebhaft, außerordentlich mittelstark, sicherhaft sogar. Es ist schwer festzustellen, was im Innern eines Mannes vorgeht, der so sehr genötigt ist, auf sein äußeres Verhalten zu achten, wie Wilhelm II. Dies läßt sich sagen, daß er in diesem Uebertritt nach Holland nicht das Viktorische betont, daß er in nichts den Machtverzicht, der in dieser Nacht liegt, zum Ausdruck gebracht hat, solange er der Aufmerksamkeit der Menge anzusehen war. Und etwas Rätselhaftes in dieser Umfassung, Selbstlosigkeit, Unverletzlichkeit eines Mannes, der unter dem Eindruck einer Katastrophe stehen mußte, die er wie wenige überblicken, begreifen konnte, ganz abgesehen von der Bedeutung, die sie für seine persönliche Stellung und für die Ehre seines Hauses hat. Man kann sich nicht enthalten, an eine nervöse Ueberregung zu glauben, eine krankhafte Verengung des Gesichtsfeldes, eine panische innere Nicht vor der Wirklichkeit, durchgeführte mit allen Mitteln der Selbsthypnose und bereitwilliger „rostspürige“ der Umgebung, die selbst von der Wirkung ihrer Bestrebungen betroffen ist.

Zeit seiner Ankunft in Holland spricht Wilhelm II. unaufhörlich, überaus ohne Sammlung, ohne sich selbst ein einziges Mal dem Gedanken zu überlassen, Ueberregung. Er verweigert sich, erinnert, klagt nach allen Richtungen an: „Man hat mich betrogen“, vermittel, ergründet die Zukunft — in Worten. Es ist nicht mehr als die futuristische Typologie einer überfüllten, futuristischen Bergangeheit auf der leeren Wand einer leeren, antriebslosen Gegenwart. Man vernimmt, daß die Zuhörer oft peinlich berührt sind — wohl unvermeidlich.

Zugewiesen ist auch der Kronprinz eingetroffen. Er hat zunächst freundlich gestimmte Bekannte aufgesucht, die ihn nicht behalten durften, man darf nicht erzählen warum, aber die Westschichte bringt heute jede Ueberregung zustande. Der Kronprinz hatte die Königin um ein stilles, zurückgezogenes Heim gebeten. Das ist ihm nun geworden, aber wohl kann auf Veranlassung Wilhelmias. Selbst in Holland hat die Wagt dieser kaiserlichen Hofe überaus. Hieringen im Zuhörer ist völlig verlassen, trostlos, einsam, reizlos. Und im einsamen Teil, im Wohnhause des Vereins von der Verfertigung dafür angestrebten Kaffers, wohnt der Kronprinz. Er hat nicht einmal eine Köchin zur Verfügung. Der Kronprinz ist in einem abgetragenen Automobil. Er hat ein Billard mitnehmen dürfen, aber nach seiner nächsten Ankunft sein Koffer öffnen aus einigen Konferenzen bestreiten müssen. Die wenigen Zimmer sind unvollständig möbliert. Der Kronprinz ist von dem Korrespondenten eines Amsterdamer Blattes, das ihn und seinen Vater aufs gründlichste befragt hat, interviewt worden — alle diese zusammenhängenden, klappten, abgeordneten Einzelheiten behaupten, daß der gesamte deutsche Kronprinz in einer summierten, aufreißenden Verbannung leben wird. Er selbst wiederholt die Worte seines Vaters, er werde unerbittlich. Er setzt seine Zähne, aber nur, um sterblich zu lächeln. Wir glauben nicht, daß auch er Illusionen habe, und es ist unwahrscheinlich, daß er es in Beringen ausschütt. Nichts wundert den Grund dieser

nebligen, feuchten, dunkeln Einsamkeit. Die einzige Abwechslung sind Besichtigungen einer sehr unheimlichen Bestimmung, die sich aus dem überbergenden Lande gegen ihn erheben und die die korrekte Höflichkeit seiner Behörden selbst von diesem verlassenen Winkel nicht fernhalten kann. C. Ganten.

Die Republik tanzt . . .

Prag, 26. November.

Von den Dächern wehen noch immer die Fahnen, in den Gassen und Campions flattern im Wind, in den Schaulustigsten leuchtet die Trikolore, an den Säulengängen leben die Bilder des ersten Präsidenten der Republik und des gestürzten Kaisers jenseits des Ozeans. Die Stadt hat nicht Zeit, vom Festtrübel auszurufen, sie muß die Feste feiern, wie sie täglich fallen. In der böhmischen Revolution war ja bis jetzt nichts von der Erschütterung, die anderswo die gewohnte Ordnung der Gesellschaft bedroht; es war eine bürgerliche Revolution, in der das Nationalgefühl des ganzen Volkes gestiegt hat. Der Doppelschlag fiel, um die nationale Flagge wurde überall aufgezogen. Alle sozialen Fragen sind hier vorläufig zurückgetreten, der Umsturz ist nichts als ein großartiges Nationalfest. Die Freude ist vorherrschend, das Wetterleuchten am fernem Horizont ängstigt nur wenige: der junge Staat wiegt sich in Sicherheit und im Ueberflusse der Begeisterung.

Aber am Tage ist die Stadt, trotz der Fäden und gefestigten Zwischenspiele, jetzt doch schon arbeitsmüde und geschäftig und mühsam. Wenn es aber Abend wird, dann wird freigegebenes Leben spürbar. . . . Aus dem Konzertsaal klingt der Saphormarsch herüber, der Marsch des Prager Gausregiments, der ehemaligen 1. u. 2. Kärnthner-Regiment. Er erklingt hier einer merkwürdigen Schwärze. Er erklingt, ebnas strahlend, ebnas reichlich spricht. Man darf bei dieser Gelegenheit vielleicht daran erinnern, wie tief oft Ueberlieferung und Gewohnheit Wurzel schlagen, obwohl sie

politisch verurteilt sein mögen; es ist eine Erinnerung, die in mehrfacher Hinsicht ganz lehrreich sein kann, ja an der ein gewisses historisches Interesse haftet. Am 18. August — wie lange scheint es und wie kurz ist es eigentlich her — gab es in Prag einen Babkenstreik mit Musik, Sampions und einer Menge die daran Gefallen fand. Es wurden die bekannten Militärmärsche gespielt und mitgeschritten. Es gab zwar damals noch ein sehr reales Oesterreich, aber etliche Leute wußten immerhin schon, daß man in Prag die Vorbereitungen zum Begründnis des neuen Staates traf. Seit die Psychologie der Gasse ist es nun immerhin sehr interessant, zu hören, daß es an jenem Tage zu einer Revue für Oesterreich kam, und zwar als das Lied „D, du mein Oesterreich!“ erklang. Es war natürlich keine politische, sondern eine bloße musikalische Sympathiebezeugung, als die Melodie mitgeschritten wurde. Beim Saphormarsch wurde gar mitgeschungen. Freilich, der Saphormarsch hatte seinen tatsächlichen Text, der trotz seiner Unhöflichkeit gegen den alten Radekhy eigentlich gar nicht böse war. Er wurde schon in den früheren Friedenstagen von den höchsten Soldaten gesungen:

„Radecky, Radecky, to byl hodnej pan
on sned knecliky vsechny sam“

Was man ungefähr so übersetzen kann:

„Radekhy, der war brav und fein,
Die Knödel, ah er gern allein.“

Der Radekhy-Marsch war, kurz gesagt, in jenen Tagen sehr populär. Cicero hat immer die Kunst als ein Mittel der Politik empfohlen; hätte sie der Freiherr von Dufflard in die vielversuchte Verfassungsreform aufgenommen, vielleicht hätte er einen Erfolg damit gehabt. . . .

Das ist natürlich ein anachronistischer Scherz: Das Denkmal des Generals ist bekanntlich selber dem revolutionären Bild dadurch entzogen worden, daß man es in Gadenwand gebüllt hat; jedoch der Saphormarsch ist Lokaleigentum der Prager Revolution geworden. Außer ihm aber hört man überall nur einheimische Lieder: in den Kabarets füllen sie die Pausen zwischen den Aufführungen, die jetzt ganz politischen Inhaltes sind. Da treten die Figuren des

Welttheaters auf: Kaiser Wilhelm, Kaiser Karl, Sinderburg und die durch die örtliche Perspektive vergrößerten politischen Karikaturen Prags: die Gräfin Gondenhove und etliche andre.

Und dann: die Republik tanzt. In den Tanzlokalen wird es um Mitternacht lebendig. Die Nacht, die noch vor einem Monat hinter dicht verschlossenen Türen und verbunkelten Lampen jene Welt umarmte, die sich nicht langweilt, strahlt jetzt unter hellen Lüften. Das heißt: seit ein paar Tagen ist ja Prag eine finstere Stadt geworden; aber nur unwillig fügt sie sich in die Dunkelheit. Das elektrische Licht ist ausgegangen, durch eine revolutionäre Laune des Zufalls.

Aber die Republik tanzt trotzdem. Der Klavierspieler hat eine Serie auf dem Instrument. Und im Dämmerlicht der Herzen tanzt, was hier diese Tage zusammen gemischt haben: die Bürgerfrau, die von der scheinbaren Ruhe der Prager Revolution doch nicht ganz unberührt geblieben ist, brecht sich mit dem italienischen Leutnant, der Montregriner hält sein Mädchen im Arme, die Proposten knallen, Frauen lachen. . . . Ein farbiger Soldat, den irgend ein Gesicht hier verschlagen hat, hält eine heftige, groteske Ansprache: „Es lebe Wilson, Masaryk und Bral Petar!“ . . .

Von irgendwo aber lächelt über all dem die zynische Gräbe der Revolution herein: unter dem Lad der „Gloire“, die hier eine gewisse Verwandtschaft mit dem französischen hat, knirscht's im Gedüll der sonst so provinziellen Bürgerlichkeit dieser Stadt.

Sonderbare Gestalten gibt's da, in diesen Tanzlokalen: Soldaten, für die dieser Uebergang von der verhassten Gewohnheit des Krieges zur Ungebundenheit des Revolutionslebens die ewige Zukunft bedeutet, Matrosen, die im Gelb wühlten, französischen Offiziere, die sich amüsiert mit einem secunden Winkel der Welt betranken, allerhand Abenteuerer, Entwürfelte. . . .

Früh morgens, wann der Wintertag dämmert, und drücken auf dem Plaze vor dem Tanzlokal der Markt beginnt, seit die letzte Nachtruhe ihre Gäste aus: eine Gesellschaft, seltsam gemischt . . . von der Revolution.

Walter Zischuppil (Prag).

[Die Einrückung auf dem Standplatz.] Während alles Großstadtleben stockt und der Verkehr mehr und mehr versagt, regt sich jetzt auf den Wiener Standplätzen wieder neues Leben. Die ganzen Jahre hindurch waren sie verödet, der Wasserer und der Wagenlärmhändler waren die einzigen Ueberbleibsel verschwundener Kriegerpracht. Und wenn schon einmal ausnahmsweise ein Wagen auf dem Standplatz zu sehen war, dann war er gewöhnlich bestellt für einen unbestimmten Wohlthäter, der ohne Handeln jeden geforderten Preis zahlte. Versuchte man aber, einen unterwegs befindlichen leeren Wagen anzuhalten, so erhielt man gewöhnlich gar keine Antwort oder eine hoheitsvoll abweisende stumme Ablehnung, und wenn ein Kutscher sich in Unterhandlungen einließ, so war ihr Ergebnis davon abhängig, ob ihm Ziel, Fahrtichtung und Entfernung zusagte. Diese Zeiten, wo der Einspänner Seltenheitswert besaß, der Krieger „Euer Gnaden“ spielte und der Chauffeur nur den Meibietenden als Fahrgast akzeptierte, scheinen jetzt vorüber zu sein. Auch auf den Standplätzen macht sich die große Heimkehr von der Front deutlich bemerkbar, auch hier gibt es mehr Angebot als Nachfrage, Arbeitslosigkeit, bescheidenere Ansprüche, Bereitwilligkeit und ähnliche Symptome der Abrüstung. Die frei gewordenen Autos und Herde sind heimgeführt, die eingerückt gewesenen Kutscher und Chauffeure bevölkern wieder in geschlossener Reihe die bekannten Standplätze der Inneren Stadt und der Ringstraße: eine Friedenssojje inmitten der Waffenstillstandswüste. Am meisten merkt man die Kriegstrapaze den Pferden an, namentlich denen der Einspänner. Sie waren schon in den letzten Jahren immer lacrimarisch unterernährt und sehen jetzt noch schlanker, noch gebrechlicher aus. Glücklicherweise haben aber auch die Fahrgäste mittlerweile beträchtlich an Gewicht abgenommen und so gleicht sich das wieder aus. Dagegen scheint den Kutschern und besonders den Chauffeuren, denen es bekanntermaßen auch im Felde nicht schlecht gegangen ist, der Krieg ganz gut angeschlagen zu haben. Sie sehen beruhigend aus und auf ihren geröteten energischen Wienen liegt noch immer jene selbstbewußte Entschlossenheit, der auch des Dienstes und des Taxameters ewig gleichgestellte Uhr keinen Kummer bereitet. Vorläufig sind sie übrigens von einer bemerkenswerten Höflichkeit und Zuverlässigkeit, und man braucht nur in einem erst einmal gewendeten Winterrock oder einem Pelz von Anno 1914 am Standplatz vorüberzugehen und die Wagenreihe mit einem neugierigen Blick zu streifen, und sofort schlagen lang nicht vernommene Lockrufe aus Ohr: „Jafa!... Jafreen!...“ Das früher übliche „Gesundheitswagerl“ wird einstweilen noch nicht angepriesen, mit Rücksicht auf die noch fehlenden Gummiräder, und die Aneide „Euer Gnaden“ wird jetzt wahrscheinlich im Hinblick auf die Teuerung und die demokratischen Zeiten nur gegen ein höheres Trinkgeld zu hören sein. Diese neue Zeit äußert sich übrigens auch darin, daß man manchmal auf demselben Standplatz Krieger und Einspänner einträchtig nebeneinander sieht. Eine solche Mißachtung der ein- und zweispännigen Klassenunterschiede wäre früher undenkbar gewesen und hätte eine Standplatzrevolution zur Folge gehabt. Vorläufig ist, wie gesagt, das Angebot stärker als die Nachfrage, denn zur Luxus- und Vergnügungsführen ist jetzt wahrhaftig kein Anlaß. Man reist jetzt nicht, man fährt nicht zum Ball und zu Veranstaltungen, und auch die Menschen mit der leichten Hand sind in den letzten Wochen viel seltener geworden. Die Einrückung auf dem Standplatz ist also einstweilen mehr ein Lokalereignis von prinzipieller Bedeutung: man freut sich, da sie wieder da sind, die Krieger, Einspänner und Autotaxi, als Vorboten normalen Großstadtlebens. Jetzt brauchen wir nur noch ein bißchen Kohle und Lebensmittel, und dann ist alles in der schönsten Ordnung. . . .

Ein Fleck auf der Ehr'.

Von einem deutschösterreichischen Reserveoffizier.

Wien, am 30. November.

Die Demobilisierung der bestandenen österreichisch-ungarischen Armee ist im großen und ganzen beendet. Da sie unter dem Einfluß der Sechstheilung der bestandenen Monarchie stattfand, was bei den Kampftruppen und in den Etappen eine heillose Konfusion hervorgerufen hatte, indem sich die Angehörigen einzelner Nationen sofort als Feinde gegenüberstanden und sogar den Kampf gegeneinander aufnahmen, wie die Polen und Ukrainer, die Tschechoslowaken und Magyaren, so ist es selbstverständlich, daß die Demobilisierung der völligen Auflösung der Armee gleichkam. Hierzu trat noch als zerstörendes Element die unklare Auffassung des Begriffes „Republik“ und der Mangel aller Befehle von Wien, der sofort begann, als in Wien das neue Regiment überstürzt alles an sich riß. Es waren bereits hinter der Front umfangreiche Vorkehrungen für den etappenmäßigen Abtransport der Truppen getroffen, aber diese Vorkehrungen wurden von dem Zentralapparat in Wien aus nicht mehr in Bewegung gesetzt, aus Mangel an Sachkenntnis der neuen Männer im Kriegsministerium oder aus anderen Gründen. Daß bei einer solchen regellosen Demobilisierung ungeheure Werte verloren gingen und vernichtet worden sind, wird auch der Laie begreifen. Rasch war die Demobilisierung im großen und ganzen beendet, aber diese Raschheit kostete den sechs Neustaaten Milliarden. Deutschösterreich hätte einen guten Teil seiner Kriegsschuld aus dem ungeheuren Gute bezahlen können, das ihm geblieben wäre, wenn die Demobilisierung einigermaßen geordnet im Rahmen der vorgesehenen Maßnahmen durchgeführt worden wäre. Dies Schicksal hatte diese tapfere Armee nicht verdient.

Aus Feindesland kam sie, aus Albanien, Montenegro, Serbien, Italien, Rumänien, Russisch-Polen und Rußland; bis zu der aus dem Hinterlande her verursachten Auflösung der Armee stand kein feindlicher Soldat auf dem Boden der ehemaligen Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, die Armee und deren Führer hatten trotz der allerschwerigsten Verhältnisse ihre militärische Pflicht erfüllt.

Und wie wurden die heimkehrenden Offiziere in den sechs Neustaaten empfangen? — In Ungarn, Polen, Ukraine, Tschecho-Slovakien und in Jugoslawien mit offenen Armen, soweit sie dem Staate angehörten; es wurden sofort starke, disziplinierte Nationalarmeen geschaffen, die Offiziere wurden eingereiht und so sehen wir Deutschösterreich jetzt, wie an unseren ungeschützten Grenzen stolze „Heere“ über unsere Machtlosigkeit triumphieren. Deutschösterreich hat keine Kampfarmee, ist ohnmächtig, erschöpft sich in papierernen Protesten und vermag seine treuen Volksgenossen an den Grenzen nicht zu schützen. Das ist die Folge der jeder Gerechtigkeit baren Behandlung, welche den heimkehrenden Offizieren deutschösterreichischer Nationalität in ihrer Heimat von der Doffentlichkeit bereitet wurde. In den Blättern, in Versammlungen kann man sich nicht genug tun in der oft schwer kränkenden, ungerechten

Herabsetzung des deutschösterreichischen Offizierskorps. In keinem der übrigen fünf Neustaaten geschieht, was in Deutschösterreich geschieht. Es ist weder gerecht, noch politisch klug, denn nunmehr steht der deutsche Offizier allein vor der ganzen Welt als „verlotterter schwerer Missetäter“ da, gebrandmarkt von seinem eigenen Volke! Die Ursache dieser das ganze Volk und den jungen Staat schwer schädigenden, disziplinuntergrabenden Sonderrichtung Deutschösterreichs liegt darin, daß in den übrigen Neustaaten das national aufrichtende Bestreben vorherrscht, während bei uns der Klassenkampf tobt. Wie Ertrinkende auf einem überbeschwertem Brett den Schwächeren in die wogende See hinabzudrängen suchen, um selbst ihr Leben zu retten, so scheint der Mittelstand und der Kapitalismus der aufgeregten Masse ein Opfer zur Befriedigung ihrer rachsüchtigen Gellüste zu werfen zu wollen, um sich selbst Angriffen zu entziehen. Und in diesem elenden Kampfe um die Selbsterhaltung ist der politisch schutzlose Offizier das Opfer. — Vergessen sind die Hochverräter, vergessen sind die Hyänen, die in strupelloser Raffgier während der leidensvollen Kriegszeit die Kraft des Volkes aufsaßen, vergessen sind sie, die Wucherer, Preistreiber, Warenzurückhalter, Kettenhändler und Lieferungsschwindler, die unsere Soldaten und den Staatsfädel betrogen. Das aufgepeitschte Meer will sein Opfer haben und es wird ihm das deutschösterreichische Offizierskorps zugeworfen. Und gerade der deutsche, unser Offizier, kann wohl, ohne unbescheiden zu sein, beim Abschlusse des Krieges sich sagen, daß er seine Pflicht redlich getan hat, die Zehntausende seiner Blutzengen sprechen für ihn.

An Geld arm, an Begeisterung reich, ist das deutsche Offizierskorps vor vieremhalb Jahren in den Kampf gezogen, an Geld arm und vom eigenen Volke gehöhnt und geschmäht, kehrt es auf allen Fronten aus Feindesland zurück, von einem traurigen Lose erwartet. Es gibt keine noch so bescheidene Stellung, um welche diese Braven nicht zu Hunderten kompetieren würden.

So hat noch nie ein Staat die Angehörigen einer tapferen Armee belohnt, welche die Welt durch ihre Taten mit Bewunderung erfüllt und wie eine Mauer die Heimat siegreich beschützt hat. Die meisten sind aufs Pflaster geworfen; wohl verspricht man ihnen eine lärgliche Pension, für ihr Fortkommen kümmert sich niemand, quälender Ungewißheit und Sorge sind sie überliefert, zum Danke dafür, daß sie jahrelang an den Fronten Unglück und Sorge mit ihren Leibern abwehren halfen. Das ist nicht deutsche Art, den heimkehrenden Kriegern zu lohnen, es ist ein fremder Geist, der so mit tapferen pflichtgetreuen Männern verfährt. Soll es dabei bleiben, soll die Geburtszeit Deutschösterreichs mit dieser dunklen Schuld für immer belastet sein? Ing. B. St.

4. / 11. 1918

Spiegeln. Ein kleiner Kunstgriff politischer Regie, den nur ein galliger Kerl dem Ernährungsminister im Kabinettskabinett verübeln wird.

Die Männer, die in den Schreden der Staatskrise die Würde des Amtes auf ihre Schultern genommen haben, sind Schwerarbeiter, die Energie und Nerven bis zum physischen Zusammenbruch an ihre Pflichten wenden. Die politische Umwälzung hat die Hilfe an Begabungen gelöst, die unter der Starre der alten Ordnung zur Ohnmacht verurteilt waren. Diese Stadt überfließt ja von prächtigen Talenten. Es breitet sich im künstlerischen und literarischen aus. Frische Kraft drängt sich in allen Räumen der Kaffeehäuser, in denen gebildet wird. Auf dem geistigen Welt, in der es zu schaffen gibt und in allen Facetten gewandt das wunderbarste Talent die Kraft zu Eroberungszügen ins Ausland. Nun hat es sich auch die Zugänge zur Politik erobert. Nach der geistigen Rede der Kabinette der letzten Jahre und des Reichstages, aus dem die Minister hervorgingen, erstreckt die bunte Schaar echter Begabung und tüchtigster Schaffenslust, die jetzt die Ministerien bevölkert. Bevollstet! Das Wort ist beinahe nörrisch zu nehmen. So viel Staatssekretäre und Regierungskommissäre wie zurzeit, hat Ungarn nie besessen. Und die Erde trägt mit jedem Tag neue Frucht. Ein Adressbuch der leitenden Herren würde schon einem Bedürfnis nachkommen. Die verbundene Demokratie arbeitet auch hier mit einem verschwindendlichen Aufsatze an Menschen und Aemtern. Man möchte wünschen, daß der Schärftüchtliger und fleißiger Leute so viel Glück als Talent und Eifer gegönnt sei. Der Apparat am Regierungstisch wächst in gleichem Maße, wie sein Herrschaftsgebiet sich verkleinert. Ein immer größerer Teil des Landes verfällt fremden Einflüssen. Doch auch das fernungarische Gebiet hängt, wie es augenblicklich

Schlünne Volkshäufen von wüsten Pogromen, von grauenhaften Bestrafungen wohlgepflegten Wirtschaftsgutes, besonders aus den Gebieten, in denen das Landvolk rumänisch ist, regen die Hauptstadt noch immer auf. Budapest ist wieder, wie in den Zeiten der Subassonen, voll von Flüchtlingen, an die Hotels und Pensionen brandet die Flut der Einlasssuchenden. Die Stunden, an denen unter einem Strom von Behtausenden im Reichstagsgebäude die Republik ausgerufen wurde, hatten die Stadt noch einmal in lebensvollem politischem Aufschwung gesehen. Es war der letzte farbige Tag gewesen. Seither liegt dumpfe Mattigkeit auf den Gemütern. Hoffnungsstrolche Patrioten, die dem Stern des Landes vertrauen, sprechen nur halbkeine. Ihre Zuversicht, daß die naturgegebenen Einheiten des Landes schließlich doch über den Nationalismus der Nachbarn siegen werde, wird gern gehört, aber mit wehmütigem Kopfschütteln begleitet. Die patriotischen Besessenen, die im Schmerze wüsten und Ungarn auf eine Handvoll Komitate verkleinert sehen, genießen augenblicklich das Ansehen nüchternen Tatsachennennenden, die die Welt so schlimm sehen, wie sie leider sein mag. Die Mehrzahl aber fühlt nur und schreit sich nicht. es auszusprechen, daß die Kriegszeit gemüthlicher war als der Uebergang zum Frieden. Als die Kanonen noch brüllten, konnte man für Geld alles haben; jetzt fliehen die heimlichen Nahrungsquellen vom Lande flüchtend. Die Unsiherheit der Zukünfte, die Verengung des Gebiets, das der Autorität und dem Griffen Budapests untertan ist, weckt Sorgen über die Verpflegung des Stadtbolkes in den nächsten Monaten. Die Kitzel, für den Durchschnittsbürger das Symbol der guten Friedenszeiten, werden in diesen Stunden des Summens gar vielen den fast erloschenen Glauben an eine trotzige Zukunft vor-

Grave Sage.

Budapester Stimmungen.

Das Volk von Budapest erhält von der republikanischen Regierung ein Geschenk. Es wird wieder Kitzel zum Frühlingsgefühl geben. Für den Selbsthandel wurde das verbotene Gebäd immer hergestellt, aber meist als Ausschmückung. Man erhebt es in den Sommerfrischen, im Reichthum der Hauptstadt ließ es sich selten sehen. Die Kitzel sollen offenbar die erste freundliche Gabe des Kriegsendes darstellen. Eine unerschütterliche Steuerung, die über das unbedeutende Gefühl hinweghelfen soll, daß das Ende des Krieges der Aufhebung von Beschränkungen war, wie sie der ungarische Volkshäufen nur in den allerfrühesten Zeiten seiner Geschichte erdulden mußte. Feindliche Truppen ziehen gleichzeitig von allen Seiten tief ins Land, die Eisenbahn im Nordwesten, die Serben im Süden, die Rumänen im Osten und Südosten. Die wehrhafte Nation, das Kasernenvolk, hat keine Waffen dagegen, will auch keine gebrauchen. Die Regierung der Volksrepublik hat ihre Sache auf die Mahnung Tolstois gestellt: "Widerstrebe nicht dem Uebel." Sie erwartet die Stellung von dem Richterpruch der Friedenskonferenz. Mit beinahe rührender Einigkeit werden Tag für Tag babierne Proklame abgesetzt. Kaiser verhält die Stimme Ungarns ohne Gehör. Die Weltmächte wollen ihren kleinen Bundesgenossen nirgends Halt gebieten. Das alte Stephansreich ist ein großes Mazedonien geworden, nur ohne die wildelnde Monarchie, die Blut und Brand in einem verdooflichen Winkel Europas umleidet. Gottan.

auch jetzt nicht untergegangen ist, unterstützt diese tapferen Mütter bei der Fahrt in das Land, wo Milch und Honig zu bedeutend billigeren Preisen als im Wiener Schleichhandel und noch dazu in offenen Geschäften fließt.

Während der Zug langsam zwischen hohen Willarden dahindrollt, die in Gestalt riesiger Kasernen, Kriegsfabriken, Flugfelder seinen Weg umsäumen, hat man Gelegenheit, über die wirkungsvolle Herwerbshilfe unserer Gegenwart nachzudenken. In dieser Beziehung ist wirklich ein eiserne Zeitalter gekommen. Was hätte uns nicht alles vor Jahren nervös gemacht! Der große Luftverkehr in kleinen Stationen, das rickhaltlose Benehmen der Fahrgäste, der Tabakeras und sein Geruch. Und jetzt fährt man bei eisgehaltigen Schienen und offener Wagenführ auf einem wirzigen Plätschen durch die Kälte, kann sich nicht ganz aufrichten, weil sich die Leute an die Sitzlehren klammern, und ist noch froh, daß man sitzt und nicht drei Stunden lang in dem gedrehten Menschenwäldchen stehen muß. Alles Bergmügen beruht eben auf einem Vergleich. In der Wüste ist ein Wassererschlauch wertvoller als eine Perlenkette, und man fährt lieber bei offenen Fenstern, als daß man in Wien zurückbleibe.

Alle Herzen freuen sich aber doch, wenn man den sauberen und meist abgekühlten Boden Preßburgs unter die Füße bekommt. Allerdings etwas mehr Boden, als man in der abendlichen Zinkernwünschen würde. Die vor den Türken im Marschal-Geschützten wohnen bis zu den Dächern hinauf, und nach einer ausgedehnten Wallfahrt landet man in einem kleinen Zimmer ohne Ofen. Es hat den Vorteil, daß es den Matrasen, offenbar in Ermangelung von Koffbeur, mit Granit gefüllt wurden. Nachdem man sich noch einige Friedensgemälde zu Kriegsbroschüren verschafft hat, bemüht man die Nacht zur Geröhnung

lassen und wieder annehmen ihn. Diese einige Tätigkeit wird von Gemurmel des Volkes begleitet. Nach dieser kleinen Szene übergeht man sich eine halbe Stunde lang davon, daß der Pfastermann ein vorzüglicher Mülleiter ist, und gibt acht, in der Stillemerlette vor dem Geleise nicht in die letzte Reihe gedrängt zu werden.

Wenn dann die Lokomotive mit den vier Wagen einläuft, zeigen einige fortwährende Menschen sofort die Heberfähigkeit von Türen, wenn Fenster da sind. Alle ändern machen quälende Erhebungen über die wunderbare Nachgiebigkeit des menschlichen Brustkorbes und die Treulosigkeit von Weiberköpfen. Man greift nach einer Stange am zweiten Wagen und hält sich schließllich am Geländer des dritten fest, wenn man Glück hat und die Schritte im Geleise bleibt. Noch ein paar kleine Sprünge über Körbe und Tische, und der heißbegehrte letzte Sitzplatz ist erobert. Im glücklichen Gesühl des Bestehenden hört man eine halbe Stunde lang noch das moderne Volkstongert vor den Aufhängen an, das sich aus Ehrenbeleidigungen, Angstrufen und Aufforderungen zur Ordnung zusammensetzt und durchaus fortissimo gesungen wird. Einigemal entfernt man noch von seinem Schoß einen braven Weibbürger, der mit seinem Beschsprung durchs Fenster gekommen ist, und zwischen durch freut man sich über die Volkstehr, welche das Kunststück fertig bringt, sich durch den Waggon durchzukämpfen und nachschon bei abwesenden Soldaten zu halten. Der Massenschor der Burtschleichen vor den Fenstern singt noch einen Schlusssatz mit erschölenen Säulen, und unter seinen Klängen kommt der Zug ins Rollen. Die Frauen bauen sich nach der Demosierung durch die Schlacht wieder auf. Eine erstaunlich große Menge von ihnen hat sich in die Brandung gestürzt und wurde von der Menschenwelle in den Wagen geworfen. Ein hübschen Ritterlichkeit, die in Wien

Im Samsterzug.

Der Sage nach soll man im Frieden durch Kesseln eingeladen worden sein, die elektrische Bahn noch Preßburg zu benutzen. Setzt im Friedensverlas ist die Fahrt ein Weichenbestiel mit einer schwierigen Übung. Was macht man, wenn 600 Leute auf die Beförderung warten und der Zug nur für 400 Platz hat? Beim Einkauf der Fahrkarte kommt man mit einigen leichten Querschüssen davon. Während man das Gewicht des Herrn abschätzt, den man vorübergehend auf dem rechten Fuß zu tragen hat, bewundert man die Dame vor dem Schwelger, welche eben die berühmten Bewegungen macht: Tische öffnen, Gelbes hervoranziehen, Kleingeld suchen, Paket und Schirm

Das Bild der Stadt Wien.

Unter dem Drucke der Verordnungen über Wärme, Licht und Verkehr.

Wien, 6. Dezember.

Wien macht jetzt an den Winterabenden einen besonders trüben Eindruck. Die Haustore sind um acht Uhr geschlossen. Aus den Fenstern dringt wenig Licht in die Straßen. Dunkelheit liegt auf der Stadt und die Gassen, besonders in den vom ersten Bezirk entfernten Stadtteilen, sind wie verödet und verlassen. Die Gefahr droht, daß Gas und Elektrizität ganz versagen, wenn es nicht gelingen sollte, einen größeren Vorrat an Kohle zu verschaffen. Wir kämen in den Zustand wie im achtzehnten Jahrhundert, bevor die damalige Regierung eine besondere Beleuchtungsanstalt für das Füllen und Anzünden der Lampen errichtet hatte. Der von Sonnensfeld gestellte Antrag, kugelförmige Laternen mit weißem Glas herzustellen, wurde durchgeführt. Die ersten Spuren einer öffentlichen Beleuchtung von Wien sind in einer Mitteilung aus dem Jahre 1688 zu finden, wo erwähnt wird, daß die Beleuchtung der Straßen und Plätze durch Laternen, in denen mit Fett gefüllte Lampen angezündet wurden, angeordnet worden sei. Vor dieser Zeit war die Stadt finster und die Bewohner mußten sich der Fackeln oder Handlaternen bedienen. Im sechzehnten Jahrhundert war es verboten, im Sommer nach neun Uhr und im Winter nach acht Uhr sich in den Straßen aufzuhalten. Die ersten Versuche mit Leuchtgas wurden im Jahre 1817 im Polytechnischen Institut nach der Erfindung des Apothekers Moser gemacht. Die Oesterreichische Gasbeleuchtungs-Gesellschaft erhielt im Jahre 1832 die Bewilligung zur Legung von Röhren in der Stadt. Im Jahre 1843 kam die Imperial Continental Gas-Association nach Wien, deren Netz später unter dem Bürgermeister Lueger aus den Straßen entfernt wurde, da die Gemeinde ihre eigene Gasbeleuchtung eingeführt hatte. Im ganzen Stadtgebiet war das Gasnetz der englischen Gesellschaft erst im Jahre 1855 vollendet.

Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Wien für einige Zeit in einen Zustand kommen wird, der schlimmer wäre als der des achtzehnten Jahrhunderts unter Sonnensfeld und selbst unangenehmer als in der Zeit, da die Beleuchtung durch Klauensett hergestellt worden ist. Zeit haben wir schon gar nicht.

* **Die stille Stadt.** „Zapfenstreich“ für — alle: Wien geht um neun Uhr schlafen! Das war gestern abends eine trübliche „Neuerung“. Die Kaffee- und Gasthäuser waren trotz der Achnuhr-Hausstopper namentlich in den inneren Bezirken noch lange nach acht Uhr dicht gefüllt. Aber die Stimmung war unerkennbar die gedrückteste, die es in Wien jemals gegeben hat. Man sprach von nichts anderem, als von den neuen Einschränkungen und verzehrte mit trostlosen Mienen ein Kaffeehaus-Nachtmahl, je nach dem Lokal: zwei Eier oder einen Tee und eine mitgebrachte Marmeladestulle. Auch die in den letzten Tagen aufgetauchten Zweifronenpaunzerln und sonstigen sündhaft teuren Bäckereien wurden als Nachtmahlersatz stark begehrt. Der eine nahm sie, weil er kein Brot hatte, der andere hatte nicht genug Brot. Und im Café oder Gasthause sahen die Leute überhaupt nur, um daheim Licht zu sparen und zu hören, was es Neues gibt. Es gab nichts Neues. Trotzdem erhoben sich viele nicht eher, als bis der „Ober“ rief: „Zahlen! — ich bitte — Feierabend is' s!“ Zwischen acht und neun Uhr hatten die Hausbesorger ihren guten Tag. Wenn es auch zumeist nur Eisenmesserln gab, so wurden sie von schamhaften Heimkehrern, die an Front- und Etappenpreise gewöhnt sind, doch münzler verdoppelt, und die Kriegsgewinner zahlten gewohnheitsmäßig eine Krone. Anlässlich der Achnuhrstopper erfolgte eine Verstärkung der Stadtschutzwache, deren Posten zu zweit mit Gewehren bewaffnet durch die Stadt patroullierten, während bisher je ein Stadtschutzmann mit je einem Sicherheitswachmann den Dienst versehen hatte. Von Vorteil ist die Sperrvorschrift nach Ansicht der Polizeifunktionäre in bezug auf den Schutz gegen Einbrecher; namentlich Wohnungseinschleichern wird durch die frühere Hausstopper das Handwerk erschwert. Wien schlief gestern aber nicht, Tausende wachten sorgenvoll beim matten Schein mühsam erhaltener Petroleumlampen oder bei Kriegsterzenlicht und horchten in die schwarze stille Großstadtnacht hinaus . . .

Nikolo- und Krampustag.

In den spärlich beleuchteten Anlagefenstern, die dem Zwecke des Nikolaus- und Krampustages dienen sollen, stehen die noch mit Erbsähligkeiten gefüllten Düten, die grimmig in die Welt blickenden Krampusse und die papierenen Nikolos und versuchen wie einst die schöne Sitte des Gebens und Beglückens für die Kleinen und auch für größere Bräve zu künden. So als eine Art Vorfeier des Weihnachtstages hat sich ja der 6. Dezember der Gunst Aller erfreut, einstens, in besseren Zeiten . . .

Wer heute abend durch die nebligen, nassen, in Finsternis gehüllten Gassen Wiens wanderte, wird still entsetzt an diese Zeiten zurückgedacht haben. Wie ein lodender Zauber steigt ein anheimelndes Bild aus längst vergangenen Tagen in unserer Erinnerung auf. Der Nikolomarkt am Hof erstrahlte im hellsten Lichterglanz, die Bretterbuden, stark geleert, gaben schon in den ersten Nachmittagsstunden Kunde von dem „Wahngeschäft“ und eine eilig heimwärtsströmende Menge mit den sorgsam gehüteten Basketen unter dem Arm flutete durch die Straßen.

Und draußen auf dem Rudolfsheimer Markt, auf dem Währinger Rutschergassenmarkt oder in der Brunnengasse in Neulerchenfeld reichte sich „Standl an Standl“. Wahre Berge von Kesseln, Zwetschken, Feigen, Nüssen, diese, natur, versilbert oder vergolde, wie es das Herz begehrte und prächtige Datteln luden zum Mitnehmen ein. Ein riesengroßer Krampus in Ueberlebensgröße stand als Wahrzeichen des Tages beim Markteingang und von allen Seiten lockte der Werberuf: „Nehmens was nit, guä' Frau“ oder „Was will denn der junge Herr?“ Die Nikolos trugen noch lange Warte aus wirklich feinsten Watte und die Krampusse träumten noch nicht davon, daß ihr solides Hosenfell als „Pelzerfah“ einst begehrte werden wird. Sie schauten selbstbewußt auf das lebhafteste Getriebe und etwas verächtlich auf die abseits stehende große leere Zuckerliste, auf der ihre minderen Genossen, die aus dem Geschlechte der „Zwetschkenkrampusse“, schon um ein „Sechserl“ zu haben waren. Um 8 Uhr abends war gewöhnlich die ganze Herrlichkeit zu Ende und eine Stunde später gab es in den Familien glückselige, strahlende Gesichter und dankbaren Jubel.

Heute lastet schwer das Ungemach des Tages auf der so traurig gewordenen Stadt des Frohsinns. Verdrückt liegen die Märkte und auch die Schwärmer für die Erbsähligkeiten der Zuckerlgeschäfte sind ihrer nicht allzuvieler.

In der kleinen Vorstadtwohnung an der Grenze des Bezirkes Meidling aber sitzen vier Kinder in dem unbeleuchteten und ungeheizten Zimmer, warten der Rückkunft der Mutter. Ob sie wohl auch die mit rotem Seidenpapier verhüllten Lampen in den Geschäften sah, die an den Krampustag mahnen? Abscheiden gewordenes Kindersehen hat ja in den Kriegsjahren gelernt, den Kreis seiner Wünsche so eng als möglich zu ziehen. Und wirklich kommt die Mutter mit einem heute für die Kinder bedeutungsvoll gewordenen Schabe heim. Wohl sind es nur kleine Wirtschaftsdäpfer, nicht gerade bester Qualität, dafür kostet aber das eine also 8 Kronen, viel Geld für einen Hausvater, dem noch häßlicher der Ernährer fehlt. Ihm, der sich in russischer Gefangenschaft nun schon das dritte Jahr befindet, gelten auch die Gedanken der um den Tisch versammelten Runde: „Barr's, vielleicht kommt do der Vater bis zu Weihnachten, dann wird's ja besser werd'n.“ spricht die Mutter. Und gleich diesem Wunsche der bescheidenen Frau aus dem Volke bewegen sich heute am Tage des Schenkens die Sehnsuchtsgedanken tausend anderer auf derselben Wahn des Gropfindens. Sie alle besetzt das Verlangen nach baldiger Heimkehr ihrer noch in Gefangenschaft befindlichen Angehörigen, von denen in der Ferne viele, viele wohl heute in wehmütigen Gedanken bei der Nikolofeier daheim sind. Sie fehlen in dieser bitteren Zeit am heimatischen Herd am meisten, ihr endliches Kommen wird für Tausende ein Hoffnungsstimmer in schwerer Not sein . . .

O. H.

Die Lipizzaner unter dem Hammer.

Nun sind aus dem Stadtbilde Wiens auch die letzten sichtbaren Reste höfischen Prunkes verschwunden: die Hofequipagen mit ihren herrlichen Lipizzanergespansen, und in einem Inserat, betitelt „Hospferdelizitation“, wird in trockenem Geschäftsstil bekanntgegeben, daß diese stolzen Tiere „im Wege öffentlicher Versteigerungen den Meistbietenden gegen gleich bare Bezahlung“ veräußert werden. Das alte Wien war, das ist eine Tatsache, stolz auf seine Hofequipagen, es betrachtete einen jeden dieser eleganten Wagen, insbesondere wenn die Räder „goldene Spricheln“ zeigten, mit einer gewissen Zärtlichkeit, und wenn solch ein Wagen vor einem Laden in der Innern Stadt halt machte, war er im Nu von einer statilichen Korona von Neugierigen umgeben, die gleich heraus hatten, wen er gebracht, und mit Andacht und Bewunderung die schneeweißen Pferde, den ernst dreinblickenden und unbeweglichen Kofutscher mit dem Zweispitz auf dem Kopf betrachteten und nicht milde wurden, ihrem Entzücken über dieses schöne Bild Ausdruck zu geben.

Aber nicht bloß in Wien, auch im Auslande würdigte man diese Spezialität des Wiener Hofes, die adrettesten und elegantesten Gespanne zu halten, und in den Schilderungen Wiens, die von Zeit zu Zeit in französischen, englischen und andern Blättern auftauchten, waren den Wiener Hofequipagen häufig genug eingehende Schilderungen gewidmet. Besonders seitdem der nachmalige Obersthofmeister Fürst Rudolf Liechtenstein das Amt des Oberstallmeisters übernommen hatte, waren die Pferde der Hofstallungen von hervorragender Qualität und wurden ausgezeichnet gehalten. Allerdings verschlang das viel Geld, und unter Kaiser Franz Josef kamen von den vorgelegten Stellen sehr häufig Reklamationen wegen der steigenden Ausgaben, welche die Hofstallungen verursachten. Aber der Fürst setzte sich stets darüber hinweg, und wenn ihm irgend ein Wunsch nach Sparsamkeit vorgebracht wurde, erwiderte er lächelnd: „Diese Federfuchser — er meinte die Beamten in der Hofrechnungskanzlei — verstehen das nicht, sie wissen nicht, was gute Pferde und schöne Wagen kosten!“ Schließlich behielt er immer recht, und an die vielen Lipizzaner der Hofstallungen und an die „Fabelschimmeln“ der Hofreiterschule wurde nicht gerührt. Aber jetzt hat infolge des Umsturzes auch ihre letzte Stunde geschlagen — nämlich als „Hospferde“. Die Lipizzaner und die übrigen rassenreinen, edlen Tiere kommen unter den Hammer, Pferdeliebhaber und Pferdehändler rüsten sich schon, sie in ihre Hand zu bekommen. Wer weiß, wessen Wagen sie demnächst schon ziehen werden!

Die Verschwundenen.

Der Krieg hat nicht nur Staaten und Herrscher beseitigt. Auch unzählige der ganz Kleinen Leute sind verschwunden, Typen, die zum Bilde unserer altgewohnten Erfahrung gehörten. In Wien, wo die Vergangenheit immer noch mit einem kleinen Flügelende hängen geblieben war, werden sie vielleicht wiederkehren. Nicht mit dem Schimmer früherer Gemütlichkeit, sondern robuster, ein wenig amerikanischer. Man tritt vors Haus. Der Einspännerstandplatz ist leer. Mit der Vielzahl der Wagen und Pferde ist auch der Wasserer fort, der dienstwillige, unermüdlige. Während die tieferen Kosselentler im Kutscherwirtschhaus zechten, ging er Sommer und Winter in Holzschlappen, immer geduckt und zuvorkommend, fütternd und mit dem „Rehhäutl“ den lastierten Kasten putzend. Eine zweite Figur der Ganzkleinen war der „Brotshani“. Im Zivilberuf meist Bürgerlicher, war er in seiner neuen Würde auf der Dorfstraße zum Pikkolo. Um die Schultern hatte er ein breites „Schelbbonndel“, und daran hing ein für die Körpermaße des Trägers meist viel zu großer Korb. Was war da nicht alles drin! Dünn und dick geschnittene Brotschnitten, schwarz und weiß gemischt, heiß begehrt, „Scherzeln“, „Schusterladerln“, blank polierte Wecken, Kaisersemmeln, Mohntriezel, Salztriezel, Salzstängel und die märchenhaften „Gadschilojas“, die wie Prinzen aus dem Orient gebräunt und geheimnisvoll unter der bleichen Gesellschaft des kundigen Griffes harrten. Der gewisse Gasthausgeruch nach zerlassener Zeit und gebrannten Zwiebeln schwebte wie ein bodenständiger Geisterhauch durch den Garten. Das gute „Bäpperl“ und der Truml erheiterten die Gemüter. Unausgesetzt erscholl der Ruf „Brotshani!“, „Schani — Brrot!“, dem gewöhnlich ein dünnes Echo aus der entgegengesetzten Ecke schüchtern antwortete: „Hausbrot g'fällig!“, bis der Zahlkellner den Gesuchten mit oder ohne „Beutler“ an die richtige Stelle wies. „Wo schläfst denn allerweil umarananda?“ — Das Brotshandasein war nicht sehr beneidenswert, aber wie geruht möchte man dem Brotshani die sanfteste Behandlung sichern, wenn man ihn nur erst wieder hätte!

Alljährlich um die Zeit der Kirchweih standen in unserer Gasse einige Tage lang die Buden der „Sebzeltweiber“. Was gab es da für Herrlichkeiten! Zu unterst die kleinen Stücklein fürs Kindervolk, dann terrassenförmig ansteigend die größeren Sachen und ganz oben die mächtigen Herzen mit den sinnvollen Sprüchen, deren weißgezeichnete Mythik erst später verständlich wird. Wir Gassenbuben versfüigten höchstens über einen Kreuzer, aber dafür bekam man hier kleine Honiglücherl oder die berühmte eßbare Schühwiche, die man mit Wohlbehagen aus der winzigen Holzschachtel lecken konnte. Verschwunden ist der Mann mit den „Mandoletti“. Er trug die hochbeladene Tasse wie ein Jongleur auf dem Kopfe und langte das Ganze auf Wunsch mit kühnem Schwung herab. Da lag ein Wald von winzigen Stängelchen, und aufgereiht boten sich dem entzückten Auge Nüsse, Feigen, Stachelbeeren, Marillen und Pfannkuchen. Alles prachtvoll glasiert und jedes Stück nur einige Kreuzer! Als geborner Kunstfreund sah ich jeden Sonntag nachmittag auf der vierten Galerie des alten Carltheaters in der „Teufelsmühle auf dem Wienerberg“, den „Gigerln von Wien“ oder ähnlichen alten Theaterschäßen. Während der Pausen rief es dann durchs ganze Haus: „Bäckerei, Weinscharln!“ oder „Frisch' Bier, Schinkensemmeln!“ oder gar nur „Frisch' Wasser!“, und die das riefen, waren eine kleine, aber wohlangesehene Zunft. In den Wirtschhausgärten war neben dem Brotshani der „Salamutsch“ eine wichtige Persönlichkeit. Man konnte um zehn Kreuzer „Emmentaler und Salami gemischt“ haben, natürlich so zart geschnitten, so dünn wie indische Schleier. Der Mann mit dem Messer zwängte sich durch die Tischreihen; er war meist ein humorvoller Herr mit einem riesigen

„Böger“, aus dem die ganze Herrlichkeit seines Geschäftes einladend hervorsah. Unaufhörlich tönte sein Ruf „Duri! Duri! Käso! Salami! Frischlo! Salamutsch! Salamini! Da bin i!“

Und jede Stunde des Tages hatte ihren eigenen Handeljuden. Man brauchte keine Uhr und erkannte an dem Tonfall der Auser, ob es Gabelfrühstücks- oder Tausenlaffeezeit sei. Die meisten hatten gar nichts im Binkel, aber die Standhaftigkeit, mit der sie jahraus jahrein kamen und gingen, gab ihnen eine gewisse ideale Würde, und so erschienen sie mir wie die Schatten der sagenhaften Richter Israels. Auch der „Sandlee“ ist fast verschwunden und mit ihm das „Baner-Fehen-Weiß“. Diese Arme war eingekühlt in Schmutz und Staub und schrie dumpf und mürrisch: „Dog bog sang feg!“, was aber in Wirklichkeit „Hoderlump, Hoderlump, Baner, Fehen!“ lautete. Die erhaltenen Lumpen zahlte sie nicht mit Geld, sondern mit — Geschirr. Mit tiefer Rührung erinnere ich mich meiner zerfesten Schulanzüge, die von meiner Mutter zu Tellern, Kaffeehäferln oder Eierpeisereindln gemacht wurden. Ich bewahre dem „Baner-Fehen-Weiß“ ein treues Andenken.

Eine ähnliche Figur war das „Labendweiß“. Diese Frauen hatten ihrem Ruf eine sicher sehr alte Melodie unterlegt, und ihre Einladung: „Kauf's an Labendl, Labendl! Zwa Kreuzer a Büschel!“ wurde oft gar nicht übel geungen. Manchmal hört man sie übrigens noch. Chorpenzier hat in seiner Oper „Louise“ die Arie der Pariser Straßenverkäufer, den „Cri de Paris“ musikalisch verwertet. Vielleicht geschieht einmal das gleiche mit Wiener Vorbildern. Auch der „Spielereikrowot“ kündigte sein Erscheinen durch ein halb lustiges, halb melancholisches Gedudel auf einer hölzernen Flöte an und der „Kastelbinder“ erschien mit einem Bariton solo: „Kastelbinder is do!“ — Und dann gibt es ein Runterbunt von kleinen Leuten zwischen ehrlichem Handwerk und halber Bettel: Hausmusikanten und Werkelmmänner, Planetenverkäufer mit weißen Mäusen oder Labageiten, Kaffendresseure, Tischellenvirtuosen mit Schalmel und Dudelsack und ähnliches Volk. Viele, fast alle wurden von den rauhen Händen der Zeit fortgewischt und mit ihnen manche trauliche Erinnerung an bessere Tage und bessere Menschen.

Richard Guttman.

Wehrlos — ehrlos?

Von Dr. Wolfgang Maderer.

Wir alle haben oft und oft während der Jahre des Krieges sein Ende herbeigesehnt. Wir alle haben uns in solchen Träumen vergewissert, daß ein Engel im weißen Gewande leuchtend über die Erde hinschweben und der Welt den Frieden verkünden werde und daß dann die Menschen einander vor großer Erschütterung weinend in die Arme schließen und alle Dämonen der Not und des Jammers in einem Augenblick verfliegen würden.

Weinen — ja, das tun die Weichen hieselander, aber nicht vor Freude, sondern vor Enttäuschung, vor heißem Zorne. Denn das Ende des Krieges ist fast schrecklicher als der Krieg selbst, und der Friede, der im Anzug ist, naht sich nicht im weißen Festgewande, sondern in schwarzer Trauertracht, und er trägt kein rosiges Engelsgesicht, sondern ein verhärmtes Antlitz, in dessen edle Züge der Dämmer tiefe Furchen gezogen hat. Sein Bote und Vorläufer aber, der sogenannte Waffenstillstand, ist nach Deutschösterreich nicht als ein freundlicher, mildherziger Priester der Versöhnung gekommen, sondern er geht einher mit eisernem Tritt, bis an die Zähne bewaffnet, und schreit und schlägt auf uns los, als wären wir mitten im Kriege.

Wie kann dieser unerhörte Zustand möglich sein? Wie kommt es, daß man uns gegenüber alles für erlaubt hält, daß man unsere Städte der Reihe nach besetzt, unsere Staatsgenossen als Hochverräter verhaftet oder als Geiseln einzieht, unsere Kohlenwerke in Beschlagnahme nimmt, unsere Verpflegung durch räuberische Aneignung der von uns angekauften Waren auf der Durchfahrt durch fremdes Land unterbindet? Wie kommt es, daß man sich vernimmt, slavische Staaten, die sich erst nach Abbruch des Waffenstillstandes bildeten, weil sie früher zu Oesterreich gehörten, zu Mitgliedern der „Entente“ zu ernennen, und die Rechte, die der Waffenstillstand den kriegsführenden Staaten zugestehet, eigenmächtig auf sie zu übertragen?

Daß man den traurigen Mut findet, uns Deutschösterreichern diese unerhörte, diese verächtliche Behandlung zuteil werden zu lassen, ist auf eine Tatsache zurückzuführen, die allerdings leider uns selbst zur Last fällt: Wir besitzen augenblicklich keine Wehrmacht mehr. Die Denkweise der Welt ist dank dem demoralisierenden Einfluß des Krieges heutzutage in solchem Grade auf Gewalt eingestellt, daß derjenige, der nicht in der Lage ist, sein Recht mit Gewalt zu vertreten, wie ein Rechtsloser angesehen, daß „wehrlos“ für gleichbedeutend mit „ehrlos“ gehalten wird. Mit fürchterlicher Schnelligkeit hat sich in der Bestimmung einzelner und ganzer Völker der Begriff der Gewalt als Quelle des Rechtes festgesetzt; es hat keine Zeit gegeben, in der der erbarmungs- und trostlose Satz „Gewalt geht vor Recht“ unterschämter und großzügiger beachtet worden wäre als in unseren Tagen.

Darum befindet sich jetzt derjenige in der schlimmsten Lage, der nicht imstande ist, seine Rechtsansprüche auch mit Gewalt zu sichern. Aber wir Deutschöreicher sind nicht klug und tatkräftig genug, dies anzusehen und uns wenigstens jenes Maß von Gewalt zu wahren, zu dem uns auch der Waffenstillstand noch berechtigt, sondern wir legen die Hände in den Schoß, jammern über die Schleichheit der Welt und werfen dem Gegner, der nur die Kraft der Faust als Rechtstitel anerkennt, papierene Proteste an den Kopf. Da darf man sich wahrlich nicht verwundern, wenn man uns nicht nur für wehrlos, sondern auch für ehrlos hält und glaubt, über unsere Rechte zur Tagesordnung übergehen zu können!

Es ist ein schönes Ding um die Abrüstung, und niemand wird den Männern, die durch Jahre Unsägliches ertragen mußten, ein gebieterisches Bedürfnis nach endlicher Rast verargen. Aber auch die Tschechen, Slowaken, Slovenen, Kroaten und Serben haben diese Kriegsjahre mitgemacht, und doch sind sie weit entfernt davon, ihre Flinten wegzurufen und sich an den häuslichen Herd zu setzen; sie halten Tausende von Saksaken unter den Waffen, und diese vermessen sich nicht, ihrem Volke und Vaterland die Treue zu versagen, sondern sie greifen ein, wo es ihnen befohlen wird, sie wahren die militärische Zucht und verschütern so ihrer Regierung die gewollten Erfolge.

Was hat dem Deutschösterreich entgegenzusetzen? Bestehen wir überhaupt eine organisierte Wehrmacht, auch nur insoweit sie zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung erforderlich ist? Hätte jede der Städte, die von den Tschechen vergewaltigt worden sind, eine noch so bescheidene Besatzung disziplinierter Truppen gehabt — wir sind überzeugt, daß die Anarchie der heis-

hungrigen Eroberer sich Schranken aufgesetzt hätte oder in so manchem Fall zurückgewiesen worden wäre. Und würde in Wien eine tüchtige Miliz bereit, um rechtzeitig und befehlsgemäß auf bedrohte Orte abzugehen — es könnte so mancher Verlust vermieden werden, der fast nicht mehr gutzumachen ist.

Der Begriff einer „Republik“ besteht eben nicht, wie sich so manche unklare Köpfe einbilden, in Zucht und Jüggeligkeit. Auch in der Republik muß es eine Staatsgewalt geben, der sich der einzelne zu beugen hat, und eine Wehrmacht, die dieser Staatsgewalt Achtung verschafft. Die deutschösterreichische Regierung muß den Willen haben, dies der Bevölkerung klar zu machen, aber auch gleich hinzuzusetzen, daß diese Wehrmacht die Sicherheit des Staates und der Einzelnen mit verbürgt, wenn in ihr unabdingte Manneszucht und strenges Pflichtgefühl herrscht.

Gewiß gehören wir Deutschöreicher zu jenen, die im Kriege die größten Opfer gebracht haben. Dennoch, so hart es auch sein mag, dürfen wir unserer Willigkeit keineswegs nachgeben, wir dürfen es nicht, weil es auch die anderen nicht tun, wir dürfen nicht so tief sinken, daß uns herzlose Feinde unter dem höhnischen Jurist „Wehrlos — ehrlos!“ das Letzte entreißen, was uns der Krieg noch gelassen hat.

Das Ende des Café de l'Europe.

Als wollte es das langsame Sterben Wiens nicht mit ansehen, hat das Café de l'Europe Harakiri gemacht. Wie jener Sektionschef der Kabinettskanzlei, der den Zusammenbruch des alten Oesterreich nicht überleben konnte. Der Herr Kiebl hätte sein Kaffeehaus sicherlich auch als Kaffeehaus verkaufen können. Aber er wollte nicht. Das Café de l'Europe hört am 15. Dezember zu leben auf. Eine Bank zieht der leuchtenden Uhr gegenüber ein, die bis 1914 dem nächstlichen Wien niemals eine Stunde geschlagen hat. Ihr Zifferblatt ist erloschen. Das Café de l'Europe existiert nicht mehr. Harakiri.

Es ist die letzte, vornehme Geste des sterbenden Wieners, der die lang gehegte Gemütlichkeit dem starren Kapital ausliefert. Ein Wiener, der einsieht, daß es so, wie es gewesen, nun nicht mehr sein wird. Und der sich zu alt glaubt, die „neue Zeit“ mitmachen zu können. Er läßt seine Popularität an ihrer Schwelle und begnügt sich, zu den Wahrzeichen der alten verschwundenen Zeit zu gehören. Ein Kaffeehausbesitzer, der mehr Orden als irgend eine Erzellenz aufweisen konnte. Er hatte allen europäischen Notabilitäten den schwarzen Kaffee serviert und war mehrfacher Hoflieferant. Er leitete sein Geschäft aus dem höflichen „Habe die Ehre, die Herren“ gegen die ganze und halbe Welt, die Gast im Café de l'Europe war. Denn es gehörte zum Charakter dieses einzigartigen Kaffeehauses, daß es auch allen Gestalten des Wiener Nachtlebens Unterkunft gewährte. Lebemänner, Dichter, Promenadendamen und andere Leute, die keinen Beruf haben, erwarteten hier den grauen Morgen. Und die Nachtschwärmer und Faschingsnarren einer glücklicheren Zeit schüttelten hier die Confettis von den Mänteln, Wiener Wäscherinnen aus den Blumenkälen tranken noch eine Melange und der Narrenabends frohsinn vertrieb sich um vier Uhr morgens den Schlaf. Für die Fremden war das „Europe“ dasjenige vom Wiener Nachtleben, das man unbedingt gesehen haben mußte. Eine „durchdrachte“ Nacht ohne „Europe“ war für den Normalwiener und seinen fremden Gast nicht gut denkbar. Und wenn er nur für fünf Minuten ins „Europe“ ging. Es gehörte dazu.

Wenn das Kaffeehaus im Sommer seinen „Garten“ auf den Stephansplatz stellte, hatte die Saison wieder ihren Höhepunkt erreicht. Im Winter war es der Fasching, der hier das Leben nicht aufhören ließ, im Sommer ist es eben der Sommer gewesen. Rennen, Trabfahren, Wurstelbrater, Sachergarten, Kaisergarten, Eisvogel. Auf der Terrasse des „Europe“ sah sich alles wieder. Und in gehobenerer Stimmung. Da schienen alle gesellschaftlichen Kontraste eingeschränkt oder aufgehoben, der Wiener wurde „gemütlich“. Und wenn Franzosen, Amerikaner, Engländer von der Gemütlichkeit Wiens erzählen, so haben sie sie meist bei Fiakerkutschern und im Café de l'Europe studiert. Wir haben demnach diesem Kaffeehaus und seinem Besitzer einiges zu verdanken. Sein Lokal förderte die Gemütlichkeitsneigungen des Wieners, durch Kaffee, Tee und Alkohol gelang es ihm, Gegensätze auszugleichen und eine Brücke des Verstehens zwischen jenen zu schaffen, die hier an getrennten Tischen saßen. Nicht jede Stadt hat ein Kaffeehaus mit so veröhnlicher Mission. Wenn es auch hier einmal Kummel und Streit gab, es wurde doch nie ernst. Die heiteren Geister Wiens hielten Wache und jeder Rabau wurde hier unabänderlich zur „Heh“, an der sich Omnibuskondukteure, Narrenbrater und Blumenverkäuferinnen beteiligten.

Wenn wieder einmal ruhigere und besser beleuchtete Zeiten kommen, wird dem Stephansplatz dieses sein zweites

Wahrzeichen sehr abgehen. Einweilen merkt man freilich nichts davon, denn das Leben Wiens wird ja um neun Uhr abends, zu einer Stunde, wo es seinerzeit noch nicht begonnen, abgestellt. Und einsame Posten schreiten durch leere Gassen.

Man mag über Gemütlichkeit wie immer gedacht haben. Jetzt geht sie einan ab. Schließlich war es doch die bessere Zeit, da der Herr Kiebl von Tisch zu Tisch ging und seine Verbeugung machte. Später tat er es ja nicht mehr und die eintretenden Gäste machten eher vor dem populären Kaffeesieder ihr Buderl. Früher hatte er die Ehre, später hatten sie nur mehr die Gäste. Es war das Café zum Wiener, der „niemals untergeht“ und der Welt „eine Hagen ausreißt“. Mit diesen Texten und Melodien ist auch der Gegenstand ihrer Verherrlichung ins Jenseits dieser Welt übersiedelt. Und die Daseinsfreude, nach der es einen Wein geben und wir nicht mehr leben werden, ist eitel Aufschneidererei. Aller Voraussicht nach wird es, sollte es so weitergehen, auch keinen Wein mehr geben.

* (Das Wiener Elend in französischer Beleuchtung.)
 „Le Petit Parisien“ vom 3. d. enthält eine anschauliche
 Schilderung der wirtschaftlichen und politischen Zustände in
 Deutschösterreich und im besonderen in Wien aus der Feder
 des Herrn Du Bochet, eines der französischen Jour-
 nalisten, die kürzlich in Wien geweilt haben. Die Darstellung
 ist sichtlich von Sympathie mit der notleidenden Bevölkerung
 getragen und zeigt einen erfreulich guten Willen, auch die
 politischen Verhältnisse zu verstehen. Du Bochet fährt
 unter anderem: „Das Elend in Wien ist unbeschreiblich,
 besonders in Favoriten. Es ist ein furchtbares
 Schauspiel. Die Mehrzahl der Märkte ist geschlossen, auf
 dem größten sieht man nur ein wenig durch den Frost ver-
 dorbenen und zur Hälfte verfaulten Kohl ausgestellt. Das
 Nachtasyl ist einer der grauenvollsten Orte der Hauptstadt.
 Eine Inschrift auf der Tür zeigte an, daß diese letzte Zu-
 flucht des Elends infolge Mangel an Heizmaterial und an
 Lebensmitteln geschlossen war.“ In dieser Weise geht die
 Schilderung der Wanderung fort. Wir wollen hoffen, daß
 diese objektive Darstellung die Beurteilung der hiesigen Lage,
 die bisher in Frankreich anscheinend nur aus politischen
 Perspektiven erfolgt ist, in gutem Sinne beeinflussen wird.
 Die Skizze des politischen Neuaufbaues Oesterreichs schließt
 mit den Worten: „Das alte Oesterreich ist tot, endgültig tot.“
 Auch dieses Urteil wird vielleicht beitragen, die Meinung
 des französischen Publikums zu berichtigen, an das man
 bekanntlich nicht ganz unbeflügelte Pressestimmen im
 Sinne einer Wiederbelebung der alten Zustände einzuwirken
 gesucht haben.

Wiener Weihnachtsbummel

Dieses Weihnachtsfest ist zweifellos originell. Es steht vor allem unter der Kontrolle einer dramatisch sparsamen Behörde, die jeden Centimeter und jede elektrische Glühbirne unter ihre Vollzuständigkeit stellt und den Weihnachtsengel, dessen Hauptfunktion darin besteht, daß er in der ärmlichsten Hütte den bekannten mädchenhaften Glanz verbreitet, gleich im vorhinein verbastet möchte. Denn es fehlt so ziemlich alles, was zu einem reichlichen Christbaum gehört. Selbst die reichen Kinder werden nicht in Gold und Selbsteitz schwelgen, und der Weihnachtsengel wird auch in dieser demokratischen und neugeordneten Zeit nur in den Salons von tüchtigen Leuten, welche die Strategiekonjunktur ausgenutzt haben, und von Händlern, die sich nicht gar zu genau an Höchstpreisverordnungen hielten, seinen Besuch abstratten.

Ein kleiner Bummel durch die Wiener Straßen regt leider zu solchen unfehligen, nicht gerade freundlichen Erwägungen an. Vor allem das Weihnachtsfest der Kinder, das seit fagenhaft alter Zeit am Hof vorbereitet wird. Seine Heimat war, seitdem sich Urgroßväter erinnern, die winddurchbläute Wudenstadt in der die Petrokumfässer über Schiffsbaumrumpf, Rinderventilbaum, Weihnachtsstern und köstlichen Schokoladestangen fläderten. Diese Stadt ist heute kaum mehr ein Dorf, eher eine Romadenfestung mit wenigen losen Baracken. Wie wenn Zigeuner sich ein paar Stunden zum Weiseln niederließen, um morgen wieder aufzubrechen. Neben satanisch grellroten Krampuffen und ehrwürdigen Mikolansen mit Grelsenbart, Mitra und Witschöpfstiel ist da kümmerlich vegetierendes Wintergemüse, verzagt um den Mitttaglichen Vormittagsmarkt, verzagt um den Mitttaglich kämpfende Haus-

frauen sind in dieses Reich der Kinder eingebrochen, das tägliche Kraut ist wichtiger als Pfefferminzen und Nougatompeten, und Nahrungsergänzung liegt nun wörtlich wie Kraut und Rüben durcheinander, und die Taumergelben duften wirzig und natürlich nach Zwiebeln. In diesem armeneligen Ausgebot von kümmerlich festlich aufgespizten Erfrischungen fehlt vor allem der Weihnachtsstamm: das stammlos! Ein Wiener Schriftsteller hat einer seiner rührendsten Nobelen diesen Titel gegeben, in der die Kindersehnsucht eines kleinen Bubens nach diesem kindischen, beinahe wertlosen Silberglanz annützig flizziert wird. Mit ein wenig Stanniol könnten diese lehrnigen Vornigbrote, diese pappigen Lebkuchen, die verfluchten Schokoladestücke ohne ein Atom Schokolade verbedt, könnte ihre nackte Schädigkeit mit einer Fettersamballage bekleidet werden; aber ganz offen und unverhüllt liegt ihr Glas. Ohne Kitzelzeug, selbst ohne die trügerische Illusion, ohne die Maske des Festlichen und des Glanzes... Ohne Stammel! Darin ist der ganze Jammer, die ganze Freundlosigkeit der heurigen Weihnachtsenthalten, deren Karikatur keine Schminke trägt, nicht überstücht und überpinselt ist von den kleinen Wertlosigkeiten, die bloß den einen Wert hatten: die Kinder zu freuen. Die Kürnbirger Regimenter und die Eskadronen der Leibkürnbirger sind zurückgezogen worden, die Märchentheater, die Puppen, die Bausachen nicht mehr da oder verelendet, die Eisenbahnen beinahe ebenso reduziert wie die wirklichen, kein Postkutschall notiert unter einer Krone, und ein Bub, der mit sechs Zwangsjahrestrafen eine Bäckerei einkaufen will, wird ganz weinerlich, denn die böse Frau will ihm dafür auch nicht das kleinste Stückchen ablassen. Schließlich gibt sie ihm irgendein pappiges, negerischwarzes Fabrikat — für 70 Heller.

Dann die Stadtgeschäfte, die vielfach die Zarise ihrer Nebengangsaktivität bereits entfremdet haben. Die Auslagen sind spärlicher, besteht und der Warenmangel gleich. Ist angeordnet, um einige Fülle voranzuführen, die Dofeile so beneidelt, daß sie die

Säden, den Horror vacui des materiallet Raumes, verbeden. Die marischfähigen und wasserdichten Schützenarabienmützen, die Feldbeden und Luftpostler, die Kasserapparate und fibririch-zottigen, dichten, schweren Pelze, die ganze Lornierausstattung hat der Ausbruch des Friedens weggeräumt. Man steht wieder in einem Spielwarenladen Puppen und in allen andern Spielwarenständen dieselben Puppen mit der gleichen Physiognomie, dem gleichen Augenausschlag und Darbstoff in den Haaren und Wimpern. Mit denselben Tricks, mit denselben Spezialitätenkünstlern und Unarten. Auch die Leddhären, die Elefanten und fahrbaren Gel sind immer aus derselben Familie, wie von einer Leddhären, Elefantennutter und Gelsen, deren Fruchtbarkeit phänomenal sein muß, geboren. Und die Geschwister sehen sich ähnlicher, als dies die Natur jemals zustande brachte. Solche massenhafte Eintönigkeit produzieren nur Maschinen, nur gedrückte Fabrikarbeiter. Und große Spielwarenlager liegen außerdem in Siffen verpackt, in Babnhof- und Zollmagazinen der schönen Stadt Eger. Waren der Messe, welche die Händler in Leihzig einkaufen und die nun von den Trägen nicht zum Wiener Markt zugelassen wurden.

Vollständig von allen guten Geistern der Heimat wie von allen bösen Geistern Alhriens, der Slowakei und der Feinde verlassen, liegt der Nahrungsmittelbetrieb darnieder, der die Weihnachtstafel mit Desserkaufsch schmückt, mit seinem bunten, süßen Allerlei der Kleintigkeiten, von denen man isofchte. Und beinahe klingt es frivol, in einer Zeit, wo Hungernöte droht, den Mangel an Delikatessen zu beklagen. Man hat jetzt Gelegenheit, zu sehen, wie appetitlich blaugeschneuert und blendend weiß, leer die Wüstentische sind, die einmal voll besetzt waren von Konfitüren, Konjerven und Kompotten aus Amerika sowie von den südländischen Früchten, die unter der Sonne Italiens reifen, unartig-salziges Käseorten aus Belgien und Frankreich.

Wiener Spielsalons.

Die Nachtgesellschaft im Salon der Tänzerin.
— Mitteilungen eines Kriminalisten. — Reiche
Büfets mit Leckerbissen. — Nichts zu teuer.
— Ungleichartige Bestrafung.

In der letzten Zeit wurde häufig darüber berichtet, daß zur Nachtzeit in Privatwohnungen durch die Polizei große Spielergesellschaften aufgehoben und in der „Bank“ viele tausende Kronen gefunden wurden. Die letzte derartige Amtshandlung wurde in der Nacht zum Sonntag, wie berichtet, in der Wohnung der Tänzerin Lucia Kieselhausen in der Rauhensteingasse durchgeführt.

Die Spielsalons, die es jetzt in Wien in so großen Mengen gibt, daß in jedem einzelnen der inneren Bezirke sich mehrere solcher befinden, sind — äußerte sich ein Kriminalist einem unserer Mitarbeiter gegenüber — eine Kriegerverscheinung. Die Sparmaßnahmen mit Beleuchtung und Beheizung, die frühe Sperrstunde der Kaffeehäuser hat die Spielsalons gezeitigt, denn die Leute, die früher immer in den Kaffeehäusern zusammengekommen sind und sich dort durch ein eigenes Überwachungs-system vor Ueberraschungen gesichert haben, treffen jetzt eben in Privatwohnungen zusammen, wo sie die ganze Nacht hindurch spielen. Und da ist nun eine neue Industrie entstanden, die gewerbmäßigen Unternehmungen von Personen, welche, ohne selbst zu spielen, ihren Gewinn dadurch sichern, daß sie ihre Wohnungen für die Zusammenkünfte der Spieler vermieten gegen ein ziemlich hohes Entgelt für jede einzelne Nacht und überdies noch durch die Verabreichung von Speisen und Getränken, von Rauchsorten und Erfrischungen aller Art einen reichlichen Gewinn erzielen.

Bei allen derartigen Amtshandlungen in den letzten Monaten hat man nicht nur auf den spielerischen großen Summen baren Geldes, sondern auch in den Nebenräumen überreich ausgestattete Büfets und in den Speiskammern große Mengen von Vorräten von Lebensmitteln aller Art gefunden, die schon lange im freien Handel nicht mehr zu haben sind und nur im Schleichhandel für sehr teures Geld erworben werden können. Demnach wird in diesen Salons nicht nur der Leidenschaft des Glücksspiels gefördert, sondern es wird dadurch auch der Schleichhandel mit Lebensmitteln unterstützt, die der

Allgemeinheit entzogen werden, da dem Spieler, der Tausende in einer Nacht gewinnt oder verliert, für das, was er dabei isst oder trinkt, kein Preis zu teuer ist. Aus diesen Gründen allein ist das Einschreiten gegen diese Spielsalons, welches den polizeilichen Organen ungemein viel Mühe und Arbeit verursacht, schon gerechtfertigt. Ein andere Frage ist es aber, ob gegen Hazardspieler überhaupt vorgegangen werden sollte. Diese Frage ist nach den bestehenden Gesetzen unbedingt zu bejahen. Aber auch bestehende Vorschriften könnten geändert, durch praktischere, moderne ersetzt werden.

Wenn ein Mensch, der über die nötigen Mittel verfügt, sein Geld anbringen will, so ist es ganz gleichgültig, ob er dies in lustigen Vergnügungen macht, ob er sein Geld mit waghalsigen Spekulationen, durch das Spiel an der Börse, auf dem Turf oder beim Kartenspiel loswerden will. Das Verbotene hat immer mehr gereizt als das Erlaubte, und es wäre vielleicht zu erwägen, ob es nicht praktischer ginge, der Spielleidenschaft eines Teiles der Leute entgegenzukommen, indem man jede Art von Spiel gestattet. Ganz ausmergen wird man Glücksspiele nicht können. Immer werden die Spielergesellschaften in großen Klubs oder in Privatwohnungen sich zusammensuchen, und wird die eine oder die andere dieser Gesellschaften einmal bei einem verbotenen Glücksspiel durch die Polizei überrascht, so ist die Strafe für die dabei Betroffenen eine ungerecht ungleichmäßige. Der hier Zuständige kommt mit einer Geldstrafe davon, der Ausländer, als welcher auch ein Ungar und in den neuen Staatsweisen selbstverständlich auch ein Tschecho-Slowak oder ein Jugoslawe gilt, wird landesverwiesen, also viel härter bestraft.

Die Aufhebung des Verbotes gewisser Glücksspiele würde Uebertretungen, die tagaus tagein in Kaffeehäusern und in Privatwohnungen geschehen, straflos machen, da sie eben dann keine Vergehen mehr sind, und die Behörde hätte nur dem gewerbmäßigen Treiben berufsmäßiger Spieler zu steuern, denen die Opfer durch „Schlepper“ zugetrieben werden und die bei ihren Spielpartien das Glück durch Kunstgriffe und Fingerfertigkeiten verschiedener Art zu verächtigen verstehen. Was nicht verboten ist, spielt sich öffentlich ab und verbirgt sich nicht in geheimen Schlupfwinkeln, und daher würde das Gestatten dieser Spiele möglicherweise eine Erleichterung der Überwachung jener gewerbmäßigen Spieler schaffen, welche durch ihr gewöhnlich nicht einwandfreies Spiel ihre Opfer auszubeuten suchen.

nen, die aber, ob er einfacher Wehrmann die ganzen 28 Jahre hin-

padie er sich noch ein paar kilo mehr auf den Buckel, was verschlingt! Ein paar besonders weihnachtlich gestimmte Durtschen hatten einen kleinen Wäffcher auf die Länge des Ternobaner-Waldes nicht geteilt, um ein paar Lannenhäimchen zu holen, die sie nun als Gegenstück zum Gewehr auf der linken Schulter mittrugen.

Um Monte Santo rechts vorbei, durch die Statna-Schlucht mit ihren Gefühlsstellungen ging's hinaus in mühsamem Zick-Zack gegen Bobice und weiter, sorgfältig hinter das dürrer Laub der künstlichen Mastierung gedeckt, bis zur Kote. Es war die Höhe 524, aber für uns hieß sie nur die Kote. Unjere Kote hatte auch für unseren Marjác in die Stellung jedesmal besondere Bedeutung, sie bildete den Höhepunkt, weil wir nun von hier aus den mühseligen Abstieg auf der Vorderseite des Kul gegen den Songo hinaus unter zu bewerkstelligen hatten. Aber dazu mußten wir noch hier kurze Kaste machen und das völlige Gerastinken der Dunkelheit abwarten, weil hunderte bewaffnete Augen auf den gegenüberliegenden Hängen schwarz Ausguck hielten und uns übel mitgespielt hätten, würden sie uns entdeckt haben.

6 Uhr abends, tiefe Finsternis. Während zu Hause in der warmen Stube die Lichter am Baum entzündet werden, tasten und tappen wir uns im Gänsemarsch, jeder am Vordermann Halt und Richtung suchend, den steilen, steinigen Fußpfad hinunter, stolpernd, rutschend, keuchend. Wenn von drüben das neugierige Strahlenbündel des Scheinwerfers herüberstrahlt und suchend über den baumlosen Gang gleitet, bleibt alles wie erlarrt stehen, zieht den Kopf noch tiefer in den aufgeschlappten Mantelstragen zurück und hält den Atem an. Gottlob, er hat uns nicht entdeckt, weiter also, damit wir endlich hinunterkommen, nur fort von diesem unseligen Gang, wo wir bedankenlos den italienischen Kanonieren wie auf dem Präsentiertisch dargeboten sind.

Wie wir 1915 Weihnachten feierten.

Von Oberleutnant Dr. Hans Böhm.

Als wir beim Tagesgrauen des 20. Dezember müde und durchnäßt in unsere Relabrierungsstation heruntergekommen waren, hofften wir zuversichtlich, wir würden nun die Festtage in Ruhe in dem elenden kleinen Karstneft verleben können, das allerdings unseren Begrissen wie eine Großstadt vorkam und uns mit seinen primitiven Wohnstätten schon alles für eine stimmungsvolle feiermäßige Weihnachtsfeier vor, da traf uns wie ein Blitz in der Früh des 24. der Befehl der Brigade, daß wir um 3 Uhr nachmittags am Nordausgang des Dorfes marschbereit gestellt zu sein hätten, um wieder in unsere Zagora-Stellung abzumarschieren. Es war uns zwar vollkommen klar, daß irgendjemand auch am Weihnachtsabend vorn im Graben sein mußte — aber warum das Los gerade unter Bataillon dazu bestimmt hatte, das vermochten wir nicht einzusehen. Doch da half kein Murren oder Sträuben, Befehl war Befehl. Pünktlich war das Bataillon beisammen, die Musik, die gerade aus Wien angekommen war, um uns bei der Weihnachtsfeier, die nun ins Wasser gefallen war, mit heimatlichen Klängen des Dorfes, stand vor der letzten der arbeitsigen Hütten des Dorfes und spielte einen Marjác nach dem anderen, während wir an unserem Bataillonskommandanten vorbeidefilirten, stramm und im stollen Tempo.

Noch bald ging es bergan und wir fielen in langsamem Schritt. Fast jeder von uns hatte heute doppelt zu schleppen, denn gerade am Morgen war die Paketpost gekommen und keiner wollte die schönen Dinge, die unsere Lieben von daheim uns gesandt hatten, zurücklassen. Lieber

Endlich, 8 Uhr wird es geworden sein, schimmern uns im fahlen Schein einer Leuchtrakete verschommen die Ruinen des einst so blühenden Dorfes Zagora entgegen, in dem wir noch im Herbst Trauben und Feigen von den Spalieren genoscht haben. Die dritte Songojochschlacht hat einen wüsten Trümmerhaufen daraus gemacht und die Stellungen ziehen sich mitten durch das Chaos. Die Züge und Schwärme teilen sich, streben ihren wohlbekannten Abschnitten zu und lautlos wird im tiefen Dunkel die Ablösung der alten Stellungsbekämpfung vollzogen. Munition, Handgranaten, Leuchtpistolen, Arbeitswerkzeuge sind rasch übergeben, ein Handdruck, „Glück auf, alles gute!“ und neidisch sehen wir die braven Dalmatiner abziehen, den Berg hinauf, der Kote und den Ruhequartieren zu.

Wir aber richten uns in unseren Löchern häuslich ein, denn heute ruht die Arbeit des Stellungsaufbaus, die Zellschlüter werden als Lagerstätte auf dem feuchten Mauerstück ausgebreitet und wer nicht auf Posten hinaus zum Draht muß, hüllt sich in seine Decke und schweigt und denkt. Und seine Gedanken sind weit weit fort, sehen einen glühenden Lichterbaum und liebe Gesichter und hören freundliche Worte und vertraute Klänge. Und unwillkürlich bewegen sich die Lippen mit und leise tönt's aus dieser Gasse und jener, aus dem eingefallenen Kellerloch und dem verschlossenen Ziegenstall „Stille Nacht, heilige Nacht“. Und immer lauter wird der Gesang der sich vereinigen Stimmen, bis es mächtig im getragenen Rhythmus hinüber tönt, über die Sandlachmauern, über die sechsfachen Drahtgeflechte, über die armen den Linien liegenden, hinunter zu den Kugelmachern, die heute so stillsam ruhig sind, hinunter bis zu dem schimmern den Bande des Songo, das im Schein des im vergangenen Mondes flüchtig erglängte.

Seit drei Monaten nisten wir und die Italiener nun hier in diesen primitiven Löchern, einer wenige Schritte vom

Der leere Weihnachtstisch.

In diesen trüben, traurigen Weihnachtstagen geht so mancher in den wenigen Stunden, die die jetzigen Beleuchtungsanordnungen uns für solche Werte gönnen, von einem Laden zum andern, betrauert mit müdem Entsetzen die hochstehenden Preise in den Schaufenstern, durch die die ausgestellten Gegenstände in eine Welt des Unvergleichbaren gerückt erscheinen. tritt wohl auch in das eine oder andere Geschäft ein, befragt irgendeine Ware näher, fragt zaghaft nach dem Preis und macht sich schließlich wieder auf den Heimweg, mit leeren Händen, wie er ausgegangen, und mit Weh und Bitterkeit im Herzen.

Mehr denn je heißt es jetzt rechnen, inmitten der Hochflut der Deuerma, dem Wettrennen aller Preise und Arbeitslöhne, mit Kleinen und Kleinsten Rechnen. In vielen Gauen des Mittelstandes ist die Sorge ein ständiger Mitbewohner geworden: die materielle Lage hat sich seit den letzten Wochen bedenklich verschlimmert. Die Reserven vergangener glücklicher Jahre sehen zur Neige, und vor der Tür steht das Gespenst der Erwerbslosigkeit. In dieser Stimmung Weihnachtseinkäufe machen, bei Preisen, wie sie jetzt als normal verlammt werden?

Die Erwachsenen haben ja längst auf das zogenessige Wesenden verzichtet, aber den Kindern — die von ihren Eltern ebenso geliebt werden, wie wir dereinst von den unsrigen — die schätze, köstliche Stunde des ganzen Jahres zu nehmen, dieses wundervolle Erlebnis, das über die ganze Kindheit seinen Märchenlanz breitet, die traurigen, enttäuschten Gesichten, die mühsam verschluckten Tränen zu sehen, wenn die allabendliche Versicherung ausbleibt — der Gedanke ist so traurig, so wiederdrückend. Der größte Teil des Mittelstandes ist ja auf einer Stufe angelangt, wo ein hohes Leidensdamm steht, auch nur halbwegs erträglich, menschenwürdig zu leben, wo jedes neu angehaufte Kleidungs- oder Wäschelein ein unverzichtbares Luxusbedeutet, und es fast sich kaum vereinbaren, für Entbehrliches Geld auszugeben und sich dabei das Notwendigste zu verweigern; aber wie ist die Wahrscheinlichkeit, daß die überflüssigen Dinge, die nichtigen sind, uns so zum Bewußtsein gekommen, wie in diesen Tagen.

Weihnachten! Mitten in der argenlosen Verwüstung und Noheit des Krieges übte dieses Wort seine magische Wirkung aus. In der heiligen Nacht verstummten die Geschäfte und mordgewohnte Kriegerhände pflanzten in den Schützengräben die Lichterbäumchen auf und legten darunter die Liebesgaben aus der Feinnat.

Und diesen Zauber, den vier armenhafte Kriegsjahre nicht aufzuheben vermochten, sucht gemeine Habgier zu widerlichem Gewinn auszunutzen. Ein mageres Tannenbäumchen, kaum so hoch wie ein Tisch, eine Schachtel mit ein bißchen elender, minderwertiger Bäckerei, die man früher auch zum geringsten Preis nicht gekauft hätte, eine Anzahl kindhaft teurer Weihnachtstetzer, und man hat eine Summe ausgegeben, womit man früher eine feenhafte Bezeichnung mit einem riesigen, reichgeschmückten Baum, einer Unmasse Vorkost, Rudereln, Obst und hübschem Spielzeug hätte bestreiten können. Noch eine Rundschau in einem Spielwarenladen, wo das bescheidenste Spielzeug nicht unter fünfzehn Kronen zu haben ist — und die Mutter geht resigniert nach Hause in die kalte, dunkle Wohnung, um über die wenigstens kostspielige und doch nicht gar zu trübselige Art der Weihnachtsfeier nachzudenken.

Soll sie auf den Christbaum verzichten oder auf die Kutte, die Soldaten und die Völker? Soll sie den Kindern beide versagen und dem Müdel nur ein Kleidchen lassen, das es braucht wie ein Stück Brot, und dem Bubchen ein Paar neue Schuhe? Oder soll sie den Heiligen Abend nicht anders feiern als durch das Laha nicht mehr gekannte, mährchenhafte und der Gesundheit unträchtige Fest eines armen und reichlichen Mahles? Das Winterherz kämpft einen schweren Kampf.

Und jene Eltern, die noch solche Sorgen haben, sind wahrlich nicht am schlimmsten daran. Denn viele, ach sehr viele, werden nur daran denken, mit welchen Mühen sie den Kindern das diesmalige Ausbleiben des Christkindels ersklärlich machen sollen. Aber sie brauchen gar nicht so viel zu grübeln und zu erfinden, denn die Kinder von heute sind eine gar verständige und weltkundige Gesellschaft und wissen mehr als wir ahnen, und die Kinder des heutigen Mittelstandes geben in dieser Hinsicht den Kindern des Proletariats nichts nach.

Aber für die Kinder der Armut, das wissen wir, gibt es noch große Massensicherungen, mit einem riesigen Christbaum, Spielzeug und Kleidern, spendet von fremden Menschenfreunden. Auch auf diese Kinder fällt ein Strahl von dem großen Fest der Liebe, während die Kinder echter, rechter Mittelstandskente sich eher in der finsternen, kalten Wohnung verfrachten müssen, als daß ihre Eltern öffentliche Wohlthaten anstreben würden.

Auch wir haben ja zu solchen Betätigungen in früheren Jahren unsere Beiträge bewilligt. Wir haben gern und freudig geachtet, wo die Gelegenheit an uns herantrat, und nun ist es so weit mit uns gekommen, daß wir mit leeren Händen vor denen stehen müssen, die uns das Liebste auf Erden sind.

Wie noch haben wir unsere Verarmung und Verelendung so schwer und bitter empfunden, wie in diesen traurigen Feiertagen. Wie sehen die Kartelle und Trübsal der reichen Produzenten, die uns fast die letzte Lebensmöglichkeit benehmen. Wir sehen die geschlossenen Massen der Arbeiter, unbewinnlich, groß und mächtig geworden durch eine feste Organisation. Auch wir müssen eine Form des Zusammenrückens finden, die es uns ermöglicht, unsere Interessen zu verteidigen, unsere Existenz zu behaupten und uns vor der vollständigen Proletarisierung zu bewahren, ehe es zu spät ist. G. M.

24. XII. 1918

Die letzten Siebesgaben.

Weihnachten im Felde — ein rührhaftes Sujet des Familienstark-Rittiges — wird vielen Hunderttausenden nicht eben lieblich im Gemüte stehen; sie wissen, was es mit diesen Schildereien in Wahrheit für eine Bewandnis hatte. Auf gewissen Illustrationen sah man verkürzte Anklage vor reich getrimmten Siebesgaben. Vor dem kerpelhellen Christbaum, der wohl gar mitten in einen (mit allem modernen Kriegskomfort ausgestatteten) Schützengraben gestellt war; was todlicher binnerer kurzer Frist ein veritables kleines festliches Trommelfeuer von Feindesseite hätte auf sich lenken müssen. Daran hatte etwa noch ein Poetaster, der nie an der Front saß, dem aber auch die zauberhafte Zwägigkeit, in fremde Seelen sich zu versetzen, verlag war, ein paar gutgemeinte Strophen geknüpft. Das Sinterland genoh mit sanfter Wehmut Bild und Vers, fühlte sich möglich überaugt, doch es unseren „Helden an der Front“ so übel nicht ergehe. So ganz anders, glanzlos und schal, war die Realität amnest geartet! Ich erinnere mich an den Heiligen Abend vor drei Jahren, den ich auf dem ver-ruchten Monte San Michele erlebte. Der Generalkommandant kannte keine Sentiments und ließ uns lust in diesen sonst so heimgelichten, von dem blutbesangenen Karlberg in Stellung marschieren. Der Schützengraben, in dem wir uns einmischten, schien eigens zu diesem feierlichen Anlaß vom Satan trassiert und erbaut

zu sein. Als ich das Grabenstück, das mein Zug besetzt hielt, abwärts wandelte mich kein geringes Entsetzen an. Ich sah mich unvolglück in ein Reich des Grauens eingezirkelt, das die Kurile Bontarski E. T. A. Hoffmanns, die Schauer E. A. Poes noch übertrumpfte. Nicht wir waren es, die hier dominierten, sondern allenthalben herrschten die Leichen vor; sie lagen längs des Weges, sie saßen puppenhaft, laueren traurig, lehrten sieh sich irgendwo an den fragwürdigen Ball aus feilich und fahlen Sandhaken. Freunde diabolischen Samars machten auf die „Liebesgaben“ aufmerksam, mit denen uns der Herr Feind ohne Unterlaß bedachte: er gebrauchte Einschußpatronen, die Quindumgeschossen abnelten, wohl um die Zauberkraft dieser Stunden zu erhöhen. Bald gab es denn auch die ersten Wesslierten. Die Italiener, verhielten in der sternlosen äden gegenüber, versuchten einen Feueranriff: das Christnacht vorerst einen Feueranriff: das infernalische Reitschengefall der Gewehrschüsse ward alsobald von einer mächtigen Kanonade abgeleht. Als sie verknimmte war, prästellte ein Regenquäb nieder, der den Schützenstrahlen in einen rölllich-schalen, abtändlichen Schlammfack umformte, dessen Spinn, die Farbe der Terra rossa, noch den längst abgewesenen Truppen bis über den Hals anhaftete. Ein Hauch von Verwesung schwellte unentrinnbar, wohin ich watete, immer zumindest knöcheltief oftmals knietief in der widrigen rostigen Masse. Unser aller Gedächtnis aber dünkte uns in dem gepenstlichen Worte infarniert, das, vielleicht völlig harmlos gemeint und gesagt, ob mit Recht oder Unrecht, unserem damaligen Divisionsärz, Träger

eines sehr feudalen Namens, einem später berühmt gewordenen, persönlich tapferen, aber schonungslosen Geerführer, zugegeschrieben und zumal an der Front erblüht besprochen ward: „Der Abschnitt braycht Futter!“

So war die Genetrie dieser Kriegesweihnachten beschaffen. Hehnliche Strapazen und Gefahren harreten der Frontleute in allen den Christnächten des Weltkrieges. Die Zeitnahme der Seimat, des Winterlandes, die anfangs so überreich aus der Fülle des Sezens sich ergoß, beständerte zusehends. Indes im ersten Kriegsjahr Siebesgaben noch massenhaft ins Feld abgingen, und, was mehr bedeuete, sogar bis an die Front, in die Kasernen und Feldwachenmitteln gelangten, flossen zu den späteren Weihnachtsen diese sinnvollen Spenden den Fronttruppen im allgemainen nur sehr kärglich zu. Während anno 1914 die umfangreichen — privaten und offiziellen — Liebesgabenlisten noch Schatztruhen klüben, in denen kostbarsten noch Schatztruhen teke Schokoladetafel, Säntulen und Würste, Koanak und Sänäbie, Schokoladeweater, Belz-säustlinge und Madentuben, nicht zuletzt Tabak-pfeifen und Mandelforten aller Art, sich fanden, konnte zwei Jahre darauf der Pfänder von Glück reben, wenn ellische Wollsocken lester Güte, die ihn gegen die festsandhaften Schneeschirme des Dolomitenwinners oder gegen die Umrisden der rauhen Sieben Gemeinden säntzen sollten, und etwa noch ein paar Dyzend „Schmal-ispurige“, wie der Poffsmund die dünnen ungarischen Regiesigaretten kaufte, für ihn ab-sielen. Immer mehr hatte der Frontsoldat sich der Seimat, für die, er gleichwohl eine tiefe, allem Anschein nach aber unerwiderte Liebe im-

Sezen trug, entfremdet; wie es öfter geschieht, daß Liebe sich als Saß gertert, unter solchen lauterlöblicher Maste freilich nicht erlischt, so ward in diesen Feldpostbriefen, diesen unmeist humorig unorthographischen, nicht selten aber erschütternden menschlichen Dokumenten, herbe Sprache geföhrt gegen Laubheit und Leisbium, Undank und Selbstsucht des Sinterlandes. Auf Urlaub sah man ihn saheel an; sein Dasein rührte wohl an das Gewissen so manches Kriegs-reichen. Der Frontsoldat war, nachdem sich der Ehrgeiz dixerer Komitedamen und -Herren ausgewirkt hatte, für das Sinterland abgetan.

Sagt uns von den Heimgekehrten sprechen. Keine Bahne, keine Gierlande arüchte sie. Über auf den Dächern vieler Bahnhofsgebäude waren Maschinengewehre aufgestelt; man konnte nicht wissen... Patrouillen mit särtaeladelenen Gewehren drangen in die Lowries, Dieb- und Personendrogen, wo die Unseligen, die man einst — heute Kingt's wie eine böse Farce — Vaterlandsverteidiger nannte, zerlumpt und halb erfvoren, tage- und wochenlang aufammen-gepfercht waren, und nahmen ihren Landsleuten mit einer Brükszeit, die den vielkältesten „Scherzen des alten Regimes“ Ehre gemacht hätte, die letzten Päckchen Kommitatubak und die paar Milo Mehl, die ihnen ihr Proviantoffizier draußen mitgegeben, vor der Nase weg. Der Dank der Seimat! Das arüchte Mikhaelidit aber stand gar vielen noch bevor, als sie heimgekehrt waren. Laufende hat der Friaa ihrer Gabe ent-büßt; vergebens ersehen sie Herz und Gaus-stand. Laufende sind brotlos, leiden Hunger und Kälte; Geschäfte und Fabriken, wo sie vor dem Friaa roboteten, benötigen, in ihren Betrieben

27./XII. 1918

[Die Weihnachtsfeiertage.] Sie begannen mit einem vorfrühlingsmilden Christabend, dem aber viel vom sonstigen Lichterglanz fehlte. Der frühe Schluß der Straßenbahn

und die vorzeitige Sperre der Kaffeehäuser hatten schon nach 8 Uhr die Stadt in Dunkelheit und Stille gehüllt. Viele Familien mußten der geringen Marktbeschickung halber auf den herzensgeschmückten Tannenbaum verzichten und feierten den Festbeginn nur bei der matten Sparbeleuchtung. Der Christtagmorgen brachte Schneefall, einen kurzlebigen Ertrag echten Weihnachtswetters, der unangenehmen Nieselregen und Nebel Platz machte. Doch hinderten diese nicht, daß sich der Corso auf dem Marimerring zu voller Höhe entwickelte. Aber wie verändert hat sich das Bild. Die Herren, namentlich jene in wehrfähigem Alter, stellten fast das anschließliche Kontingent: Uniformierte und bereits Zivilkleider Tragende. Man sieht auch nicht sonderlich geschmackvolle Kombinationen von Uniform und den graulichen modernen Herrenschals. Das ganze Farbenspiel der Armees Absterreichs ging da spazieren, von den dunkeln Friedensuniformen angefangen über Feldgrau zu Feldgrün, Lederjoppen, kurze und lange Pelze, elegante Stücke und wirkliche Frontkleidung. Ein müder Zug lag über dem Bild, der Ausdruck der lähmenden Ungewißheit, was mit all den tausenden Menschen geschehen soll, die mit einem Schlage ihres Berufes beraubt oder durch die überstürzte Demobilisierung außerstande gesetzt wurden, irgendwo Untertisch zu finden. Mitten unter den Kameraden von gestern flanierte auch eine Anzahl jugoslawischer Offiziere in ihren nagelneuen Kostümen, bis Roharde S. H. S. am Rande des Kapppach. Vielleicht etwas voreilig, diese Freierung neuer Embleme? Die Pläne der Entente über die Zusammenschweifung von Serbski, Hrvatski, Slovenski sind noch sehr undurchsichtig. Die Jugoslawen tragen Tellermützen nach deutschem oder russischem Muster, die Chargenabzeichen auf den Mähelstücken, alles mit karminroten Passeroils. Auch drei italienische Offiziere erschienen auf dem Corso, feldmäßig adjustiert, Kavalleristen mit der Reitgerte in der Hand. Unter dem Voreingange des Hotel Bristol standen zwei englische Offiziere, spiegelblank von Kopf bis Fuß und betrachteten sichtlich interessiert den Wiener Weihnachtsbummel als eine Sehenswürdigkeit, die, so geschaut, in ihrem Bäderker fehlt. Noch später wurden zwei Franzosen und ein Rumäne sichtbar. Die fremdbländischen Uniformen gaben der ohnedies gedrückten Stimmung einen nicht weniger denn ermutigenden Einschlag. Restaurants und Cafés waren natürlich überfüllt, nicht minder Theater und Kinos. Eines fehlte heuer vollständig, der Winterport. Weder Tramway noch Eisenbahn haben jetzt Platz für Rodel und Skier und die Herstellung von Kunsteis ist untersagt. Der Stephanitag war klar und angenehm. Die meteorologische Lage deutete auf nahenden Frost. Man wird es morgen wahrlich leicht haben, sich wieder in den Alltag zu fügen. Dem heurigen Weihnachtsfeste fehlte die kriegerische Begeisterung der letzten Jahre ebenso wie die reine Freude an dem uns winkenden Frieden.

27./XII. 1918

Stille Weihnachten.

Die Weihnachtsfreude war heuer von allen Seiten in enge Grenzen gezwängt. Freilich, ein Fest der Kinder war es auch heuer. Denn mit welch bescheidenen Mitteln kann ein Kinderherz zum Jubeln gebracht werden! Einige Kerzlein wußte die Mutter doch aufzutreiben, einige kleine Geschenke hatte sie erfinderisch trotz der Preistreiberei in Spielwaren aufgebracht, aber schon beim Beschaffen des Bäumchens hupperte es in vielen, vielen Familien. Dafür war nun endlich der Vater daheim, der Bruder oder der Sohn, endgültig daheim, nicht nur auf kurze Urlaubsfreude. Aber neben diesen Glücklichen spricht noch aus vielen Tausenden der Nummer über das Schicksal der Gefangenen und Vermißten und kein anderer Trost wird ihnen als die Mahnung zur Geduld. Die äußeren Freuden des Weihnachtsfestes mußten wir uns heuer aufsparen. Von den vielen Lusthungerigen, die sonst die Feiertage in der freien Natur begingen, war die Mehrzahl heuer infolge der Einschränkung des Straßenbahn- und Eisenbahnverkehrs in die Stadt gebannt und mußten sich, obwohl das Wetter wie zum Hohn zum Ausfluge lockte, auf einen Spaziergang im nächsten Umkreise der Wohnung beschränken, da selbst eine Fahrt auf der Elektrischen bei dem verminderten Sonntagsverkehr mit Lebensgefahr verbunden war. Die Theater und wenigen Konzerte waren tagelang zuvor ausverkauft, die Kinos und Kaffeehäuser bis auf den letzten Platz besetzt. Alles Ersatzbergmügen. Am Trostlosesten war wohl der Weihnachtsabend für die Junggesellen. Die Gast- und Kaffeehäuser sperrten am Heiligen Abend eine Stunde früher, um an den Feiertagen länger offen halten zu können und so stand der Junggeselle schon um sieben Uhr abends in der finsternen Gasse; daheim, ohne Licht und Beheizung, blieb ihm nichts übrig, als die Bettdecke über die Ohren zu ziehen, um den Festabend zu verschlafen. . . . Es war ein ärmliches Weihnachten, das Wien heuer feierte; aber auch das Christkindlein im Stalle von Bethlehem litt unter Armut und Kälte, wie wir zu unserem Troste lesen.

28. XII. 1918

Der Korso der Hiniausgewiesenen

Nach 9 Uhr in der Kärntnerstraße. — Ein „Friedensnachtleben“ mit Stadtschutzwache. — Die Furcht vor dem Nachhausegehen.

Die Licht- und Gasasperre hat Wien seit einigen Tagen zu einer ganz sonderbaren Sehenswürdigkeit verholfen, die auf das Konto der kritischen Wochen zu setzen ist. Wer gegen 9 Uhr abends die Kärntnerstraße passiert, bleibt verblüfft stehen. Der Anblick, der sich ihm bietet, versteht geradezu in die Friedenszeit. Kopf an Kopf drängt sich eine promenierende Menge Herren in Zivil und Uniformen, Damen in winterlicher Vermummung, junge Leute, die den Rauch der letzten Ägyptischen in die neblige Dezembernacht blasen — im Hintergrunde die schon halbverunfalten Räume der Kaffeehäuser, das ist das Bild des neuen Neunhundertkorso der Kärntnerstraße, des Korso der Hiniausgewiesenen.

Die altbekannte „Sirt-Ede“ ist wie im tiefsten Frieden um 12 Uhr mittags umwozt von Passanten, Scherzworte und Lachen ertönen, und um die Täuschung vollzumachen, bietet sich das Bild einer imposanten Reihe von Privatwagen, Auto- und Fiakerlohnfuhrwerk am Rande der verlängerten Kärntnerstraße bei der geschlossenen „Nationaloper“. Nur Stadtschutzwachen mit Gewehr bewaffnet deuten auf den Ernst der Zeit. Aus den Bars und Cafés der im Dämmer versinkenden Seitengassen fluten noch immerzu die „hinausgeworfenen“ Gäste. Sie treten in den „frühen“ Abend hinaus und schließen sich den immer dichter gehaltenen Korso Massen an. Es gibt keine „vergnügten Nächte“, keine gemütlichen Kaffeehäuser mehr. Unsichtbar erhebt sich im Hintergrunde, dort, wo die letzten Wagen der Simmeringerstraße mit roten Augen im Nachdunkel verschwunden sind, das Gespenst der lohlenarmen Gaswerke.

Der Portier des Nachtvarietés behält unmutig die goldbetrehte Kappe auf dem Haupte. Er grüßt nicht mehr die abziehenden Gäste, die ihm ihrerseits vollste Gleichgültigkeit bezeigen. Um 9 Uhr abends Schluß. Kein „Programm“ mehr, keine Tänzerinnen, kein Couplet. Nur die Kärntnerstraße ist noch um 10 Uhr abends dichter belebt als bei Tage. Wo wohnen all diese Menschen, die nicht ans Nachhausegehen denken? Oder wollen sie beweisen, daß Wien auch jetzt noch nicht „nachgeben“ will, daß die Innere Stadt den letzten Kampf um ihr „Nachtleben“ führt? Die Hunderttausende in den Bezirken wissen nichts davon. Sie haben um acht Uhr die finsternen Lortwege durchschritten, um nach einer sorgenvollen Nacht am Morgen wieder den Kampf um den Platz auf der Straßenbahn und um das tägliche Brot zu beginnen.

* **Stille Tage.** Die Weihnachtsfeiertage von 1918 mögen wohl die ärmlichsten der Kriegszeit gewesen sein und niemals mag der Ausruf: „Bin i froh, daß d' Feiertag vorüber ja!“ mehr Berechtigung gehabt haben als heuer. Der Vergleich mit den Weihnachtsnächten der Friedensjahre würde einen Unterschied ergeben, der jämmerlich wirken würde. Kaum brach am heiligen Abend die Dunkelheit heran, so lagen die Straßen und Plätze, auf denen sonst um diese Zeit das regste Leben geherrscht hatte, wie ausgestorben da. Dunkel die langen Fensterreihen, nur hier und da unterbrochen durch eine matt erhellte Scheibe. Vom „strahlenden Lichterbaum“ war nicht viel zu sehen. Mitunter leuchteten da und dort einige Kerzenflämmchen auf, das war alles. Nach der Türsperrzeit um acht Uhr war es so still, wie sonst in tiefer Mitternacht. In Wien, wo man immer zu lachen verstand, ein Weihnachtsabend ohne den üblichen Karpien! Ohne die „dürren Kle'n und Zweisch'n"! Der Christtag begann früher mit Kaffee und Gugelhupf, brachte mittags die herkömmliche Gans, und der Stephanitag den unvermeidlichen „Sai'n". Bezüglich der Zubereitung desselben gingen die Meinungen auseinander. Die einen schworen auf den „gepöblten Rücken“, die andern schwärmten für „Gajensof mit Knödel“. Was wurde alles gejotten, gebraten, gebaden! Der Christtag war auch der Tag, an dem alle die Geschenke „ausgeführt“ wurden. Vom Pelzwerk und den Brillanten der Hausherrstöchter angefangen bis herab zu den „Stickerln“ (Pulswärmer) und der „warms'fütterten Pudlhaab'n“ des Tagelöhnerbuben. Die Jungfrau trug den vom Jüngling erhaltenen Goldreif ihren Freundinnen recht sichtbar zur Schau und der Jüngling wieder bot allen seinen Kameraden Zigaretten aus der funkelnelneuren Dose an, die ein Geschenk der Jungfrau war. Nachmittags kamen die Männer im Kaffeehause zur Tarokpartie zusammen, jeder mit einer neuen „Mirsamenen“ (Meerschampfspeise) oder einem „Schwanahals“ (Zigarettenspige), die Frauen jedoch veranstalteten zu Hause eine „Faus'n“, bei der der Oberstafsee in

Strömen floß und ganze Berge Gugelhupf vernichtet wurden. Auch die Kleinen schleppten ihre Geschenke auf die Straße. Die Mädchen erschienen mit den Kinderwagen, darinnen die neuen Puppen schlummernden, die Buben mit dem Rüstzeug des Soldaten. Waren die Festtage vorbei, so hatten die Medizimmänner „alle Hände voll zu tun“. Es galt, so viele verdorbene Mägen wieder auf den richtigen Weg zu bringen. „Kramperltee und zwei Tage nichts essen!“ Das war das gewöhnliche Heilmittel. „Bon was sollten wir Nerzte leben, wenn die „heiligen Zeit'n“ nicht wären,“ äußerte sich einmal ein bekannter Arzt, der auf einem „lauten Grund“ seine Praxis ausübte. Deuer wird es wohl nicht viele verdorbene Mägen gegeben haben. Die Preise der Lebensmittel, so weit diese zu bekommen waren, mögen das ihrige dazu beigetragen haben. Weihnachten ohne Kohle und ohne Licht! Man wird an sie mit stillem Schauder zurückdenken, wenn es wieder wahre, „fröhliche Weihnachten“ geben wird.

Wien, 31. Dezember.

(Die Stadt der Lieber.) Im Strom der Zeiten geht nun auch dieses Jahr unter, mit dem die neuen und fernem Geschichtschreiber so umgehend sich werden beschäftigen müssen wie kaum mit einem seit Jahrhunderten. Hoffnungsvoll haben wir es begrüßt, als es eintrat, und fast hoffnungslos stehen wir an seinem Ende. Und während es versinkt, scheint es uns noch grinsend seine Kräfte zu zeigen, als wollte es sagen: „Ich habe auch eine schöne Erbschaft hinterlassen, sehet zu, wie ihr damit fertig werdet! . . . Und das ist es eben, was uns alle bedrückt: Wie werden wir damit fertig werden? Werden unsere nächsten Nachbarn uns dem Hunger und der Kälte noch weiter preisgeben? Oder wird sich ihr harter Sinn erweichen, wenn sie hören und sehen, wie die Schweizer mit uns fühlen und alles anbieten, um uns zu helfen, wie auch in Dänemark und Schweden sich das Mittelstetig zu rühren beginnt, ja wie selbst die Entente schon Anzeichen des Einkommens gibt. Personen, die aus der tschechischen Republik kommen, erzählen, wie reichlich dort alle Lebensmittel vorhanden sind und überall mit Kohle geheizt wird; und heute haben wir erst gelesen, daß einer kleinen böhmischen Stadt sechsmal so viel Kohle geliefert wurde, als sie für ihr Gaswerk benötigt. Ferner berichtet man uns, daß in Bildmähren weißes Mehl für 6 bis 10 K., Fett für 20 K., Schweinefleisch mit Fett für 22 K. zu haben ist. Was ist das mit den Wiener Preisen verglichen? Daß Kartoffeln, Gillsenfrüchte, Zucker usw. in Böhmen vorhanden sind, dürfen wir, wenn dieses Wort bei uns noch angewendet werden darf, als „falsch“ bekannt voraussetzen. Wenn unsere nächsten Nachbarn also helfen wollten, sie könnten es sicher. Sie hätten Wien, das einst die „Stadt der Lieber“ genannt wurde und heute nur mehr die Stadt der Mangelieber ist, eine Weihnachts- oder Neujahrsüberraschung bereiten und ein paar Lebensmittelzüge senden können, deren Inhalt in gar manchem arbeitslosen, aber auch in manchem Mittelstandesheim die Sorgen wenigstens der nächsten Tage gehoben hätte. Nun, vielleicht wird es sich in der Welt aber doch wieder zum Guten wenden. Mitten in dem Jammer sehen wir, daß stärker als je in den Tagen des Glücks selbst bei unsern frühern Gegnern das Gefühl für die kulturelle Bedeutung Wiens erwacht ist, dem jeder zivilisierte Mensch einen Zoll schuldet, der nicht ausdrückbar ist bloß in einigen Waggonen ausgebildeter Kohlen oder zugestandenem Mehl. Da draußen ist die Erinnerung an die Stadt Beethoven's und Schubert's noch lebendig. Dieser Schatz der Erinnerung, was Wien einst war und wahrscheinlich auch bis in die Gegenwart nicht zu sein aufhörte, muß den Gedanken stärken, daß es unsere Stadt doch wieder gegönnt sein wird, ihr Haupt zu erheben und aufs neue die „Stadt der Lieber“ zu werden, die es war.

31./XII. 1918

167

Von der Straße des Lebens.**„Kaufens Schuhbandeln!“**

Elf Uhr vormittag. Vom Schottenlocher her bläst ein scharfer Sturm und läßt die Menschen, die eifertig in und aus der Stadt strömen, in Kälte erschauern. Vor dem Riesenportal des Hauses Schottengasse 6 steht ein junger Bursch. Halb Kind noch trotz der gealterten, verfallenen Züge. Eine wahre Jammergestalt, mager wie ein Gerippe. Der zerschlossene, fadenscheinige Rock, viel zu weit und breit für die schwächliche Gestalt, flattert um dies Knochengestüst wie ein Tuchlappen um das Geflügel einer Vogelschönke. In der blaurot angelaufenen Hand hält der Bub ein dickes Bündel langer, schwarzer Schnüre. Und indem er dieses Bündel immer wieder den vorbei eilenden Menschen entgegenstreckt, ruft er mit heiserer, umflorter, weinerlicher Stimme: „Kaufens Schuhbandeln! Wit? schön, a Paar Schuhbandeln...“

Fast niemand beachtet ihn. Arbeitsmenschen jagen an ihm vorbei. Modedamen schweben vorüber. Herren in dicken Wintermänteln schlürfen mit schleifenden Schritten zur Börse und sprechen, heftig gestikulierend, von Kursen und Papieren. Geschäftsmädels eilen zur Stadt. Soldaten gehen stumm und stumpf ihres Weges. Der Bursch mit dem Körper eines unreifen Kindes und der Stimme eines alten Mannes raunzt immer wieder seine vergebliche Bitte in den pfeifenden Wind: „Kaufens Schuhbandeln!“

Ein Uhr nachmittag. Mein Weg führt mich aus der Stadt zurück in die Währingerstraße. Und wieder sehe ich die Jammergestalt und höre ihre ins Herz schneidende, heisere Stimme. Nur steht der blutjunge Mensch jetzt um zwei Schritte näher der Mauer, ganz knapp ans Portal gepreßt, an die in Metall gefaßte Glasür des Hauses Schottengasse 6. Wißt ihr, was für ein Haus das ist? Das ist das stolze, große Palais des Wiener Bankvereines! Einer jener Paläste, in dem stündlich über Millionen verhandelt wird, dieweil draußen, an der Mauer, ein armer Bub im plärrenden Tonfalle seine Schuhbänder nicht los werden kann.

Wir sind mehr oder minder hart und stumpf geworden und haben uns an trasse Gegensätze gewöhnt. Aber, so dünkt mir, dieser unwillkürliche, grelle Kontrast wirkt aufrüttelnd selbst auf verhärtete Gemüter. Denn dieser Bub ist absolut kein Original, sondern eben ein Typus, eine Klasse, ein Sammelbegriff, der Repräsentant Tausender Leidensgenossen, das Prototyp der bettelnden, verkommenen Großstadtyugend. Und sein, zum Gewinner verblissenes Kaufangebot schneidet ins Herz, denn aus dieser Bitte schreit allen, die hören wollen, eine marktschütternde Klage entgegen. Wär's ein Fremdling, man hätte für diese Bettelfigur schon längst das Vagabundengesetz in Anspruch genommen. So aber ist's ja ein Wiener Kind, Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut. Dieser junge Mensch hat hier sein Heimatrecht. Niemand darf ihn abschaffen. Nicht einmal das neue Jugendschuhgesetz, das nur bis zum 14. Jahre „schützt“, ist auf ihn anzuwenden. Was man tun kann, ist, einen Sechser ihm schenken und über sein Elend nachdenken.

Da freilich kommt man zu freudlosen Erkenntnissen. Man beginnt zu verstehen, warum dieses Jungen Auge so verkniffen und hagerfüßt die Menschen streift, die an ihm vorbeiziehen; beginnt zu verstehen, warum er, resigniert und müde, kaum noch die Hand ausstreckt mit seinem Bündel Schuhbandeln, die doch niemanden interessieren. Nur eines will man nicht fassen: Warum steht, da doch alles ins Wanken und zum Stürzen kam, nicht auch die soziale Gleichgültigkeit zu Schanden gejagt wurde; warum so viele noch immer kalt wie die Hundeschwänze sind und kein Erbarmen finden für die Vermissten der Armen, für darbennde, bettelnde, handelnde Christenkinder; will nicht fassen, warum sie nicht an die Zukunft denken, in der aus diesen Armutskindern Elendsmenschen geworden sein werden, die dann aus innerster Empfindung der Gesellschaft Haß und Vernichtung predigen werden.

Der Bub, der hier mit Schuhbändern handeln muß, stellt uns die Frage: Soll es so weitergehen mit der Erziehung zu Kultur und bürgerlichen Fortschritt? He da, ihr Volksbeglückter, wollt ihr nicht doch ein bißchen weiter nachdenken über Menschenrecht und Menschenpflege? Oder freut ihr euch gar im Stillen ob dieser Schule, aus der hervorgehen müssen die Rekruten eures Zukunftsstaates? —

Wolfram.

Wiener Monologe.

Von Karl Marilann. (Original-Genitalien des „Neues Pester Journal“.)

Eigentlich ist ja jetzt nicht gerade die richtige Zeit, um Zeit für so beschaulich-Loremplattive Stimmungen zu haben, in denen man zu Selbstgesprächen aufgelegt wäre.

Zugegeben: der Monolog war ungefähr vier Jahre lang das einzige Verständigungsmittel, das uns für den Verkehr — nicht mit den Mitmenschen, die uns beim nächsten Wachmann wegen Verbreitung beunruhigender Laufsachen angezeigt hätten, aber mit uns selbst übrig geblieben ist. Nun ist seit vierzehn Wiener Tagen, aber eigentlich schon seit vier Monaten nichts beliebter, als seine Monologe allen möglichen gut bekannten Unbekannten anzubieten: der Labakraftkämpferin, dem Cafetier, der Strohhandlerin und dem Gaststüber, mit Vorliebe aber einem mitfahrenden „deutschen Bruder“ in der Strakenbahn, selbstverständlich dem Friseur und vor allem der Frau Blausche. Menschen, Menschen san wir alle; was nicht nur der Mann eines alten Postkutschkettens ist...

Der Monolog war staatsgefährlich und die Logebücher unserer privaten Vernunft hatten mit synthetischer Linie geschrieben zu werden, von der die Schreiber hoffen, daß sie die Sonne nicht an den Tag und aufs Polizeikommissariat bringen würde. Man unologisiert jeder, aber ausnahmslos vor Zeugen. Denn jeder will es jedem erzählen, daß er schon vor vier Monaten, was sage ich: vor drei Jahren getrußt hat, daß es so nicht mehr weiter geht,

daß die Geschichte „ein schlechtes Ende“ nehmen dürfte und daß es überhaupt — siehe unsere abgeklärtesten Semmeln — nicht mehr schon sei.

Sogar die Wachmänner bewilligen sich schon an diesen dialogifizierten, zum Vollgemurmel und nächsten Markthausgesprächen gediehenen Umstürzen. Aber sie tun es nicht so sehr im Namen des Gesetzes, als in Anschauung der Tatsache, daß auch ein städtischer Sicherheitwachmann nur ein Mensch ist, der vor Lauter verringeren, herabgesetzten und eingestellten Betquoten nicht mehr weiß, wo er mit dem Einsperren anfangen soll. Und insolgedessen mit dem Einsperren überhaupt aufgehört hat.

Mit einem Wort, es ist ein Pallawatsch.

Auch die wirklichen Monologe, die der bekümmerte Staatsbürger und der zukunftsgeriffte, aber vorläufig noch ebenso unterernährte Republikaner mit ihren Sorgen halten, führen zu nichts. Es wird einem zu viel dreingeredet, von Menschen, von Gespenstern, von Dingen, sogar von Tieren, wie jenem Einspännerpferd, das einen von seiner Verwaltungsratssitzung sorgenerbelastet heimkehrenden Kommerzialrat in seinen Betrachtungen über die künftige Rentabilität unserer Kriegsanleihe störte. Sogar empfindlich. Der Gaul schnappte nämlich nach seinem Arm, aber er erwischte nur den Kermel eines Winterrodes, der noch vor einer Woche in einer Kärnerstrassenauslage gelegen und zweitausendvierhundertfünfundzig Kronen gekostet hatte.

In einer Zeit, in der die Erbsen-Äpfel fallen, sind auch Kommerzialräte nicht geneigt, sich angebissene Winterrodarmel ohnemeiters gefallen zu lassen.

Und so meldete der Herr seinen Anspruch auf Schadensgutmachung bei der Unfallversicherungs-gesellschaft an, nicht ohne sich teils entrüstete, teils melancholische Gedanken über Zeitläufte und fünfte Kriegsjahre zu machen, in denen Kommerzialräte auf einem Einspännerstandplatz plüßlich als, sogen, Kriegsbeschädigte daliegen.

Die Versicherungs-gesellschaft hat den Fall lobend an den in Betracht kommenden Referenten weitergegeben. Der Gaul wurde festgestellt, tierärztlich untersucht und vernünftig nur deshalb nicht beantragen lassen, weil seine offensibare Zuständigkeit zu dieser letzten Instanz seines Widerspruchs durch Amtshandlungen kaum mehr befestigt zu werden braucht. Der Winterrodarmel kommt zu einem Kunststopper, was sein Besitzer in einer Zeit, in der die Budapestter Börse deroutiert ist und Orientbahnen fallende Tendenzen zeigen, durchaus als angemessene Dekonomie empfand. Und das Gutachten des städtischen Amisiterarates, das der Referent der Versicherungs-gesellschaft inzwischen eingeholt hat, lautet dahin, daß besagter Gaul keineswegs nennenswert gefährlich sei, sondern an chronischer, durch die Zeitumstände bedingter Reifschucht leide. Er heißt, da er nichts zu beissen hat. Er wechselt Winterrode mit jener Eskartation, an die er sich längst nicht mehr erinnern kann. Und der Schaden am Kermel des Kommerzialrats wird von der Unfallversicherungs-gesellschaft auf das Konto der großen Zeit übertragen, in der nicht jede, aber wenigstens diese Rechnung anstandslos beglichen wird.

Jedenfalls, es empfiehlt sich, Betrachtungen und Monologe über diese und jene Dinge sehr von Ein-

Die heutige Nummer umfaßt 12 Seiten.

Der Silvester.

In der vergangenen Nacht war wieder etwas von der Wiener Silvesterstimmung zu merken, die sich einst, in besseren Zeiten, im fröhlichen Straßenleben, im lustigen Herumziehen kundzutun pflegte. Es war der erste Silvester, den Wien nach dem Abschluß des Weltkrieges beging, und man kann ihn vielleicht als Waffenstillstandsilvester bezeichnen. Denn ungebundener Frohsinn, wie er in der Nacht

der Jahreswende sonst üblich war, trat kaum in Erscheinung. Indes waren alle Vergnügungstätten auf den Silvester gerüstet, wenn es auch nicht der — alte Silvester war und sein konnte

In fast allen Theatern fanden Doppelaufführungen statt — an die gewöhnliche Abendvorstellung reihte sich nämlich eine besondere Silvesterveranstaltung —, und überall waren die Häuser bis aufs letzte Plätzchen gefüllt. Die Varietés und Vergnügungsorte sowie die Kinos hatten ihr Silvesterprogramm, und auch in den Kaffeehäusern fehlte nicht das Podium mit der unermüdeten Silvestermusik. Überall herrschte reges Leben, und um die zwölfte Stunde gab es die gewohnten Silvestercherze — nur das lebende, gutefnde Schweinchen fehlte. Wo sollte man es auch hernehmen? . . .

In den Straßen der Innern Stadt entwickelte sich nach 10 Uhr abends lebhaftes Treiben. Die Rotenturmstraße, der Stephansplatz und die Kärntnerstraße, die ja stets den Mittelpunkt des Silvesterrummels bilden, zeigten einen dichten Corso. Das regenfeuchte Wetter und die Finsternis — Silvester im Zeichen der Kohlennot — waren keine Hindernisse für einen überaus regen Verkehr. Zahlreiche Fiaker und Automobile durchfuhren die Stadt. Auf den Gehsteigen wuchs das Gedränge immer mehr an. Ein starkes Wachaufgebot hielt die Ordnung aufrecht und veranlaßte die Passanten, nur die in der Gehrichtung linksseitigen Trottoirs zu benützen. Das Zu- und Abströmen der Menge vollzog sich so in hagloser Weise. Unter dem Publikum bemerkte man auch einige Offiziere der italienischen Militärkommission, die der Wiener Silvesterrummel auf die Straße gezogen hatte.

Obwohl laute Kundgebungen polizeilich untersagt waren, kam es, je näher die zwölfte Stunde heranrückte, an einigen Stellen in der Innern Stadt zu lärmenden Szenen. Gegen 12 Uhr wurde der Verkehr im Zentrum der Stadt dahin geregelt, daß die von der Rotenturmstraße aus gegen den Stephansplatz ziehende Menge von der Polizei hinter die Stephanskirche durch die Churbauergasse in die Kärntnerstraße geleitet wurde, während die von der Kärntnerstraße zum Stephansplatz strömenden Menschen über den Platz selbst zur Rotenturmstraße sich bewegen konnten. Die Fenster des geschlossenen Café l'Europe waren zum erstenmal seit drei Jahrzehnten am Silvester unbelenchtet. Der Stephansplatz zeigte an diesem Silvesterabend ein ganz fremdartiges Bild. . . .

Als die zwölf Schläge von der Turmuhr des Stephansbomes die Jahreswende verkündeten — in den Kriegsilvestern hatte sie geschwiegen — blieb die althergebrachte laute Begrüßung des neuen Jahres aus. Das „Prost Neujahr!“, das man sich zurief, klang innig und herzlich, zu lauten Kundgebungen kam es jedoch nicht.

Zur Jahreswende.

Von Dr. W. v. Rebinger.

Ueber das Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
Goethe.

Unläugbar habe mir mein Freund: „Dass mein Sohn gefallen ist, habe ich verschmerzt. Daß ich im Kriege dazwischen bin, schreckt mich nicht. Aber daß rings um uns her alles Verächtliche, alles Schuftige triumphiert, den Blick kann ich nicht ertragen.“ Der Gram darüber zehrt heute am Gemüt unserer Zeiten.

Bei uns hat der Krieg manches Treuliche bestraft, manches Niederträchtige belohnt. Wagtappfer und opfermütig war, der erscheint sich selbst heute hinterher wie ein Verriäter. Ehrenzeichen, um die mancher sein Leben eingesetzt hat und die den Dank des Volkes an seine Selbsten darstellen sollten, werden ihm von der neidischen Menge von der Brust gerissen; ja er selbst wirft hin, was er einst erstrebt hat. Nichts hat seinen alten Wert behalten. Zum Worte „Dank“ können wir nur mehr lachen. Soldaten und Marineure, die vier Jahre lang Leistungen vollbrachten, wie sie die Weltgeschichte nicht kennt, werden nach ihrer Heimkehr beraubt und beschimpft, werden mit der Schar von Uebersäufern und Defraudanten unter ihnen gleich behandelt. Kriegsverletzte irren umher und betteln in wachsender Zahl an den Straßenecken. Polen wendet sich gegen seine Befreier. Ein Madensen, der von Ungarn eben erst überschwänglich bejubelt worden war, wird entwaffnet und interniert. Der Böbel verfolgt mit seinem Finogeist den Sturz seiner Führer ebenso gierig, wie früher ihre Triumphe. Wer dem Staate sein Vermögen zur Verfügung gestellt hat, den läßt heute der aus, der pflichtvergeßen beiseite stand oder seinen Besitz ins Ausland verschleppte. Wer nicht an die Allgemeinheit, sondern nur an sich selbst dachte, wer wütherte und aiezte, wer zum Feinde überließ oder seine niedergeschlagenen Genossen in den Rücken stach, ist heute Herr der Lage und rühmt sich noch seiner klugen Haltung.

Das Ausland wundert sich, daß das große deutsche Volk nach einem Heldentum, das doch turmhoch über den Leistungen jedes einzelnen seiner 23 Gegner steht, daß dieses unvergleichliche Volk heute so tief sinken kann und in sinnloser Wut alles verfolgt, was es früher verehrt hat. Die Deutschen sind eben irre geworden an der Welt. So groß sie früher in ihrer Sinngabe gewesen sind, so groß und schrecklich sind sie durch die furchtbarste aller Enttäuschungen im Wüten gegen sich selbst geworden. Ihr Schmerz muß sich nun austoben. Na, wenn man die Entwicklung der Dinge, über persönliche Besorgnisse des Augenblicks erhaben, von einer höheren Warte aus betrachtet, muß man sogar sagen: Je wilder und überschäumender Deutschland in seiner Enttäuschung augenblicklich tobt, desto rascher kommt vielleicht seine Läuterung und Befreiung. „Denn es muß ein Chaos sein, damit ein Stern geboren werde.“

In ungeheurem Wendelschlag schwanken Glaube und Wille eines Volkes um die Gleichgewichtslage hin und her. Alle Gleichgewichtsstörungen, alle Uebertreibungen gelangen früher oder später zur Kompensation. Auf Byzantinismus folgt die Fürstenverjagung, auf Militarfeindschaft der Militärhaß, auf Anarchie dann wieder der Autoritätsglaube. Expansion und Kontraktion wechseln miteinander ab. Auf Altruismus folgt krasser Egoismus, auf Heroentum das Wüthertum, auf Einheitsjubel folgt Partikularismus und Separatismus, auf diese dann wieder, der Solidaritätsgedanke. Die moralische Erhebung des deutschen Volkes im ersten Kriegsjahr war etwas so Ungeheures, daß die Reaktion durch den heutigen Niedbruch kommen mußte. Und ebenso muß aus der heutigen Wirrnis eine neue Einkehr, eine neue Erhebung emporsteigen.

Wenn wir uns neidvoll mit unseren triumphierenden Feinden vergleichen, so möge sich ein jeder zum Trost auf seine eigene Erfolge besinnen: Keine Zeit im Leben des einzelnen ist seinem inneren Wachstum so förderlich, wie eine Zeit des größten Leides. In den dunkelsten Stunden fassen wir die tiefsten Erkenntnisse und die festesten Entschlüsse. Nie gelangen wir zu Klarheit und Reife, so lange wir ungestört auf den Sonnenhöhen des Glückes dahinschreiten.

Vielleicht wäre das deutsche Volk sich selbst unerträglich geworden, wenn es gesiegt hätte. Annahmung und Unbuddsamkeit, die doch dem wahren deutschen Wesen fremd sind, hätten dann die Oberhand gewonnen. Ein Dypus, den ich nicht näher zu beschreiben brauche, wäre der herrschende in Deutschland geworden. Bei

blendenden äußeren Erfolgen hätte das deutsche Volk den Weg zu seiner Brust geheimen Wunden nicht mehr zurückgefunden.

Durch sein Unglück ist Deutschland anderen Völkern auf der Bahn zur Verinnerlichung wieder vorausgelangt. Wenn wir Paroxysmus, Gewaltausbruch und Größentwahn unser Gegner betrachten und uns dabei auch der eigenen tragischen Ueberhebung in siegreichen Zeiten erinnern, wenn wir die Welt äußerer Bilder verlassen und in die der geistigen Kräfte und inneren Werte hinabsteigen, dann überkommt uns eine tiefe, jäher unangreifbare Ruhe und Zuversicht. Die anderen Völker, besonders unsere neuen Nachbarstaaten, stehen noch vor Enttäuschung und Ernüchterung. Gerade die heutige Maßlosigkeit ihres Treibens führt unsehbar zum Mißschlag, zum Streite untereinander und zur Verfehlung im Innern.

Nützen wir daher unseren Vorprung in Unglück und Erkenntnis! Wauen wir auf demokratischer Grundlage neu auf! Suchen wir Klarheit über die Verfehlung der Weltordnung, die mit Naturnotwendigkeit zum Kriege geführt hat, erfinden wir wissenschaftlich ein neues, besseres System von Volkswirtschaft und Politik, suchen wir uns selbst und damit unser Volk zu vergeistigen und zu verinnerlichen! Finden wir dadurch zu Goethe zurück! Trachten wir, die wenigen reinen schöpferischen Menschen, die einem Volke ja genügen, zu entdecken, und lassen wir uns nicht von dem verächtlichen äußeren Erfolg des Niederträchtigen und Brutalen beirren! Halten wir an unserer eigenen Gemeinschaft treu fest, eilen wir aber mit unseren Gedanken dennoch über die bitteren Erlebnisse des Tages hinweg und zu großen, völkerveröhnenden Koalitionen voraus. Glauben wir weiter, daß das heutige Chaos zu nichts anderem bestimmt sei, als daß unserem Volke daraus ein neuer Stern geboren werde!

5.11.1919

So darf die christlichsoziale Partei, die in ihrem programmatischen Rahmen und in ihrer Organisation das gesamte Volksgedüge umfaßt, wie keine andere auf den Charakter der Volkspartei Anspruch erheben. In keinem Lande Deutschösterreichs ist sie ohne zusammenhängende Organisation, ihre Stimmenanzahl war auch

diesem Winterkrieg zu entfernen, der uns doch weitgehend erbart geblieben ist? Wagenladung über Wagenladung schönes Brennholz liege sich aus den Buchenscheiden gewinnen, mit denen alle die langen Kaufgräben und Scheiterstöße ausgegimmert sind.

Schweigender, erster Hochwald nimmt uns auf, da wir gegen den Kalten-Brümmberg ansteigen. Kreuz und quer laufen Wildspuren durch den weichen Boden, alleenthalben stoßen wir auf frische Lohung. Aber noch haben wir kein einziges Stück Wild gesehen. Ob wir wohl Wildschweinen begegnen werden? Unter Maler hat verbrüheltemaugen zum Schatz seine Pistole mitgenommen. Auch ein Hirtschänger steht, für alle Fälle bereit, locker in der Scheibe. Der Gipfel des Kalten-Brümmberges ist abgeholt und jung aufgeföhrt. Hund um seine oberste Spitze starrten die schwarzen Augen der Schießscharten nach allen Richtungen, und auf der Spitze steht über eine Leiter zu erklettern, ein lustiges, hölzernes Beobachtungs-häuschen mit schmalen Fensterlücken. Sollte sich nicht ein Loutifstereit dieses Häuschens annehmen und es zu einer kleinen Aussichtswarte umgestalten? Der Wind, der sich von hier aus nach allen Seiten erstreckt, ist wahrhaft überragend schön. Kamertlich Alpen und Borälpen bieten sich dem Auge in klarer Glitterung. Schneeberg, Har, Schneepalpe, Gölle, Reiskalpe, alle strahlend in Schmelze, alle rotig leuchtend in der Sonne dieses wolkenlosen Wintertages, grünen über der Nebel der Täler zu uns herüber, alte, geliebte, unverbrüchlich treue Freunde. III das Hügelwerk niedrigerer Berge, das dogmatisch liegt, ist vom Nebel ausgeglichen und gedeht, kaum Anninger und Eriernes Lor vermögen ihre Spitzen um ein Geringes aus dem grauen Dunst zu rufen. Und wir selber, wir glückseligen Wanderer, stehen in Wärme und Sonne da und werden des Schweißes nicht müde. Endlich legen wir uns auf einen wärmedurchgelühten Stetinhäufen und halten Mittagsrast, unteren Pfaffen den kalten Smbis zu entnehmen. Marienfäher, in der Wärme aus der Winterstarre aufgetaut und beweglich geworden, kettern an unseren Kleidern empor. Frühlingsofter Duft steigt aus den Wäldern auf. In manchem Gezweige zeigen die brassen Blätterknospen nicht isel Luft, die braunen Decken zu sprengen und frohlich ins Grün zu schreien. Eine Stunde lang liegen wir in der Sonne, deren Glut uns durch die fest vielen Wochen auf einem fargen Flächenbrand angewiehenen Knochen rinkt. Dann erhalten wir Besuch. Ein Säger kommt durch das Gellöpp zu uns heraufzusteigen.

die Städte, gegen die Bauern ausgepielt werden und sich nicht in das Chaos der allgemeinen Not noch der Kampf aller gegen alle mischt. Nur eine Partei, die in sich selbst alle Volkskräfte veranlet hat und mit ihrem Denken und Schaffen nicht seit heute und gestern, sondern durch ihre Weisheit auf der Solidarietät des

der Bemühung, der scheinbar niemand mehr zu wehren vermag, vorläufig blieb in den äußeren Teilen des Gartens. Und doch, und trotz allem, welche andere Welt ist gleich mit dem ersten Schritt aufgeschloffen, den man durch die Mauerbrücke getan hat! Waldrauschende Einsamkeit ringsum, stabfester Friede. Wie muß sich hier im Sommer über verdächtige Gründe, um hochdurchdringende

Wieder endlos muß hier im Frühling der Fuchswald auf die Wirtel fliegen, wie freudvoll und beiliebt müssen Millionen Vogelstimmen diesen allerhöchsten Wald anstehen, der je am Rande einer Großstadt seine Wunder moht! — Aufwärts durch junge Forste führt der Weg, entlang einer Waldlichtung, immer tiefer in die Einsamkeit hinein. Wenn Schnee läge, wie zum vorigen Neujahr, welche wunderbare Sicht gäbe es hier! Wald schimmert die Badernise durch die Stämme. Der Jungwald hört auf, die ersten mächtigen Eichen stehen wachselnd am Rande dieser weit und weilig an den Hügel hingelagerten Oben, am Rande der Wiese, wo das Kriegerdenkmal stehen stand, soll es an klaren Tagen einen schönen Blick auf Wien geben. Heute ist die Lieberung mit träge schließenden Nebeln erfüllt. Aber jählings steigen klar und besonnt alle Bergspitzen aus dem Grau empor, stielich steht die Spätsburgbarre auf dem Hermannkogel in der Himmelshöhe da, desgleichen die Auslichtspitze auf der Vogelkammer, in jenem Halbmond steigt der ganze Kranz der Berge von der Wien bis zum Fahlenberg aus dem Nebelmeer auf, das um ihre winterstarrten Gänge hüßt. Unter Maler steht logisch Sfigenblod und Verbistke, aus dem Raschel, um dieses überragende Bild auf das Papier zu bannen. Ginter der Badernise ist der Waldboden von den Schinkengräben und Berhanen arm. müht, die sich, ein Teil des so häufig angefertigten Befestigungsgürtels von Wien, durch den ganzen Tiergarten strecht. Eine halbe Stunde weiter, ein wenig gegen tung-walddurchdringende Gänge hinab, liegt ein gewaltiger, betonierter Unterstand. Wir streichen durch seine tiefsten, kalten Räume, in denen nie geheizte Leser. Reihe um Reihe nie benutzter Holzprüchen stehen. Wertvolle Dachbohle liegt in mächtigen Rollen umher, Zement ist in feucht gewordenen Säcken zu Steinblöcken erstarrt. Warum nimmt sich niemand die Mühe, das kostbare Material zu retten und die traurigen Spuren der Vorbereitungen zu

Im sterbenden Siergarten.

Von Franz Stittesser.

Sieht, da er sterben muß, darf man ihn besuchen, den I. Siergarten Rain.

In dümmender Morgenfrühe steigen wir aus dem noch recht verschlafenen Ober-St. Veit durch stille Gassen, an der Kirche und dem fürstlich-schloßlichen Schloßlein vorbei, in das Hügelgelände an Wintertraurige Felber, geschlossene, fenstervermorgelte Wälder, verstaubte Baumblöcke, Ziegen, die sich ihren häßlichen Morgenmüß vom Wegrand aufammenaffen. Weiter oben dann trauriges Weidengedüß, struppiges Birschweil. Der ungeschliffene Weg wird allgemach zum Morast, in schieren Klumpen hängt sich der Rot an die Schwüle. Und alsbald taucht die alte, jedem Wiener von Kindesbeinen an betratene Tiergartenmauer auf, sie, die ein bisher unausgänglicher Waldbereich be-schloß. So nahe an manchen Stellen ihres fast 23 Kilometer langen Daisens die Großstadt sich auch herandrängen möchte, sie gebot offensichtlich der Hauptverbindung un-erklärlich halt. Kaiser Josef II. hat sie aufgeführt, da sich der verflochtene Baum aus Eichenstämmen, mit welchem Maria Theresia dieses alle kaiserliche Wildgehege umgab, als unzulänglich erwies. Nestroh hat sie, ihre Länge betwischend, das „Sänge der chinesischen Mauer“ genannt.

Wir finden das „Adolfstor“ wohl verschlossen, doch das kleine, grüngefrühen. Viertelchen daneben steht über-angeshweit offen. So früh am Tage mit auch ausgegongen sein mögen, wir sind doch nicht die ersten Besucher des Tier-gartens. Schon kommen uns holzbeladene Kinder und Frauen entgegen. Manche schreien an langen Striden mächtige Baumstämme und Stründe hinter sich im Rot etzner. Der Weg ist hier wie von Rinderherden zerklüftet und geknetet, denn gegen Mittag kommen allmählich viele Hundert Holzlaubter hier heraus. Holzklauen ist erlaubt, wenigstens wird es nicht verwehrt. Aber leider wird die neue Freiheit auch schon viel-fach mißbraucht, die Letzte ruden mit Ketten und Sägen aus und legen junge Bäume um, deren grünes Holz ihnen kaum die Suppe wärmt und nur die Rinde mit Rauch füllt, sie plündern in stankster Benötigung mit den Haxen, sie schädigen die Kulturen. Oben auf der Badernise haben sie ein altes Arianen-Itierungsgelände umgerissen, daß das Holz, aus dem die herrlichsten Fagel starrten, in Lämmern umberliegt. Aufwärtswerte liegt nun auf solche traurige Anzeichen

Plakate.

Von Otto Soyka.

Plakatsäulen sind in ihrer Art ein Stück Kultur der Stadt, so gut wie Theater und Konzerte, Vorträge und Ausstellungen. In ihnen spricht das Leben der Stadt seine Sprache, sie sind ein Spiegel für Geist und Willen dieser Stadt. Und muß nicht gerade das Bild, das sie geben, oft echter und weniger verfälscht sein als jedes andere? Denn sie geben absichtslos ihr Bild, man ist hier nicht geboten, auf eine hohe Kritik Rücksicht zu nehmen, und nur der eine Zweck regiert: aufzufallen. Plakate wollen wissen um jeden Preis und kennen jene vielen Geschmacksverirrungen nur von fern, die sonst für Wirkung aller Art in Wort und Schrift erfinden wurden. Deutlicher als irgendwo anders drückt sich in ihnen aus: Womit wirkt man auf die Menschen dieser Stadt? Wie nimmt man die Menschen dieser Stadt? Manches Bescheidende vom Charakter dieser Menschen ist hier zu erkennen. Preislos wäre es der Mühe wert, die Namen, die in einer Stadt gemacht wird, ebenso unter kulturkritischer Aufsicht zu halten wie ihre Unterhaltung und Kunst. Ein köstliches Material für Plakate und Annoncen müßte in mancher Hinsicht lehrreich sein. Dabei käme nicht so sehr die mehr oder weniger künstlerische Auffassung in Frage, als das menschliche Dokument, als der Ton und die Weise der Aufbreitung in ihren mannigfachen Höhenlagen des Schreienden. Und beachtenswert ist vor allem, was der Vorübergehende eben noch ohne Protest ertönt.

„Wobon spricht ganz Wien?“ — Das war

im Jahre 1915, in den Tagen schwerer Stämme im Osten. Im Süden und im Westen standen die Fronten. Aus nie dagewesenen Anstrengungen der Staaten wollte sich Europas aufstrebendes Schiff gestalten. Aber die Worte sind nicht genug inhaltsreich. Es war die Zeit, wo Hunderttausende unter die Not des Tages gehengt waren, wo Tod und Siedelum ihre große Ernte hielten. Aber die Worte sind nicht genug inhaltsreich. Es war die Zeit, in der jeder doch um einen Menschen zu trauern hatte. Einer von denen, die litten, von denen, die starben, war der Freund oder der Bruder, der Gatte, der Sohn. Einer war da für jeden, dem das Mitgefühl heiß und stark gehören mußte, nicht jenes Arzeneimitgefühl bloß, das damals für die Hunderttausende vielleicht zur dummsten Wirtsaft wurde. Damals also fand in tiefen Letztern auf allen Plakatsäulen Wiens die Frage: „Wobon spricht ganz Wien?“ und in gleich artofer, aliektam inbeldner Schrift stand darunter die Antwort zu lesen: „Von...“ Ich will den Namen dessen vergessen haben, der damals diese freche Reklame machte. Es war eine Zirkusgröße, ein Trio oder ein Paktensprenger, eine Kunstreiterin oder ein witziger Koffi. Es war jemand, von dem die Plakatsäulen in ganz Wien ungestraft sprachen. Geduldige, sehr geduldige Plakatsäulen waren das, aber auch die Menschen, die vorübergingen, waren unglücklich geduldig! Das ist auch, glaube ich, das einzige, was an der Sache bescheidend war, die Geduld. Nicht Herzenshöflichkeit, nicht Stummheit der Seele und nicht Unverständnis für das, was in der Welt geschah, bildete das. Nur die Gleichgültigkeit der Wiener von damals gegen Zirkusentastungen und ihre Plakate.

Diese Gleichgültigkeit ist ein Kennzeichen der Stadt. Wien ist der Boden, auf dem alles

möglich ist. Seine Plakate sprechen davon. Heute haben sich unsere Plakate der großen Gleichgültigkeit angepaßt. Das ist merkwürdig. Die direkte Wirkung vom Plakat verlangen, das siehe, einen gekünstelten Schrei verlangen: das geht nicht an. Das Plakat soll das Auge überbrennen, soll sich an den Geist anschließen, ihn bezaubern und zwingen. Das Plakat will befehlen. Der Zirkus, der Geschäfte sollen befehrt werden, daß die Sache des Plakats eiliger ist als ihre Eile, geschäftlicher als ihr Geschäft. Und heute haben wir direkte Plakate. Das Plakat ist müde geworden, es hat den Streit aufgegeben, hat sich abgemüht an der Eile und an dem Geschäft der Passanten dieser letzten Jahre. Die Eile von heute, das Geschäft von heute sind die stärkeren Partner haben bunten Bilder, die gewaltigen Letztern haben sich müde geschrien an der Teilnahmelosigkeit, nirgends sieht man einen Reizner die Aufmerksamkeit fürmen. Es sind die tränen Plakate einer Stadt, die sich nichts Wätigeres mehr vorläufiges läßt, als es die Sorgen des Tages sind. Plakate des Tages sind nicht mehr als öffentliche Mitteilungen von der Tatsache, daß ein Rennen gekauft wird, daß ein Konzert gegeben, ein Stück gebietet wird. Mitteilungen für Zirkusentastungen, ohne den Versuch, durch Einsatz und Lärm neue Zirkusentastungen zu gewinnen. Wer dem Sport gehört, siehe dem Sport, wer dem Eport gehört, siehe dem Eport. Sprachs: das Plakat bekränzt sich darauf, Parteimitteilung zu sein für die Angehörigen der Sportpartei oder der Sprachpartei. Es spricht die Schwäche und Kraftlosigkeit in der papierenen Welt der Plakate von einer überstarren und unbefähigten Kraft in der wirklichen Welt. Das tägliche Leben hat selber Plakatsil, es läßt sich auf dem Papier nicht

mehr schlagen. Die Ereignisse schießen, die Plakate flüchten. Es sind überhaupt keine Plakate mehr da; das richtige Plakat gehörte noch einer Zeit an, die Ueberfluß an freier Interesse hatte.

Wer heute diese Ankündigungen betrachtet, wird vor allem finden, daß von dem Gebotenen nur das Wenigste materieller Art ist. Die Anpreisungen der Geschäftsartikel sind fast völlig aus dem Straßenbild verschwunden. Vorfrage, Gehirnschalten, Kurse wettkampfen im Verstreben, einer etwa vorhandenen Aufmerksamkeit des Spaziergängers entgegenzukommen; sie wettkampfen mit Sport, Theater und Variété. Es scheinen die Plakatsäulen eines Volkes zu sein, das nur die Sorgen des Geistes kennt, das nur die Wege der Bildung oder der Vertiefung sucht. Jene anderen Wege, die zu den Warenhäusern führen, werden nicht gewiesen. Die Sprache der Plakate ist nicht nur leise geworden, sie kennt auch die niedrigen Genüsse des Gemeinen nicht mehr, nicht die der Bequemlichkeit und all die Mittel der Verwechslung. Im alten Sparta hätte man sich unserer Plakate nicht zu schämen gebraucht.

„Wobon spricht ganz Wien?“ — Es gab einmal ein Plakat, das einen Koch in weißem Berufskleid zeigte, es gab ein Plakat, das ein sorgfältig gepflegtes Kind darstellte, tief in seine Gedanken versunken, von vielversprechendem Exterieur, Plakate von Dampfmaschinen mit ihren Zirkusmaschinen und billigen und billigen Preisen, Kleiderfirmen überboten einander in Aufzügen und Verprechungen — Plakate, die es wieder einmal geben wird. Bildung, Sport, Theater, Zirkus — das, wovon ganz Wien spricht, ist das, wovon seine Plakatsäulen schweigen.

10./I. 1919

Ein Stadion für Wien.

Die Stunde des Körperports, die am letzten Sonntag in einer Massenversammlung für den Bau eines Stadions eintraten, haben sich damit zweifellos ein besonderes Verdienst erworben: sie haben in unsere ortsgränzte Zeit einen frischen Ton gebracht, haben gezeigt, daß es in Wien noch viele junge Menschen gibt, die sich lebensfroh und tatentreu eine bessere Zukunft erhoffen. Das ist immerhin schon etwas, und es gewinnt an Gewicht durch die bedeutungsvollen Erklärungen, die die Vertreter der Republik und des Landes Niederösterreich abgaben. "Jeder Bürger hat die Pflicht, sich fürberlich zu erklaren," erklärte der Staatssekretär für Heerwesen, und der Staatssekretär für Volksgesundheit stellte die Schaffung einer eigenen Stelle für körperliche Erziehung in Aussicht und nannte den Körperport ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Tuberkulose. Der Landeshaubtmann aber gab der Hoffnung Raum, daß Wien eine Sportstadt werde und daß das Stadion mit dazu beitrage um den großstädtischen Charakter zu erhalten. Diese Reden zeigen, daß das Stadion viel mehr ist als eine bloße Stätte des körperlichen Wettkampfes, und daß die Wehrfähigkeit des Landes, die Gesundheit des Volkes und die Größe der Stadt in gleicher Weise am Körperport interessiert sind.

So tut das Stadion, bevor noch der erste Spatenstich zu seiner Errichtung geschrien ist, schon seine gute Wirkung, indem es zum Programm wird und die Richtung weist, in der sich die Erziehung unserer Jugend in Einklang bewegen soll. Allgemein körperliche Ausbildung soll an die Stelle des militärischen Drills treten, durch den Bau von Sportplätzen soll jener von Spitalern erbart werden, und Wien soll eine heitere, gesittete Stadt bleiben in deren Stadion die Jugend aller Länder gern im friedlichen Kampf ihre Kraft wüßt. Das ist eine frohe Aussicht für jeden,

der sich den Blick durch die täglichen Sorgen nicht allzu sehr trüben läßt.

Der Verwirklichung des schönen Planes stellen sich derzeit stellen nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten in den Weg. Der Staat, der in erster Linie an materieller Hilfe berufen wäre, ist so arm, daß er auch die kleinste Ausgabe über die unbedingten Erfordernisse hinaus vermeiden muß. Dem Staat ist also augenblicklich weder das Kapital noch auch die Zinsgarantie zu eroffen, und es bleibt keine andere Hilfe, als private Quellen flüssig zu machen. Ob und in welchem Umfang das geschehen wird, ist eine Frage der Rentabilität des Stadions. Wenn nicht allzu teuer gebaut wird, ist die Rentabilität gegeben, denn schon eine oberflächliche Berechnung zeigt, daß die Wassenbesätze der Fußballspiele allein hinreichen würden, um die Vergütung sicherzustellen. Man soll das Stadion aber auch eine moderne Stadionsbahn erhalten, und jeder, der sich der stangvollen Zeiten unserer Protorenuebahn erinnert, wird zusehen, daß mit den Stadionsrennen bedeutende Einnahmsquellen erschlossen werden können. Dazu kommen noch die leichtathletischen und sonstigen sportlichen Veranstaltungen, die Wieten für das Restaurant und die Klublokale sowie Einnahmen für außer-sportliche Verkaufungen, wie Sängerkette oder Schauspiele, für die das Stadion den günstigsten Rahmen abgibt. Es ist also unter Umständen für ein Stadion auch die volle Amortisationsmöglichkeit und damit der Schlüssel für die Lösung der finanziellen Frage gegeben. Natürlich hat die Kalkulation mit der Finanzwelt kein ungünstiges Ergebnis gezeitigt: auch wird die Aufbringung eines Teiles des Baukapitals durch die Ausgabe von Anteilscheinen in Erwägung gezogen.

Eine wesentliche Erleichterung wird die Finanzfrage dadurch erfahren, daß die große Grundfläche für den Stadionsbau unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Stadion im

Brater gebaut werden, also auf Gründen, die zu den Frontalern zählen und über die nunmehr das Staatsverwalt zu verfügen hat. Wierum der wohlwollenden Haltung, die die Regierung der Republik gegenüber dem Stadionprojekt einnimmt, ist an der kassenlosen Ueberlassung der nötigen Grundfläche nicht zu zweifeln. Es sei übrigens daran erinnert, daß schon vor Kriegsausbruch Kaiser Franz Josef die Ueberlassung der Sektantenwiese für den Stadionsbau zugesagt hatte.

Untere Sportleute lagen also, wenn sie den Stadionsbau baldmöglichst verwirklicht sehen wollen, keineswegs einem Phantom nach. Untere Zeit schreit geradezu nach Unternehmungen, die Zukunftshoffnungen und Reue nicht zum Ausdruck bringen, die Arbeit und Verdienstmöglichkeit schaffen und mit der Willensfestigkeit, die uns beherrscht, brechen. Gewiß, es gibt neben dem Stadion auch andere sehr bringende Dinge für die Hauptstadt Deutschösterreichs. Aber nichts ist dringender als der Wiederaufbau unserer Volkskraft, und dieser Wiederaufbau vollzieht sich im Zeichen des Stadions.

Neues Großstadt-Nachtleben.

Nach 8 Uhr abends. — Die Leute, die nicht schlafen gehen wollen. — Die „Nachtwohnung“. — Geheime Weinsalons. — Die Schlaflosigkeit der Kriegsgewinner. — In den Wiener Bahnhöfen.

Das neue Wiener Nachtleben . . . Verordnungen, Einschränkungen, Verbote haben es in andere Richtungen gelenkt, aber es will sich nicht tofmachen lassen. Es weicht den gewohnten Zirkulationspunkten aus, es versteckt sich, aber es besteht. Nur neue Formen, neue Vereinigungsarten sucht es, sich an die Lücken der Gesetze, der Verordnungen anpassend.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob denn wirklich Wien um acht Uhr mit der Torsperrre schlafen gehe. Man sieht wohl auch nach dieser Zeit viele beleuchtete Fenster, wenngleich viele Familien infolge des Lichtmangels tatsächlich „mit den Büchern“ zu Bett gehen müssen. Man staunt die ababendlich nach Kaffeehauschluß die Straßen füllende Menge an, und Statistiker mögen berechnen, wieviel die 42.000 Hausbesorger Wiens seit der Nachtr- und Neunührsperrre an Sperrgeld vereinnahmen. Dann wieder flattert eine Kasardgeschichte auf. In einer eleganten Wohnung hat sich eine spielerische Gesellschaft versammelt und bei reichem Mahle die Nacht am grünen Tisch verbracht. Der Fall ist gar nicht so vereinzelt, wie man glaubt. Immer mehr hat die frühe Sperrstunde die neueste Gesellschaftsform, die „Nachtwohnung“, in Mode gebracht.

In dem mehr oder minder komfortabel ausgestatteten Heim eines Junggesellen oder kinderlosen Ehepaars, das sich nach acht Uhr langweilt, versammeln sich die Bekannten. Es braucht nicht einmal der Lohndes Kasardspiels. Es genügt ein bühnen Feuer im Dien und — da der Lichtverbrauch durch den „Zähler“ überwacht wird — ein Liter zu Schleichhandelspreisen erworbenen Petroleum. Entweder bringen die Gäste Erschickungen mit oder die Wohnungsinhaber geben ihrerseits Tee, Badewei, Schwarzen an die Bekannten und Verwandten ab. Wien will sich nicht so früh schlafen legen. Man darf natürlich nicht in der Nacht Klavier spielen oder Lärm machen. Also wird Domino oder Karten gespielt. Das ist der Grund, weshalb man jetzt spät nachts so häufig ganze Gruppen von Leuten Wohnhäuser verlassen sieht. Sie gehen erst um diese Stunde — „wirklich“ nach Hause. Die Hausbesorger kommen gar nicht mehr zur Ruhe. Familien besuchen man es öfter als sonst. Man „teilt“ die Spelen, man flieht die einsame Wohnung, in der es sich für ein, zwei Leute nicht lohnt, zu heizen und Licht zu verbrauchen.

Den „Kriegsgewinner“ genannten Leuten, die ein Vergnügen erst dann schätzen, wenn sie mit Banknoten herumwerfen können, genügt natürlich ein bescheidenes „Aufbleiben“ lange nicht. Für ihre Zwecke gibt es verstohlene, gut „abgedeckte“ Extrazimmer, die nach der Sperrstunde erst lebendig zu werden beginnen. Dort versammelt man sich zu intensivem Spiel und Weingenuß bis in die Morgenstunden. „Ende nie“ — ganz wie bei den besten Friedensbällen. Ein hohes Eintrittsgeld soll die Besitzer der weniger gefüllten Brieftaschen vom Hinzudrängen abhalten. Sie könnten vielleicht die hohen Spieleinsätze nicht leisten, die hier gang und gäbe sind; auch nicht die Weinpreise bezahlen. Und dies ist wichtig. Den Wein wird nur in sehr teuren Bouteillen serviert. Da zeugen die Herren und Damen, bis sie schlaftrunken zum Aufbruch schreiten müssen, unbestimmt um die „Lichtsperrmaßnahmen“. Freilich kostet es Tausende von Kronen.

Und das Nachtleben der Armen? In den weiten Nachtställen der großen Hauptbahnhöfe bietet sich allmählich ein sonderbares Bild. Die wenigen ankommenden Züge haben anderthalb bis

zweistündige Verspätung. Und zu diesen Zügen finden sich zahllose Leute ein. Solche, die Angehörige erwarten, deren Reise der Aufbringung eines Kuchens mit Lebensmitteln galt und die nun in den kalten Hallen vor der großen Bahnhofszug, in Decken und Mäntel gehüllt, „ihren Zug“ erwarten. Es sind meist Arbeiterfamilien. Männer, Frauen, die Spuren harter Entbehrung im müden, fahigen Anitz, zusammengesauert auf Steinfliesen und Kratz „Budele“. Auch kleine Kinder laufen in der Halle umher, trotz der späten Stunde, munter, wenn auch hungrig. Vermunnte Mädchen, die den Bruder oder Vater erwarten, der ein Kännchen Milch und ein Paar Kilo Erdäpfel bringen soll, Soldaten, Träger füllen die Halle.

Ein paar Schritte weiter und man stößt auf Schläfer, die den Zug nicht mehr erwarten konnten. Eine bleierne Schwere liegt auf allen diesen Gestalten, die den Nachtbahnhof bevölkern. Ueber ihren Häuptern schwingt unsichtbar die Not ihre Geißel. Die paar Bissen, die sie erhoffen können, reichen nicht lange zu. Gleichwohl opfern sie die Nachtruhe und wollen die Angehörigen nicht allein auf dem langen Heimweg durch die nobelkalt Nacht wissen. Glücklich der, der seinen Kuchensack mit auch nur schmalen Inzhalte wiederbringt. Nicht selten ist alle Mühe und die Nachtwache der Angehörigen vergeblich. Ein harter Griff an der Grenze hat die armen Leute der „gehamsterten“ Lebensmittel beraubt und mit leeren Händen tritt mancher Hungerige aus der Perrontür . . . Und das ist die grausamste Szene des armfälligen „Nachtlebens“ im Bahnhof.

13. I. 1919

13. I. 1919
182

Und die Zukunft der Wissenschaft?

Von Adolf Noelsch.

Viele bewegt jetzt die Frage, was von der politischen Neuordnung der Dinge in demokratischem Sinn, die wir alle, nicht nur für Deutschland, erhoffen, für die Zukunft der Wissenschaft wohl zu erwarten sei; denn natürlich hat man das Gefühl, daß auch in diesem Bereich der Menschenehtigung die Wirkung der politischen Gewitter sich irgendwie abzeichnen werde und sich vornehmlich zeigt man die Hoffnung, daß die Einflußnahme nur in günstigen Sinne geschehen soll und geschehen darf. Aber ich finde die Frage nicht ganz richtig gestellt. Wissenschaft wird von wissenschaftlichen Geistes getrieben, der wissenschaftliche Geist aber wird überall dort, wo er auf reines Faktenwissen, nicht schon auf die Ordnung der Einsicht ausgeht, von den zielstrebigsten Bewegungen des politischen Geistes so wenig tangiert, wie von den Willensbewegungen des künstlerischen, religiösen oder moralischen Lebens. Wenn auf Tatsachenwissen gehen heißt so viel wie Kausalzusammenhänge zwischen den Erscheinungen zu ermitteln tragen. Stimmensache wird meine politische Meinung an solchen Untersuchungen nicht wirksam können. Stimmensache wird meine Stellung als Staatsbürger, einzelner ob sie unter dem Regime der Freiheit mit die größten Rechte gewährt oder ob ich unter dem Druck einer allmächtigen Autokratie fast verstaube, von Einfluß sein oder von Einfluß sein können auf den Verkauf und die Ergebnisse einer Untersuchung, die sich etwa die Auffindung der praktischen Gesetze des menschlichen Schaperats oder die Funktionsweise der Zirkulation zum Ziel gesetzt hat. Und das ist gut. Wohingegen es auf dem Gebiet der Wissenschaften und auf die Art der Probleme, deren Untersuchung man für wissenschaftswert hält, unter Umständen durchaus von entscheidendem Einfluß ist, ob man in einem republikanisch oder monarchisch verwalteten Lande und Volke, in einem sozialistischen oder rein autoritären Staatswesen lebt.

In diesem Thema allein kann ich sprechen. Und da will ich denn auch sofort ohne Umschweife und Verschönerung sagen, daß für den Bereich der Wissenschaften im alten germanenbrechenden Deutschland ein System typisch war, von dem wir alle nur sehr selten wünschen können, daß es verschwindet. Man darf die Wissenschaft um der Menschen willen (wenn auch die Idee

einer Zugehörigkeit des Erfolgs, einer Auswertung in der Industrie und Kunst der Wärmeverzögerung oft genug vorgezeichnet hat). Man trübe sie nicht um des Lebens willen, das der Sehergebnis noch ganz anderer Fragen ausgesetzt ist, als sie dem notwendigen Kleinen und beschränkten Standpunkt des uralten Wissenschaftlers aufhoben. Man treibe vielmehr Wissenschaft ganz und gar oder doch wesentlich ganz nur um des Geistes willen, der das Auffinden von wissenschaftlichen Zusammenhängen macht. Man war besessen von jenem scholastischen Geistesgeist, der sein eigenes Treiben teils aus Bergweisung und Stigmatisierung gegenüber höherem Ideal, teils aus purer Eitelgenüßlichkeit ökonomisch grübelt und Wissen sammelt wie Käser.

Das Wort Wissenschaft um der Wissenschaft willen ist eine spezifisch deutsche Prägung und hat genau so seine Lebensdauer gehabt wie das französische *l'art pour l'art*. Es hat auch, wie dieses, bald seine Anwendung durch alle Länder angezogen und hat, mit Verlust empfangen, den Geist, der in ihm steckt, doch nicht heimlich gemacht. Aber gerade so, wie das Wort *l'art pour l'art* im Grunde nur ein hinterhältiges Ei gewesen ist, das dem abgeleiteten Gesamtwort einen epigonenhaften Geist als unzugewandte Deklamation erheben konnte, genau so ist das Wort von der Wissenschaft um der Wissenschaft willen eines jener Verträge mit hochgetriebenem Stimmensache, die eine gewisse Generation mit großen Stimmen bezeugt, während eine andere geordnete Zeit sie als absterbend abgelehnt. Man kann dieses Urteil unbüßig leiten. Man kann ihm entgegenhalten, daß Wissenschaft in jedem Fall auf Wahrheitsfindungen ausgeht, nämlich auf die Ermittlung „wahrer Beziehungen“ zwischen Dingen und Vorgängen der natürlichen und kulturellen Welt, die uns umgibt. Wahrheitsfindung in diesem Sinn aber sei Wärmeverzögerung, Produktion allerhöchster Werte so gar, denn es gäbe überhaupt keine höheren geistigen Werte als „die Wahrheit“, die rechtgläubige Auslegung über die Beziehungen zweier Erscheinungen macht. Welcher Art die Erscheinungen sind, die sich der Mann der Wissenschaft zur Berechtigung aussucht hat, spiele gar keine Rolle. Wer die Gesetze der Selbstreinigung unserer Schmutzwasserläufe oder Flüsse entdeckt, mache sich um die Aufklärung der endgültigen Wahrheit über die Welt ebenso verdient, wie derjenige, der sich stellt, nach welchen Gesetzen sich die Himmelskörper bewegen. Und wer die chemische Analyse des Ökonomiegesetzes durchführt, seine für die Festhaltung der Selbstkonsistenz über die Welt sogar sehr viel mehr als einer, der untersucht, wie das Kind dazu komme, keine Sinnensforschungen nach den Prinzipien des Raumes, der Zeit und der Kaufkraft aufzuspüren; um am Schluß seines Lebens gesehen zu müssen, daß er

zu keinem sicheren Ergebnis gelangt ist. Denn der Ehrenschmalzanalytiker habe die ungeheure Masse des Ungewußten um eine Ziffer verkleinert; der andere aber habe keine positive Wahrheit produziert.

Genau dieser Geist ist im Betrieb der Wissenschaften und der offiziellen Wertfindung wissenschaftlicher Leistungen bisher maßgebend gewesen. Aber eben dieser überflüssige und verfluchte Geist ist der Geist der Scholastik, der Geist des Deamentums und des Todes, der Wärmeforschungsphysik und eines rudimentären Denkens, das von jeder Beziehung zum Leben und allen Ökonomieverlassen ist. Denn es ist nicht wahr, daß Wahrheitsfindung in jedem Fall Wärmeverzögerung sei. Sie ist viel häufiger Anwerterzeugung. Sie ist Wärmeverzögerung überall dort, wo der Wert, den sie ermittelt, nichts bedeutet für unser Leben und nichts für dieses unser Leben bedeuten kann, weil es unmöglich ist, ihm eine Stelle darin zu verschaffen, an welcher es auf uns, auf den Menschen als Ganzes wirkt, sei es nur auf indirekte, durch viele Affigiationen hindurchgehende Weise. Wärmeverzögerung dieser Art sind schon vor ihrer Geburt dazu verurteilt, als unzugängliche tote Umwelt außerhalb von uns liegen zu bleiben. Sie vermehren das abgestorbene geistige Inventar der Kultur, aber eben gelingt es den Ertragungen, die der hinterste Milchstrangennessel auf unsere Erde heruntersendet, auf das Einfließen zu gewinnen, was wir sind und haben, als diesen „Wahrheiten der Wissenschaft“, die man mit dem Geist der verchiedenen Akademien, möglich als Wärmeverzögerungen, alljährlich zu Tage fördert und uns in den Krieg wirft. Sie sind Abräum, Schutt aus der Wüste, so wenig wie Steinchen für unsern geistigen Stoffwechsel nutzbar zu machen und dazu verdammt, in aller Ewigkeit Schutt aus der Wüste zu bleiben.

Diesem Geist gilt es ein Bein zu stellen. Etwas wird man ihn so niemals treffen können, weil sein Lebensboden ein Holzgerüst der menschlichen Natur und ihrer Bestimmtheiten ist. Aber es gilt ihn so einzunehmen, daß seine Funktionierung ein Sport für Beobachter bleibt. Das dürfte ein wirksamerer dadurch geschehen, daß man ihn — radikal — nicht mehr ernährt. Man wird zu diesem Behuf eine Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen haben, die das Denken der Zeit, nicht das der Vorwelt zu befruchtigen will. Und man wird sie zu befruchten haben mit Männern, die etwas mehr als bloße . . . Fachmänner (im Geist der Scholastik und Deamentwissenschaft) sind. Die neue Generation hat die Pflicht dazu und sie soll sie gebrauchen.

14. I. 1919

* („Aber, Euer Gnaden! . . .“) Die Aufhebung des Taxameterzwanges für Fiaker, die wir im Sonntagblatt kurz erörterten, ist sicherlich keine Angelegenheit, die nur einen geringen Teil der Bevölkerung Wiens betrifft. Mehr noch wie bei uns in Wien, wo man sich an die Preistreibererei der Kosselenter bereits zu einer Zeit gewöhnt hatte, da man die ungeheure Bedeutung dieses Wortes noch nicht ahnen konnte, ist im Auslande über diese wienerische Spezialität geschimpft worden und kein Reiseführer vergah, darauf hinzuweisen, wie der Fremde sich in Wien vor den Fiakern und ihren Forderungen in Acht zu nehmen habe. Als nach jahrelangem Studium der Taxameter endlich eingeführt wurde, waren alle denen das Wehl Wiens am Herzen lag, einig in der Ueberszeugung, daß damit einem ärgerlichen Mißstand abgeholfen sei. Und jetzt, da wir neu aufbauen müssen auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens, kommt die

Behörde und hebt den Taxameterzwang wieder auf. Ohne jemanden zu fragen — außer die Fiaker. Wozu sich auch um das liebe Publikum kümmern? Hat die Polizei das nötig, ist es vielleicht so Usus, Gepflogenheit oder Brauch? Hätte man die Gelegenheit geboten, auch den anderen Teil, Vertreter der Bevölkerung, zu hören, man wäre vielleicht den Wünschen der Fiaker weniger willfährig gewesen. Die Zahl derer, die dem Fiaker jede Existenzberechtigung absprechen, die ist keineswegs gering und sie sollte auch von Seiten der Behörde nicht übergangen werden. Kein Zweifel, daß der Fiaker so, wie er eben jetzt wieder lizenziert wurde, ein Luxus ist. Solange der Taxameter gegolten hat, konnte der Fahrgast des Fiakers sich einreden, daß er durch die HP zweier Aksepter rascher befördert werden könnte als wie durch eine Pferdetrast, die ja kaum einem Viertel des mathematisch fixierten Wertes gleichkommen dürfte. Mit der Aufhebung des Taxameterzwanges aber kann wieder das orgiastische Geschimpfe beginnen, das überhebende und abstoßende Feilschen, das schamlose Geltendmachen einer plündernden Willkür. Die Leute, welche den Fiaker zu Praterfahrten oder sonst zu Vergnügungen in Anspruch nehmen, die werden sich ja mit den Siegern rasch abfinden. Aber die anderen alle, die von nun an wieder auf Gnad und Ungnad den Fiakerlutschern ausgeliefert sind, bei wem sollen die Schutz suchen und finden gegen unerschämte Forderungen? Hat der Arzt, der rasch zu einem Patienten gelangen soll, die Zeit, einen Schuhmann herbeizurufen, hat der in später Nacht mit Reisegepäck Ankommende auch nur die Möglichkeit, die Intervention eines Organs der Ordnung zu erzielen? Aber selbst wenn ein Zufall irgend einmal einen Wachmann einem Schutzsuchenden in die Arme treiben sollte, was wäre denn damit schon erreicht? Ein mehr oder minder erregtes Debattieren mit garantiert negativem Ergebnis für den Fahrgast. Die wohl in die Tausende zählenden gefällten richterlichen Urteile gegen Fiakerlutscher hätten gewiß der Behörde ein Beweis dafür sein können, daß der nicht dem Taxameterzwang unterliegende Kutscher unaufhörlich ein Anlaß des öffentlichen Uergernisses sein muß. Nun — es scheint — daß diesem ausgiebigen Material historischer und lokalgeschichtlicher Natur doch nicht die gebührende Glaubwürdigkeit geschenkt wird. Wir bedauern das und sügen uns, wenn auch mit unserer zerrütteten Gesundheit und Widerstandskraft nur widerwillig dem aufgezwungenen Kampf gegen die neueste Art der Preistreibererei.

Die belagerten Engländer.

Wiener Gemütslichkeit in der Johannesgasse.

In der Johannesgasse wurde gestern eine interessante photographische Momentaufnahme gemacht: Vor der Schule, in der die jetzt in Wien weilenden englischen Soldaten untergebracht sind, standen mehrere Lastautos der Gäste aus dem vereinigten Königreiche malerisch gruppiert, die fremden Soldaten auf dem Sitze neben dem Lenkrade, rings um die Autos wieder englische Soldaten, einer als Posten mit geschultertem Gewehr „Bajonett auf“ und in weiterer Entfernung als Staffage das geschätzte Wiener Publikum. Der Photograph stellte die ganze Szene, bis er sie nach Wunsch auf der Platte hatte, wobei es natürlich an freundlichen Mahnungen „Zurück! Bitte, noch zurück!“ für die geehrten Zuschauer und freiwilligen Statisten nicht fehlte. Die englischen Soldaten mit den wohlgenährten rötlichen Gesichtern sahen in ihren schönen braunen Uniformen heilenvergüht aus und ließen sich die Aufmerksamkeit der Bewohner der „City of Vienna“ gern gefallen.

Zeitweilig waren die Engländer in der Johannesgasse von den Vertretern der Wiener Bevölkerung förmlich belagert. Viele hundert Menschen, darunter die liebe Weiblichkeit in sehr stattlicher Zahl, drängten sich in der Gasse, und manchmal wälzten sich die Abziehenden als ein wahrer Menschenstrom aus der Johannesgasse in die Kärntnerstraße, um dem Zuzug neuer Gaffer Platz zu schaffen. Die englischen Soldaten waren stets von Gruppen umringt. Männer, Frauen und Mädchen suchten sich mit den fremden Gästen zu verständigen. Ein paar englische Broden, dann wieder einige deutsche Worte, durch Handbewegungen erläutert, genügten für die Unterhaltung, die in einzelnen Fällen recht lebhaft wurde, wenn da und dort eine durch die englische Gesellschaft angebotene Gouvernante, Nurse oder andere sprachkundige Dame ihre Kenntnisse als Dolmetsch zur Verfügung stellte. Man erfuhr es wieder: Wien ist eine „gemütsliche“ Stadt, auch nach dem verlorenen Kriege und inmitten der furchtbaren wirtschaftlichen Sorgen. Die Engländer sind denn auch des Lobes voll, und die strammen Tommies versicherten, das blickblanke gesunde Gebiß zeigend, stets auf neue, daß sie die Stadt „very beautiful“ finden. Die Engländer sind eben kluge und höfliche Leute und sagen ganz bestimmt nicht immer alles, was sie sich denken. Wer die englischen Offiziere beobachtete, die sich durch die Menge schoben, konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich über das Verhalten der Wiener, soweit sie in der Johannesgasse gesammelt waren, allerlei Gedanken machten.

Gewiß: Die Engländer haben der Stadt Wien — für Kranke und Kinder, wie ein Schreiben des englischen Oberbefehlshabers in Italien betonte — Kondensmilch, Zucker und andere Dinge, an denen bitterer Mangel herrscht, gebracht. Man muß dies mit Dank anerkennen und der Bürgermeister hat diesen Dank auch pflichtgemäß den englischen Offizieren ausgesprochen. Das sollte genügen. Ist es aber unheimlich, die englischen Gäste zu bedrängen, sie zu begaffen, mit Zeichen der Liebedienerei zu verfolgen? Ahnen die Leute, die sich in der Johannesgasse als freiwillige Staffage zu den Aufnahmen drängen, daß diese Bilder zum Ergötzen der Londoner demnächst in den englischen Blättern erscheinen werden? Ahnen diese Leute, wie sie selbst von den englischen Soldaten beurteilt werden? Und gar die liebenswürdigen Damen, die den englischen Offizieren während des Spazierganges in der Kärntnerstraße durch Nid und Gesichtsausdruck so ungeniert ihr Interesse zu erkennen geben!

Der Krieg ist beendet, die Friedensverhandlungen sollen endlich beginnen und da und dort regt sich schon die versöhnende Menschlichkeit. Auch die Wiener wollen zu vergessen suchen, welche Opfer ihnen, ihren Frauen und Kindern der Krieg und die wirtschaftliche Blockade auferlegten. . . . In derselben Kärntnerstraße aber, in der die fremden Gäste promenieren, lauern jetzt auf dem Straßenpflaster Strüppel in selbgrauer Uniform und erbitten stumm milde Gaben. Und ein paar Schritte weiter werden beschämende Momentaufnahmen der Wiener Gemütslichkeit gemacht. . . . Wie wäre es, wenn diese „Gemütslichkeit“ für eine Weile wenigstens durch Zurückhaltung ersetzt würde? Die Stadt Wien ist arm geworden und muß für milde Gaben danken. Das ist geschehen — der Rest sei Schweigen! K. St.

Würde im Unglück!

In gewissen Kreisen der Wiener Gesellschaft, die sich durch die Kriegsnot niemals im Kultus des Snobbismus heirren ließen, gab es jüngst eine Sensation. Mehreren strebsamen Familien war es geglückt, sich eines besonderen Schmuckes ihrer Tafeln zu bemächtigen. Neben den üblichen Titel- und Würdenträgern, die voll Appetit und Nachsicht mehr auf die Güte von Speis und Trank als auf die gesellschaftlichen Rangunterschiede achten, erschienen Offiziere der britischen und der italienischen Wehrmacht. Das war etwas Neues und Bistfeines. Bewunderung auf der einen, Neid auf der andern Seite folgte dem gelungenen Handstreich, und seither soll aus gleichgesinnten Kreisen ein Regen von Einladungen auf die hier anwesenden Vertreter der noch immer feindlichen Armeen niedergegangen sein. Den Herren dürfte diese unbequeme Liebenswürdigkeit keine geringe Ueberraschung bereitet haben. Man denke sich die Lage umgekehrt, man stelle sich vor, daß nach der Laune des Kriegsgottes deutsche Truppen in London und österreichische in Rom stünden — glaubt auch nur ein einziger Sterblicher, daß sich englische und italienische Salons so bereitwillig den fremden Gästen geöffnet hätten? Britisches Selbstbewußtsein würde die bloße Zumutung als beleidigend ablehnen, und die Italiener würden einen solchen Gedanken als Demütigung ihres Nationalstolzes empfinden.

Was sich an Selbstpreisgebung in glanzvollen Salons abspielte, fand sein Gegenstück in Vorgängen auf der Straße. Eine Zuschrift, die wir dieser Tage veröffentlichten, hat den Empfindungen anlässlich des Einzuges einer englischen Militärkapelle und des Verhaltens der Straßengaffer kräftigen Ausdruck verliehen. Diese Betrachtung hat im Kreise unsrer Leser einen ungewöhnlich starken Widerhall geweckt. Es regnete Zuschriften, vorwiegend voll warmer Zustimmung, zum Teil aber auch mit Ausdrücken entschiedenen Tadel gegen den Inhalt des Artikels und gegen das Blatt, das sich entschlossen hat, ihm seine Spalten zu öffnen. Ein aufklärendes Wort erscheint uns nicht überflüssig. Die kritischen Bemerkungen jener Zuschrift richteten sich weniger gegen England als gegen jenen Ausschnitt der Wiener Bevölkerung, der es so wenig versteht, im Unglück Würde zu bewahren. Nichts liegt gerade unserm Blatte ferner, als einer Berewigung des Völkerrasses das Wort zu reden. Es hieße an der ganzen Zukunft des menschlichen Geschlechtes und an der führenden Stellung der weißen Rasse verzweifeln, wenn man nicht hoffen dürfte, daß der furchtbare Zwiespalt sich doch einmal überbrücken ließe, und es ist die selbstverständliche Pflicht aller, die an der Bildung der öffentlichen Meinung mitwirken, auch an der Brücke mitzuarbeiten, welche die durch einen Ozean von Blut getrennten Nationen Europas wieder verbinden soll. Über diese Erkenntnis und der redliche Wunsch, das Werk der Versöhnung zu fördern, hat nichts zu tun mit Erscheinungen, wie wir sie, erröthend vor Scham, dieser Tage in Wien erlebt haben.

Daß die Engländer geneigt sein würden, die besiegten Völker durch freundliches Gehaben zu gewinnen, war dem, der Englands politische Praxis kennt, niemals zweifelhaft. Dieses Volk hat Haltung und Selbstbeherrschung, es ordnet alle Empfindungen dem höheren Zweck unter, Haß und Liebe spielen in seinem Kalkül keine Rolle. Hat England ein Volk, dessen

Niederwerfung ihm zum höheren Glanze des britischen Namens erforderlich erscheint, wirklich niedergeworfen, dann bemüht es sich, den milden Herrn zu zeigen. Das konnten die Buren erleben, und dieser klugen Behandlung ist es wohl zuzuschreiben, daß die Buren trotz allem, was England ihnen angetan, in diesem Kriege nicht versagt haben. Wir glauben, wenn die Briten ganz Deutschland zu einem Krondominium Seiner britischen Majestät gemacht hätten, würden sie sich redlich Mühe geben, dem deutschen Volke zu beweisen, daß die englische Oberhoheit nicht das schlimmste Uebel auf Erden sei. Denselben Gedankengänge entspringen die englischen Liebesgaben für Wien und die Entsendung einer Militärkapelle. Es gibt nun bei uns Leute, die sehr überrascht sind durch die Wahrnehmung, daß der Fuß, den England uns auf den Nacken gesetzt hat, nicht in einem Fuchstiefel, sondern in einem Lackschuh steckt, und in ihrer großen Freude hierüber sind sie geneigt, von diesem Schuh den Staub zu lecken. Wenn England uns zeigen will, daß es den Wunsch hat, die Heimsuchungen des Kriegeres und alles, was es uns erdulden ließ, vergessen zu machen, dann wird es hinreichend Gelegenheit hiezu finden. Wir liegen zerichmettert zu Boden, unsere politische Existenz samt unserm Volkswohlstand ist vernichtet, wir müssen unser Haus von Grund auf neu bauen. England ist der Triumphator, England kann auch unser Helfer sein, es kann durch Kredithilfe, durch Erleichterungen im Bezug der Rohstoffe uns beistehen. Aber wir müssen erst Zeugnisse des Versöhnungswillens wahrnehmen, ehe wir aus wohlberechtigter kalter Zurückhaltung heraustreten. Die Entsendung einer Musikkapelle und die Beistellung von zwanzig Waggons mit Lebensmitteln können jenen Teil unsres Volkes, der auch im Elend auf die Selbstachtung nicht verzichten will, noch nicht vergessen lassen, was England uns zugefügt hat.

Britische und italienische Offiziere sind, wohl mit einer für uns wenig schmeichelhaften Verwunderung, den Einladungen in Wiener Salons gefolgt. Die vielen Tausende von Familien, deren Söhne am Stizzo und am Piave ihr Leben gelassen haben, die unzähligen Mütter, deren sieche Kinder die Wirkung der Hungerblockade bezeugen, werden in dem Austausch gesellschaftlicher Aufmerksamkeiten keine Vinderung ihres Schmerzes finden. Den fremden Herren aber sei zur Aufklärung und zur Ehrenrettung des Volkes von Wien gesagt, daß seine große Mehrheit mit Akten der Selbstentwürdigung nichts gemein hat. Das schaffende, das bodenständige Wien leidet, duldet und verbüllt seinen Schmerz in stolzer Schamhaftigkeit. Wir haben den Krieg verloren, wir haben das Reich verloren, wir haben unsern bescheidenen Wohlstand verloren, aber Ehre und Selbstachtung wollen wir nicht verloren haben.

19. 11. 1919

Nachdruck verboten. Wiener Spazierritte.

Von Gullus.
 Gewerke und Hofmeister. — Der Amts-
 schimmel. — Wie bekommt man billiges
 Sattelzeug. — Der Rastplatz. — Der
 alte Giebel. — Die Giebel. — Der
 kranke Mann und der gesunde Schimmel.
 Ich wollte am letzten Sonntag mit der Gies-
 schen nach Hause fahren, aber es gelang mir
 nicht, denn erstens verkehrte keine und zweitens
 war sie so überfällig, als ob die Jagdgäste gratis
 mitfahren dürften, als ob die Jagdgäste gratis
 entrichten zu müssen.

Wann ich also nicht so vorsichtig gewesen wäre,
 mit meiner Monatskarte neben dem Wagen her-
 zuwandern, ich wäre nicht nach Hause gekommen.
 Gemeinlich hat dieser Vorgang seine Schatten
 keine und da ich den über Wien lagernden Schatten
 nicht noch vergrößern wollte, samt ich auf ein pro-
 fesses Verbot.

Aus der Zeitung habe ich's gefunden; da war
 zu lesen, daß alle Feldmarken, Feldzeugmeister
 und Generale pensioniert und die ehemaligen
 z. L. Hofmeister beurlaubt werden sollen. Ich be-
 schloß demnach, durch Erlösen eines solchen pen-
 sionierten Hofmeisters für mein ferneres, durch die
 Examinationsbehörde begünstigtes Fortkommen zu
 sorgen.

Freilich gab es jetzt schon wieder andere Fort-
 bewegungsgelegenheiten, die während der Kriegs-
 jahre an steigenden Bemühungen litten.

Die Einsparungsmaßregeln sprachen nicht mehr den
 Maßstab an, wann dieser bescheiden, mit dem Gut in
 der Hand die höchste Frage an sie richtete, ob sie nicht
 die Gnade hätten, von der Westbahn zur Nordbahn zu
 fahren. Die Güter machten bereits schätzbare Ver-
 suche in der nunmehr demokratischen Republik, durch
 tagliche Erhebung in den Westland und Baronisierung
 geschäftlicher Junglinge die geschickten Reichen einer
 hohen Aristokratie zu kompletieren. Sogar die p. l.
 Autokratie ließen sich schon langsam herbei, ihre
 durch eine dreifache Nachhäre nebst Aufschlag und
 hundert „Legpittiche“ als Trinkgeld vergrößerte
 Psychonomie in billigere Fakten zu legen — aber
 immerhin, ein Reispied, dachte ich mir, ist doch etwas
 anderes, nota bene eines aus den z. L. Hofstellungen.

Ich fand mich also bei der Gitation, ausgerüstet
 mit einem haben also Kriegsamtliche, ein.

Aber ich hatte meine Rechnung ohne die Witte
 gemacht, welche auf der Speisekarte noch immer
 unvorhoffentlich „Kostbraten“ anstatt „Kostbraten“
 schreiben und heute auch nicht mit den eis- und trans-
 portfähigen Kostbraten gerechnet, von denen ich
 dachte, daß sie im Betrage ungeleert und in Zorn,
 Warmelade und Stoffen machen.

Aber sie waren alle da und stützten die Herren
 Pöffer so hoch hinauf, daß mich das Skizzenbuch
 nicht mehr 47 Nummer zählen sollte, was ja schließlich

für einen delikaten Braten ganz billig, für ein Reit-
 pferd aber zu teuer gewesen wäre.

Gegen Ende der Gitation schleppte man einen
 Schimmel aus den Stallungen, den niemand wegen
 dessen schönen Aussehens beachtete, in dem ich aber,
 wenn auch nicht das Reitenpferd Regulus, so doch den
 z. L. Amstschimmel erkannte habe.

Er wurde mir, als dem einzigen Reflektanten um
 einen Pappentel zugeschlagen und ich freute mich auf-
 richtig, durch Ankauf des Amstschimmels ihn
 seinem bisherigen Verurte entzogen zu haben.

Aber schon in der ersten Minute wollte das
 bößwellige Vieh seinem neuen Herrn nicht parieren.
 Erst bis ich ihm die amtlich ausgefertigte, gestempelte,
 viderte, kollationierte und gestempelte Dautung über
 den erfolgten Kaufpreis vorwies, trat der Schimmel
 seine neue Stellung an.

Man hatte ich ein billiges Reispferd, aber kein
 billiges Reitzzeug. Da war guter Rat teuer. Schließ-
 lich ging ich zur Südbahn. Dort erwarb ich von
 einem heimkehrenden Matrosen Wade, Sattel und
 Baumzeug, die jener von einem ebenfalls von der
 Front heimkehrenden Kavalleristen gegen ein
 hinteres Viertel eines Unterseebotes eingetauscht
 hatte.

Nun war der Amstschimmel zum Reispferd
 avanciert. Ich schrang mich in den Sattel und
 wollte heimwärts; aber der Gaul bockte und war
 nicht dazugubringen, den geraden Weg einzu-
 schlagen. Immer verfluchte er auf Umwegen aus-
 Ziel zu kommen. Sein früherer Herr lag ihm

berart in den Gliedern, daß er nur dann in einen
 leichteren Trab fiel, wenn er sich just auf dem
 Zankhügel befand.

Und noch eine schlimme Eigenheit, die einige-
 maßen das Reitervergnügen beeinträchtigte, entdeckte
 ich leider zu spät bei meinem Schimmel. Vor jedem
 Wchstritt, vor jeder Steueradministration, so
 sogar vor jedem magistratischen Bezirksamt blieb
 er stehen oder wollte die Amtsräume betreten. Und
 vollends zu einer Katastrophe kam es vor einem
 Epital.

Obenritt ich dort vorbei, als man einen Kranken,
 der vor fünf Tagen die Hundstube durch die Wiener
 Epitaler erfolglos antrat, auch hier akkurat, weil auf
 seinem Heimgang der Name „Wessely“ mit zwei
 „j“ und einem „l“, auf dem Militärpaß aber mit
 einem „j“ und zwei „l“ geschrieben war. Er mußte erst
 auf diplomatischem Wege durch das sächsische-
 Ministerium des Innern im Einvernehmen mit der
 deutschösterreichischen Landesregierung, dem Magistrat
 und dem liquidierenden Kriegsministerium den Nach-
 weis erbringen, daß obiger Wessely mit zwei „j“ und
 einem „l“ identisch sei mit nebligem Wessely mit einem
 „j“ und zwei „l“. Früher sei an eine Aufnahme des
 vor fünf Tagen Erkrankten nicht zur denken.

Der Amstschimmel, in seinen Erinnerungen
 sämhelend, machte einen Freudensturz, der mich
 aus dem Sattel warf und mit einer betäubende Peale
 einwirk, daß mir eine Woche die Luft verging, mein
 Reispferd zu befeigen.

Die elektrische Miki.

„Absamm, meine Herrn,“ sagte die Blonde, etwas „andärlerte“ Schaffnerin der „letzten Blauen“, nachdem der große Kummel vorüber war, zu den auf der hinteren Plattform versammelten Stammgästen, „irzt wer'n m'r do endli amol aus der Schla-masli auffatumma: von Italien is schon a Menge unterwegs, fogar der Wilson will schon und hat seine Deut' bergschickt, und von der Schweiz liegt schon 's Wehl, do Stodenz und d'Schol'lad in Lagerhaus, irzt kanna m'r do nimmer verhungern, was, Herr Doktor?“ wandte sie sich an einen bebrillten Herrn.

„Soffentlich nicht,“ meinte dieser. „Die Entente-herrschaften sollten nur endlich einmal Ernst machen und sich an den Schweizern ein Beispiel nehmen.“

„Dös is halt a Volk!“ rief die Schaffnerin enthusiastisch. „Dem Mund spar'n ja si's a!“

„Dös tuat ja dös Ungarn a,“ bemerkte ein beliebter Mann.

„Die Ungarn?!“ scholl es ihm von allen Seiten unwillig entgegen.

„Na, was denn?“ lachte der Dicke. „Von unsern Mund halt.“

„Solche Wis' kunnan S' im Beiwagen machen, aber net bei mir da in der Nobelhutschen!“ wies ihn die weibliche Amtsperson zurecht und fuhr dann, sich den andern zuwendend, fort: „Nebrigens, wann i was z'reden hätt, war' dös G'rett schon längst überkauft.“ Alle sahen sie verwundert an. „Ja, ja, meine Herrn, da schau'n S' mit dös Aug'n. I bin nur a ansache Schaffnerin, aber so wahr i Miki haß: i hätt's g'macht, daß m'r in Wien ad's hätten, was m'r brauchen. Seg'n S', dös Theater han't durchs fest, daß spiel'n darsen, weil s' außbracht han . . . und wer bei uns außbracht, der b'rucht all's . . . dös is heunt akkrat so wie anno „I.“ und Doppeladler . . . von mir aus hätten,“ aber net ausspir'n darsen, trotzdem i soz'r gon' dem und wann in a D'rrett einigeh', irzt m'r dös wasl-mat, wenn i mi amol an'wona dem und

a klassische Musi hör'; dös Theater hätten miassen für unser Verpflegung sorg'n! Na, lachen S' net! Ham S' net g'lesen, daß s' in Herrn von Kubla von der Volksoper, der in Ostrau gastiert hat, per Tag an Waggon Kohl'n versprochen han? Na, absamm! I kenn in Herrn von Kubla net . . . er is g'woiß a lieber Kerl und krault außs hohe O leichter auf, als wie i außs Trittbrettl, wann dös Deut' alser ganzer aus'n Wag'n aufhängen, aber wann er imstand war, so an Extrahonorar außs' sehen, irzt denken S' Ihna, was erst unsre weiblichen Dienestern' z'sammbringerten. Dös Selma Kurz allani versurgert uns für'n ganzen Winter mit Bramburi, wann s' in Tschaska oder Podiebrad a paar Kohl-rabiaturen hinlegert. I sollt in Ernährungsamt brinnfiken! D' Fräul'n Teriba schildert i stante pede als Salome zum Kramarz, wer was, ob er net in Kopf verkerat wie der Johannes, wann er s' seg'n tät, und lassert uns a Schweinanas oder a Schmalz zuaumma. Dös Niese und dös Zwerenz miastn mit dös Tschecho-Schlowalen deutsch reden, daß m'r a Baden Bils kriag'n, dös süßen Mäberln von Ballet kunnten uns an Zucker verschaffen und in Herrn von Glezat kostert's nur a Wurt in der Mutterpsrach' und mir stunden in Bowidl bis zu dös Ania. Jessas, a so an Reichum von An- und Aus-ziochkräften hat ja la zweite Stadt der Welt! Und dann unsre Komiker! Zu dös ehmaligen Genossen, dös mit uns vor a paar Monat' no' s „Gott erhalte“ g'ungen han, darserten s' natürl' net geh'n . . . dös verkstengan derweil no' lan G'spaz . . . aber bei die Ungarn kunnten s' a G'schäft machen, weil dös nig z'lachen han. Kurz und guat, alle Garnituren lassert i ausrudden, weiblich und männlich!“

„Auch die letzte?“ fragte der Doktor lächelnd.

„Was denn,“ erwiderte Miki, „dös miastn Deutschböhmern entsetzen. — Gute Nacht, meine Herrn! Endstation, alles aussteig'n!“ rief sie und verschwand.

Seppold Krenn.

21. 11. 1919

Wintermärchen aus der Hauptallee.

Erst, als noch kein Krieg war — als er mit diesem Luftsturm heute vielerlei Mühl beginnt: Ein politischer Märrchen so gut wie eine wirt-schaftliche Jeremiade oder ein allgemeiner Hymnus auf die gute alte Zeit. Ich will bloß einige verlorne Wälderlinge wiedergeben, die mit jungit auf einer Wanderung durch die winterlich menschenleere Haupt-allee und die weiten nebelüberhimmelten Plätzen hinterm Lusthaus zurückgekommen. Melodien des einsamen Fräuleins, der ja eine tief musikalische Gegen-wart, schon Siewering, Beilagenhand und der Wiener Wald eher mit dem Namen und dem Genius großer Musiker verknüpft sind als er. Zimmerlin ist er der nächste Vertreter der schönen blauen Donau und ver-diente schon kraft dieser Nachbarschaft musikalische ge-nügs als Präsident von Rang gewürdigt zu werden.

Einst, als noch kein Krieg war, ging es in der Hauptallee auch zur Winterzeit recht frohlich zu. Nachmittags zwischen drei und fünf schien der Zwölf-Uhr-Sport vom Graben mit fast lindenloser Hochschäfte hierher verlegt. In den geeigneten Ein-bruchstellen für das ausgeherrte Benzinfuhrwerk, dort, wo die Allee und Prinzessallee in die eigen-tliche Koberlavenne münden, stauten sich brandvolle Stromlinien, während ihre mondänen Besitzer einen bedauernden Spaziergang zum Lusthaus und zurück unternahmen. Natürlich gab es auch be-scheidene Fußgänger, die, lediglich der elektrischen Straßenbahn ersitzigen, den freigelegten Dauer-narrsch durch temperamentvolle Diaber dahin, als ob auch die Pferde mit Ester dabei wären, ihre Ver-zerrung zu befehlen. Uebrigens scheint die Belebung

UND WIE? Berlin, 20. Jänner. (Wirtschaftstelegramm.)

Nach in Berlin eingetroffenen Meldungen aus Prag der Hauptallee stets mit der Bedarfsfrage zu-sammenzuhängen, auch in diesem Winter, da sie ganz ausgebrochen ist. Nur die Unschicklichkeit ist jetzt leider die entgegengesetzte — es wird gekloppt, was damals propagiert wurde: das Schubwerk und die Bedienung.

Geht ist der Winter, ersprechend leer, das steht fest. Ich ging, gewissermaßen mit der Uhr in der Hand, an einem prächtigen Wintertag vom frühen Nachmittag bis zum Einbruch der Dämmerung in der Allee, in den Plätzen, bei der Strieau umher und wartete — Menschen suchend wie Diogenes. Vergeb-lich. Nichts erinnerte an menschlichen Verkehr, nichts als die Feste mit den vollkommen gegenstandslosen Orientierungen wie „Gehweg“, „Reitweg“, „Rur für Radfahrer“. All diese an ein buntes Volksgewimmel gerichteten Aufforderungen fielen unbeachtet unter den Tisch. Niemand ging, niemand fuhr, niemand ritt. Deilige Stille, Fraterwehen, Stimme des Wald-vogels: ein kräuselnder Rabenschrei. Und feigbester Wintermenschenweh westwärts durch kahles Geäst blühtend.

Erst als der Sinn sich langsam an die Dede ge-wöhnt, wie das Auge im Dunkeln an die Finsternis, gelangt es, hier und dort im weiten Raum ein paar menschliche Gestalten zu erblicken. Ich sehe Knaben, schelmige bleiche Wiener Straßenjungen mit Holzknäulen, in zerstückelten Kleidern; arme Frauen aus dem Volke, sehr bescheiden würdig, Kellergammler. Sie kanden das morose, abgefallene Zweigwerk von den Kratenbäumen, bündeln es in Bündel, tragen es auf dem Rücken nach Hause. Einzelne Großunter-nehmer bedienen sich eines „Handwagens“; zwei haben sich ich eine reißigsteilige Wege im Traumh-draunschleppen. So wird hier im kleinen das Wiener Bedarfsproblem gelöst, jedenfalls erfolgreicher, als es im großen gelingt. „Das Holz“, erklärt mir autronlich eine Sammlerin, „wird am Boden ge-trachtet, wacher gibt's a sehr gutes Unberühholz.“ Ich frage, ob das Holzstaben erlaubt ist. Von der

reitere der rumpige wpon reformen Majlath und der siebenbürgische Bischof Karl Nagy interniert worden.

Erst's Jammlaub'n der ma's schon“ meint sie, „nur vom Kam a'schneid'n, dös is verbot'n.“ Diese Ans-kunft reimt sich freilich schlecht mit der Tatsache, daß ein paar Frauen dennoch mit Schürren und Stridern die höheren Reste abbrechen und ein Mann gar mit der Haade eine Poppel bearbeitet, als wär's im Urwald. Was kann man dagegen sagen? Die Leute frieren. Ich versuche, das Bündel zu heben, das meine Bewährsmännin eben schwer atmend auf eine Daul hingeworfen hat. Und ich denke mir: wie muß die Frau dahem frieren, wenn sie solche Last hundenlang zu hörden sich entschließt? In diesem Augenblick geht ein Dragonertritteister mit seiner sehr gut-angesehnen Dame vorbei. Sachend, plaudernd, in dem flotten Schellschritt sportmäßiger Spazier-käufer. Der Gegenstand ist schneidend: auf wie ver-schiedene Art die Menschen sich Wärme verschaffen.

Weiter auf der Suche nach menschlicher Staffage. Zur linken Hand, Richtung Lusthaus, sehe ich, durch den häßlichen grünen Latenzraum guckend, zwei Märlinge mit geschulterten Stöcken durch die Platten wandern. Wahrhaftig — Golfspieler! Sie führen die Schläge, sie treiben den Ball. Ist's möglich? Daß Leute in dieser ersten Zeit so viel Humor auf-bringen? Doch gemacht — ein paar nicht gerade englisch klingende Spockausdrücke wie „Perst, geh' zwi mit dem Ball'n!“, lassen erkennen, daß es gar nicht die richtigen Spieler aus dem vornehmen Wiener Golfklub sind. Es sind bloß deren „Caddies“ — Balljungen, die sonst den Derriganten das vor-geschriebene Lederfutteral mit den Stöcken nach-tragen und sich jetzt in der toten Saison selbst als Stöckhaber rühren. Also auch nur ein Golf-Erlass, wie traurig. Uebrigens ist zu hoffen, daß die Alten mit dem Offiziers-Ehrungarten und dem ausgedehnten Spielplatz des Golfklubs nunmehr dem profanen Volk ohne Umzäunung und Warnungskästel ebeltens zugänglich gemacht werden.

Mittlerweile kommt der Neugierige allentalls zur Einsicht, daß er mit der Jagd auf Menschen im Winter wenig Aussicht hat. Er geht, so verjagten wir's

(Ein „freigelegter“ Altwiener Garten.) Man schreibt uns: „Wien wird nicht mit Unrecht eine Gartenstadt genannt. Leider besitzt Wien nebst den vielen öffentlichen Gärten noch immer eine große Anzahl von der Öffentlichkeit verschlossenen Gärten, die infolge ihres fast hermetischen Abschlusses für ihre nächste Umgebung nicht einmal als Luftreservoir, wie solche die Großstädte inmitten ihrer steinernen Häusermeere gerade am meisten bedürfen, in Betracht kommen. Der seit seinem Bestande durch eine übermannshohe Holzverplankung gegen die Hernals-, Gersthof- und Währinger Ortsgrenze stets dem Anblick der Passanten entzogen gewesene, am höchsten Punkt von Hernals gelegene, nach Währing gegen die Genzgasse zu abfallende, große, sogenannte „Fürstengarten“ im Territorium des 18. Bezirkes ist von seiner ihn für die Außenwelt verhüllenden Holzverplankung befreit und so mit einem Male den Passanten zur Besichtigung freigelegt worden. Durch den großen, mit uralten, mächtigen Baumriesen, zahlreichen Sträuchern und Buschwerk besetzten Garten, der eigentlich — gleich dem Neuwaldbegger Park — ein Naturpark kleineren Stiles genannt werden kann, führen Wege zu verschiedenen lauschigen Plätzchen. Mitten durch den großen Gartenkomplex zog sich schon

in alter Zeit als Verbindung von der Kreuzgasse nach dem Bezirksteile Neugersthof zur Stadtbahn ein sehr schmaler Fußsteig, der den Altwähringern und Althernalfern unter dem berühmtesten Namen „Das hohle Gassel vom Fürstengarten“ gut bekannt war und lange Jahre hindurch der Polizei von Hernals und Währing, ähnlich wie das berühmte nahe gelegene Draufesfeld, viel zu schaffen machte. Beiläufig in der Mitte dieses, besonders in der Dämmerung und nachts nichts weniger als vertrauenerweckenden Gassels war eine kleine, schmale Ueberbrückung zur Verbindung der durch das Gassel getrennten zwei großen Gartenteile, überwuchert mit Schlingpflanzen, errichtet. Diese Ueberbrückung ist nun mit der vollzogenen Freilegung des Fürstengartens verschwunden. Aus dem schmalen Fußsteig entstand ein verbreiteter Weg, breit genug, um sogar Fuhrwerke passieren lassen zu können. Gegenwärtig befindet sich in dem nach Süden gelegenen Teile des großen Gartenkomplexes ein weitläufiges Bassin, in einer künstlichen Mulde angelegt, welches Eislaufzwecken dienstbar gemacht worden ist. Nach dem Türkenchanzpark kann der nun freigelegte, von seiner hölzernen Umklammerung endlich befreite, große Fürstengarten, der später Sportzwecken und auch teilweise als Spielplatz für die Mittel-, Bürger- und Volksschuljugend des 17. und 18. Bezirkes dienen soll, als das zweitgrößte Luftreservoir des 18. Bezirkes an der Grenze von Hernals, Gersthof und Währing bezeichnet werden. Dadurch, daß dieser Hohlweg geschwunden, ist auch gewissen lichtscheuen Elementen, die hier und in dem mit mannhohen Holzplanken schier verborgen gewesenen Garten willkommene Verstecke fanden, die Gelegenheit genommen, sich einer eventuellen Verfolgung zu entziehen, und hat daher dieser Teil des 18. Bezirkes eine längst erwünschte wesentliche Verbesserung seiner Sicherheit, besonders bei einbrechender Dunkelheit, erfahren.“

24. I. 1919

Revolution und Tringeld.

Von Arthur Bogen.

Am Wesen jeder Ummäzung liegt es, daß sie nicht allein Wirtungen auf die Oberfläche der Dinge hat, sondern bis in ihr Inneres greift. So machen sich die Ummäzungen des Erdballs um keine eigene und um die Himmels Kugel, die Revolution und die Rotation, bis in die feinsten Aderm unseres Planeten bemerkt. Sollte nun solches kosmische Geschehen, wie aller organische, gleichmäßige Ablauf, nicht auch sein Abbild im Gang der inneren, in kleinen menschlich-gesellschaftlichen Revolutionen finden? Wäre nicht jedes Ereignis auch das lebendige, geschlozene und wirkliche, auf eine innere Triebkraft deutend, die wiederum nur ein Teilmechanismus des Gesamtumformungsprozesses ist? — In der Tat, wer über dem Keinen Geschehen nicht den Blick auf die großen, weltgeschichtlichen Vorgänge verliert, muß erkennen, daß hier wie überall jede Wirkung ihre Ursache hat. Das haben gader, wenn es ein Ei legen muß, der Vulkan beginnt zu dampfen und zu tosen, ehe er ausbricht; Revolutionen der menschlichen Gesellschaft kündigen sich in festlichem Wetterleuchten gewisser Bevölkerungsgruppen an. Die Auswirkungen solchen Wetterleuchtens werden je nachdem bedeutende oder geringe Formen annehmen. Der aufmerksame Beobachter nun wird sich nicht mit der oberflächlichen Feststellung begnügen, daß eine Veränderung eintritt, sondern zugleich nach ihren Ursachen forschen.

Die revolutionären Ereignisse der letzten Zeit haben unter anderen auch große Streikbewegungen zur Folge gehabt. Hier sei nur auf einen verhältnismäßig geringen Teil dieser Bewegung hingewiesen, der zwar zahlenmäßig schwach, seiner praktischen Wirkung nach doch recht bedeutend, wegen seiner typischen, massigen Bedeutung — als Wetterleuchten im angegebenen Sinne — aber von höchster Wichtigkeit scheint: der **Kellnerstreik**. An sich ist auch er nur ein Zweig der gesamten Bewegung ungenügende Einrichtungen zu demonstrieren. Das äußere, bisshie wirtschaftliche Moment kann indes an dieser Stelle nicht zur Diskussion stehen. Was nun diesem um sich greifenden Streik den Stempel des Ungewöhnlichen und zugleich Symptomatischen aufträgt, ist eine in seinem Verlauf erhobene ethische Forderung. Noch vor kurzem wäre sie als utopisch angesehen worden und hätte dem, der sie auszusprechen gewagt mindestens die Forderung „Skeologie“ eingetragen. Neben verchiedenen wirtschaftlichen und sozialen Anprüchen nämlich stellt die Forderung auf Abschaffung des Tringeldes des Bettelgeldes, wie sie es richtig nennt. Das deutet auf grundlegendes, soziale Veränderungen im Wesen der Forderungen.

Es sei dahingestellt, wie stark die wirtschaftlichen Gründe sind, die zur Ausschaffung dieses Programmpunktes geführt haben; es sei auch nicht verkannt, daß möglicherweise nur ein kleiner Teil der Forderung seiner Forderungsgestaltung sich bemußt ist und daß die Forderung nur aus organisatorisch-praktischen Gründen mitteilt. Aber die Tatsache, daß eine solche, im Grunde doch heelle Forderung gestellt werden konnte verdient höchste Beachtung. Fast täglich kann man jetzt die Klage und die Mahnung hören, daß die Grundgesetze der Revolution gefährdet seien, weil die Idee hinter den bloß materiellen Forderungen

verschwinde. Hier ist endlich einmal ein Beispiel, daß — über allem praktisch Nützlichem — die reine Idee dem Geist von großem Materialien hervorgeht. Bevor der Herrgott Eddon und Gomorra gestiftet, wollte er auch nur um eines einzigen Verwecheln willen die Weltzahl der Eimer begnadigen. Wenn er heute auf das Berliner Gomorra Weg und Schwefel regnen lassen wollte, er hätte doch die erhobene Hand senken, denn mit unerbittlicher Stimme redet aus diesem Chaos der Leidenschäften ein Vocales: der Geist des Menschen, der sein Gefühl für Würde wiedergewunden hat.

Das Ende des Tringeldes scheint bevorzustehen, wenn nicht alle Zeichen falsch sind. Eine Aufgabe, die unüberwindlich, näher liegt der Lösung. Sie nähert sich ihr, sie ist noch nicht gelöst, das Problem aber hat von seiner Wurzel bereits viel verloren, wenn es nur im selben Sinne weiter behandelt wird. Gleich so vielen anderen ist es bisher stets von lauter falschen Seiten her angefaßt worden, und erst die Revolutionierung hat den Blick frei gemacht, so daß man klar erkennen konnte, worauf es hier ankommt. Auf eine „Skeologie“ nämlich: einen Umsturz der **Geistlichen**. Wenn von der praktischen Seite her ist das Problem der Tringeld-Abtötung nicht zu lösen. Das hat sich immer und immer wieder erwiesen, und auch jetzt wieder häufen sich die Schwierigkeiten unendlich. Was aus Gründen der Kernung gegen (und auch für) das Tringeld gesagt werden kann, hat vielleicht keiner bisher, knap per und überzeugender zusammengefaßt, als es Rudolf v. Spretting in seiner vorerwähnten Studie vor mehr als drei Jahrzehnten getan hat (Das Tringeld, Braunshweig, 1882, George Westermann). Seine Arbeit hat Veranlassung zu ausgezeichneten Diskussionen in der **Frankfurter Zeitung** und in der **Revue** (so häufig in der **Frankfurter Zeitung**) ist die „Tringeldprobleme“ das alles aber nicht geführt, nicht führen können, denn auf Grund praktischer Erwägungen ist die Frage ganz allgemein eben nicht lösbar.

Was ist es denn mit dem Tringeld? Millionen Menschen wachen mit der Angst auf, daß es eine gesellschaftliche Einrichtung sei, vielleicht nicht immer gut, doch wohl unumgänglich. Und dann handeln sie gemäß der ihnen eingepflanzten Anschauung. Man kann am Ende die Menschen in zwei Gruppen scheiden: in Tringeld Gebende und in Tringeld Nehmende. Wer durch die Umstände gezwungen ist, zur zweiten Gruppe zu gehören, der hat früher vielleicht empfunden, daß eine innere Stimme ihm droht, etwas Darangebotens anzunehmen. Aber da waren müßige Verhältnisse, die Verlockung war stark, bald verlor sich das innere Widerstreben, und dann sorgte auch das Beispiel der anderen dafür, daß die ursprüngliche Forderung gänzlich verdrängt, ja als überflüssig und unpraktisch betrachtet wurde. Wie la überhaupt das Leben dazu führt, daß es die reinen Instinkte des Kindes unterdrückt oder fällt? Selbstverleugung und eine Art Versteinerung gehören dazu, sich den Charakter zu bewahren und das Gefühl für sein Menschentum und seine Würde sich nicht trüben zu lassen. Wer wollte Steine auf den werfen, der im harten Daseinskampf diese unpraktischen Eigenschaften nicht pflegen konnte? Aber wenn man schon nicht physisch tabeln soll, so darf man doch sachlich feststellen, daß vom allgemein sittlichen Standpunkt aus das stärkere Fundament für ein reines Menschentum demjenigen eigen ist, der nicht die „Tringeldgebung“ besitzt. Denn was

bedeutet diese anderes, als daß man gegebenen Falles bereit ist, sein höchstes menschliches Gut, die Würde, das einzige was (nach Kant) keinen Preis hat, um materieller Vorteile willen dahin auszugeben! Was Eum und Kallen aber ist nur Ausfluß einer Gesinnung. Und wie es die Aufgabe der Revolution im Großen ist, eine Gesinnungsänderung der Völker herbeizuführen, so muß es im Kleinen eines jeden Bestreben sein, sein Menschentum hochzuhalten und dem Nächsten beizubringen, wenn das Gefühl hierfür bei ihm weniger stark ist.

Wer ein Tringeld (welch herabgebende Gesinnung spricht im Grunde aus diesem Wort!) anbietet, der zeigt damit eigentlich schon, daß eine Klust zwischen ihm und seinem Nächsten besteht. In einer Zeit, da ständiges Gemeingefühl zur Pflicht gelangt, soll, ist aber eine solche (unbewußte oder absichtliche) Herabsetzung des Menschlichen unangebracht. Man muß ihr aber rechtzeitig den Boden abgraben. Und so ist es eine wertvolle Aufgabe, die unserer neuwubelenden Schute harret: in die Herzen der Jungen den Keim für die neue Gesinnung zu pflanzen und das Unkraut der „Tringeldgebung“ unnachlässig auszurotten. Nicht bei den Erwachsenen heißt es anfangen, der Schlüssel zu dem Tor des uralten Problems ruht in dem formbaren Gemüt des Kindes. Doch auch die Großen müssen ihr Teil dazu beitragen, daß die demoralisierende Wirkung des Tringeldes allmählich verschwinde. Das geht nicht ohne Opfer ab, und jeder Schritt auf dem Wege zum Guten wird leichter. Das Ziel ist weit, gewiß, aber es ist zweifellos auch der Mühen wert. Ohne Revolutionierung des Empfindens keine Verbesserung möglichen Beziehungen von Mensch zu Mensch. Kein Ende der „Tringeldgebung“ und kein Aufhören des Umkehrens der Tringeldgeber.

Betrachtungsvoller Spaziergang.

Unlängst schlenderte ich durch die „Innere Stadt“, um die malerischen, trauten Winkel wieder aufzufuchen, die alten feiliden Barockhäuser zu betrachten, die Ueberreste der guten alten Zeit und Zeugen eines einstigen besseren Geschmacks, bisher den Hauspekulanten noch nicht zum Opfer gefallen sind. Gleich ernst und unbewegten Gesichtern blicken ihre altersgrauen Fassaden in die „Neue Zeit“. In der Kärntnerstraße aber bemerkte ich eine zeitgemäße Veränderung. Das Hotel „Erzherzog Karl“ hat seinen guten alten Namen verleugnet und fristet nun ein namenloses Dasein. Auch das Hotel „Römischer Kaiser“ in der Annogasse hat sich den Forderungen der Demokratie angepaßt und heißt nun Hotel „Röm“. Der „Kaiser“ ist übermalt. Selbst der „König von Ungarn“ in der Schulerstraße, der doch jetzt in Wien sozusagen auf neutralem Boden weilt, hüllt sich in strengstes Infognito.

Ich möchte den Herren Hotelbesitzern folgende zeitgemäße Gasthoffchilder vorschlagen: „Zum ehemaligen, unwiderruflich letzten König von Ungarn“ — „Zum Karl Lothringer“ — „Zum Römischen Kaiser bis 1808 (historische Reminiscenz)“.

Was sind doch die modernen Menschen für jämmerliche Bananen! Die Sache erinnert mich an das lächerliche Treiben in südslavischen Städten nach Proklamierung des neuen Staates. Ueberall eilten geschäftige Leute mit wichtiger Gebärde, langen Leitern, nationaler Inbrunst und triumphierender Miene, um da und dort deutsche Aufschriften zu übermalen und auszukraben, deutsche Firmentafeln zu entfernern und selbst deutsche Inschriften, die einen architektonischen Bestandteil des betreffenden Gebäudes bildeten, mit häßlichem lehmigen Mörtel zu überfächern.

Manche Häuser sahen nach dieser Prozedur aus wie gewisse Orte, in denen minder reinliche Leute verkehren. Schadet nichts! Die deutsche Kultur war wenigstens „vernichtet“, die deutsche Sprache ausgeilgt aus dem Gedächtnis der Völker, mit einem Wort, das Deutschtum ausgerottet mit Stumpf und Stiel, übermalt und übertüncht!

Auf dem Fort San Nicolo, welches von altersher die Einfahrt in den Hafen von Sebenico bewacht, prangt über dem Haupteingang der Markuslöwe, das Hoheitszeichen Venedigs. Auf Befehl Napoleons stürzten Franzosen diesen Löwen ins Meer, als Marmont Dalmatien besetzt hielt. Kaiser Franz, der einige Jahre nach dem Wiener Kongreß sein neues Kronland besuchte, ließ den armen Markuslöwen in getreuer Nachbildung wieder auf seinen Platz setzen. Ein schönes Beispiel taktvoller Milde und historischen Verständnisses! Wie viele könnten sich daran ein Beispiel nehmen!

Einmal auf Veränderungen in Wien aufmerksam, gelangt man alsbald auch zu einer interessanten ornithologischen Entdeckung: Der Doppeladler, früher ein sehr beliebter und geschätzter Hausvogel, ist nun ein äußerst seltenes und scheues Tier geworden. Einst warf sein goldener Schimmer einen bescheidenen Strahl Allerhöchster Gnade auf die Glücklichen, die sich stolz „Hoflieferanten“ nennen durften. Jetzt ist der stolze Vogel fast verschwunden. Entweder verhüllt er voller Trauer seine Häupter mit der Toga oder hat gar das gewohnte Sprichel verlassen und nistet jetzt in stillen, dem hämischen Auge entzogenen Winkeln, auf Dachböden und in Kumpellammern. Aber auch in anderer Weise hat man sich schon an diesem armen Vogel vergangen. Ueber dem Tor des Rathhauses, das sich gegen die Obendorferstraße öffnet, sind, in Stein gehauen, die Wappenschilde Niederösterreichs und der Stadt Wien angebracht. Letzteres weist bekanntlich von altersher einen kaiserlichen Adler mit dem weißen Kreuz im Brustschilde auf. Nunmehr gewahrt man dort, wo früher zu Häupten des Adlers die Krone in Stein plastisch hervortrat, nur mehr einen helleren Fleck, der sich von der dunklen Patina seiner Umgebung abhebt. Es läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen, ob da der Zahn der Zeit oder der Keppelzahn eines Uebereifrigen daran genagt hat. Wie möchten wohl unsere allehewürdigen Vaudenkmalen heute aussehen, wenn unsere Vorfahren bei jeder politischen und dynastischen Veränderung in gleicher Weise verfahren wären? Es würden uns da nur wenige Wahrzeichen und Inschriften an historischen Gebäuden von ihrer Vergangenheit Kunde geben. O. I.

29. I. 1919

Feinsterguderei.

Zu den interessantesten Dingen, die man heute in den Schaufenstern der Geschäfte lokale, die einst vor dem Kriege alle möglichen und unmöglichen, notwendigen oder auch vielfach un-möglichen Bedarfs- und Luxusartikel auslegten, zu sehen bekommt, gehören bestimmt die zahllosen Aufschristfächerchen, die davon Kunde geben, was noch, nicht oder wieder zu haben ist. Machen sie dem Verkäufer manchmal auch wenig Freude, so gereichen sie doch zumindest dem erfindungs-reichen Geiste der Schöpfer ihrer Texte zu aller Ehre. Der eine Geschäftsmann läßt es sich, ein-gedenk der Zeiten, die wieder normales Leben bringen und ihn alte und neue Kunden zu-führen sollen, nicht nehmen, in aller Höflichkeit darauf hinzuweisen, daß er „beimnächt schon den Geschäftsbetrieb wieder zu eröffnen ge-denkt“. Gleich daneben wimmelt ein an-derer Ladenbesitzer — durch die „Unquant der Verhältnisse“ in die angenehme Lage geraten, sein Geschäft ins Trockene zu bringen — etwaige Kunden lakonisch mit zwei ge-wichtigen Schlagworten ab und schreibt ganz einfach auf einen Bogen Papier: „Kein Käse!“ Man kann gewiß nicht von jedem Ladenbesitzer verlangen, daß er in wohlgelegten Worten und Phrasen um Entschuldigung bitten sollte, er könne dies oder jenes nicht abgeben, da es ihm an Ware fehle; aber unwillkürlich fährt es einem in die Nase, wenn man sich als Käufer in der ha-gateinstimmigsten Weise abkannnen lassen muß.

Original, sich lästige Träger vom Galle zu halten, ist entzückend die Idee eines Apothekers, der an die Gastafel der Eingangstür zu seinem Salbentempel eine Tafel hängt, die beiläufig folgende Aufschrift trägt: „Es wird aufmerksam gemacht, daß die

vielen zwecklosen Fragen nach Saccharin den Apotheker nur in seiner Arbeit stören und daß er die hierzu nötige Zeit viel nutzbringender an-wenden kann als durch Beantwortung dieser Fragen!“ Dem Ladenbesitzer eines Klei-chausers prangt in weißer Kreidelschrift auf blauem Budeppapier die traurige Mitteilung: „Morgen Samstag kein Fleisch.“ Daneben steht in einer Delikatessenhandlung im Schaufenster ein ganzer Berg von Wurst, auf dem — man weiß nicht, soll man sagen ver-schäut oder unverschämt — eine Aufschrift lautet: „Kraufwurst (grobgebacktes Fleisch) 10 Deka-schäkungweise 20 Kilogramm und entspricht der rationierten Wochenmenge für sage und schreibe hundert Personen! Ein armer Staats-beamter der ersten Rangklasse steht vor dem Fenster und wirrt kramhaft das Gustomasser hinab, das ihm beim Anblick des Wursthügels in Munde zukommenläuft. 20 Dekagramm Pfeffer und würzt kräftig das Gustomasser Pfefferfleisch soßen kein unerwünschliches Gels, er kann sich dabei noch ein Süppchen davon kochen lassen, das ihm wohlthuend den Magen wärmt. Er hat schon wochenlang kein Fleisch gekostet; looft seine Frau den Versuch machte, die kleine Menge zu erhalten, kam sie mit leeren Händen zurück; an der Tür des Fleischverladers prangte die trostlose Aufschrift: „Keine kein Fleisch!“ Aber Wurst, die gibt's! Die kann er sich aber nicht kaufen; 10 Dekagramm für 6 Kronen, übrigens ist die Wurst vielleicht gar nicht aus Fleisch; sie steht vielleicht nur so aus. Das redet der arme Kerl vor der Auslage sich so lange ein, bis er wirklich daran glaubt. Dahin tritt er dann trübend zu Wasser Schüssel mit dem vor seinen Blicken zu Wasser perlenden Nibengericht, traut sich nicht von seinem Teller aufzuheben, damit er nicht die unsorten Fragen seiner abgehängten Frau zu Gesicht bekomme. In seinem Hirn wiederholt sich immer wieder die gleiche Gedankenserie: „Naute Samstag kein Fleisch! — Kratoner-buht, grobgebacktes Fleisch, 10 Dekagramm 6 Kronen!“ Und das Gustomasser irrt sich mit

dem Nibentrost und einem saftigen Tröpflein, das aus den müden Augen über die ein-gefällene Wange herabrieselt.

Traurig sieht es in den Auslagen der Zudeckeladen aus. Nämlich traurig für die Konsumenten. Die kleinen geschmack-losen Sternchen und Ringerln und Krabberln, trotz Grenzperle angeblich aus „Lagern“, sind pro Stück unter 80 Heller nicht zu haben. Und unsere hungerten Durcbaumenschen, Schneider-momellen, Modistinnen und andere gebette, geblagte, abgerackerte Menschen tragen ihren mühselig verdienten Lohn dahin und kumpfen sich mit dem öden gehaltlosen Zeug den Magen an, lösteln irgendeine sogenannte Cremetorte dazu, um damit den nagenden Appetit zu er-lösen. — Heute Samstag kein Fleisch — Kraufwurst zehn Deka sechs Kronen. — Ob die Ruderbäder solche Massen von derlei Quark fabrizieren würden, wenn sie daran, wie sie behaupten, tatsächlich keinen Verdienst hätten? Der Beweis dafür wäre stichhaltig zu erbringen.

Noch unerquidlicher sind die Eindrücke, die man vor den Schaufenstern der Grünzeu-läden gewinnt. Weniges, elendes, gestornes Nibenzeng, ein paar Kraut- oder Kohlköpfe, hündteure Kessel, noch immer pro Viertel: so 2 Kronen 50 Heller oder gar 3 Kronen, wenn nicht bessere Sorte, die man in frecher Weise mit 4 Kronen pro Viertelilo anubieten wagt. Daneben aber in den meisten Lebensmittel-handlungen kleine und große Kiegel Senf. In diesem Senf ist in Wien weiß Gott kein Mangel, und Verkäufer wie Verkäufer müssen wohl einen ganz hübschen Krigen Geld an ihm ver-dienen, weil sie ihn eben so gern feilhalten. Ob man nicht doch mit dem vielen Senf irgendeine Verbindung herzustellen vermag? Vielleicht als Sauce zur großfleischigen Kraufwurst, zehn Deka, das sind vier Scheiber zum Preise von sechs Kronen.

Wenn man wiederkommt. Eindrücke eines Mikro-Amerikaners.

Dieser Tage ist in Wien ein Herr eingetroffen, der mehr als die meisten anderen Menschen befähigt ist, die Veränderungen festzustellen, die Wien und die Wiener während der letzten schweren Kriegsjahre erfahren haben. Herr Henry Kessler, dies der Name des Amerikaners, der jetzt aus New-York via England, Holland durch Deutschland in Wien eintraf, ist nämlich ein Wiener. Dennstens entzerrt er einer alten Wiener Familie, wenn er auch mit Verwandten schon im Kindesalter nach Amerika ausgewandert ist. Herr Henry Kessler spielt dabei eine bedeutende Rolle und ist, neben-her eine hervorragende Rolle und ist, nebenbei gesagt, ein Nestle des berühmten amerikanischen Schachspielers George Kessler, der bei der Vorbereitung der unglückseligen "Luisiana" den Tod fand. Herr Henry Kessler pflegte jeden Sommer in Oesterreich zu verbringen, und zwar zum Teil in Wien, zum Teil in den böhmischen Wäldern oder in Südtirol. So hat er auch die verhängnisvollen vier Wochen zwischen der Blut-That von Sarajevo und der Kriegserklärung in Wien verbracht, und erst, als der Weltkrieg an allen Ecken und Enden ausgebrochen war, konnte der Mikro-Amerikaner die Heimreise antreten. Herr Kessler, der also Wien seit Juli 1914 nicht mehr gesehen hat, kam daher wohl mit Freigang und Recht ein unparteiisches Urteil über die von ihm beobachteten Metamorphosen abgeben. Gegenüber einem unklaren Mitarbeiter äußerte sich denn auch Herr Henry Kessler in rückhaltloser und ungeschwämmer Weise.

Der Amerikaner findet schon das äußere Stadtbild Wiens recht unvorstellbar verändert. Das Pfälzer, das nach amerikanischen Begriffen immer erbärmlich war, bezeichnet er als unermesslich und fluchwürdig. "Die Leute gehen hier

alle mit verzerrten, leidenden Gesichtszügen umher. Das mag zum Teil von den drückenden Sorgen und dem Nahrungsmangel herrühren. Aber sicher nur zum Teil. Während dieses Spiellose, mit den Klanten nach oben gelebte, zerstückelteste, geklüftete und gebrochene Granitpflaster sicher an den schmerzgefüllten Mienen der Wiener mitschuldig ist. Ich selbst bin — meint Herr Kessler — noch einem einfründigen Spaziergang in den Straßen müder als wenn ich in der Schwere einer 3000 Meter-Gipfel erklimmen habe, und mir beginnen nicht nur sämtliche Beine, sondern auch auf den Sohlen Stühleraugen zu wackeln. Dabei sehe ich immer man jetzt, wo es genug Arbeiter gibt, noch immer nicht damit, dieser unglücklichen Bevölkerung wenigstens eine geeignete Basis zum Fortkommen zu schaffen?"

Edwimmer als dies, und die Vernachlässigung des äußeren Stadtbildes, die Verwahrlosung der Häuserfassaden und öffentlichen Anlagen, findet Herr Kessler die Veränderungen an den Wienern selbst. Er sagt darüber mit allen Reichen der Gerechtigkeit:

"Zunehmend halte ich mich auf Wien gefreut, immer amerikanische Landsleute, die ich alljährlich nach Wien mitzubringen pflegte, auf die entzückende Niederkünigkeit aufmerksam gemacht, die die Wiener schon durch ihre Mienen verraten. Es gab zwei Städte auf der Welt, in denen man den Eindruck erzielte, daß die Menschen glücklich, immer lustig, immer zum Singen und Scherzen aufgeleitet sind: Kopenhagen und Wien; nur daß in Wien die Menschen, besonders die jungen Mädchen, um vieles schöner sind als in der dänischen Hauptstadt. Wie arguam sich das während dieses abscheulichen Krieges geändert hat, können Sie selbst gar nicht ermessen. Dazu muß man noch unter dem Eindruck Wiens von 1914 stehen wie ich. Ich habe die drei Tage meines bisherigen

Wiener Aufenthalt besüßigt, um die Wiener vor allem dem Ring, dem Graben, in den äußersten Vororten, im Straßenschnitzwegen und im Café zu beobachten, und kann nur sagen, daß ich von Schmerz und Mitleid erfüllt bin. Himmel, so sehen bei uns in Amerika die Leute in Sing Sing (dem Buchhaus New-York) nicht aus, wie hier das aufgekleidete Publikum auf der StraÙe! Es ist einfach fürchterlich; ich habe das Empfinden, wenn ich diese abgekehrten, ein-gehulsten Gestalten sehe. Hast jedem Menschen weite Raffant hinstet und spuckt. Und die Kinder erst! Ich bin gestern mittags an einer Volks- und Bürgerküche vorbeigegangen, als gerade die Kinder, Knaben und Mädchen, herauströmten! Himmel, ich werde diesen Eindruck im Nachen und Schlafen nie mehr los werden, und ich wünschte nur, unser Präsident würde nach Wien kommen und sich die Schulkinders ansehen! Ich glaube, die Blodade wäre in derselben Stunde aufgehoben, und am nächsten Tag würde ein Wehl- und Festschiff, dessen Ladung ausschließlich für Wien bestimmt ist, New-York verlassen.

Was ist aus der schönen Wienerin geworden? Ueberall hat man früher dieses durchaus nicht klassisch schöne, aber unendlich liebreizende, süße, anmutige Gesicht gesehen, gleichgültig, ob man sich in der vornehmen, in der bürgerlichen Gesellschaft oder im Proletariat bewegte. Nun, ich sehe ja auch jetzt noch die eine oder die andere schöne Frau, aber sehr vereinzelte und nur in den Kreisen, denen es der Geldsack ermöglicht, jeder Entbehrung aus dem Wege zu gehen. Das süße Wiener Mädel erscheint mir verschunden zu sein, nur die träumerischen Augen finde ich noch, alles andere scheint das ewige Spinnern verzehrt zu haben."

Herr Kessler, der nicht wie andere

"distinguished Foreigners" an die Stätten des Gländs geführt wurde, hat trotzdem das Empfinden, Augenzeuge einer schweren Hungersnot zu sein. Er ist aber nicht nur über den Nahrungsmangel entsetzt, sondern auch über die ungeheuerliche Teuerung, da er fluggerig ist, nicht, wie es sonst Bergnügungsreisende tun, den Dollar mit achtzehn Kronen zu berechnen, sondern da er eben bei dem für eine Preisprüfung einzig in Betracht kommenden Kurs von 1 zu 5 bleibt. Aber auch verschiedene Mischkände, an die zu denken wir uns schon abgewöhnt haben, sind dem Amerikaner peinlich aufgefallen. Herr Kessler logte hierüber und über andere Beobachtungen:

"Die Preise, die ich in den Auslagen angefundigt sehe oder durch Anfragen erfahren sind derartig exorbitant, daß sie schon an das Märchenhafte grenzen. Warum aber sind sie so hoch? Solange Oesterreich noch aus Rumänien, der Ukraine, den skandinavischen Ländern und aus Ungarn, dessen absehnliches, hartesriges und egoistisches Verhalten während des Krieges auch von den ententefreundlichsten Amerikanern mißbilligt wurde, Lebensmittel bezog, war ja die enorme Teuerung erklärlich. Heute aber, wo Deutschösterreich wirklich ein wahres Festungs-lager führt, erscheinen mir diese tollen Preise für Fleisch, Backwerk, Obst usw. nur mehr die Konsequenz einer sehr bedauerlichen Mißwirtschaft zu sein. Und dabei konnte ich in den kurzen drei Tagen, die ich in Wien weile, feststellen, daß die Preise buchstäblich von Tag zu Tag weiter ansteigen. Ein kleines Beispiel: Am Tage meiner Ankunft sah ich in dem Delikatessen-geschäft bei meinem Hotel eine weiße Schmirer in einer Schüssel, die sich Rahmkäse nannte und mit 2.80 pro zehn Dezagramm ausgezeichnet war. Gestern kostete dieselbe Schmirer 2.20 und heute 2.30! Das ist einfach der schmerzhafteste, gemeinste Wucher, den man sich vorstellen kann, und dagegen gibt es nur ein

Die Seele erheitert sich, neue Hoffnung zieht ins trostbedürftige Gemüt.

Eine Wiener Knabenklasse gehört zum Erquicklichsten, was es jetzt in Wien gibt. Fröhliche, helle Stimmen schwirren durcheinander, und das unharmonische Geräusch dünkt einem Musik, denn sie sprechen nicht von Lanternen, Glanzen, Kriegsanleihe, sie regen sich auch ernstlich auf, aber über andere Dinge: Koalitionsrecht, Erweiterung des Deutschunterrichtes und Koedukation. Man hört und ist froh: Willen in unserer Stadt, die das Ausland schon tot glaubt, lebt so etwas Siebes, Lebendiges? Aber dann sind wir ja gar nicht tot, wenn diese so entzündeten leben, die noch in fünfzig Jahren wahrscheinlich leben werden. Natürlich gibt es in so einer Klasse, die ja ein Abbild der Gesellschaft ist, auch den glatten Streber, den bourgeoisen Aestheten, den lügenhaften Wunder, den sensationslüsternen Denkgagogen, den eifren Klugschwäher. Aber die Mehrzahl ist echt und gut und unterdrückt die wenigen lächerlichen Ausnahmen so, wie die Erwachsenen es nie vermögen. Einen gemeinamen Fehler haben sie alle: sie sind für ihr Alter zu verständig. Aber das hängt mit der schlechtesten Zeit zusammen, in die ihre Jugend fällt.

Vor allen Dingen haben sie einen Drang nach einem ehrlichen Leben, nach einem Inhalt ihrer Schule. Sie fühlen, daß ihnen, was sie von der Minute des Kinderlebens ausgeschlagen, kein reiferes Alter zurückgeben kann. Sie wollen deshalb nicht nur das Objekt einer Erziehung für die Zwecke des späteren Lebens sein, sie kümmern die Gegenwart so als ob sie schon den morgigen Tages nicht sicher wären. Und haben ja so recht. Der deutsche Deutscher Eugen Dühring

Jugendfragen.

Von Dr. Eugenie Schwarzwalb.

Durch unsere Adern fließt in diesen Zeiten mit jedem Blutstropfen nur ein Wunsch — Friede. Friede nach außen und innen. Wie schön, daß nicht mehr geschossen wird! Wie erfreulich, daß man das Wort Sprachensfreiheit nicht mehr hören muß! Wie schade, daß es noch politischen Parteitänzeln gibt!

In dieser Stimmung hört man plötzlich mit Entsetzen, daß jetzt auch schon Gymnasialisten Woffist machen. In jeder Klasse sitzen alle politischen Parteien vertreten, und die Pausen füllt statt eines gesunden Schmeedalkampfes ein ungesunder Wortkampf. Man erzählt, daß die Jugend gegen ihre Lehrer demonstriert, daß sie unerhörte Forderungen stellt, daß „der Geist des Autors unter sie gefahren ist“.

Weshalb steht der Mentorenfreund vor diesem neuen tragischen Schauspiel. Wenn jetzt auch die Jugend keinen Frieden mehr hält, dann ist ja der Krieg in Permanenz erklärt! Jede Hoffnung auf eine Welt der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit schwindet. Wer die Schönheit der unbedingtesten Kinderwelt liebt, sieht ungern den Frühreif darauf liegen, wer kürlich ist, macht sich über das Gänge lustig und sagt: das geht schon vorbei.

Aber es gibt ein Verbot, das mehr zu empfinden ist, sofern noch überhaupt etwas gebessert werden soll: Man verlasse sich nicht auf Gerüchte, man suche die Jugend auf und höre sie sorgfältig an. Da schwindet alles Betreffende.

hat diese Weisheit des Kinderjimmes zu einer Warnung an die Erzieher zusammengefaßt: „Auch mögen diejenigen, die über das kindersächlich verfügen, bei ihren allzu ausschließlichen Bemühungen um die Zukunft bedenken, daß für die Fall, in dem das Kinderleben durch einen frühzeitigen Tod abgeschlossen wird, der Verlust für das betroffene Weisen und für sie selbst ein um so größerer ist, je mehr sie sich sagen müssen, die Gegenwart und die unmittelbaren Reize des Kinderlebens für die bloße Zukunft ungehörig zum Opfer gebracht zu haben.“

Als wir jung waren, glaubten wir, avanciert und avanciert Jahre währten ewig. Die jungen Menschen von heute fühlen den Wert der Zeit. Wer sie langweilt, wer sie unnützes lehrt, wer sie am rechten Tun hindert, ist ihr Feind.

Daß sie etwas mehr Freiheit wollen, ist selbstverständlich. Zu allen Zeiten hat die Jugend diesen Wunsch gehabt, von Lord Byron an, der über die „dumpe Iron der Schule“ klagt, bis zu Heinrich Manns ärztlicher „Prognose in meinem freilich überverzerrten „Professor Urtrat“. Ehedem hatten sie sich durch Seinspflicht. Auf verbotenen Wegen jeder Art wandeln, liegen, sich ausdrücken, heimlich Bier trinken und Zigaretten rauchen und sich dabei nicht erwischen lassen, das waren die Sentenzen unserer Generation. Das wozu die Sentenzen nicht mehr. Jetzt wird der Mut zur Seinspflicht verknüpft.

Daß unser öffentliches Leben an schlechten Umgestaltungen krankt, darüber sind sie sich klar, und sie sind fest entschlossen, sich selbst, hartfühlend und taubvoll zu benehmen. Aber, so fragen sie, wo soll ich es lernen, wenn man mich

schlecht behandelt? Unser Direktor wirft uns hinaus, wenn wir ihn sprechen wollen, viele unserer Lehrer schreien uns an. Man traut uns alles mögliche Schlimme zu. Man spricht zu uns, wenn wir achtzehn Jahre sind, so wie man zu uns sprach, als wir zehn Jahre alt waren. Immerfort heißt es, wir wären zu jung. Verfügen noch nichts. Wann haben wir je einem Greise gesagt, er solle nicht mitreden in Angelegenheiten, die er nicht mehr versteht?

Hier kämpft die Jugend den Kampf gegen den alten Wahn, man könne durch Grobheit zur Feindschaft erziehen. Und sie werden in diesem Kampf recht behalten; denn wenn jemals so ist jetzt die Zeit, traditionelle Strümler auszurotten.

Schmerzvoll fragen sie über ihre Schule. Wenn man aber sagt: nun, die Schule hat sich eben als Institution überlebt, dann stehen sie in Klammern. Selbst der Radikalste gestattete nicht, am Bestand der Schule zu rütteln. Aber gerade weil er sie liebt, haßt er ihre Fehler. Während frühere Generationen die Schule gering schätzten, sie im Nebenamt abtaten, ihr Vermögen, ihre Interessen, ihre Anregungen außerhalb suchten, wächst jetzt eine heran, die sich Mühe gibt, die Schule ernst zu nehmen. Jeder versteht, daß er in der Schule Stunden von bleibendem Wert erlebt hat. Aber er möchte gern mehr solcher Stunden. Jeder spricht irgend einen Lehrernamen mit Ehrfurcht aus, aber er ist traurig, daß er nicht alle seine Lehrer bewundern und lieben kann.

Jetzt ist die hohe Zeit für die guten Lehrer gekommen. Wie alle wahren Künstler hatten sie bisher wenig Raum. Jetzt, wenn sie den Mut und die Seelenkraft haben, ihren Schülern bei-

Das entgötterte Weimar.

Von Dr. Wolfgang Madjara.

Am 6. Februar tritt die erste gesetzgebende Versammlung des republikanischen Deutschen Reiches zusammen. Und dieses Ereignis vollzieht sich nicht in der bisherigen Reichshauptstadt, sondern in einem Städtchen, das allerdings auch eine Hauptstadt ist, aber eine geistige, ein Weltmittelpunkt, eine heilige Stätte im Reiche höchsten Menschentums. Nicht viel mehr als 30.000 Einwohner bevölkern das kleine Weimar — eine Handvoll Menschen im Verhältnis zu den Millionen von Groß-Berlin. Und doch hat das kleine, stille Weimar über das gewaltige Berlin den Sieg davongetragen, den Sieg in diesem grausamen, wahnwitzigen, völkerzerfleischenden Kriege: denn während eine Welt von Feinden jenen deutschen Geist, den sie unter dem Zeichen Berlins verkörpert wählte, zu Boden rang, ist der Geist von Weimar ungebrochen und unverwundt geblieben und wird herrschen über alle Landes- und Staatsgrenzen hinweg, solange in allen Erdteilen Menschaugen gläubig zu hohen Idealen emporshauen und Menschenherzen nicht am Wüten der rohen Gewalt, sondern im Dienste der Schönheit, Wahrheit und Liebe das einzig würdige Ziel alles Strebens erkennen. Wenn wir so in Weimar dasjenige begriffen und vor-sinnbildet sehen, was an Deutschland unvergänglich, weltbezwingend und unbestegbar ist, dann hätte wahrhaftig für die Volksverrennung einer neuen Zeit, die mit den äußeren Formen eines Jahrtausends gebrochen hat, keine Wahl von tieferer und schönerer Bedeutung getroffen werden können: sie schließt die Verheißung und das Gelöbnis in sich, daß, was da immer kommen, was da immer an Gegensätzen sich auf-tun möge, das deutsche Volk doch unverbrüchlich und einträchtig seine kostbarsten geistigen Güter, die unverjährbaren, unbestreitbaren, unentzerrbaren Rechts-titel seiner Geltung und seines Ansehens wahren und hochhalten werde.

Und doch: wie überall die Reinheit des Gedankens sich trübt und seinem Glanze sich der Schatten zugesellt, sobald er im körperlichen Dasein verwirklicht werden soll, so gesellt sich auch hier für jeden, der Weimar kennt und liebt, zur Freude über die sinnvolle Einweihung eines neuen Abschnittes in der Geschichte Deutschlands ein Gefühl der Wehmut, ja des Unbehagens.

Was ist Weimar bisher gewesen? Ein einziges lebendes Andenken an die Großen, die hier gewirkt und geschaffen und dahingegangen. Die Lust, die man einatmete, war wie gesättigt vom Hauche des Geisteslebens, das einst hier so mächtige Wellen schlug. Ob man nun vor dem Haupte Cranachs stand oder vor dem Pfarrhofs Herders, ob man zu den Fenstern des freundlichen Schillerhäuschens emporblickte oder die echte, schlichte Vornehmheit des Goethehauses am Frauenplan auf sich wirken ließ, ob man hinauswanderte durch den lauschigen Park zum armutigen Goethe-Refugium am „Stern“ oder durch die Gärtnerei zu den lichten Räumen, wo Sizzi wohnte und schuf — jeder Stein und jeder Baum schien da von nichts anderem zu erzählen, als von den Herrlichen, die hier gewirkt. Es war, als ob die ungeheuren geistigen Energien, die auf diesem Fleck Erde so lange zugend wirksam gewesen sind, noch in Millionen feiner Aetherteilchen ringsum fortlebten, und das wohlgehaltene Stadtbild aus

alter Zeit ließ diese Empfindung um so leichter und stärker zur Geltung kommen. Die ganze Stadt war eines Geistes voll, der sonst kaum irgendwo auf Erden so unmittelbar und mächtig alles Leben in den Bannkreis einer großen Vergangenheit zwingt; zu dem ewig Lebendigen, das in den Werken der Geisteshelden bereits längst unser löstlicher Besitz geworden, gesellten sich in Weimar gleichsam die Männer und Frauen in Person, deren Denken und Fühlen, Leben und Lieben der Menschheit jenen unverwundlichen Blütengarten hervorbrachte, und, in ihrer unsichtbaren Gesellschaft durch die ruhevoll träumenden Straßen wandelnd, träumten wir uns selbst dem Welthergen näher.

Diese Weltabgeschiedenheit, in der das ehrwürdige alte Weimar, trotzdem es längst ein Mecca für viele Tausende geworden ist, seine Eigenart als Hüter eines heiligen Vermächtnisses treu zu bewahren mußte, wird jetzt dahin sein. Anstatt stiller Geistesfreunde, die Einkehr in sich selbst und Versenkung in die Tage von einst suchten, werden nun Scharen von Männern Weimar mit unruhigem Treiben erfüllen, deren Beruf und Wille die laune Wirkung nach außen, die weithin schallende Beschäftigung mit der erbarungslosen Gegenwart ist. Ein Heer von Beamteten, ein Schwarm von Choristen, die als Handlanger beim großen Schauspiel politischer Haupt- und Staatsaktionen unentbehrlich sind, wird alle Winkel und Wege der Goethestadt erfüllen, Fernsprecher und Telegraph werden Tag und Nacht in ihrer das nervengrüttende Treiben moderner Daseinsqual nicht zur Ruhe kommen lassen, der feine Aether, der sie erfüllt, wird von dem Staub verdrängt, den die Kämpfe der Parteien in der Arena des Parlaments aufwirbelt, und die heiteren Götter werden mit verhülltem Antlitze von ihren Sockeln herabsteigen.

Ist das ein Erfolg, den das deutsche Volk ruhig hinnehmen, den es wünschen kann? Dürfen wir uns um eines der ungleichlichsten Kleinodien bringen lassen, das wir der leidenden, schönheitsdurstigen, friedensjuchenden Menschheit zu bieten haben? Nein, das darf nie und nimmer geschehen! Für dieses eine Mal, für diesen zukunfts-trächtigen Augenblick, in dem unser Volk den Fuß über die Schwelle einer neuen Zeit setzt, mag ihm der geheiligte Boden für weltliches Treiben zur Verfügung gestellt sein, und wir hoffen nur, daß seine Vertreter sich bei allen ihren Worten und Taten der Verantwortung bewußt sein werden, die sie dem Genius des Ortes schulden. Dann aber, nachdem die Bedeutung der ersten Session sich erschöpft hat, möge sich der Nationalversammlung eine andere Stätte auf-tun, an der die stürmischen Forderungen des Alltags nicht eines der kostbarsten Erbstücke deutscher Vergangenheit und ein fortlebendes Denkmal unserer geistigen Welterschöpfung mit Verderben und Untergang bedrohen!

Man tanzt wieder.

Der kleine Tanzmeister — vulgo Professor genannt — haucht sich kräftig in die Hände, klatscht, stampft mit dem zierlichen, in Laal-ähnliches gelleideten Fuß zweimal auf und ruft mit dünner, etwas heiserer Stimme: „Mons, meine Damen und Herren, antreten zur Quadrille!“

Die blasse Dame von absolut undefinierbarem Alter am Klavier haucht ebenfalls in die Hände, um sich dann über die Tasten zu werfen, auch die Herren und Damen, zusammen vierzehn Paare, hauchen, und nicht ohne neckische Irrtümer und Mißverständnisse entwickelt sich eine Quadrille, diese französische Tanzfigur, die man heuer wieder tanzen darf, ohne sich dadurch in bezuga auf Patriotismus als minderwertig zu erklären.

Berichte aus Berlin besagen, daß dort seit Jahresbeginn wie toll getanzt wird, große öffentliche Bälle mit riesigen Eintrittspreisen maßlos überfüllt sind, und am tollsten in den Tagen des Spartakusaufstandes getanzt wurde. An Maschinengewehren vorbei, zwischen schließenden und raufenden Soldaten- und Matrosenhäufen hindurch drängten sich die jungen Leute in die Ball- und Tanzlokale, und während draußen der Kampf um Macht und Straße tobte, wiegten und bogen sich im heißen Saal die Herren im Frack und sich im schlanke Weiber im reichlich dekollierten Seidenkleide nach den Klängen einer Matschitsche, des Tango oder Ragtime. Denn man lebt in Berlin dort fort, wo man vor vier Jahren Pause gemacht hatte, um den eingeschobenen „Seelischen Aufschwungswahler“ einzustudieren. Auch in dem unglücklichen Petersburg soll es so sein. Inmitten von Grauen, Schrecken und Glend tanzt Petersburg Nacht für Nacht, wie es niemals vorher getanzt hat. Und so war es in Paris zur Zeit der großen Revolution, und so wird es wohl überall dort in den Großstädten sein, wo die aufgepeitschten Nerven der Massen in krankhafter Eier aufbrüllen.

Auch in Wien wird wieder getanzt, aber durchaus nicht toll und nicht aus aufgepeitschten und gierigen Nerven heraus, sondern ganz harmlos und sanft. Dem Prinzen Karneval geht es bei uns so wie dem erwähnten Tanzmeister und der Klavierspielerin: er ist verrostet und leidet empfindlich unter dem Mangel an deutschösterreichischer Kohle. Allerdings trifft das nicht auf alle Leute zu, die heuer mit Gewalt die Zeit zwischen Dreikönigstag und Aschermittwoch durchtanzen wollen. Denn man muß die Tanzenden in zwei voneinander streng getrennte Gruppen teilen: die Unterernährten und die Wohlgenährten.

Die Unterernährten feiern ihren Fasching in den Tanzschulen, Wirtshausjalen und vor allem in jenen unterirdischen Lokalen, die man Regelbahnen nennt, und in denen seit jeher wenig gefegelt und viel getanzt wurde. Ohne besondere Anfeindungen, ohne große offizielle Aufmachung werden hier allnächtlich die Beine geschwungen. Das allnächtlich ist allerdings nicht wörtlich zu nehmen, denn alle Tanzlokale, wie sie auch heißen mögen, müssen sich den bestehenden Unlustbarkeitsverordnungen fügen und um neun Uhr die letzte reduzierte Flamme auslöschen. Fürwahr ein seltsamer Fasching, der sich um etwa zwei Stunden früher zu Bett begibt, als er vor fünf Jahren aufzustehen pflegte! Aber immerhin, es wird getanzt. Die durch vier Jahre hindurch zurückgedrängte Lebenslust schießt wieder ins Blut, die jungen Leute, die ihre besten Jünglingsjahre im Schützengraben oder auf Metablierung verbrachten, wollen nachholen, was sie versäumt haben, und die Mädchen, die damals aus ihrem ersten Karnevalstraum jäh geweckt wurden, müssen nachholen, was sie versäumt haben, weil die Jahre an ihnen nicht so mitleidig langsam vorbeigehen wie an den

Männern. Und da das Leben überhaupt sehr düster und bitter ist und die Dinge heute so liegen, daß zwei Drittel aller Menschen nichts zu tun haben, auch wenn sie nicht direkt zu den Arbeitslosen gehören, so wird von Tag zu Tag der Andrang in den Tanzschulen und zu den Kränzchen und sogenannten Hausbällen in den Wirtshausjalen stärker.

Wie sehr bescheiden wir geworden sind, sieht man am besten an diesen Tanzschulkränzchen, die hauptsächlich vom Mittelstand besucht werden. Die Beleuchtung ist unzulänglich; es gehört schon sehr jugendliches Temperament dazu, um die Temperatur auch nur erträglich zu finden, und von allen den guten Dingen, die man früher einmal in Gestalt von Bonbons und Backwerk beim Büfett kaufen konnte, oder den frischen Bieren, Kracherln, Limonaden und Bunschen, die einst der stets bereite Kellner kredenzte, ist nur die Erinnerung geblieben. Das Um und Auf aller Schwierigkeiten bereitet den Tanzschulinhabern, die sonst allen Grund haben, über den Massenbesuch ihrer Kurse erfreut zu sein, die Kohlenfrage. Offiziell bekommen sie ja überhaupt keinen Brennstoff zugewiesen, und das, was sie sich im Schleichhandel verschaffen können, genügt nicht, um die großen Dauerbrandöfen, die in den meisten Tanzjalen aufgestellt sind, bei Laune zu erhalten. Einzelne Besitzer von Tanzinstituten haben nun allerdings einen glänzenden Ausweg aus diesen Schwierigkeiten gefunden: sie verlangen von den jungen Leuten, die sich bei ihnen einschreiben lassen wollen, außer dem in der letzten Zeit sehr erheblich gewordenen Kursgeld auch noch ein gewisses Quantum an Kohle oder Koks. Nicht besonders viel, so etwa fünf Kilogramm pro Kopf und Monat. Der junge Herr, das junge Mädchen kann sich das schon irgendwie verschaffen, und fünf mit hundert multipliziert, bildet schon ein ganz hübsches Quantum. Und so kann man sehen, wie nachmittags der Leutnant zwar ohne Säbel, aber dafür mit einem Rucksack die Tanzschule betritt, während Fräulein Mizzi in der Markttasche die schwarzen Diamanten herbeiträgt.

Außer in allen Tanzschulen wird auch noch beim „Weißen Rof“, beim „Blauen Ochsen“, beim „Wilden Mann“ und der „Schönen Schäferin“ und wie die Säle sonst alle heißen mögen, fleißig getanzt. Während in der Tanzschule der Klavierspieler die Musik bestreitet, ist in den großen Sälen gewöhnlich ein ganzes Orchester an der Arbeit. Musiker gibt es ja jetzt wieder in Hülle und Fülle; nur sind sie recht teuer geworden. Eine kleine Kapelle von acht Mann ist kaum unter dreihundert Kronen zu bekommen; die Kellner müssen gut bezahlt werden; das Einlassen des Parkettfußbodens verschlingt eine stattliche Summe; auch Beleuchtung und Beheizung fallen ins Gewicht — kurzum, das Tanzen ist kein so billiges Vergnügen mehr wie es einstens war, da man sich den schönsten Bezirksball von Rudolfsheim noch durch zwei Kronen erkaufen konnte. In Berlin werden jetzt als Entree für die großen öffentlichen Bälle fünfzig und mehr Mark erhoben. So arg ist es ja bei uns in der Vorstadt noch nicht, aber fünf bis zehn Kronen kostet schon das bescheidenste Tanzvergnügen.

Und das Publikum dieser Vorstadtbälle? Nie war es so schwer, das Wesen einer Gesellschaftsschichte mit einem Blick zu erfassen und einzuschätzen als jetzt. Die fürchtbare Zeit, die hinter uns liegt und in der wir noch immer leben, hat die äußerlichen Massenunterschiede fast zur Gänze aufgehoben. Das Mädchen aus dem Proletarierhaus, das noch vor wenigen Monaten in der Pulverfabrik gearbeitet hat, und die Tochter des Rechnungsrates, die ins Bureau gehen muß, um die verschämte Armut im Elternhaus hängen zu helfen — beide leiden unter der derselben Kleider- und Schuhnot, und man kann nicht mehr sagen, daß „Kleider die Leute machen“, sondern nur, daß die Leute die Kleider machen, wenden, färben und wieder wenden. Und beide — das Mädchen aus dem wohlgebildeten Hause wie das aus den Niederungen — beide sind in diesen Jahren

Die elektrische Mihi.

„Jessa und Josef, mei Gans, mei Gans!“ Mit diesem Wehruf stürzte eine Frau heraus auf die Plattform des Straßenbahnwagens. — „Lassen S' aufhalten!“ schrie sie, die Schaffnerin Mihi am Arm fassend. — „Was is denn g'scheg'n?“ stammelte diese erschreckt. — „Mei Gans ham s' m'r g'stohl'n!“ kreischte die Frau. — „Unter der Mant hab' i s' lieg'n g'habt und hab' s' beim Schädel g'halten, daß m'r s' ja kaner krabzen kann. . . und w'a i irrt aufsteh', hab' i in Krag'n in der Flossen, und dö Gans is weg. Da schau'n S' her!“ rief sie und hielt wie einst Judith das Haupt des Holofernes, der sie umdrängenden Menge einen vom Kumpf getrennten Gänsekopf entgegen. — „Hinter meiner hat ihr so an blendende Ballot in Hals abg'schnitt'n!“ — „Entsetzlich!“ kispelte die jugendliche Trägerin einer Musikmappe. — „Ma kriagt urndtli an Angst um sei Leb'n, geln S', Bräul'n?“ sagte ein Mann im Arbeitsgewand zustimmend. — „Sechshalb Kilo hat s' g'habt, wenigstens zwa Kilo Fetten hätt' i kriagt, und irrt is s' hin!“ jammerte die Bestohlene. — „Na, hin war s' schon früher,“ stellte der Arbeiter fest. — „S' s' no in dö Federn g'weß?“ fragte er. — „Ja freili,“ tönte

es schluchzend zurück. Der Mann aus dem Volke sah sie vorwurfsvoll an und sagte mit mildem Ernst: „Ja, seg'n S', so was darf ma halt in dö Elektrische net mitnehma. U Gansvogel in dö Federn, dö is a Profokazi, wia dö Böhm sag'n.“ — „Wiaso?“ fragte ihn Mihi verwundert. — „Weil s' a jeder „pußen" will,“ lachte der gemütsrohe Mensch und eilte davon. Weinend verließ auch die von so schwerem Leid Betroffene den Wagen. Als ihr dabei das teure Haupt des geraubten Federviehs entfiel, hob es Mihi auf und sagte tröstend: „Da ham S', Frauere, ma darf in Unglück net in Kopf verker'n.“ — „Ja, ja,“ seufzte sie nach einer Weile des Nachdenkens, „dö Tachenierer san halt unser Unglück.“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte ein Herr. — „Na, dö is so klar wie Powidl,“ erwiderte sie. „Dö Kriegsgewinner tachenier'n beim Steuerzahl'n, dö hohen Obrigkeiten beim Schleihhandel und dö andern bei der Dermat. Fuchzehn Kranln woll'n s' als Unterhaltungsbeitrag, aber in Schnee müassen d' alten Weiber wegschaukeln, sunst timma ma no im Fruahjahr singa: „Bruada, den bringst da nimma weg!“ Schau'n S' dö Straßen an, net amol dö Uebergäng san liehrt. Und da ham m'r an eigens Staatsamt dafür.“ — Man sah sie fragend an. — „Was denn?“ eiferte sie. „S' les' wenigstens alle Tag von Staatsamt für Uebergangswirtschaft. Aber mir scheint,“ setzte sie hinzu, „dös is mehr fürn Untergang als fürn Uebergang. Ueberhaupt lassen S' mi aus mit der ganzen Regiererei irrt, nig tan s' als die unnötigsten Sachen.“ — „Nun,“ warf ihr Nebenmann ein, „die Gewinnung der Wasserkräfte zum Beispiel ist doch sehr nötig.“ — „Aber gengan S', zu was brauchen mir Wasserkräfte,“ widersprach sie, „wo m'r so viel Wirt und Müllweiber ham. Und wann schon, aber dö andern G'schichten, dö s' machen: Anstatt 'n Zimmerbrand woll'n s' in Adel abschaffen, und als Quabaß für dö s'chtel Mehl, was m'r weniger kriag'n, möcht'n s' in G'stand reformieren. . . sunst ham s' jetzt gar lane' Surg'n. Wann ma aber schon davon reden, so sag' Jhna i: der Adel muß sein! Denn wann i nuring zu mein' Müllweib net mehr „Frau von“ sag', so bin i mit mein' Achte Liter Waschlau g'schnapst. Und was in G'stand anbelangt. . . i bitt' Jhna gar schön, wem fällt denn beunt's Heiraten ein, wo ma froh sein muß, wann ma la Kriagsanleiß' und warme Büß hat. Ja, in der „großen Zeit“, da is dö s'chtel arga, da ham si dö Paarln z'samm'g'funden wia beim Familienbad am Gänsehäufel. . . aber irrt! . . . Wann mir aner was vom Heiraten erzähl'n will, dem gib i sofort an Umsteigarten am Stanhof.“ — „Endstation! Alles aussteig'n!“

Leopold Krenn.

Der Hamsterer-Zug.

Ein Wiener Bahnhofsbild.

Stoßfinstere Nacht noch um den Bahnhof. Einige dürftig leuchtende Gaslaternen vermögen die dicke Finsternis nicht zu bannen. Sie glänzen bloß aus dem Dunkel heraus, das ist alles. Vor dem Bahnhofgebäude scheint ein tiefschwarzes Ungeheuer zu liegen; mit großem Büdel und weitausgreifenden Füßlern. Gespenstisch regt und bewegt es sich, ein fortwährendes Brummen und Murren, ein Scharren und Kratzen geht von ihm aus. Zwei Menschen traben aus dem Straßendunkel auf das sich unaufhörlich bewegende Ungetüm los. Als sie es gewahr werden, sagt der eine: „Wujöh, da schau Dir do Massa Hamsterer an! Weils D' glaubt hast, mir kumman viel z' fruah!“

In diesem Augenblick geht das Tor der Bahnhofshalle auf, greller Lichtschein fällt auf das Ungeheuer, das man jetzt als eine dicht zusammengeseilte Menschenmenge erkennt. Leute, die mit dem ersten Zuge die Stadt verlassen wollen, um draußen in den Dörfern nach Lebensmitteln zu suchen. Wie ein den Damm durchbrechender Sturzbaß ergießen sie sich jetzt in die Halle. Jeder will der erste beim Schalter sein. „Langsam! Langsam! Nöt vordrängen! Anstell'n!“ So schwirren die Rufe durcheinander. Jeder läuft, jeder drängt und jeder mahnt den anderen, solches nicht zu tun. Jeder ruft den anderen zur Ordnung, hält aber selbst keine. Mit Mühe und Not gelingt es endlich den Wachtenten und Bahnbefriedigten, halbwegs Ordnung in den kreisenden Menschenwirbel zu bringen.

Die Fahrgäste sind „angestellt“. Beim Schalter beginnt der Kartenverkauf. Trotzdem der Verkauf rasch vor sich geht, geht es den Leuten zu langsam. Die lange Menschenschlange ist erregt, wüthet sich unruhig, will nicht stille stehen. Die Reihe der Kartentäuser wird nicht kürzer. Es kommen nämlich immer neue hinzu. Die rückwärtigen spähen mit bangen Blicken nach vorn, schätzen die Menge derjenigen ab, die schon im Besitze von Fahrkarten sind, und beginnen ängstlich zu werden, ob auch sie noch im Zuge Platz bekommen. Und da löst sich wohl einer oder der andere der zuletzt Angelommenen aus der Reihe los und trachtet unauffällig nach vorn zu kommen. So, als würde er jemand suchen. Manchmal gelingt die List. Meistens aber beginnt, kaum daß sich solch ein Pissilus so recht harmlos in die vordere Reihe gestellt hat, ein Geschrei: „Geh, das hab'n ma nö! Der g'hört nö her da! Hint' anstell'n!“ Herr Wachmann, der da mit 'n Blüschhut hat sich zuchag'schwind'lt. Der g'hört hint'ri!“ Und der Herr mit dem Blüschhut muß der Volkstimme weichen und diese begleitet seinen Abzug mit kräftigen und spöttischen Ausfällen.

Diejenigen, die glücklich in den Besitz einer Karte gekommen sind, können sich vor der Perrontüre aufstellen. Alles trägt Rucksäcke, Männer wie Frauen. Die meisten sind leer. Es gibt aber Leute, die treten die Fahrt mit vollen Rucksäcken an. Das sind solche, welche „tausch'n“. Sie sind der Gegenstand des Neides derjenigen, die auf ihre Fahrt nur Geld und gute Worte mitnehmen können. Werden die Perrontüren geöffnet, so wiederholt sich daselbe Schauspiel wie vorher. Ein wildes Laufen nach den Wagen beginnt, ein Drängen und Stoßen, die Trittbreiter hinan. Wer zuerst kommt, sichert sich einen Sitzplatz. Die anderen müssen stehen. Und nicht nur im Wageninnern, auch auf den Plattformen und sogar auf den Trittbrettlern.

Jetzt ertönt das Abfahrtsignal und kochend und stampfend verläßt der lange, bis aufs letzte Plätzchen besetzte „Hamsterer“-Zug mit seiner lebendigen Fracht den Bahnhof.

J. V.

Im Stambeisl.

„Das is a d'widere G'schicht,“ sagte Schwammer nach Te ein saures Gesicht, „amal im Leben hat ane d' vernünftige Idee — bumsit, is 's scho aus und a' lösch'n. Schluß mit Jubel — nie wird d'raus. Schab, willst schab!“

Von was redst denn eigentlich?“ erkundigte sich Spannaagl.

„Ja, von der Eheform selbstverständli. War d' höchste Zeit g'was, daß was in d' Reparatur schickt, d' Ehen, damit 's amal gründli ausbegeht und am Glanz herv'ragt werd'n — willst höchste Zeit!“

Was dös Di angeht,“ brummete Stähler, „dös möcht i wissen! I find, anveraner als Jungg'leut hat bei dera Ang'legenheit überhaupt net müß'reden.“

„Ja, möcht denn Dä a, ob i für alle Beiten a Jungg'leut bleib' — ha? ersetzte sich Schwammer, wenn 's d' Ehen reformier'n taten — meiner Eil und Göt, i was net, ob i net auf d' lest do no zinehupt i z' n' heiligen Ehestand.“

„Was denn net no all's — der Schwammer will heiraten,“ sagte Stähler, „ah, da schaust her! Wer is denn die Glückliche, wann ma frag'n der? Arrz End' gar Dei Wirtschafterin, die Fern

Wondraschel oder wie i heißt? Na ja — woe is gar net so unpraktisch für sie! Auf die Weis kommt 's billi zuv deutschlerreichlichen Staatsbürgerischeit und der wach'n geist. Auf dös stanz'n d' Wirtchafter' heutz'tag, and für's Wohl recht nehmen 's logar an Ehemann d' la Schwammer mit in stanz — hab' i ma sag'n lassen.“

„Nay net — dös is eine sehr ernste Dergens-angelegenheit,“ sagte Schwammer; „i hab' ma scho oft g'nua denkt, daß es nicht gut is, wann der Mensch allani d'raus's Leben wandelt, und indem daß ich schließlich und erbit is, nach'rad' in's heitrat'sfähige Alter tomm'...“

„Dä's heitrat'sfähige Alter tomm' — daß i net nach'is! Ichrie Stähler; „mei Staber, i glaub, in's heitrat'sfähige Alter tommst net etwa, sondern bist scho wieder aus eahn drauß! Warrtatat! Du! Wlan? Dei Großmutter, net unteran!“

„Nest griff Oberberger in die Unterfaltung ein, „Laß eahn do,“ sagte er beschützend zu Stähler, „wann der Schwammer heiraten will, laß eahn d' Freund'! A jeder Mensch hat seine Ehrlie!“

„I sag' ja net, daß i's tu,“ lenkte Schwammer ein, „i sag' nur, daß i's möglicherwey ton hätt, wann d' Reformache eing'föhrt ward'n würd. An mei Wirtschafterin...“ wendete er sich an Stähler

— „hab' i d'weil net mit an Gebanfen deut, weil

is la Anhänger von an deutschlerreichlichen-schlo-slowatischen Bündnis bin, Day i a gar net not-wentli. Schlicht is ma no a ganz selcher Mensch in die besten Jahr, und i kömmt Dir in an Atem eine fische bildschöne Mädchen hergäh'n, die sich eine Ehe d'raus machen müchten, mit mir zum Exaratat zu schreiten — jamohl, eine Ehel!“

„I nim Di beim Wort!“ rief Stähler, „wie heiß'n f, die selch'n Mädchen?“

„Schwammer wurde nerbss. „Also, da is amal... da was amal...“ Da hab'n ma amal... hm!... Da is also die...“ Stähler tilzten überanander, was geht's denn Di an, wie d' Madeln haben; sagt ma gar net ein, daß i Dir's auf d' Nasen bind'! I bin ein d'schreter Eheneteilmann, i was, was si g'hätt.“

„Kennen ma scho,“ brummete Stähler, „weil's in ganz Wien net a enig's Madel gibt, die Di nehmen mücht, beswey'n bist gar a so distret. Aprapod, Oberberger, lest'n distretier'n mit Jungg'leuten scho a halbe Stand' über d' Ehen und d' Eheresorm, und Du, der eirdige, der g'legter, weyß mitreden kömmt, bist stumm als wie a Fisch.“

„Ma tommt ja bei Euch heut' net zum Wort,“ erwiderte Oberberger, „übereigns wähl' i a gar net, was i zu dera Eah' sag'n soll. Des' Bitte und i — i man, mit bleib'n lest'n scho, beintand; haben

ma 's so lang' ausghalten, wird's witter a geh'n, ob lest'n's nenge Eheform a durögeht oder net wann i bei der Eheform a Wortert mit'reden hab', dann wünsch' i ma, daß in ane notwändlichen Ehe das Selbstbestimmungsrecht des Mannes d' gelten hat; a Weiberregiment führt zu nit Guten, dös is a stanzle Wahrheit.“

„Ehe richt, polkommene richt,“ behäufte Spannaagl, „in ane demokratischen Republik derstert 's so a weibliche Autokratie, wie 's heutz'tag no mannigsmal vorkommen soll. —“

„gar nimmer geb'n. Ehenbildet auf Oberberger — reformiertes hab'n ins Wasser fall'n lassen, ein schab!“

„Nay Dir net d'raus,“ röstete ihn Oberberger, „eines Tages werden sie 's scho wieder auf'sichien. Nachdem d' Freigabe des Wirtschhaus, Nationalversammlung d' Freigabe des Wirtschhaus, beluches an alle Ehemänner und die Aufhebung der häuslichen Holzleund' beantragen. Ma mü denen Weiberleuten die Bahnd' deig'n, dös is d' Hauptach; nur si nie g'fall'n lassen, dös is mei Grundach.“

„Er wart einen Blick auf die Uhr, „Hijegerl, hat is, Meune in fünf Minuten. Da müß i mi sammeln.“

Thomas Berger,

4./II. 1919

Ein Besuch im Lainzer Tierpark.

Mehr als hundert Jahre zählt der im Westen Wiens gelegene ehemalige kaiserliche Tiergarten. Nur ist er auch ein Opfer der Zeit geworden. Der Park soll aufgelassen und zum größten Teil in Meiereien umgewandelt werden. Er umfaßt 24 Quadratkilometer und ist durch Mauern abgeperrt, die im Westen zugleich die Grenzen Wiens bilden. Vor den Mauern, noch im Reichsbilde Wiens, liegt das aus drei Miesebauten bestehende Kaiser Franz Josef-Jubiläumsspital und das Wiener Versorgungsheim.

Bei Kriegsbeginn hatte der Lainzer Tiergarten einen Wildstand von tausend Stück, die dann für Spitalzwecke bis auf 200 Stück abgeschossen wurden. Das Schwarzwild ist bereits bis auf einige Stücke verschwunden. Bisher wurde es nur ganz ausnahmsweise gestattet, den Park zu betreten, und zwar nur mit Fahrgelegenheit, da das Wegegehen wegen Angriffen von seiten des Wildes: der Bären, Eber und Hirsche, zu gefährlich war. Ueber Auftrag des Staatsrates wird nun der Wildstand in allen österreichischen Jagdrevieren um 80 Prozent verringert, so daß nur 20 Prozent übrig bleiben. Da dieser Auftrag bereits durchgeführt wird, ist das Betreten des

Lainzer Parkes wegen Schutzgefahr nicht erlaubt.

Infolge der etwa hundertjährigen Abperrung hat sich da ein Naturschutzpark entwickelt, wie er kaum irgendwo schöner geschlossen werden kann. Es wechselt darin ebenes Gelände mit einige hundert Meter hohen Bergen, Wiesen, Weiden, Buschwerk und Hochwald, schönen Straßen, Waldwegen, Wildsteigen und verschlungenen Pfaden, auf denen sich ein fremder Besucher nur unter kundiger Führung zurechtfinden kann. Das Wild, von Jugend auf durch Generationen gewöhnt, den weiten Park ohne jede Störung zu beweidern, ist oft ganz zutraulich, weil es auch in den seltenen forstlichen Besuchen keine Feger und Pflöger verurteilt.

Auch die äußerst mannigfache Vogelwelt kann leicht in nächster Nähe betrachtet werden. Hochinteressant ist in dem durch Mauern von allen Seiten eingeschlossenen Park die Entwicklung der Pflanzen. Nächst den Urwaldriesen mit undurchdringlichen Schlingengewächsen steht gelichteter Hochwald, prächtige Kerkengerade Fichten und Tannen, wie geschaffen zu Schiffsmasten.

Sonnige Bergwiesen entfalten ihre Blüten in seltener Pracht, wie sie eben nur dort zu finden ist, wo der Mensch mit seinem Verwüstungstrieb nicht hinkommen kann. Da im Park alle Lagen, Sonne und Schatten, Feuchtigkeit und Trockenheit, Höhen und Niederungen, vertreten sind, so gibt es eine Waldflora, die alle mitteleuropäischen Arten umfaßt. Auch die während des Krieges als Ersatzgemüse verwendeten Pflanzen, wie Melde, Rauh, Beinwell usw., finden sich in großer Menge. Ebenso reich ist der Tiergarten an Arzneipflanzen, die wohl nun bei unserm Mangel an Medikamenten gute Dienste leisten könnten.

Nun soll ja das 2400 Hektar umfassende Gebiet zu Ernährungszwecken herangezogen werden. Es ergäbe bei Aufteilung mit Bauernwirtschäften oder Meiereien 240 Güter zu 10 Hektar, die wohl einen Viehstand von über 2000 Rindern, Schweinen und Geflügel ernähren könnten. Bis zur Durchführung dieser Umwandlung wird der Park jedoch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges sein und nicht bloß jeden Tierfreund und Botaniker, sondern auch alle erholungsbedürftigen Großstädter anziehen.

Dr. J. D.

4./I. 1919

In der Schatzkammer.

Reichnung von Theo Rasche.



Th. Rasche

Amerikanischer Besucher: „Gott, das sind schöne Sachen! Was kosten davon zwei Sonnen?“

Sic transit...

Man schreibt uns aus Wien:

In meiner nächsten Nachbarschaft ist eine Truppenunterkunft. Ich muß täglich an ihr vorbei. Wäre ich nicht selbst ein Zeitungsmann, der solches nicht braucht, ich hätte an diesem von Holzlatten eingeäugten Paradenplatz alle Zeitereignisse in eindrucksvollen Symbolen ablesen können. Vor dem Kriege existierte er überhaupt noch nicht. Auf friedlichen Aedern und „Miststeten“ trieben sich die Hunde, im Winter auf dem Schnee auch die Dohlen herum. Dann wurde es plötzlich lebendig. Arbeitslätze kamen, brachten Holz und Dachpappe in Mengen, es wurde vermessen und gegraben, und eines Tages stand hinter Holzlatten und Drahtgittern ein Duzend Paraden da. Bald wurden sie auch „belegt“. Zweitausend Mann mit Offizieren und Unteroffizieren lagen da; es wurde exerziert und kommandiert, Futter-signale erfüllten zu den verschiedensten Tageszeiten die Luft, und gelegentlich kam auch regelrechte Militärkapelle, den Vereidigungen Paradeinspektoren oder dem Abmarsch der Marschkompanien die vorgeführte höhere Weisheit zu geben.

Das war also Krieg, zweifellos Krieg mit der obligaten Begleitung, mit patriotischen Ansprachen, Hurrarufen und den unvermeidlichen Trinkopfern, die der Deutsche bei jeder besonderen Gelegenheit zu bringen sich verpflichtet fühlt. Es ging sehr laut zu in der sonst so stillen Gartenstraße, deren Bewohner doch nur vor den Stadtlärm „so weit hinaus“ geflüchtet waren. Aber allmählich wurde es wieder stiller. Das „Gott erhalte“ bei den Vereidigungen und Abmärschen erklang immer seltener und die Marschkompanien, die schwer bepackt, mit „Zweigerln“ an den Mähen hinter der Militärkapelle herzog, wurden immer dünner und verbrossener. Nur selten jubelte noch ein Chor deutscher Feldgrauer sein „O du mein Oesterreich“ in die Lüfte. Der leseunkundige Naturmaler hätte ahnen können: es steht nicht gut um Oesterreich. Einmal noch war allerdings große Festlichkeit im Unterstand. Da hatte ein patriotischer Lagerkommandant die patriotische Idee, gleich beim Eingangstor des Logers eine Kaiserbüste aufstellen zu lassen und kunstfertige Mannschaften vollbrachten das Werk in starrsinnig beschriebener Weise. Ein hölz. lustiges Postament entstand, aus dessen Richtung die schneeweiße Gipsbüste Franz Josefs in des Plau des Wiener Waldes hineinglänzte. Die Enthüllung des Denkmals mußte gefeiert werden. Da waren Generale, die im Auto angefaßt kamen, und die Musik spielte den ganzen Tag. Aber am anderen Tag war's wieder still, und nur die mehrmaligen Futter-signale des Tages verrieten, daß der Krieg noch nicht zu Ende war.

Aber eines Tages hörten auch die Futter-signale auf. Die Truppenunterkunft war keine Unterkunft mehr, denn es waren keine Truppen mehr da. Jemand etwas mußte vorgegangen sein, was die Spaten, die keine Zeitung lesen, wohl nicht gleich verstanden. Dann kamen wieder Feldgrauer, aber nur ganz wenige mit weißlichen Binden um den Arm, und die hatten auch keine schwarzen Kotarden mehr an den Mähen, sondern rotweiße, schwarzgelbe und sogar ganz rote. Ein uralter Kabe erklärte der

vorgehenden Vogelschar wohl die Bedeutung dieser Symbole. Das sei die Revolution, bei der es manchmal ebensoviel zum Schmaufen gebe wie im Kriege. Und wie zur Bestätigung seines Redens kamen wieder Männer, die löschten sogar das L. u. l. vor dem Worte Truppen-Unterkunft über dem Eingangstor. Die meisten Paraden, in die sich ohnehin längst niemand mehr legen wollte, weil sie für jeden Mann mindestens eine Kompanie feindlicher Buzzen bereithielten, wurden abgebrochen und ihr Stroh verbrannt. Nur des Postament mit der Büste des Kaisers Franz Josef stand noch, obgleich der längst das Zeitliche gesegnet und auch sein Nachfolger nichts mehr zu regieren hatte. Die paar Mann Volkswehr, die noch auf dem Platze „Bereitschaft“ hatten, nahmen offenbar keinen Anstoß daran, nahm sie vielleicht nicht einmal wahr. Denn des Gewohnthe übersteht man. Aber eines Tages rief ein Passant über den Lattenzaun zu den pfeifenrauchenden Volkswächtern hinüber: „No, hab's d's den vergessen? Was tuat denn der no' da?“ und am anderen Tage war auch „der“ verschwunden. Die Lichtung war leer; der neuen „Ordnung“ war Genüge geleistet.

Aber wo blieb die Büste? Hatte sie ein patriotischer Offizier vor ehemals als Wohnungsschmuck nach Hause genommen? Nein. Ich habe sie wieder entdeckt. Ganz postamentlos steht sie im Schnee aber — mit einem Strick um den Hals! Die Raben verstehen auch dieses Symbol. Vor einem Jahre noch wäre, der solches geworg hätte, selber dem Strick nicht entgangen. Nun hat ihn die Kaiserbüste um den Hals. Und was das Merkwürdigste ist, auch daran nimmt niemand Anstoß. Vor einem Jahre noch „Gott erhalte“ um jetzt der Strick. Vor einem Jahre noch hunderttausend Schergen die jeden Beleidiger der Majestät in Fäden gerissen hätten. Jetzt nicht einer, der der unschuldigen Büste den gemeinen Strick vom Hals nimmt. Nur ich schäme mich ein bisschen und würde mich nicht wundern, wenn der uralte Kabe keinen allzu großen Respekt vor den Menschen hätte....

Naturschutzsparte in Wiens Umgebung.

Von Dr. A. Singberger.

Fabrik und Werkstatt, Schulfabrik und von Wagen, Pferden, Menschen und wieder Menschen, unendliche Reihen von Häusern, angefüllt mit Erzeugnissen von Kunst und Industrie, bewässern schmale Streifen Himmel, zu deren seltenem Blick sich verirrt — das ist die Umgebung des Großstädters. Stunden nicht "Großstadt" und "Lärmbaum" am Plattenwerk, haben nicht im Sperling bis ins Herz der Großstadt vorgezogen, deren Plattenwerk an minder betretenen Stellen manches Pflänzchen ziert, der Großstädter wüßte kaum, daß "da draußen", daheim und in fremden Ländern, eine reiche Welt wilder Pflanzen und Tiere lebt. Aber an freien Tagen zieht's ihn doch hinaus, in die "Natur". Sie beginnt für ihn schon, wo schillerter stehende Häuser Gärten kaum sehen. Dann folgen Weingärten, Wiesen, Wald. Da gibt's schon freilebende wilde Tiere in Fülle, wenn auch fast nur kleine. Aber ist das Natur? Natura heißt das Entstandene, das heißt ohne menschliches Zutun Gewachsene!

Ich will niemandem die herrliche Umgebung unserer Stadt verleidern; aber was wir da sehen, ist alles von Menschenhand beeinflusst. Wir empfinden es, soweit nicht moderne Technik entgegen darin gebaut, als etwas Annuitendes, unserm Gemüth entwidrenendes als "Seimat", als Natur, an deren allmählicher Umfassung zu menschlicher Wohnstätte Bodenbearbeitung, Siedlung, Verkehrsweg durch Jahrhunderte gewirkt haben. Aber eine Vorkerkung, wie es war, ehe unter Geißellicht kam,

nicht uns all das nicht! Wäre es nicht herrlich, auch das in der so mannigfachen Umgebung unserer Stadt zu haben? Freilich: Völlig unberührte Natur gibt es da längst nicht mehr; um solche zu finden, müßten wir schon ins Hochgebirge, in enge Schluchten, unersteigliche Wände oder ins Innere ausgedehnter Krummhöhler. Die Reiten, da Ur und Wissen, War und Luchs unsere Wälder bevölkerten, sind vorbei. Es kann uns auch nicht einfallen, sie in unserer dichtbevölkerten Seimat wiederzusehen zu lassen. Aber einen Abglanz jener Zeit können wir noch schauen in allernächster Nähe, hier so eigenartig gelagerten Stadt, die am größten Strom Mittel- und Westeuropas, an der Wörthe zwischen den zwei mächtigsten Gebirgssystemen des ganzen Erdteiles, an der Grenze zweier Florenzgebiete entsanden ist.

Im Westen Wiens liegt hart vor der Loren der Rainer Tiergarten, im Südoften, noch in seinem Reichthum, das Auengebiet, das (nicht ganz richtig) meist als Lobau zusammengefaßt wird. Ersterer durch eine Mauer, letzterer durch Drahtzaune und den Strom und seine Abwässer vor allgemeinem Zutritt geschützt, haben sie vielfach in Tier- und Pflanzenwelt unheimliche Verhältnisse bewahrt. Prachtvolle, bisweilen urwaldartige Wald- und Auenbestände mit mehrbundertjährigen Baumarten bedecken der Edelhirsch, dem sich im Tiergarten das Wildschwein gesellt. Auen und Wasser der Lobau befeuchtet eine noch Jahrzehnte reichhaltige Bogenwelt; ihr Scharpunkt ist die vielbesprochene und verästerte Formortärsolonie. All das sind nicht künstlich eingeleitete, sondern bodenkundliche Geschöpfe, die gegen teilsige Behauptung ist unrichtig. Nur im Tiergarten sind die südbourbonischen Damvische und Wildschafe (Mufflons) eingeleitet. Früher diese Gebiete auch bis jetzt dem Verfall weniger

gedient haben, so sind sie doch gerade dadurch uns in einem dem natürlichen naheliegenden Zustand erhalten worden, und es ist Pflicht des Volkes, das nun das Erbe jener wenigen antritt, so wie in allen anderen ähnlichen Fällen das Bestreben zu erheben und zu pflegen. Und werthvoll, ja unersehbar, weil nach Verstärkung durch keine menschliche Macht wiederherstellbar, sind solche urwüchsig Landebenen, nicht nur wegen der Heiligkeit der Natur als solcher, sondern auch als wertvoller ideeller Kulturbesitz; jedes Kulturbau sollte von den bezeichneten Landschaftsformen seiner Seimat Stücke unverändert bewahren als "Stätten edelsten Gemüthes, als "Freiluftmuseen" für Wissenschaft, Kunst, Schule und Volkbildung. Sache der wohlberathenen Vertreter unseres Volkes wird es sein, die unverändert zu lassen, den Teile jener "Naturschutzsparte" auszuwählen und für geeigneten, lehr- und genutzreich zu gestaltenden Besuch die nötigen Vorkehrungen zu treffen; Sache jedes Bürgers unseres Staates wird es sein, nicht nur sich an die von Sachverständigen getroffenen Verfügungen zu halten, sondern ohne das fortwährende "Nachhilfe" durch Aufklärungsverjonen nötig wäre, durch selbstgemachte Ordnung und Disziplin, durch ein der Heiligkeit des Ortes entsprechendes Verhalten, durch vollkommenere Schöpfung und Wachsen und Tiere, durch Sämereien und Schlangen den Tempel der Natur nicht zu weichen, sich und anderen den Genuß nicht zu gören. Was die Sämereien in ihrem großen Naturrichtspart in Graubünden bereits erreicht haben: ein vollständiges Ayl für die ganze bodenkundliche Alpennatur, in dem nicht nur Art und Gattung, sondern sogar die Botanikerbüchse verpönt ist, das wollen wir Wiener im Tiergarten und in der Lobau für unsere Wald- und Auenbeimat betwirflichen!

(Die Kälte.) Nie noch hat sich die Kälte so eindrucksvoll und so gewichtig in unserem täglichen Leben bemerkbar gemacht wie in diesen Tagen des allgemeinen Kohlenmangels, in dieser Zeit der Dürftigkeit und Beschränktheit der Lebensmittel, in dieser harten Gegenwart, die so steinern und unbarmherzig auf allen Kammer blickt. Morgens schon beim Erwachen streicht die Kälte über unser Gesicht und gestaltet den Gedanken aus Aufstehen zu einem schweren seelischen Problem, so daß alle Willenskraft mobilisiert werden muß, um den notwendigen und, wie uns die Vernunft sagt, so unerläßlichen Entschluß „Aufstehen“ durchzuführen. Nach vielerlei Erwägungen, Zweifeln und Bedenkllichkeiten gelinzt es schließlich mit einem hurtigen Anfaß, aus dem Bett zu springen, rasch in die Kleider zu schlüpfen und flugs an den Waschtisch zu eilen, wo man an das im buchstäblichsten Sinne eiskalte Wasser die wenigen Kalorien verschwendet, die man in seiner Körperlichkeit noch über Nacht behalten konnte. Das bißchen Wärme, das dann der Frühstücksaufbau zu bieten vermag, wird auf der Straße rasch verschluckt, wo ein rauher Wind die Kälte durch alle Fugen der Gewandung stechend bis an die Haut vortreibt und die Finger langsam zu erstarren beginnen. Nun heißt es auf die Straßenbahn warten. Es ist eine besondere Eigentümlichkeit dieser Verkehrseinrichtung, daß sich die wenigen Haltestellen, die noch nicht aufgelassen wurden, gerade an den luftigsten Straßenecken und Kreuzungen befinden, wo die Stürme aus verschiedenen Himmelsrichtungen zusammentreffen, so daß man gleichzeitig von mehreren Seiten mit leichtem Schneegriesel angeblasen wird. Hat man endlich die lange Fahrt auf der elektrischen Straßenbahn, beziehungsweise auf deren luftiger Plattform, zurückgelegt, und ist man noch die weitere Strecke zu Fuß gegangen, bis

man das Bureau mit völlig durchschauerten Gliedern erreicht, dann kann man mit Sicherheit darauf rechnen, ein ungeheiztes Zimmer anzutreffen, da, wie der Diener erklärt, wieder einmal die Kohlen ausgegangen sind... Es hat daher gar keinen Zweck, den Ueberrock abzulegen, den man übrigens nebst den dicken Handschuhen jetzt so ziemlich während des ganzen Tages anbehält. Trotzdem man von vielfachen vorhergegangenen Experimenten weiß, daß es zwecklos ist, versucht man doch wieder mit Hilfe einiger wärlicher Holzrestchen und zusammengeballten Zeitungspapieres, eine Art Feuer anzumachen, das wohl ein wenig aufflammt, aber schon nach wenigen Luftlöchen in ein schwarzes Nichts zusammenfällt, das anstatt Wärme nur einen brenzlischen Rauchgeruch zurückläßt. So bleibt es kalt den ganzen Tag über; Gausfluren, Gänge, Zimmer, die man zu durchschreiten hat, überall ist es kalt, kalt... Mißmutig betrachtet man die ganze Umgebung, freudlos erscheint die eigene Wohnung, und geradezu gehässig betrachtet man den kalten Ofen. Der Ofen, der sonst berufen schien, Behaglichkeit und gemüthliche Stimmung zu verbreiten, steht unbeweglich ruhig da, leer, verödet und zwecklos. Kommt dann die Dämmerung, heißt es rasch das Abendbrot einnehmen, denn auch das Licht ist sehr knapp, und so bleibt schließlich nichts anderes übrig, als so bald wie möglich das Bett aufzusuchen, alles, was an Decken und Kissen verfügbar ist, auf seinem Lager zusammenzuschichten, um dann endlich ein bißchen Wärme zu verspüren. Dann mag es draußen weiter frieren, bis zum nächsten Morgen ist noch eine lange Zeit, und schließlich schläft man mit dem Gedanken ein: Es muß doch einmal, einmal wieder besser werden...

16. I. 1919

In der Gesinnungsgasse.

Wider aus der Wiener Wahlwoche.

Sie führt zwar einen anderen Namen, diese Gasse; zurzeit aber, da die Stadt im Wahlfieber liegt, könnte man der Gasse jenen Namen beilegen. Denn alles, was es in Wien an Gesinnungen gibt, ist hier öffentlich ausgestellt, besser gesagt, angeklebt. Die Gesinnungen schreien in allen Farben von der langen Planke, die sich in der Gasse befindet, springen jedem Vorübergehenden förmlich in die Augen. Jede Partei hat in der Gesinnungsgasse ein reichhaltiges Lager von Menschheitsbegleitungen aufgespeichert und fordert die „lieben Mitbürger“ an, nur von ihr, der alleinseigmachenden, und das ist so ziemlich jede Partei, die Gesinnung zu beziehen, das heißt, nur sie allein zu wählen. Sündlich kommen neue Plakate zu den schon vorhandenen, ein wahrer Regenanzug von Bildern treibt auf der langen Planke sein Unwesen.

Und da ist es höchst vergnüglich, mitunter die Leute zu beobachten, die durch die Gesinnungsgasse kommen, vor den Bildern stehen bleiben und ihre manchmal höchst neuen, aber auch urwüchsigen und zutreffenden Meinungen hören lassen.

„Da tuat am meiner Seel d' Wahl weh, bei derer Wahl,“ äußert sich ein hiederer Herr, der seinem Aeußern nach eine Freiluftbeschäftigung haben mag, also Kutticher, Handlanger oder sonst irgendwas sein dürfte. „Da tuat am wirlli d' Wahl weh! Alle woll'n nur unser Allerbestes und alle schimpfen die andern schlechte Kerl'n. Wenn soll ma jetzt da sei Stim'm' geb'n? Wähl' i schwarz, so schimpfen mi d' Rot'n, wähl' i rot, so schimpfen mi d' Schwarz'n. Wähl' i aber demokratisch, so schimpfen mi d' Rot'n und d' Schwarz'n...“ So spricht er zu einem neben ihm stehenden Mann, der gleichfalls die Wahlaufrufe betrachtet.

„Na, hör'n S'. Sö san do scho alt gnaa, daß S' wiss'n werd'n, was tuan soll'n,“ entgegnet der Betragte. „Sö brauch'n Ihna do nüt von dö Bild'n da beeinfluss'n z' lass'n. I glaub', in derer schlecht'n Zeit, dö mir jetzt durchg'macht hab'n und no durchmach'n, wird do an jed'n der Knosf aufgangen sein, wird a jeder wiss'n, was er z' tuan hat.“

Damit geht der Sprecher. Der Fragesteller aber bleibt noch eine Weile stehen und hängt seiner Laus nach: „Is's wie da wöll', a schlechter Kerl bin i bon zwa Seit'n aus, weil i nur a Partei wähl'n kann, drei aber da san zum wähl'n...“

„Za'n S' amal, hilt' schön, was is denn das für a Partei mit dö Tot ng'ripp'?“ fragt wieder ein anderer einen anderen. „Dös san Sozi.“ ist die Antwort. „Na, und nachher dö, wo der Soldat

z' Hané Kind am Arm hat?“ — „Das san Christlichsoziale.“ — „Na, und wer san denn dö, wo der Teuf'l, oder was er is, mit dem die'n Pfarver auf an Berg aufsträukt?“ — „Das san dö Demokraten.“ — „Na, und,“ fährt der unermüdete Frager fort, „was is denn das für a Partei, wo der Herr d' Weinslach'n in der Hand hat und der and're geign't eahm an Tanz dazua?“

Der Gefragte lacht jetzt hell auf: „Das is gar ka Partei, das is ja a Plakat von an Heurig'n.“ Und nachdem er sich vom Lachen erholt hat, spricht er: „Sag'n S' ma nüt, was san denn Sö für a Weana, wann S' nüt amal wiss'n, was a Wahlplakat und was a Heurig'neinladung is?“ Worauf der andere kleinlaut jagt:

„Entschuldig'n S' scho, aber i bin ja gar ka Weana net, i bin ja aus Niederkreuzstett'n und hab' nur heunt' da was z' tan.“

„Meine Herr'n, froh wiar i sei, wann dö Wahl'n vorbei san,“ spricht eine Frau zu ihrer Nachbarin, nachdem die beiden in der Gesinnungsgasse die Plakate gemustert haben und nun ihren Weg fortsetzen. „Wissen S', da wohnt oba meiner a Partei, dö raff'n scho seit vierzehn Tag', daß bei mir da Plafond zittert und mei Häng'lamp'n vom Waggel'n gar nüt aushört. Es is nämli a politisch' Ehepaar. Er is a Sozialdemokrat und sie is beim Christlich'n Frau'nbund. Er will hab'n, sie soll rot wähl'n und sie will hab'n, daß er schwarz wählt. Um sechs in da Fruah, geht da drob'n d' Kiemassuri los und um achti auf d' Nacht wird z' erst stad: und das nur, weil dö Teuf' ka Nacht hav'n. Sunst tät die G'schicht wahrsehnli no länger dauern.“

Und die Papierslut wächst, trotz aller Papierrol, in der Gesinnungsgasse. Neue Plakate lösen die alten ab, und findet sich kein freies Plätzchen mehr, so werden eben die Aufrufe der Gegenseite überklebt. Das leibliche Umbringen haben wir glücklich hinter uns. Das seelische aber fiert in der Gesinnungsgasse wahre Triumphe. Die Politik ist auf die Straße getragen und wühlt alle Leidenschaften auf. Jede Partei strebt das möglichst Beste an — so steht es auf den Plakaten. Schöne Worte, hochtrabende Worte, mitunter auch echte, die gegenwärtige Lage richtig beleuchtende Worte. Nur keine Worte der Liebe, der Versöhnung. Solche finden sich eben nicht im Wörterverzeichnis der Politik. Ausgeblutet und ausgeplündert von den „Bohliaten des Krieges“ seufzt die Menschheit. Alle haben gesehen, haben erlebt, wohin Herrschsucht führt, was aus Herrschsucht entspringt. Und alle wollen wieder herrschen, wollen andere beherrschen, wollen Gutes tun — mit Haß im Herzen...

Tagesbericht.

Wiener Fasching vor fünfzig Jahren.

Von Anna v. Newald-Grasse.

Die Wiener hatten das traurige Jahr 1866 schnell vergessen, denn schon der folgende Fasching war ein ungemein vergnügter. Noch toller war der nächste, am verrücktesten aber der von 1869. Den vielversprechenden Auftakt zu einer unerhörten Ausgelassenheit gab schon die Silvesterfeier des alten Jahres, die Wien in solennster Weise, trotz der „schlechten Zeiten“ und trotzdem „man nie ein Geld hatte“, in allen möglichen Veranlagungsstätten, am liebsten aber bei „Karl II.“, beim König der Lustigkeit, beim Schwender in Künsthau, feierte. Am Neujahrstag muhte jeder anständige Mensch für hundert Hausbälle und zwanzig Thés dansants Einladungen haben. Am selben Tage schon begannen die Maskenbälle, und am nächsten ging schon alles drunter und drüber. Chronologisch, ohne Rücksicht auf „fein oder nichtfein“, sei hier in bunter Folge ein Auszug aus diesem so kurzen und so lustigen Karneval vor 50 Jahren vorgeführt.

Am 1. Januar tobte beim Schwender der erste Elite-Maskenball, das heißt Ball in zwei Sälen, vier Konzerte, sechs Theateraufführungen, sechs Musikhöre (im Amorsaal Josef und Eduard Strauß, in der Frohsinnhalle Regimentsmusik Freiherr v. Gruber, im Florasaal Regimentsmusik R. v. Scherling, in „Urtadien“ Fräulein Weinlichs Damentabelle, in der Nagwaldhütte das Wiener Nationalorchester). Ein Höllenlärm! Von da an jagt bei Schwender ein Ball den anderen, unter Schwotts und Rabensteiners Leitung, und stets herrscht eine „Bumböll'n, denn „D' Welt recht unta eh'nder, als das net lusti is beim Schwender“. Der beliebte Mann macht mit seinen Maskenbällen ein Riesengeschäft, aber auch mit den Elitebällen, bei denen ein gutes, bürgerliches Publikum dominiert, wobei viel getanzt wird mit den vielen bildhafteren Bürgerstöckern, während man auf den großen Repräsentationsfesten nur die Schauspielerinnen, die um 20.000 Gulden Schmuck auf sich und Sensationsroben tragen, von weitem bewundern darf. Mit dem Wort „Elite“ herrscht übrigens 1869 eine wahre Manie; es gibt sogar einen „Hausmeister-Eliteball“. Viel Aufsehen erregt im Januar die Arretierung von zwei Herren in den Masken Beusts und Bismarcks auf einem Maskenball bei Schwender; olympische Heiterkeit entflieht, als man — Bismarck freiläßt. Die Polizei verfährt alsbald, daß von nun an politischen Masken der Eintritt in die Ballsäle verweigert wird. Beim „Sperl“ ist jeden Sonntag und Donnerstag großer

Maskenball, Freitags Konzert oder „Grand bal à la Paris“, jeden Montag „Rosenmädchenball“. Im Dianasaal ist am 2. Januar „Bal masqué, Ballettitalien (?) und Frisbeleuchtung“. Das Harmonietheater, das sich unter Direktor Löwe schon ins Orpheum umwandelt, sah zu Silvester eine prächtige Altersfeier in seinen Räumen, veranstaltet vom „Hesperus“. Dann ein Fest nach dem anderen. Hochbeliebt ist im Orpheum jeder, auf den Plakaten in echt wienerisch-schlampert-gemüthlicher Schreibweise angekündigte „Bal Mabilie“; in der Antoinetten-Galle, wie der Hofauer Musientempel auch genannt wird, singt die berühmte Dell' Antoinette von Zeit zu Zeit, meist in den Tanzpausen, ein neues pitantes Chanson, oder sie führt den „Bombier-Tanz“ vor. Enorm besucht sind die drei lustigen, aber feinen Maskenbälle im Theater an der Wien; es ist die einzige Vergnügungsstätte neben der vornehmen Redoute, wo sich die wirkliche Dame in Maske amüsieren kann, während der elegante Mann natürlich überall hingehen kann.

In neuer Schönheit ersehen 1869 die „Stränkel-Säle“, jenes historisch-berühmte Lokal mit der ersten Gasbeleuchtung, in dem seinerzeit die schönsten Bälle Alt-Wiens abgehalten wurden. Im ebenfalls neudekorierten Sophiensaal, dem Hauptquartier der Debardeirs, „Schönen Helenen“ und weiblichen Wajazzi, sind Mittwoch und Samstag immer große Maskenbälle, bei denen die Brüder Strauß aufspielen. Auch beim „Robel“ ist alle Augenblicke ein Maskenfest. Im Thalassaal ist dreimal wöchentlich „fideler“ Maskenball, bei der „Brek'n“ ist täglich was los, meist Familienkränzchen. Die Blumenäle sind bis weit über die Ballfaison hinaus belegt. Am 13. Januar ist Hofball. Die Unterhaltung ist lebhafter als sonst, und es wird von 10 bis 12 Uhr mit Elan getanzt, ein mühsames Vergnügen der langen Damenschleppen wegen. Kaiserin Elisabeth tanzt nicht, konvertiert aber viel mit dem ungarischen Adel. Der Kaiser ist sehr heiter, und es wird bemerkt, daß in dem ihn umgebenden Kreis viel von der bekannten Forderung Bismarcks, daß Beust abhandeln solle, die Rede ist. Beust erscheint lächelnd an der Seite Graf Julius Andrássys. Am 26. Januar ist der „Concordia“-Ball, dieses Galafest der Wiener Schriftsteller. Alle Minister erscheinen, alle Spitzen, aber die wenigsten mit der Gattin. Dafür dominieren die Schauspielerinnen; die Wolter, die Geißlinger und die Gallmeyer spielen die größten Rollen. „Dieser Ball ist ganz einfach ein Theaterball geworden“, schreibt ein angesehenes Blatt jener Zeit, „auf dem man die Heldinnen der Bühne ganz nahe betrachten kann; eine Galerie lebender Bilder, an denen der Rahmen, die Toilette, häufig das Wertvollste ist.“

Am 18. Januar ist in der Hofburg die Redoute zum Besten verkrümmelter Krieger. Sie ist entsetzlich sad. Am Witternacht, wie bei allen „schönen“ Bällen, wo sie sich gewöhnlich erheben, verschwinden die Herren und tauchen

19. II. 1919

Die zwei Gesichter von Wien. Eindrücke eines italienischen Korrespondenten.

Die italienische Regierung hat es bis jetzt den italienischen Blättern nicht gestattet, ihre Korrespondenten in die Hauptstädte der ehemaligen Donaumonarchie zu entsenden. Eine Ausnahme wurde offenbar Arnold Fraccaroli vom Mailänder „Corriere“ erlaubt, der sich vor einiger Zeit schon in Budapest umgesehen und zuletzt auch Wien mit eigenen Augen gesehen hat. Ihn interessierten vor allem die Wahlen zur Nationalversammlung.

Wohl nirgends, auch nicht lesthin in Deutschland, schreibt er, sieht man das Schauspiel allgemeiner politischer Wahlen in einer ähnlichen Umgebung wie in diesem Lande, dessen Gefüge nach dem der Niederlage gefolgten Zusammenbruch ganz gelockert ist, das von den Nationen, die es früher anzog, gemieden wird, einem Lande mit noch ungewissen Grenzen, an denen auch jetzt noch manchmal der Lärm von Kämpfen erschallt, mit einer Regierung, die ebenso unsicher ist wie seine Grenzen; mit seiner schrecklichen Lage im Innern; mit einem hungrigen Volk und mit dem drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch, der alle Tätigkeit lahmlegt. Und doch erscheint das Land ruhig! Wien, das sich auf die Wahlen vorbereitet, finde ich äußerlich, in seinem eleganten Leben, so wieder, wie es vor dem Krieg war, jenes ganz unwahrscheinliche Wien, das in den ersten Dezembertagen nach dem Zusammenbruch des Staates voller Vergnügensucht war. Ich gehe in die Volksviertel: damals starb das Volk vor Hunger, und heute ist der Anblick beinahe derselbe. Der Hunger umschürt die alte Hauptstadt, weil die Hilfe der Entente die Lage nicht wiederherstellen konnte. Aber jene, die verschwenderisch leben können, vergnügen sich weiter und scheinen sich betäuben und im Wirbel der eigenen Lebestrunktheit den Anblick des dräuenden Unglückes verschrecken zu wollen. Es ist ein wenig Kohle gekommen, und die Theater, die im Dezember wegen Einschränkung der Beleuchtung gesperrt waren,

stehen wieder offen und sind immer übervoll. Die Gasthäuser schließen um 9 Uhr abends, die Cafés um 10 Uhr, die Straßenbahn verkehrt nur bis 9 Uhr. Die Abende sind schön, und auf den Straßen flutet das Leben, das sich dann zurückzieht und in Privatzielen wieder aufschäumt.

20. II. 1919

* (Aufforderung zum Tanz.) Seit gestern prangt zwischen den unzähligen Wahlankündigungen, die noch immer Wände und Anschlagssäulen zieren, ein Plakat, das man seit vollen fünf Jahre in Wien nicht gesehen hat. Es enthält eine Aufforderung zum Tanz, eine Einladung zum Besuche eines Kostümkränzchens, das Sonntag den 2. März im Saale zum Wilben Mann in Währing abgehalten wird. Die Arrangeure dieses ersten allgemein zugänglichen Tanzabends, zu dem wir zum erstenmal seit fünf Jahren eingeladen werden, sind die Böllinger Forstleute, alte Bekannte aus dem Karnevalsprogramm von anno dazumal, deren Tanzabend sich bei den Freunden toller Faschingsstimmung stets eines guten Rufes erfreuten. Sie hatten immer verschiedene Ueberraschungen vorbereitet, die festlichen Böllinger Forstleute und wußten ihre Faschingsveranstaltungen stets etwas Passendes zu bieten, das sie aus dem Rahmen ähnlicher Feste heraus hob. Es sind also

die ersten Ballbekannten, die wir nach dem Kriege wieder begrüßen können. Ob sie das alte Renommee rechtfertigen und ob Wien jetzt in der Stimmung ist, um zu tanzen, wird sich zeigen.

L70000

1918-1919

22/12-21/11

Stimmungsbelege

14

Das alte Notizbuch.

Kleine Ausgaben einst und jetzt.

Von Ludwig Dirschfeld.

Zu alten Läden und Fächern zu kramen, das war nie eine so interessante und lehrreiche Beschäftigung wie jetzt. Man entdeckt da die merkwürdigsten und wertvollsten Dinge: ausrangierte Lackschuhe, gerunzelt wie eine Denkersträne, deren sich damals kein Trödler erbarmen wollte, und die nun wieder zu hohen Korsoehren gelangen; unmöglich bunte und gemusterte Krawatten, in einem geistesumnachteten Moment gekauft, die man damals nicht einmal angezogen hätte, um eine Korrespondenzkarte einzuwerfen, jetzt sind es herrliche und aparte Stücke, mit denen man in jedem Kriegsgewinnerjalon tiefen Eindruck machen kann. Aber es gibt noch bessere alte Dinge, die zwar äußerlich keinen gestiegenen Marktwert haben, in denen jedoch das unwiederbringlich verlorene Leben von gestern wohlverwahrt und eingeschlossen ist wie ein kostbarer Duft in einer Kapsel. Nun öffnet man die Kapsel nach langer Zeit, und das ganze Zimmer ist sofort erfüllt von milden, süßen Duft des gestrigen Lebens. Eigentlich handelt sich's um gar keine Kapsel, sondern um ein kleines Notizbuch aus dem Jahre 1911. Es ist ein schwarzgrün eingebundenes Heft, das die Schulbuben Vokabelheft nennen und früher um fünf Kreuzer gekauft haben. Mir hat es zu einem doppelten Zweck gedient. Auf der einen Seite trug ich allerlei Aphorismen und Gedankensplitter ein, wie das schon manchmal vorkommt; wenn man keine Gedanken hat, dann splittert man sie. Es waren ungemein tiefinnige Bemerkungen eines behaglich verbitterten Frankenkenners. „Kein Mensch vermag nach zwei Richtungen auf einmal zu blicken, nur eine Frau kokettiert mit zwei Männern zugleich.“ — „Die Frauen sind ja Rätsel, aber meistens von der Art, wie man sie in den Witzblättern findet, wo die Antwort verkehrt gedruckt darunter steht. Auch um das Frauenrätsel zu lösen, genügt es, den Kopf zu verdrehen.“ . . . Viel interessanter und gehaltvoller ist aber die andere Seite des alten Notizbuches. Hier ist praktische Frauenkenntnis zahlenmäßig notiert, oder mit anderen Worten: es ist ein Verzeichnis der täglichen kleinen Ausgaben. Man hat früher ab und zu solche plötzliche Gewissenhaftigkeits- und Genauigkeitsanfalle gehabt und gewöhnlich zu Neujahr das Bedürfnis empfunden, ein neues Leben zu beginnen und jeden Kreuzer aufzuschreiben. Nach vierzehn Tagen hat man die Sache immer wieder aufgegeben, weil das Leben dadurch nicht leichter wurde. Aber jetzt zeigt sich erst der Wert dieser angefangenen Ausgabenbücher. Schon lange habe ich nichts mit so viel Interesse, Staunen, Reid und Nüchternung gelesen wie diesen kleinen Ausschnitt aus dem Jahre 1911. Kopfschüttelnd fragte ich mich: das war ich einmal und so habe ich damals wirklich gelebt? Und wie mein eigener Enkel bin ich vor dem alten Notizbuch gesessen.

So viel war mir sofort beim ersten Durchblättern klar: ich scheine damals ungemein flott und leichtsinnig gewirtschaftet zu haben, und zwar, soweit sich das aus dem diskreten Notizbuch noch feststellen läßt, in Gesellschaft einer kleinen Freundin, die ihre Jugend in vollen Zügen genießen wollte: also nicht in Straßenbahn- und Stadtbahnzügen, sondern im Autotaxi. Dieser Ausgabenposten kehrt jeden zweiten Tag wieder: Auto 1.80, Auto 2.30, Auto 1.60, Beträge, mit denen heute ein Tramwayhabitué nicht sein Auslangen findet. Diese Autopassion kommt mir wie ein Märchen vor, und heute sieht man mir's nicht mehr an, daß ich einmal so viel Benzin verbraucht habe. Jetzt habe ich nicht das kleinste Fläschchen Benzin im Hause. Was sage ich Benzin:

nicht den bescheidensten Fettsied. Apropos Fettsied: auch von Nachtmählern ist in dem Notizbuch sehr oft die Rede. Die Beträge schwanken zwischen 3 K. 20 und 6 K. 70, was mir ganz unfaßbar ist, da ich mich nicht entsinnen kann, die junge Dame zum Würstelmann soupierten geführt zu haben. Wohin ist das alles verschwunden: die Nachtmähler zu Zweit, die liebenswürdigen Mayonnaisen, die gut geköhlten Oberkellner, die für 20 Heller Trinkgeld „Herr Doktor“ und für 40 Heller „Herr Baron“ sagten. Ueberhaupt, was für ein billiges Vergnügen war es damals, um seiner selbst willen geliebt zu werden. . . .

Dieses alte Notizbuch weiß die unwahrscheinlichsten Alt-Wiener Sagen zu berichten: von einem Dienstmann, der einen Weg um 40 Heller verrichtete, von einem Zahnarzt, der um 5 Kronen zwei Zähne plombierte, von einer Hofe, die um 60 Heller und von einem Zylinder, der um 20 Heller ausgebügelt wurde. Dieser Zylinderposten kommt auch sehr oft vor, offenbar im Zusammenhang mit Redouten, von denen das Notizbuch einfach erzählt: Fahrt, Garderobe, Champagner 4 Kronen 50 Heller — das waren Orgien. Ein toller, üppig lebenslustiger Abend in der Bar ist mit 3 Kronen verbucht. Die Eintragung „Gut, Frühjahrskleid, Handschuhe 147 Kronen“ ist ein schlichtes Denkmal wahrer, aufopfernder Liebe. Je länger ich in dem alten Notizbuch blättere, desto mehr Hochachtung bekomme ich vor meiner Vergangenheit. Anno 1911 scheine ich wirklich ein nobler, eleganter Mensch gewesen zu sein, und so weit möchte ich es gern wieder bringen.

Um aber die ganze Behmut voll auszukosten, habe ich dann noch das Ausgabenbuch von 1918 daneben gelegt. Seit dem 1. Januar trage ich darin mit selbstquälerischem Ehrgeiz jede Kleinigkeit, jeden Heller ein oder richtiger jeden Zwanzigkronenschein. Und wenn ich nun von dem einen Notizbuch zu dem anderen blicke, scheint es mir unfaßbar, daß ein Mensch und seine Lebensführung sich im Laufe von sieben Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Von Zylindern, Dienstmännern, Redouten und Autos ist in dem Notizbuch von 1918 kein Wort enthalten, aber um so mehr vom Alternotwendigsten und Gewöhnlichsten, vom Kampf mit den großemwahnsinnig gewordenen Kleinigkeiten. Alles, was wir seit Jahresbeginn an Mindest-, Nicht- und Höchstpreisverordnungen, Abänderungen, Freilassen, Mißgriffen und Verzäumnissen durchgemacht haben, das spiegelt sich ganz deutlich in dem kleinen Notizbuch. Diese bescheidenen privaten Aufzeichnungen werden plötzlich zu einem lehrreichen Wirtschaftsdokument, zu einem Sammelwerk unserer Streigerungen und Teuerungen, die man eigentlich in übersichtlichen Kurven darstellen müßte. Beispielsweise die Butterkurve: sie beginnt bei 35 Kronen, 55, 70, 80 Kronen. Man beachte den Sprung um 20 Kronen: das war damals, als die Grünfütterung und die reichlichere Milchproduktion begann. Oder die Nachtmahlkurve: 14, 19, 27, 41 — es sind direkt Fieberkurven der Teuerung. Auf diese Art lassen sich noch alle möglichen Kurven aufzeichnen: Obst-, Salami-, Handschuh- und Krawattenkurven, eine graphische Darstellung der Kriegswirtschaft, in der sich nur ein Geometer oder ein Kriegsgewinner zurechtfindet. Und dabei habe ich noch nie so sparsam, zurückgezogen und schäbig gelebt, noch nie so einsichtig und ledig. Wer kann sich denn heutzutage noch ein Nachtmahl zu Zweit erlauben. Nicht nur die Mayonnaisen und die Oberkellner, auch die Mädchen haben sich zu unserem Nachteil verändert. Früher, in den billigen Zeiten, da waren sie alle so bescheiden und genügsam, wollten nicht in die Speisekarte blicken, und zirpen: „Nein, ich danke, was Sie wollen, es ist mir ganz egal. Ich esse abends nie viel, höchstens einen Bissen.“ Jetzt zirpen sie nicht und danken nicht, sie schauen auch nicht weg, sondern vertiefen sich in die Speisekarte wie in den Vorkünderbericht, bestellen selber, erkundigen sich bei der Vorspeise, ob es Mehlspeise gibt, und essen mit einem Eifer, als ob sie beweisen wollten, daß das moderne Weib die vollwertige Nachtmahlgefährtin des Mannes ist. Und wenn sie endlich satt sind, sagen sie: „Heute habe ich einen wundervollen Fuchs gesehen, eckfarbig und so billig, 1100 Kronen — in drei Monaten wird er das Doppelte kosten.“ Und nach einer Weile wird bereits der bewilligte eckfarbige Fuchs mit einem Liter Wein zu 16 Kronen bezossen. Dagegen ist gar nichts zu machen: Um nachtmahlen zu gehen, muß man einen Fuchs haben, und wenn man einen Fuchs hat, muß man nachtmahlen gehen. Und nach jedem solchen Abend ist es mir klar, daß ich eigentlich hätte Diplomat werden sollen, denn meine Tätigkeit ist jetzt eine rein diplomatische: fortwährend Noten wechseln und zum Schluß draufzahlen. . . .

Nein, es hat gar keinen Zweck, ein Ausgabenbuch zu führen, weder für heute noch für später. Denn wenn einmal mein Enkel, der mir wegen seiner Ueberlegenheit schon jetzt sehr unympathisch ist, das alte Notizbuch von 1918 in die Hand bekommt, dann wird er staunen, den Kopf schütteln und sich vielleicht über seinen Großvater noch fittlich enttäuschen. „Gut, es war Krieg,“ wird er sich denken, „es war

infernanz über die sterreichisch-ungarischen... plötzlich enthi
die Gedanken schwelie... Verwerfung der... einander hin

sich nach den bekannten Gestalten um, die nun einmal untrennbar mit der Vorstellung dieses Kaffeehauses verbunden sind. Der alte Herr, der mit seiner ältlichen Begleiterin so schönes Medlenburger Plattdeutsch sprach, daß man sich gern in seine Nähe setzte — schon aus ärztlicher Liebe für Fritz Reuter und den unsterblichen Inspektor Bräsig —, der andre Alte mit dem buschigen weißen Haar und dem wohlgestitteten Bzwergballbogg, der sämtliche englischen Zeitungen mit Beschlag belegte und die „Times“ stets zwischen Rücken und Baucklehne geklemmt hielt, damit sie ihm ja keiner wegnehmen könne — wo sind die beiden? An dem runden Tisch da saß immer eine wild bewegte Gruppe einer Menschenart, die man in München „Schwawiner“ zu nennen pflegt; einmal tauchte immer wieder das erregt ausgefogene Wort „Belasquez“ auf. Ein Weisanker, der aus Liebhabelei überall Verbrechern auf der Spur war, geriet in Begeisterung und dachte, einem großen Bilderdiebstahl auf die Spur zu kommen. Aber es waren nur etliche Ungarn von zweifelhafter gesellschaftlicher Stellung, die zu den Kennern gekommen waren und sich über die Ausfichten eines Pferdes stritten, das zufällig den Namen des spanischen Meisters trug. Die Kellner rannten emsig von Tisch zu Tisch, brachten große und kleine Schalen mit „Melange“, mit „Kabajuziner“, mit „Gold“, „Braumien mit Schlags“, hoben die Körbchen mit mürbem Weisgebäck hin und her und wischten aufmerksam die Marmortplatten ab. Und wenn auch Krieg war — da draußen irgendwo, bei Orten, deren Name am besten niegend ausgesprochen wird —, hier war süßer Friede, Kaffeehausfriede.

Man erwacht noch einmal aus dem Tagtraum. Ein weißliches Wesen hat die vor langer Zeit gemachte Bestellung ausgeführt und ein Glas mit trübrot, bedenklicher Klüffigkeit hart auf den Tisch gestellt: „Ein

Kaffeehaus.

Hier auf dem verhängenen Postersitz am Fenster war es; da sah man in jenem unergelichen Sommer, dem letzten Sommer des Friedens, und aus dem Drächtnachtigen der Zeitungen trönten plöcklich die klüglichen gewordenen Fledermäuse der Angst. Die Sonnenringel, die durch das Laub der Ringstraßenbäume aufs Plaster fielen und mit den wirren Schatten der windbewegten Platanenblätter tanzten, schienen zu erlassen, und im Straßenlarm war ein heulender Ton zu vernehmen, der früher nicht da war. Und am Abend zogen dunkle, aufgeregte Massen vorüber und schrien und sangen. Sie waren begeistert und entflammt und glücklich in ihrer Mohnungslosigkeit; ach, sie hatten die menschlichen Heste nicht gesehen, die in den Schützengraben des Bardanjol eins wurden mit der süßlichen Dunit von Schatalkscha nicht wahrgenommen und nicht das Gaderen der Krähen gehört, die um schreckliche Klumpen stritten, die das Meer an die albanische Küste spie. . . Sie wußten nicht, was Krieg ist, und die wenigen, die gesehen hatten, die schwiegen und mußten schweigen.

Das ist alles lange vorbei, und selbst der Tod ist mittlerweile müde geworden. Und doch, in dem Augenblick, da man nach vier bitteren Jahren zum erstenmal wieder auf dem Platz sitzt, auf dem Platz von damals, ist es, als ob man aus einem schweren Traum erwachte. Man meint, wieder jenen würdigen, edlen Kaffeehaus zu riechen, der einst als köstlicher Wohlgeruch hier über den Tischen hing, und sieht

Soda mit Himbeer!“ Die verfeinerten Gemüthe hier an der Grenze des Orients groß geworden deutschen Stadt sind längst auf die bescheidenste Urform zurückgeführt, und mit den wundervollen blanken Kupferlamen der Kaffeetische ist auch die unbeschreiblich seine Mischung des Trautes verschwunden. Der Besitzer, dem am guten Ruf seines angesehenen und alten Geschäftes liegt, kämpft mit aller Kraft gegen Mangel und gestiegerte Löhne, quält sich mit der Erfindung von „Spezialitäten“ ab und sieht traurig, wie jeden Tag ein neues Stück von der Wiener Kaffeehausherrlichkeit abbröckelt. . . . Ihm ist es auch nicht gleichgültig, daß der Hofratsstisch leer geworden ist, daß die drei Obersten, die jeden Nachmittag hier am Ecksaßen, nie mehr kommen, daß die Schauspieler, Schriftsteller, Musiker, die Professoren und Aerzte ausbleiben. Neben dem Geschäft hatte man auch seinen Stolz auf die Art der Gäste.

Das ist ganz anders geworden. Wenn man in jenen glücklichen Tagen in jenem angenehmen Halbshummer, den der Türle „Ref“ nennt, in seiner Ecke saß, klangen Bruchstücke von Gesprächen an das Ohr, die verrieten, daß da von hoher Politik gesprochen wurde, daß dort ein Mediziner in der Geheimsprache ärztlicher Wissenschaft über einen besonderen Fall sich ausbreitete; zwei Dichter, deren Begabung offenbar erst die Kugel wuschen, regten sich über eine bei nachtschlafender Zeit geschriebene Beschreibung einer Erfindung vom vorigen Tage auf; ein Musiker sang: „Tam — tam — tara — tam“ — „Gawohl, so beginnt der erste Satz!“ befestigte der Breite und säunte mit fünf Fingern sein emporstrebendes Haar. Allerlei konnte man hören — Sinn und Unsin, aber es war doch immerhin eine geistige Luftschicht da, und auch in offenen baren Trümmern fanden sich Gedanken. Jetzt braucht man nicht das Ohr zu spitzen, und an jenen angenehmen-duseligen Zustand, in dem

Wohin?

Von Dr. Wolfgang Mladjera.

Wenn das Schiff über die spiegelglatte Fläche des sonnenglänzenden Meeres gleitet oder unter dem flimmernden Sternenhimmel dahingleht, und wenn dann das Auge des Fahrgastes, soweit es rings umherstreift, keinen Küstenstreifen und kein Eiland entdeckt, worauf es zu ruhen, woran es Ziel und Richtung zu erkennen vermöchte, dann mag wohl im Herzen vorübergehend ein Gefühl der Bangigkeit sich aufstun und ein leises „Wohin?“ fragend ertönen. Aber bald ist jede Sorge und jedes Fragen wieder zur Ruhe gebracht. Denn der Reisende entsinnt sich, daß Kapitän und Steuermann mit sicherem Blick und fester Hand dem Schiff die richtigen Bahnen vorzeichnen und daß die zitternde Nadel der Busssole mit untrüglicher Gewißheit den Weg durch die scheinbar pfadlose Wüste weist.

Anders jedoch, wenn der Himmel von schwarzem Gewölk bedeckt, wenn die Luft von stürzenden Regenströmen undurchsichtig ist, wenn die Wetternacht nur vom verwirrenden Aufleuchten der Blitze erhellt, wenn das Schiff auf den wildbewegten Wogen hin und her geworfen wird, und wenn etwa gar die Busssole zersprungen, die Nadel von ihrem Lager geschleudert ist — dann ringen sich verzweifelt die Hände, dann starbt der Blick, ratlos irrend, in das Chaos, dann droht das Blut in den lebenden Pulsen zu erstarren, und in wahnsinniger Angst schreit der Schiffsgast seine Not in das trostlose Dunkel hinaus: „Wohin? Wohin?“

Die Völker Oesterreichs gleichen einem Schiffahrer; aber nicht einem, den sorglos ein blaues, glattes Meer einem sicheren Gestade entgegen trägt, sondern einem, dessen Fahrzeug im Ungewitter von den Dämonen der Tiefe und Höhe auf empörtem Flutgewoge hin und her geschleudert wird. Die Luft ist grau und schwer vom Dampf der Schlachten, unaufhörlich rollen die Donner und zucken die Blitze des Krieges, und die Erde bebzt unter dem Getöse der kämpfenden Heeresmassen. Dazu kommen aber auch noch die wühlenden Gewalten im Innern des Reiches, die Kräfte, die unmittelbar an den Planten des Schiffesleibes rütteln, als ob sie ihn entzweireißen wollten. Und der Fahrgast, der auf diesem majestätischen Dampfer „Oesterreich“ aus einer

sonnig leuchtenden Vergangenheit ausgezogen ist, um ein schönes Land der Zukunft zu suchen, sieht plötzlich keinen Pfad und kein Ziel mehr vor sich, vor seinen Augen ist Nacht geworden und er fühlt nur noch, wie die Maschine unter ihm ächzt und stampft, und wie der Bau des Schiffes in allen Fugen stöhnt und kracht.

Da wendet er angstvoll seinen Blick dorthin, wo der Kapitän, dorthin, wo der Steuermann steht, dorthin, wo im festen Kristallgehäuse die Busssole ihr stummes, zitterndes Spiel treibt, und aus der Tiefe seiner gebeugten Seele ruft er den Führern des Schiffes die Frage zu: „Wohin? Wohin?“

Ja, diese Frage „Wohin?“ ist es, die wie ein Alpdruck auf uns lastet, sie ist das Bangste, das Unheimlichste, was uns diese schweren Zeiten gebracht haben.

Wohin wird unser Schiff von jenen Stürmen gejagt, die sich aus dem dunklen Schoß der Weltgeschichte erhoben haben? Wohin treibt es inmitten der entfesselten Wut aller kriegerischen Elemente? Diejenigen, die unser Fahrzeug lenken, kennen und nennen uns das Land der Palmen, zu dem sie uns durch alle Schrecken der unheilvollen Wetternacht hindurch geleiten wollen: es ist das Gestade des Friedens, an dem das majestätische Schiff „Oesterreich“ mit stolzen Flaggen und flatternden Wimpeln anlegen und unversehrt für alle kommenden Zeiten inmitten der Schwesterchiffe ankern soll. Wir wissen also wenigstens, wohin der Kurs gerichtet ist. Andererseits aber wissen wir auch, daß Kapitän und Steuermann nicht Herren des Unwetters und der See sind und daß es Gewalt gibt, gegen die selbst die höchsten Kräfte des Geistes und Körpers machtlos bleiben. Wir sehen, wie diejenigen, denen unser Schicksal anvertraut ist, sich aufs äußerste bemühen, den Weg zum Frieden zu bahnen; aber wir müssen auch begreifen, daß dieser Weg nicht gewonnen werden kann, solange unmensliche Feinde die Bahn zur Friedensküfte unter dem Getöse ihres Hasses und dem Geheul ihres Vernichtungswillens begraben. Wohin wir am Ende gelangen werden, diese Erkenntnis ist uns also noch mit schwarzen Schleiern verhungen; aber wenigstens wissen wir, wohin unsere Führer steuern, wir wissen, nach welcher Richtung der Windrose sie unser Schiff lenken wollen, und unsere sehrenden Gebete können nur flehen, daß eine stärkere Hand jenen Mächten Einhalt gebiete, die unseren Kampf um das Friedensziel bisher zu einem vergeblichen machen.

Das Ziel zu wissen, an das man gelangen will, und überzeugt zu sein, daß mit allen Kräften nach ihm hingetrachtet wird, gewährt immerhin ein Maß von Beruhigung, insofern eben nur das Streben in unsere Hand gelegt, das Erreichen jedoch dem geheimnisvollen Walten der Weltlenkung anheimgestellt ist.

Aber ist uns diese Beruhigung auch gegenüber jener anderen stürmischen Bewegung gewährt, von der Oesterreich umwühlt und umdroht ist? Wissen wir, wenn wir besorgten Gemütes das Anwachsen der auf Zertrümmerung und Umsturz des alten Reiches gerichteten Antriebe und Hegerien im Norden und Süden gewahren, wohin man uns durch diese Gefahren hindurch führen will? Dieses Wohin liegt uns fast noch schwerer auf dem Herzen, als dasjenige nach dem Gang der äußeren Politik. Denn ein Haus, das im Innern uneins ist, muß zerfallen. Gerade auf dieses Wohin aber ist uns bis jetzt jede halbwegs klare, befriedigende Antwort versagt geblieben. Den Schlagworten von „Föderalisierung“, die in der Luft umherflattern, stehen die immer kühner werdenden, ganze Völker der Monarchie aufstachelnden Wühlereien gegenüber, die auf die Zerreißung aller gemeinsamen Bande hinarbeiten, ohne daß sie mit der ganzen Wucht der Staatsgewalt unterdrückt würden.

In dieser Sphäre von Unklarheit und Unruhe dürfen die staatsstreuen Elemente Oesterreichs — und sie befinden sich denn doch hoffentlich noch in der Mehrheit? — nicht länger gelassen werden. Wir, und besonders wir Deutsche, fordern eine deutliche Antwort auf das dumpfe „Wohin?“, das uns die Seele bedrückt. Bald werden sich die Pforten des Reichsrates und der Delegationen wieder öffnen. Wir verlangen von denen, die unser Staatsschiff lenken, unumwundene Auskunft, ob ihre Busssole noch den richtigen Kurs zeigt, wir verlangen, damit uns unser staatsbürgerliches Leben nicht ganz und gar unerträglich werde, ernste und gemessene Antwort auf die Frage: „Wohin lenkt Ihr das Staatsschiff? Wohin geht unsere Fahrt?“

rechts von der Josefstädterstraße, letztere die obere, ungefähr das Gebiet der einstigen Reiterkaserne. Der nördlich der Florianigasse gelegene Teil hieß „Im Neufeld“ oder auch „Im Neuhof“ und zerfiel in die Rieden „In den sieben Hofstätten“, „Im Kamperg“ und die „Eselhartried“.

Unter den ältesten Besitzern befanden sich der deutsche Ritterorden, die Schotten, aber auch Frau Treitsauerwein, die Gemahlin des Kanzlers Markus Treitsauerwein. *Das Neufeld, das Neuhof, die Hofstätten, die Kamperg, die Eselhartried.*

„Die Josefstadt.“

Wer heute noch einen Hauch Stimmung, die erfüllt ist von den alten Empfindungen einstigen Wienerturns, finden will, wird am besten tun, sich in die Gassen und Gäßchen, die sich zwischen der Josefstädter- und Lerchenfelderstraße hinziehen, zu wenden. Sie ist ja nicht unberührt geblieben, die liebe alte Josefstadt, vom bösen Geist der neuen Zeit und ihrem noch böseren Geschick, aber sie hat noch immer unendlich viel Stimmung und sie ist noch immer ein starkes Band, das uns mit den Zeiten der Vorfahren verbindet! Noch hat sie einen anheimelnden und so unendlich bürgerlichen Charakter; noch gibt es viele Häuser, die ihr Hofgärtchen haben; noch findet man alte Bäume als Zeugen jener Zeit, in der die Josefstadt der Sommerfrüh ruhmvoller Adelsgeschlechter war; noch gibt es Häuser, durch deren Flur weinunspinnene Hofstrasse, offene Gänge, ein poetischer Brunnen mit altem Steingrand, ein altersmüdes, grünumpachsenes Salettl grünen! Da sind noch Häuser, in denen man Menschen mit persönlichem Schicksal, seelischen Erlebnissen zu wohnen vermutet; da sind noch Häuser, die uns den Sinn bürgerlichen Lebens, patriarchalischen Familienstandes nahebringen! Man braucht nicht sentimental zu sein, um den Unterschied zwischen einst und heute beim Anblick eines solchen Hauses und dem einer fünfstöckigen kitschig-modischen Mietkaserne zu beklagen. Die Josefstadt ist wohl der wienerischste Bezirk geblieben. In stillen Gassen gibt es da noch altväterische stille Häuser, an denen der Sturm der Zeit vorüberging. Da kommt es noch vor, daß irgendwo von einem Baumwipfel eine Amsel oder Drossel ihr Lied pfeift, Blütenduft aus versteckten Hausgärtchen in die Dämmerung eines Großstadtabends dringt, die Bewohner aber durch den Zauber der Umgebung, scheinbar der großen Stadt und scheinbar in andere Zeiten ent-

rückt, irgendwo inmitten der Natur leben; indes bewirkt dies alles bloß, der Blick aus einer tiefen Fensternische, hinab in einen alten Garten; die Täuschung wird vollkommen, wenn dann von irgendwo durch die Luft ein Schubertlied hereigetragen kommt — wenn auch über den musikhistorischen Umweg des „Dreimäderlhaus“.

Es darf uns nicht wundern, daß der in seiner Art klassische Wiener Bezirk jetzt endlich seinen Geschichtsschreiber gefunden hat. Gemeinderat Hans Kottler (Selbstverlag; zu beziehen durch alle Buchhandlungen) hat sich dieser dankbaren und lohenden Aufgabe unterzogen. In einem Bände von beinahe 500 Seiten, geschmückt mit einigen Bildern, gibt er eine umfassende historische Darstellung von der ersten Besiedlung des Stadtteiles an bis zum heutigen Tage. Wer Wien und Wienerturn liebt, vermag durch dieses Buch geleitet, in Stimmungen zu schwelgen; selbst der bittere Nachgeschmack des „Es war einmal“ verdirbt uns nicht die Freude und Lust an den heiteren Stil- und ereignisvollen Bildern, die geweckt werden.

Der Verfasser ist seines Stoffes nicht Herr geworden; es fehlt ihm der rechte Griff, seinen mit Fleiß und Umsicht gehobenen Schatz recht packend zu verwerthen, aber wir müssen seiner gewissenhaften und unständlichen Zusammentragung von Material dankbar sein. Nach einer Untersuchung des geologischen Bodens der Josefstadt leitet er uns über auf ihre erste Besiedlung: sie war die spätest besiedelte Gegend des einstigen Wien. Der Mangel eines Hinterlandes und das dadurch hervorgerufene Fehlen von Verkehrswegen verhinderte eine bauliche Entwicklung. Die hohe sonnige Lage bevorzugte die Kultur von Weingärten, die bloß unterbrochen wurden von zwei kleinen Wäldchen, dem Buchenwäldchen zu Anfang der heutigen Lerchenfelderstraße und dem Griechenhölzl bei der ehemaligen Dernalser Linie. Das Buchenwäldchen besaß durch 150 Jahre eine traditionelle und höchst romantische Bestimmung: es war der Duellplatz der Wiener, anfänglich des Adels, später, als die Duellwut alle Kreise ergriffen hatte, der Allgemeinheit. Der erste geschichtlich

überlieferte Zweikampf fand dort im August 1580 zwischen dem Grafen Niklas Salm, dem Enkel des Verteidigers Wiens gegen die Türken, kaiserlichem Baukommissarius im Hofkriegsrat, und dem böhmischen Adligen Otto von Buchomirz statt. Er wurde tödlich verwundet und starb an Verblutung; Salm wurde ebenfalls schwer verletzt. 1707 standen sich Generalwachtmeister Graf Singendorf und Graf Collalto, nahe Verwandte, gegenüber. Collalto erhielt mehrere Verwundungen. Schon saßen die Gegner zur Heimfahrt bereit im Wagen, als Collalto den Kampf fortzusetzen begehrte. Singendorf erhielt nun einen tödlichen Stich in den Hals, aber auch Collalto starb noch in derselben Nacht. Im Buchenwäldchen schlug sich auch der berühmte Pandurenoberst Franz von der Trent mit dem bairischen Edelmann Albrecht von Waldheim. Der Kampf verlief unblutig; beide Quäkanten wurden aber aus Oesterreich ausgewiesen.

Doch kehren wir zu den Anfängen der Josefstadt zurück.

In der Römerzeit durchzogen zwei Straßen und eine sie verbindende Nebenstraße die Gegend. Die erste Erwähnung einer zur späteren Josefstadt gehörigen Ortschaft geschieht im Jahre 1211, wodurch ein Wiener Bürger dem Pfarrer Sieghart von Wien zwei Höfe in der Alserstraße und drei Handwerkerstätten gab, um die Exemption seiner neuen Kapelle in Zaismannbrunn — dem heutigen St. Ulrich — zu erwirken.

Es wäre sehr reizend, hier des weiteren die interessante Entwicklungsgeschichte anführen zu können, erlaubt es nur der Raum! Für die Gegend zwischen der heutigen Burg- und Stiftsgasse kam 1260 der Name, das Burgfeld, auf, der im 17. Jahrhundert zu Buchfeld verballhornt wurde. Die eigentliche Josefstadt hieß „Im Lerchenfeld“; es erscheint urkundlich schon 1295 genannt und zerfiel in das eigentliche „Lerchenfeld“, das „dürre Lerchenfeld“ und in das „hintere Lerchenfeld“, den Teil rechts von der Josefstädterstraße, dieses Gebiet zerfiel wieder in die Rieden „In den Neuen Eähen“, auch „In den kurzen Vierteln“ genannt, und „In der Plätz“; erstere umwante die untere Josefstadt

Christ Neubaur ein Gartenpalais in der heutigen Landongasse. Meisterwerke der klassischen österreichischen Baukunst. 1700 wurde das Piaristenkollegium fertiggestellt, im nächsten Jahre der Grundstein der Piaristenkirche gelegt. Um diese Zeit war die Josefstadt gegen das Glacis durch drei Tore abgeschlossen: durch das Grüne-Tor am Ausgang der Hofranogasse, das Josefstor bei der Joseffgasse, das Rote-Tor am Ausgang der Kaiserstraße.

Abwärts vom Hunger.

Von Heinrich Sotel.

Daß der Krieg schon sehr viele Familien zerrüttet hat, ist hinlänglich bekannt und die Zeitungen melden Tag für Tag weitere solche Fälle. Aber der Krieg entfremdet nicht immer, sondern er führt auch vielfach wieder die Menschen zueinander. Und zwar nicht nur an den Fronten. So mancher Städter, der sich in der hohlen Friedenszeit um seine ländlichen Verwandten wenig oder gar nicht gekümmert hat, hat sich in den letzten Jahren veranlaßt gesehen, mit mehr oder weniger diplomatischem Geschick die bereits eingeschlagenen verwandtschaftlichen Beziehungen aufzuzureichen. Das wäre wohl sonst, wenn wir nicht vom Kratze heimgekehrt worden wären, nicht geschehen. Das habe ich nun an der Schwelle des fünften Kriegesjahres ebenfalls getan und segne jenen Augenblick, in welchem mir dieser gloriose Gedanke eingefallen ist. Über es war nicht leicht, diesen Gedanken auch in die Tat umzusetzen. Aus folgenden Gründen nämlich: das einzige, was ich über meinen Verwandten wußte, war, daß er in den gegliederten Gebieten des Oberlandes eine kleine Landwirtschaft betreibt und daß das tschechische Dorf, in welchem er dies tut, in der Nähe von Maudnitz liegt. Sonst wußte ich nichts von ihm. Ja nicht einmal sein Name war mir mit Sicherheit bekannt. Denn seit meinem letzten und einzigen Besuch, den ich ihm vor siebenundzwanzig Jahren gelegentlich einer Kinzwahl in Begleitung meiner Mutter abgestattet hatte, habe ich den Mann nicht wieder zu sehen bekommen. Damals war ich gerade sechs Jahre alt. Seitdem hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, ihn wieder zu sehen. Ja, doch! Als drei Jahre später meine Mutter gestorben war, kam der Onkel zum Begräbnis. Und an dieses Begräbnis knüpfen sich meine letzten Erinnerungen und Vorstellungen, die ich von ihm hatte. Sie sind allerdings im Laufe der vielen Jahre recht verblaßt, so daß ich mir eigentlich gar keine richtige Vorstellung von ihm machen konnte. Ich konnte mich nur noch erinnern, daß es damals bei seiner Ankunft jedem von uns einen Kuß applizierte, welche Prozedur bei mir ein Unbehagen hervorrief, weil der Onkel nicht raffiert war und obendrein sein Kuß nach Freiensatz schmeckte. Worauf ich mich allenfalls noch recht deutlich besinnen konnte, waren die großen Faltenfächer, die der Onkel anhatte und deren spiegelblanke Schäfte mir mächtig imponierten. Auf deren Träger konnte ich mich beim besten Willen nicht mehr entsinnen. Der Zoologen sagt man nach, daß sie auch wenn sie nur einige Knochen eines vorinsinulischen Tieres finden, die ganze Gestalt des betreffenden Tieres rekonstruieren. Ich gab mir nun alle Mühe, mir ausgehend von den Stiefeln, mit meinem Onkel ebenso zu verfahren, jedoch umsonst. Weiter als über den oberen Rand der blanten Stiefelschäfte konnte ich trotz aller Bemühungen nicht hinauskommen. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, als mir eines Tages der Zufall zu Hilfe kam. Am Kursbuch suchte ich nach der Abfahrtszeit irgend eines Lokalzuges, und als ich es aufsuchte, fiel mein Blick auf den Fahrplan der Lokalbahn Maudnitz—Jonnitz, und von dem Jünger Stationenamen kam mir einer so sonderbar bekannt vor. Heureka! Archimedes wird wohl schwerlich mehr Freunde gehabt haben, als er seine bekannte Entdeckung gemacht hatte, als ich dieses st. . . mußte, daran war nicht mehr zu zweifeln, der Ort sein, in welchem mein Onkel wohnte. Und siehe da! Auch der Name des Onkels fiel mir nun wieder ein, so daß ich mich nur hinzusetzen brauchte, um einen Brief an ihn zu schreiben. Das tat ich denn unverzüglich und stellte mich zunächst in aller Form vor, schilderte ihm meinen Lebenslauf und rühte zum Schluß mit meinem Anliegen heraus: daß ich meinen diesjährigen Urlaub gern außerhalb Wiens verbringen und den Onkel nach so vielen Jahren wieder einmal besuchen möchte. Nach sechs Tagen schon erhielt ich die lakonische Antwort: „Komme, bist gern gesehen!“ Nicht Tage später fuhr ich, nachdem ich mir durch hundertlanges Warten in fürchterlichem Gedränge die Fahrkarte und dann nach einem lebensgefährlichen Kampfe einen Stehplatz im Coupé ersritten hatte, in den Abend hinaus, auf Böhmen zu.

Um 6 Uhr 30 Minuten früh trifft der Zug von Wien in Prag im Franz-Josefs-Bahnhof ein. Genau zur selben Zeit aber geht vom Staatsbahnhof in Prag der Zug nach Maudnitz, ist also für den Reisenden nicht mehr zu erreichen. Also blieb mir nichts weiter übrig, als auf den Zug, der um 6 Uhr 35 Minuten abends abgeht, zu warten, da er die günstigste Verbindung für mein Reiseziel war. Bis dahin hatte ich genügend Zeit, mich in Prag umzusehen. Das tat ich denn auch, schlenderte in Gassen und Gäßchen Altprags umher und genoss zur Mittagszeit die herrliche Aussicht vom Aussichtsturm auf dem Petrin auf das hunderttümige Prag, dessen Anblick von unbeschreiblicher Anmut ist. Darüber hinweg schweift dann das Auge an die natürlichen Grenzen des Landes, den Böhmerwald, das Erzgebirge und Müßgebirge. Der Rückweg führte mich über die Kleinfelder, den Schauspiel der humorvoll-wehmütigen „Kleinfelder Geschichten“ des Jan Neudba. Allmählich wurde es Zeit, um mich wieder zum Bahnhof zu begeben. Denn ich hielt es für angebracht, mich zwei Stunden vor Abgang des Zuges beim Fahrkartenschalter anzustellen, eine Vorkehrung, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. In der Lokalbahn, in die ich dann in Maudnitz umstieg, erfuhr ich unterwegs, daß in . . . an jenem Tage gerade das Erntefest stattfindet. Leider kam ich zu diesem Feste nicht mehr zur rechten Zeit. Denn das Feste hatte sich um eine volle Stunde verspätet und rangierte in jeder Station recht umständlich, so daß die Ausfahrten, noch vor Mitternacht an mein Ziel zu kommen, recht gering waren. Eine Viertelstunde vor Mitternacht konnte ich endlich aussteigen. Schon

während der Fahrt hatte ich erfahren, daß das Dorf rechts vom Bahndamm liegt und der Bahnhof links durch einen Pfahl markiert ist. So stieg ich denn gleich auf der rechten Seite aus, nicht ahnend, daß mich mein Onkel im „Bahnhof“ erwartete. So trabte ich allein in das nahe Dorf, wo ich dem Nachtwächter begegnete, der sich anschickte, die zwölfte Stunde durch ein eindringliches Luten anzuzeigen. Von diesem Manne ließ ich mir das Haus meines Onkels zeigen, wo mich schon die Tante und ein reich besetzter Tisch erwartete. Die Tante empfing mich mit den Worten: „Bist du aber groß geworden!“ Damit hat sie wirklich recht, denn ich bin tatsächlich seit meinem sechsten Jahre etwas gewachsen. Dann aber nötigte sie mich zum Essen und mir ging es wie einem Kinde zu Weihnachten, das eine Menge Spielsachen bekommt und im ersten Augenblick nicht weiß, was es zuerst in die Hand nehmen soll. Vor mir auf dem Teller lag eine gebratene Taube und auf der Platte harrte noch ein Backenbrot auf mich. Daneben stand eine Platte voll geformaler Kartoffeln, von denen in Wien auf den Kopf theoretisch 71 Gramm im Tage, in der Praxis aber überhaupt nichts entfällt. Und hinter diesen Berglichkeiten wühlte sich im Hintergrund ein mächtiger Berg köstlich duftender Kuchen. An jenem Tage — eigentlich war es Mitternacht — habe ich mich seit langer Zeit wieder einmal satt-geessen. Inzwischen war auch der Onkel von der Bahn zurückgekommen, in der Meinung, ich sei ausgeblieben. Seine Bemerkung darüber, daß wir uns verstanden, wollte kein Ende nehmen, und ehe alle Umstände, die dazu beigetragen hatten, genügend besprochen waren, war es mittlerweile gegen zwei Uhr früh geworden. Dann gingen wir schlafen.

Es war um sechs Uhr früh, als ich erwachte. Das Geräusch im Hause hatte mich geweckt, denn meine Gastgeber waren gewohnheitsmäßig frühzeitig an die Arbeit gegangen. Obwohl ich nur vier Stunden geschlafen hatte und die Nacht vorher durchgehenden war, hatte ich genug geschlafen. Wenige Minuten später stieg ich die steile Holzstiege, die zu meiner Stube führte, herab, wobei ich wahrnahm, daß das Hinabsteigen eigentlich noch viel schwieriger ist, als das Hinaufsteigen gewesen war. Ich hatte nun Gelegenheit, mir meine Gastgeber etwas genauer zu betrachten, als es in der Nacht beim Schein der Lampe möglich war. Der Onkel war nicht mehr der stattliche und rüstige Mann, wie ich ihn einstmalig gesehen. Sein Oberkörper war nach vorn gebeugt, die Schultern von jahrzehntelanger Arbeit schlief herabhängend und der Gang müde und schwer. Er ist eben sechszwanzig Jahre alt geworden. Das wetterbraune Gesicht war sehr runzlig geworden, hat aber seinen gutmütigen Zug dadurch nicht eingebüßt. Der Onkel hatte die Jahre weniger anhaben können. Immerhin sah auch sie abgearbeitet genug aus. Angenehm überrascht wurde ich aber, als auf einmal ein etwa sechszwanzigjähriges Ding erschien und sich mir als Cousine vorstellte. Sie war am Abend zuvor zum Tanz gegangen und erst um vier Uhr früh heimgekommen. „Sie ist ein Nachzügler“, sagte die Tante erklärend, „und als sie kam, waren wir nicht gerade froh. Aber jetzt sind wir froh, daß sie da ist. Denn sonst wären wir ganz allein, nachdem der Franz und der Josef beim Militär sind. Ohne sie wären wir alten Leute äbel daran, weil der Vater nicht mehr so fort kann mit der Arbeit. Dieser Krieg, dieser verfluchte, wenn nur der bald aufhören würde!“ Inzwischen hatte Anna das Frühstück bereitet. Wohnzimmern mit Milch und Kuchen. Ich war zwar noch ja von meiner nächtlichen Schwelgerei, mußte aber dennoch mithalten. Das war auch gar nicht so schwer, denn der Appetit kam mit dem Essen. Dabei entschuldigte sich die Tante, daß sie mir in den nächsten Tagen nicht ein Brot vorsetzen können, weil der Müller das Korn nicht rechtzeitig gemahlen hat. Seit zwei Wochen schon müßten sie statt Brot nur lauter Kuchen essen. Man muß sich eben helfen, wie es geht. . . Unwillkürlich mußte ich an die Anekdoten von jener französischen Prinzessin denken, die den Hungern den wohlmeinenden Rat gegeben haben soll, sie mögen doch Kuchen essen, wenn sie kein Brot haben. Und dann mußte ich an die schweren Tage denken, da uns die Brotkrone auf die Hälfte herabgesetzt worden war und wir oft daheim den Kindern nichts geben konnten und sie hungrig zu Bett bringen mußten. So pubeszenzhaft kann es wirklich nur in Oesterreich zugehen. Noch weniger aber konnte ich die Klage der Tante verstehen und sagte ihr, sie sollten doch froh sein, daß sie Kuchen essen müßten. Aber noch zwei Tage hatte auch ich die Kuchen überdrüssig und verstand schon die Tante besser. Ich war froh, als endlich der Müller das Brotmehl geliefert hatte und die Tante das Korn auf, dessen Duft das ganze Haus erfüllte. Reines Kornbrot, frischgebacken und mit Butter belegt, war mir schon seit Jahr und Tag nicht mehr zwischen die Zähne gekommen. Und wie merkwürdig es einem vorkommt, wenn man einfach eine Schnitte nach der anderen von den umfangreichen und gewichtigen Laiben abschneiden kann, ohne vorher genau abzuzählen zu müssen, wie viel man zu einer Mahlzeit verzehren darf!

Nach dem Frühstück fuhr der Onkel in die Mühle, um den Müller wegen des fälligen Mehles zu mahnen. Ich schloß mich ihm an. Vor der Mühle und im Hofe standen etwa fünfzehn Gespanne, die entweder Getreide brachten oder Mehl holen wollten. In der Mühle selbst war fast jedes freie Maßchen mit Getreidesäcken ausgefüllt. Denn im Umkreis von zehn bis zwölf Wegstunden kommen die Bauern dorthin mit dem Mahlgut. „Da schau her!“ sagte mein Onkel, als wir in der Mühle hielten, „das ist der Grund, warum wir kein Brot haben. Die großen Bauern laden halt ein paar Säcke Korn oder Weizen mehr auf und lassen sie dem Müller umsonst da, nur damit er sie bevorzugt. Deshalb müssen wir Kleinen eben warten, bis es dem Müller einfällt. Denn mit den großen Bauern können wir uns nicht in einen Wettlauf einlassen.“ Nach einständigem Warten gelang es dem Onkel endlich, an den Müller heranzukommen, von dem er für den nächsten Tag das Mehl bestimmt zugesichert bekam. Verdrossen fuhr der Onkel heimwärts und machte seinem Unmut unterwegs in derben Worten Luft. Daß der Müller dabei nicht glimpflich weglam, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Er liede mit den Bauern unter

einer Decke, mahle ihnen mehr, als ihnen nach den amtlichen Maßausweisen zukomme, wofür er von den Bauern das Getreide zentnerweise als Maßlohn fordere und auch bekomme. Aus diesem Getreide gewonnenes Mehl verkaufe er dann unter der Hand für 16 bis 20 Kronen das Kilogramm. Auf meine Frage, ob denn die Behörde diesem Treiben zusehe, antwortete der Onkel nur mit einer vielstimmigen Handbewegung. Als wir daheim ankamen, stand schon das zweite Frühstück auf dem Tische: gebratene Tauben, die vom Tage vorher übriggeblieben waren, und Dalken mit Potwidl, über dem noch eine dicke Schicht geriebener Topfen lag, der seinerseits wieder durch einen Aufguß dicker Sahne gekrönt wurde. Es ist also vollkommen richtig, daß sich auch die Landwirte zuweilen ohne Brot behelfen müssen.

Vom Fenster des Stübchens, das mir die Tante angewiesen hatte, konnte ich über die Mauer des gegenüberliegenden Pfarrhofes blicken, in dessen Garten ich am folgenden Tage den Herrn Pfarrer auf und ab gehen sah. Es war ein Samstag und Hochwürden war augenscheinlich mit dem Memorieren seiner Predigt für den nächsten Tag beschäftigt. Die Vormittagssonne spiegelte sich selbstgefällig in der zur mächtigen Glage ausgewachsenen Tonsur des beleibten Pfaffen, der sich nicht zu sorgen brauchte, was er am nächsten Tage essen werde. Denn zur Pfarre gehören dreihundert Strich Felder, so daß sie mit den Wirtschaftsgebäuden und Ställen einem ansehnlichen Bauernhof ähnlich sieht. Und während Hochwürden in die Betrachtungen über göttliche Dinge vertieft war, waren seine Knechte und Tagelöhner damit beschäftigt, mit vielem Geschrei, Häh! und Hott! die Dreschmaschine und die Lokomobile herbeizufahren und aufzustellen und alles vorzubereiten, daß am kommenden Montag früh mit dem Dreschen begonnen werden könne. Von Zeit zu Zeit unterbrach Hochwürden seine Betrachtungen göttlicher Dinge, um nachzusehen, wie die Arbeit seiner Leute fortschreitet. Denn ein guter Schaffer ist mehr wert als zehn Arbeiter, sagt das Sprichwort. Mir packte aber die Neugierde, welchen Widerspruch Hochwürden seiner morgigen Predigt wohl untergelegt hat. Vielleicht gar den Spruch: „Sorget nicht, ihr Kleinmütigen, was werden wir essen. Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der himmlische Vater ernähret sie doch!“

Um meine Neugierde zu befriedigen, schloß ich mich am Sonntag früh meiner Cousine zum Kirchgang an. Wir stiegen auf das Thor hinauf. Aber der hochwürdige Herr machte seine Sache nicht besonders gut und vermochte mich mit seiner Predigt gar nicht zu interessieren. Mit umfomehr Interesse sah ich dem Totengräber zu, der die Wägel der Orgel trat, wobei er einem Gampelmantel nicht unähnlich sah.

Auf dem Wege zur Kirche begegneten wir dem Ortspolizisten, der, ausgerüstet mit einer Trommel und wichtiger Amtsmiene, daherschritt. Er ging „austrommeln“, wie mich meine Cousine unterrichtete. Ich hätte mir gern seine Kundmachung angehört; aber dazu war keine Zeit mehr. Daheim erfuhr ich vom Onkel, daß kundgemacht worden war, daß von nun an strenger auf die vollständige Ablieferung des Getreides gesehen werde. Zuwiderhandelnden sei eine strenge Bestrafung in Aussicht gestellt. Der Auftrag sei von der Bezirkshauptmannschaft in Maudnitz gekommen. Die Tante äußerte ihre Besorgungen, daß nun für das Landvöll schlechte Zeiten anbrechen werden. Aber der Onkel beschwichtigte sie mit den Worten: „Aber geh, es wird ja nichts so heiß gegossen, als es gelocht wird! Der Vorseher muß eben seinen Auftrag ausführen.“ Das sah auch die Tante ein und erging sich in Lobsprüchen über den Gemeindevorsteher, der ein guter Mann sei und auf seine Dorfgemeinschaften sehe, daß sie nicht zu Schaden kommen. So habe er im vorigen Jahre einmal, nachdem vormittag kundgemacht worden war, daß die Verordnungen über die Ablieferungen genau zu befolgen sind, am Nachmittag darauf austrommeln lassen: „Denkt an euch! Was ihr jetzt aus der Hand gebt, könnt ihr später nicht mehr verkaufen!“ Mir kam in diesem Augenblick unser Verwaltungselend mit aller Deutlichkeit zum Bewußtsein. Was nützen die Anordnungen des Ernährungsamtes, wenn jeder Gemeindevorsteher es in der Hand hat, sie zu durchkreuzen, indem er „Nein!“ sagt.

Eines Tages brachte der Gemeindevorsteher den Mahlausweis. Er lautete auf fünf Personen. Onkel, Tante und Cousine sind aber nach Adam Riese nur drei Personen. Sollten mich etwa meine Gastgeber für zwei Personen gerechnet und angemeldet haben? Auf meine Frage gab mir die Tante die Auskunft, daß ich überhaupt nicht mitgezählt bin, sondern daß für sie schon immer die Maßausweise für fünf Personen ausgestellt worden sind. Das mache ein jeder im Dorfe so und gebe mehr Personen an, als wirklich vorhanden sind. Es gebe sogar Familien, die aus fünf Köpfen bestehen und zwölf Personen abgegeben haben. Denn sonst könnte ja keiner mit dem angewiesenen Quantum auskommen. „Begriffst du das nicht?“ Ja, ich begriff. Nicht nur das, sondern auch manches andere.

Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es jetzt noch so dicke Eier gibt. Große Löpfe, Eimer und Backschüsseln voll Eier standen in der „guten Stube“ der Tante und füllten so eine ganze Ecke aus. Auf meine Frage, warum sie so viele Eier zusammenkommen lasse, erhielt ich die Auskunft, daß sie dazu dienen sollten, die bestellten Kohlen an den Schacht zu bezahlen. Leider sei der dazu gehörige Zentner Graupen noch nicht vom Müller geliefert worden. Kommen diese, dann könne erst das Tauschgeschäft gemacht werden. Ohne Lebensmittel geben die Werksverwaltungen keine Kohlen her. Und dann bekam ich eine sehr erbauliche Geschichte zu hören, die meinem Onkel bei der letzten Kohlenbestellung zugeflogen ist. Die Graupen und das Mehl, mit dem die Kohlen bezahlt werden sollten, wurden an die Werksleitung in einer Kiste mit der Bahn versendet, und zwar wurde als Inhalt — Mineralwässer angegeben. Die Kiste platzte aber während des Bahntransports und so kam die Sache an den Tag. Ein Gendarm kam, pflog Erhebungen und gab seiner Meinung Ausdruck, daß „aus der ganzen Geschichte nicht viel herauskommen wird“. Es ist denn

auch wirklich aus der ganzen Geschichte nichts draus geworden. Die Werksleitung bekam sogar das Mehl und die Graupen und mein Onkel erhielt seine Kohlen. Er will auch diesmal wieder Mineralwässer an die Werksleitung senden, um von ihr Kohlen zu kriegen.

Schnell, leider allzu schnell waren die vierzehn Tage Urlaub um und ich mußte an die Heimreise denken. Die Tante stopfte mir den Koffer und die Taschen voll, damit ich auf der Reise keinen Hunger zu leiden brauchte. Ich hatte nicht allein während der Reise, sondern auch noch in Wien eine volle Woche lang mit meiner Familie daran zu essen. Schweren Herzens trennte ich mich von meinen Verwandten, zu denen ich fast vollständig fremd gekommen und bei denen ich in den wenigen Tagen so heimisch geworden war. Bei dem Onkel hatte ich seit jenem Tage, da ich ihm zu seiner nicht geringen Ueberreicherung die Kühe regelrecht angeführt und vor den Wagen gespannt hatte, einen Stein im Brett. Als ich mir dann auf dem Felde den Pflug selbst einstellte und zu pflügen begann, imponierte ich ihm von diesem Tage besonders stark. Ich griff natürlich auch sonst mit zu, wo ich sah, daß ich helfen konnte; ich schnitt Häcksel und lud mir auch manche Zuhre Mist auf, die ich dann auf das Feld hinausfuhr. Hatte ich doch früher, von meinem siebzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre, auf einem Nittergut in Thüringen als „Strom“ praktiziert, so daß mir auch diese Arbeiten vertraut sind. Das hatte der Onkel freilich nicht gewußt und seitdem war „der Fedenfuchser aus Wien“ in seiner Werkschätzung bedeutend gestiegen.

Bald trug mich das Jügle gemächlich von dannen und an dem Felde vorüber, an dem ich zwei Tage lang gepflügt hatte. Es war ein wunderliches Gefühl, das ich da im Vorüberfahren empfunden habe: ein Gemisch von Befriedigung und Stolz über dieses Stück Arbeit und Trauer zugleich darüber, daß ich von der Scholle so gänzlich losgelöst bin. Doch wozu Grübeln fangen? Mit jedem Räderstoß wuchs die Entfernung von dem Dörfchen und drei Stunden später war ich wieder in Prag, was wo mich dann der Zug nach meinem Hungerort Wien zurückbrachte.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Vielleicht wird mancher Leser geneigt sein, mich für einen undankbaren Menschen zu halten, weil ich die Gastfreundschaft, die ich genossen habe, damit vergelte, daß ich allerlei Dinge auspländere, die meinen Gastgeber unangenehmlichkeiten bereiten können. Dem ist aber nicht so. Denn schon habe ich schon den Namen des Dorfes bis auf den Anhangsbuchstaben verdrängen und selbst dieser ist nicht richtig. Aber ich bin fest überzeugt davon, daß nicht einmal diese Beschriftung notwendig gewesen wäre. Denn es wird ja doch alles so bleiben, wie es war. Wie sagte doch jener Gendarm? „Aus der Geschichte wird nichts draus werden!“

Der Zwang zum einfachen Leben Traumhafte Verordnungen.

Müde, verstimmt, verdrossen war ich aus dem Bureau nach Hause gekommen. Ein Tag, an dem einem die ganze Erbärmlichkeit dieses Mittelstandsdaseins zum Vollbewußtsein kommt, lag hinter mir.

Meine Frau, die mit der Tochter vor wenigen Tagen vom Lande Summa Summarum um elf Kilo leichter zurückgekommen war, hatte mich dringend gebeten, einige Besorgungen zu machen, die sich kaum länger aufschieben ließen. Ich sollte für sie ein Paar Handschuhe zu möglichst billigem Preis aufstreben, da es schließlich für sie unmöglich sei, ohne Handschuhe herumzugehen. Weiter handigte mir meine Frau einen Bedarfsschein auf ein Paar Schuhe für unsere sechzehnjährige Tochter ein. Dann wies meine Frau darauf hin, daß ich unbedingt neue Hemdträger haben müsse, weil meine noch vorhandenen vollständig schiffig sind. „Bei einem Herrn sieht man zuerst auf den Kragen und dann auf die Krawatte. Eine Krawatte muß du dir auch unbedingt kaufen, deine alten sind direkt zerissen und fettig.“ Ich sah auch diese Notwendigkeit ein. Und stopfte in meine Brieftasche alles zu Hause aufstreibbare Geld. Es sah nach sehr viel aus, war aber eigentlich recht wenig. Höchstens ein halbes Monats-einkommen. Ich verließ dann das Bureau früher als gewöhnlich, um die Besorgungen machen zu können. Und nun begann das Martyrium eines unglückseligen Mittelstandsmenschen.

Zuerst die Handschuhe. Ich ging in das Geschäft, das meine Frau mir genannt hatte, und hatte mehr Qual als Wahl. Von gewöhnlichen Zwirnhandschuhen für 12 Kronen rief mir die Verkäuferin heftig ab, erstens, weil sie nicht elegant sind, zweitens, weil sie schlecht sind, und sie direkt dafür garantieren könne, daß innerhalb von acht Tagen sämtliche Fingerspitzen durchkommen würden. Also lederne. Schlichte, dünne, die vor den Augen in den Nähten platzen, um 20 Kronen, bessere 30 Kronen. Aber was macht man mit Glacéhandschuhen, wenn man kein Benzin hat? Also solche aus Wildleder, die man in Seifenwasser selbst waschen kann. Daß diese Handschuhe 40 Kronen kosteten, konnte keine Rolle spielen.

Unweit des Handschuhladens befindet sich das Herrenkonfektionsgeschäft, in dem ich früher einmal, als man sich noch einbildete, als Bureauchef jemand zu sein, meinen Bedarf deckte. Die Geschäftsfrau begrüßte mich herablassend und konstatierte vorweg, daß jetzt für die Festangestellten eine sehr schlechte Konjunktur sei. Sie selbst könne aber durchaus nicht klagen, das Geschäft gehe glänzend, nur an Ware mangle es, und es sei ein Glück, daß man hier und da unter der Hand ein Extragehäufchen machen könne.

Ich dankte für das Vertrauen und die Offenherzigkeit und drückte meine Sehnsucht nach Krügen aus. „Nummer 41? Sie haben wirklich Glück bei mir. Gerade von der Größe habe ich noch etwas liegen. Direkte Friedensware, sage ich Ihnen. Das gebe ich nicht jedem, sondern nur Leuten, die ich kenne.“ Und schon lagen die blaumeißen Krüge, lieblich anzusehen, vor mir. „Der Preis? Bitte Sie, man muß froh sein, so etwas zu bekommen, nach dem Preis

darf man nicht lange fragen.“ Kurzum, das Dubend Friedenskrüge für 150 Kronen. Ich war fassungslos, wirrte, schämte mich und murmelte schließlich etwas von Überlegen. Die Ladeninhaberin dachte wieder die Krüge weg und meinte sehr lähl: „Mir ist es lieber, Sie kaufen nicht. In drei Monaten bekomme ich das Doppelte. Für Semden um jeden Preis bietet man mir als Draufgabe Mehl und Fett an.“

Sehr einseitig trugte ich nach Krawatten. Gewichtig legte mir die kluge Frau das Billigste vor. Schleifen aus schäblichem dünnen Seidenfoulard zu 28 Kronen. Und fügte hinzu: „Schweizer Waare, anderes gibt es überhaupt nicht mehr.“ Und ich kaufte eine Krawatte aus falscher Scham oder Dummheit, und weil ich sie wirklich brauche. Auf der Straße gingen mir Rablen durch den Kopf. Ein Freund, der eben in der Schweiz war, hatte solche Krawatten mitgebracht und mit zwei Kronen pro Stück bezahlt. Berechnen wir das angesichts unserer fatalen Verluste mit 6 Kronen, rechnen wir Transportkosten, Zoll und Zwischenhandelsprofit wieder mit 6 Kronen, macht 12 Kronen. Warum aber 28 Kronen? Warum?

Die Stiefel für die Gymnastik für Gilda. Diese Besorgung, was sehr einfach, weil man mich in sechs Geschäften kaum anhörte und achselnugend auf die leeren Regale wies. Ein kleiner Schuster aber war bereit, die Schuhe nach Maß zu arbeiten. Nur verlangte er das Sohlenleder, das Oberleder, das Brandleder, Stoff für das Futter, 100 Kronen in barem und ein Kilo Mehl.

Abgehetzt wie ein Polizeihund, den man auf falsche Fährte geführt hat, kam ich zu Hause an. Frau und Tochter waren noch nicht da; ich hatte also Zeit, mich noch ein halbes Stündchen vor dem Abendessen auszuruhen und das Abendblatt zu lesen. Ich streckte mich im Lehnstuhl aus, saugte heftig an einer Mentholzigarette, die erfunden wurde, um dem Menschen das Rauchen abzugewöhnen und ihm etwaige Motten aus dem Munde zu vertreiben, und versenkte mich in die Lektüre. Es war halbdunkel im Zimmer, ich war aber zu bequem, um aufzustehen und Licht zu machen; also las ich in der Dämmerung. Heeresberichte, ein englisches Telegramm über die Ermordung der Zarenfamilie, die sich nach einer französischen Devische des besten Wohlseins erfreut, feierliche Erklärungen, daß die Kohlennot nur vorübergehend und bis zum nächsten Hochsommer sicher wieder behoben sei, Mitteilungen über dreiundachtzig kleine und zwölf große Einbruchsdiebstähle und — erregt schrie ich auf und las mit brennendem Interesse einen Artikel über ministerielle Verordnungen, die nicht mehr und nicht weniger als den „Zwang zur Einfachheit“, die Demokratisierung des bürgerlichen Lebens, die Kriminalisierung der äußeren Standesunterschiede innerhalb gewisser Grenzen“ bedeuten.

Die Einleitung zur Ankündigung der Verordnungen schilderte in warnender, aufrichtiger Weise die ungeheuren Schwierigkeiten des Lebens in den blockierten Zentralstaaten und konstatierte die Tatsache, daß am furchtbarsten der Mittelstand betroffen sei, diese Stärke und Kraft des Staates. „Der Staat“, las ich, „muß diesem notleidenden, verzweifeltsten Mittelstand beibringen, und er glaubt, dies vorläufig nicht wirksamer tun zu können, als indem er zwangsweise eine gewisse Einfachheit des Lebens für Reiche und Arme, für hoch und niedrig einführt, die eben dem Mittelstand eine ganze Reihe unerträglich hoher Ausgaben ersparen wird.“ Weiter hieß es in der Verfügung: „Der Mittelstand kämpft heute verzweifelt um Dinge, die mehr oder weniger Schimären sind und mit dem eigentlichen Wohlbefinden nur bedingterweise zu tun haben. Er erträgt, ohne zu klagen, die Dürftigkeit der häuslichen Küche. Über unerträglich ist dem Mittelstandsmenschen der Gedanke, daß man ihm die Armut äußerlich anmerken könnte, daß der mit Glücksgütern gesegnete Nachbar gut gekleidet ist und er schlecht, daß sein Sohn barfuß gehen müsse, wenn der des anderen sich noch Schuhe leisten kann. Und dieser Kampf ist der aufreibende, entmutigende, verbitternde und in seinen Folgen auch staatsgefährliche. Die Regierung hat sich daher entschlossen, durch eine Reihe von Verordnungen jeden überflüssigen und entbehrlichen Luxus zu beseitigen, ein einfaches Leben zu erzwingen, das dem Mittelstand das Bedrängte seiner Lage nicht zum täglichen Bewußtsein bringt und ihm dabei hilft, äußerlich aufrecht zu bleiben.“

Und nun wurden mit eingehenden Motivierungen die verschiedenen Verordnungen angekündigt. „Das Stärken von Wäsche sowie das Tragen von gestärkter Wäsche ist verboten. Begründung: Dem Mittelstand ist das Putzergeld längst zur unerträglichsten Last geworden, zudem wird bei den heutigen Methoden die Wäsche durch Stärkemittel dem Verderben preisgegeben. Niemand aber waagt es, einen ungestärkten Hemdfragen, ungestärkte Manschetten zu tragen, weil niemand der sein will, der damit beginnt.“

„Es dürfen nur mehr Schuhe mit Holzsohlen erzeugt werden und jeder, der nach sechs Monaten noch andere Schuhe trägt, ist strafbar. Das gesamte Material an Sohlenleder kommt nur mehr für die Frontsoldaten zur Verarbeitung; Luxuschuhe jeder Art sind verboten; es werden von jetzt ab Einheitschuhe für Männer, Frauen und Kinder gemacht, die zu

gesetzlich geregelten Preisen gegen Bedarfschein abgegeben werden.“

„Das Tragen von Handschuhen ist sowohl Männern als Frauen in der Zeit vom 1. Mai bis 1. Oktober verboten.“

„Die Einfuhr von Seide zur Herstellung von Kleidern, Krawatten usw. wird inhibiert, hingegen die Herstellung von Geweben aus Stoffabfällen, Zellulose usw. staatlich gefördert. Die vorhandenen Vorräte an Seiden und Stickereien dürfen zu Höchstpreisen noch verkauft, neue derartige Dinge aber weder erzeugt noch eingeführt werden.“

Und so folgten noch zahlreiche andere Bestimmungen, die sich auf die Bekleidung der Männerwelt, auf die Ueberflüssigkeit kostbarer Ledertaschen für Damen usw. bezogen. Die Herstellung, der Verkauf und nach einer gewissen Frist auch das Tragen von Damenhüten erliegen einem Verbot, das mit der Ueberflüssigkeit von Kopfbedeckungen für Frauen, ja sogar ihrer Schädlichkeit, begründet wird.

Den Schluß der ministeriellen Ankündigung bildeten Bestimmungen zur zwangsweisen Errichtung von Gemeinschaftsküchen, die es nach und nach ermöglichen sollen, den Haushalt zu vereinfachen und ohne Dienstmoten zu wirtschaften. Dergleichen werden in den Gasthäusern einfache Speisen zu Preisen, die den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, erzwingen und den Bäckereien ein Einheitsbrot vorgegeschrieben, von dem auch die Kaffeehäuser Gebrauch machen müssen.

Pflichtlich entstand vor meinen Augen ein greller Lichtschein. Meine Frau und meine Tochter standen vor mir und konstatierten lachend, daß ich im Lehnstuhl im Halbdunkel eingeschlafen war. Und alles war ein Traum gewesen, ein schöner Traum, der wahrscheinlich nie wahr werden wird. Und ich werde demnächst zweihundert Kronen für ein Dubend Krügen zahlen, und für das Putzen eines Kragens eine und zwei und drei Kronen, und der Schuster wird das Material und mein Geld und mein Mehl bekommen, und meine Frau wird Handschuhe tragen, weil es auch Frau Bröselmeier tut, und der ganze Kampf um tausend Nebenächlichkeiten wird fort dauern, dieser Kampf, dem kein Sieg und nicht einmal ein Verständigungsfriede winkt. Fantasia.

13./X. 1918

und unruhen streben, mit da liche Würdig staatlische Ein zu verkennen, greift im Au sein and r Obrigkeit geworden ist. deutsche Volk seine Rechte a erfahren habe deutsche Volk Hände genom Ränge, Würde pflicht. Wir Anblich fieber licher Bezugs de Bewußtsein de Bolle schlum Willens in sehen. Die uns uns in einem losen Geldenti glauben, der weil er aberm den bietet. So Sand zum Fr der Ueber ei enen noc gruppe ei blligen Segners m Fortsetzung de angehtis die brecherisches wir abernals nommen. Wir wir übergenzt greifenden Be Ordnung em

e Geliebte des extrantenen ihre Mutter rüchten sich auf in, daß er nicht ganz ge- im Schoß des Mädchens, regt sich lese neues Leben, s ist wirklich ein Glück, daß Trauer und allem Schmerz nis bei vielen armen jungen hat, denen der Krieg nach Gatten aus den Armen des für immer. Der Natur- de Wunsch nach Erhaltung in sich bei allen durch den so entsehrlich gezehrten id die einzeln trotz aller etersich zueinander zwang. daß manche dieser rath ch als unhaltbar erweisen, ten. Es ist auch möglich, s Lebens, die nach dem einen müssen. Das alles wichtig ist nur, daß die r Menichheit, ihr un- und die Stärke ihrer zu einer Zeit am hellsten gegen sie verblindet zu kommen weder ängstliche Wangigkeit des Un- lagen, da wir alle lernen und zu entbehren, ist es in Tamino und Pamina en, um gemeinsam durch not ihren eigenen Weg en bedächtigen Rat der sehr wir uns dagegen ist es doch wahr, daß st hat. Denn sie allein th n, und das Leben siegt

Paul Busch

War es wirklich nur die zehrende Seh- ucht nach voller Erfüllung des Liebestraumes, die diese jungen, oft ach so kindlich jungen Baare zur unlöslichen Verfestung ihrer Geschick trieb? War es nicht viel mehr noch die Sehnsucht nach einem treuen Gefährten, nach einem Herzen, dessen bungen Gleich- schlag mit dem eigenen man in Not und Tod zu fühlte verneinte? War es nicht die Freude, im ungewissen Gang der Geschicknisse ein kleines warmes Nest zu wissen, das gegen des Heimkehrenden harrte, immer und zu jeder Zeit? Und war es nicht der unausgesprochene, vielleicht ganz unbewußte Wunsch, eine Stätte zu haben, in die man vor der böse brüllenden Welt flüchten konnte, in der man ungestört durch das scharfliche Getöse, mit dem die Weltgeschickte ihren blutigen Weg geht, sich aneinanderdrücken konnte wie bange Kinder beim Gewitter? Jedenfalls war es ein Gefühl von solcher Gewalt, in denen es vor dem Kriege vergeblich sich aufgebäumt hätte, ein Gefühl, gegen das alle gewichtigen Einbrachen eigenen und fremden Verstandes machtlos waren. Der Verstand verlor sich gewiß nicht der Größe des Wagnisses, das manche Kriegstragung bedeutete. In dieser Zeit, in der das Geld seinen Wert verloren zu haben scheint und die Verschaffung auch der bescheidensten Wohnungsverhältnisse, der Wäsche und aller der tausend Dinge, die auch der kleinste Haushalt zu seinem Bestehen benötigt, für Menschen in durchschnittlichen bürgerlichen Verhältnissen als eine Unmöglichkeit erscheint, ist die Begründung eines eigenen Heimes eine Klätselfrage. Dazu kommt noch die Wohnungsnot, der Hunger, der sich

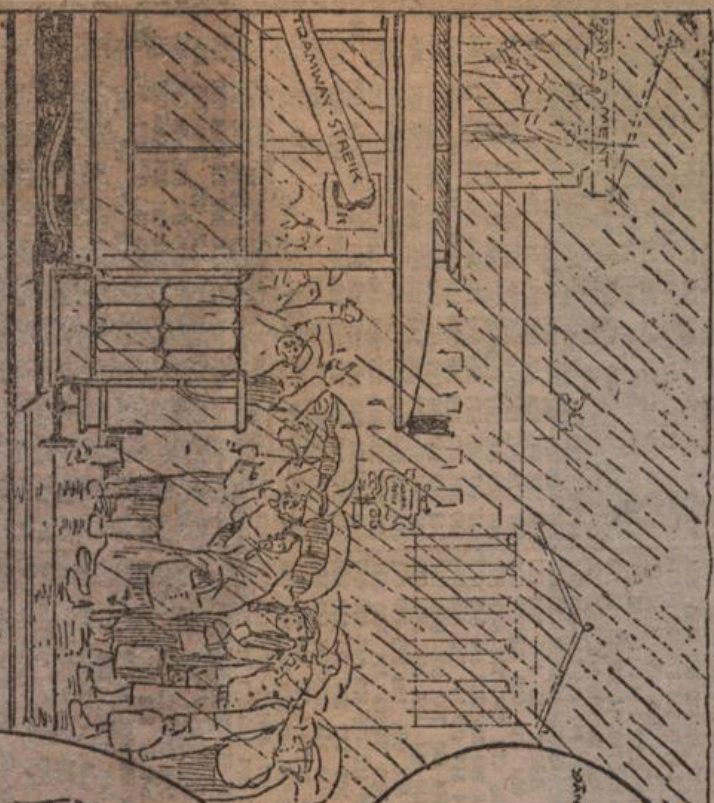
Einwägung

einen glückbringenden Zufall besserten, bis die Aussteuer mühselig zusammengebracht und der Vordermann des Bräutigams in ein besseres Jenseits abberufen oder wenigstens im Amte befördert worden war. Diesen angstvollen, freilich nicht immer unberechtigten Erwägungen hat der Krieg ein Ende gemacht. Die kurze Zeit einer der jungen Männer, die kurze Zeit einer Glücksmöglichkeit für das geliebte Mädchen waren Umstände, die mit unwiderstehlicher Gewalt auf Erfüllung, die einander ange- hören wollten, hatten angehts des gra- samen Schritters, der die Blätsfelder mähte, keine Zeit, die sorgsame Regelung ihrer Lebenshaltung zu erwarten. Gebot der Sitte und Anklage dem strengen Gebot der Sitte unterworfen, fanden sie nur den Ausweg der Trannung, der Verbindung auf Lebenszeit, durch Geseß und Brauch geheiligten Ver- einigung. Es ging ihnen durchaus nicht anders als dem braven Arbeiter oder Bauernknecht, der seine ehrbare Geliebte nicht der öffentlichen Mißachtung aussetzen will und lieber ohne Geld und Gut heiratet, im festem Vertrauen auf seinen Willen, arbeiten, und auf die Wirtschaftlichkeit und Sparbarkeit der Erwählten. So kamen Ehen zustande, über die man selber wohl in der ganzen Verwandtschaft des jungen Paares die Hände über dem Kopf zusammenerschlagen hätte. Aber nun sah man ein, daß es nicht anders ginge, daß niemand das Recht habe, sich dem selbstgewählten Schicksal zweier Menschenkinder aus Erwägungen, die gegen die Größe der Stunde gehalten, kleinlich er- scheinen mußten, hindern in den Weg zu stellen.

Schweigen im Kriege.

Ohne daß man den dünnen Reigen amtlich-statistischer Zahlen hermitbestimmt, ohne weit Umschau zu halten, weiß man, wie sehr die Zahl der ehelichen Verbindungen im Kriege gewachsen ist. Für jeden genügt ein Blick auf den eigenen Bekanntschaftskreis, um die große Zahl der Ehelichverknüpfungen, die den Friedensdurchschnitt weit hinter sich läßt, festzustellen. Es sind merkwürdige Hochzeiten, die während der dunklen Jahre des Weltkrieges zustande kamen, Hochzeiten zum Teil, die im Frieden ganz und gar unmöglich gewesen wären, in der gesellschaftlichen Schichte wenigstens, der die Brautpaare angehörten. In ruhigen Zeiten hätte man den gegen- seitigen Wunsch nach einer Vereinigung fürs Leben vielfach mit den Worten: "Er hat nichts, und sie hat auch nichts" abgetan. Der Lebens- mit des arbeitenden Volkes, bei dem solche taplere Ehen, die sich auf nichts als auf Liebe und Arbeitsfähigkeit gründen, nichts Seltenes sind, war den höheren Schichten im all- gemeinen fremd. Da wurde erst genau nach gerechnet, wie hoch das Einkommen des Bräutigams sei, wie groß die Mitgift der Braut, da wurden oft noch ferne bevor man in die Berechnung miteinbezogen, sonst hieß es leuzend ja und amen sagte. Somit hieß es im besten Falle warten, jahrelang vielleicht, bis die Verhältnisse sich von selbst oder durch

„Spanisches“ von der Woche. (Originalzeichnung von Theo Salsche.)



1



4



2



5



3



6

1. Perchten die Schöpfung, die Gleiber wie Zeit,
 zum Ueberfluth dann noch der Trommelntritt,
 Und im Reichthum der Fieber wüthender Chor,
 Die kommt aus das alles so handlich vor!

2. Die Schreier, sie schilt'n ihre dreifig Feller,
 Und die Fremden führt nocher besser noch schneller;
 Fern Spanier, aus Irland, kann's nicht beschien,
 Sind ohne ihn will das Mordel nicht geh'n.

3. Mutter, wenn Sie sie gut nähren,
 Gatt der Drey, kann's nicht lang nähren,
 Ist vorohne für die Kleine
 Stuhl und Stets und Fleisch und Wein.

4. Was löst die Jugend die dränende Noth,
 Was gibt ihnen Rimmer, Dummer und Tod?
 Die Drey, sie stillt alle Rantenfuden.
 „Die Schul' is a Sperr!“ so haben die Duden.

5. Was bewachtigt das Schlachten nicht mehr allein,
 Drum löst er die spanische Kämerin ein.
 Wie gerne schiden wir beide nach Gau!
 Der Vorhang soll fallen, der Tanz, er sei aus.

6. Es rennt die Menge in wilderer Flucht,
 Ein jeder nur rauch zu entkommen lacht.
 Was th's? Wird hier gemordet, geschloffen?
 Fort, fort, sechen hat einer „genossen“!

T. JERRE

Krepp de Schin, kein Dill danglās — nichts ist mehr zum Krieg'n. S' Göld, hob' i g'lagt, s' Göld spielt keine Rolle nicht. Sez'n, wia soll i zu der Märi ihrer Hochzeit geh'n? Mein, dießer Krieg! — So geht halt mit dem Braunseidenen, meint die Freundin teilnahm'svoll. „Was? Dreimal war i schon mit dem Sez'n dur'n. Und jetzt zur Hochzeit wieder? Na, waßt, das wär' mit schon zu utinär!“ Und sie zieht fimmend eine Nadel aus dem braunen Haar und stockert sich die Zähne.

Vor einer Eisenhandlung steht ein Arbeiter mit seinem kleinen Bub'n. In der Mitte der Auslage hängt ein großer Magnet, der mittels der ihm innewohnenden geheimnisvollen Kraft eine schwere Eisenlast trägt. „Batter, wo is dös?“ fragt der kleine Sprößling, und zeigt auf das mennigrot bemalte Hursteien. „Das — das is — a Zieh'eisen is dös!“ sagt der Mann, und geht mit einem verlegenen Seitenblick auf zwei andre Leute ab, die gleich ihm die Auslage betrachten. „Der weiß nicht einmal, daß es Magnet heißt!“ spottet einer der beiden, und erkennt durch's Haus nicht, wöhl' gutes deutsches Wort der einfache Mann für ein Fremdwort aus sich selbst gefunden hat.

In der Kärntnerstraße. Merlei Berufs-bettler, aber auch wahrhaft arme Leusel versuchen ihr Glück, wadeln mit dem Kopf und tragen die eingebundene Hände zur Schau. Eine lüftig aussehende Frau legt ihr hüßiges

Sie doch die Schalen nicht auf den Weg, da kann man sich ja die Füße brechen.“ — „Brag o, blöder Lepp!“ schreit der Bengel. „Was gegangen denn mi andern Leuten eah'nere Dax'n an?“

Am einer Ecke der Straße ist ein Fenscherputzer verunglückt. Der Wagen der Rettungsgesellschaft steht eingeteilt in eine ungeheure Menschenmenge. Der Straßenbahnwagen, in dem ich sitze, schafft sich mit gellendem Läuten freie Bahn, und seine Insassen reden neugierig, mitteil'svoll die Pässe. Ein rotmäziger, mit sich und der Welt unzufriedener Mensch, der schon vorher allerlei Meiden an uns gehalten hat, ergreift das Wort: „Sa, natürl', da schau'n' i! No, is halt aner oberg'fall'n! Is wieda um an weniger. Jetzt liegt ohnehin nix eh so viel sterb'n miass'n!“ Und so weiter. Bei an an Menschenlieb'n. Dar nix liegt dran, wo der nächsten Haltestelle eilt er auf die Plattform, heftig gestochen von einer Frau, die in kopfloser Eile drängt: „Um Gottes willen!“ schreit er. „San S' so guat und steh'n S' mi obi. Dala n man a hin sein wian i!“ So was! Auf a Haar hätt' i mi obig'stegn'! Und es dauert lange, bis er sich von seinem Schreden erholt hat.

„Wast, es is bereits zum Verzweifeln, Dora,“ sagt eine junge „Damm“ mit kräftigen roten Händen und leider noch immer „lustig'selächern“ Antlitz zu ihrer Freundin, die unweit von mir sitzt. „Sein

Gemütsmenschen.

Kleine Augensklasbilder von der Straße.

Bei einer Straßenbiegung sehe ich, daß in etwiger Entfernung eine alte, beleibte Frau schwer gestürzt ist. Sie bemüht sich vergeblich, wieder auf die Füße zu kommen, und bietet zwei halbwüchsigen Burschen reichlich Gelegenheit zum Lachen. Ein paar Vorübergehende setzen sich nach der Frau um und setzen dann ihren Weg fort. Sie erreiche die Arme, die sich offenbar tüchtig wehgetan hat und helfe ihr auf. In diesem Augenblick tritt aus einer Gruppe von Menschen, die zusehen haben, ein Bekannter auf mich zu und sagt ernst: „Habe ich nun aus and'rt'halb Minuten habe ich nun aus unmittlebarer Nähe zusehen, und keinem ist es eingefallen, der armen Alten zu helfen. Sie sind der erste!“

Zwei halbwüchsige Burschen essen Trauben aus der Hand. Sie haben's offenbar dazu. Der eine der beiden ist schon „bersteinet“. Er spuckt nämlich die Schalen auf den Gehsteig. Ein alter Herr, der mühsam mit Hilfe eines Stodes seinen Morgenpaziergang macht, wendet sich unwillig dem Jüngling zu und sagt: „Spucken

25./X. 1918

Gut schauen wir aus.

Es kann nicht mehr vom beginnenden Zusammenbruch Österreichs gesprochen werden. Der Zusammenbruch ist da, eine vollendete Tatsache. Wir haben die ärgsten Zustände, die man sich denken kann. Alle Bande der Ordnung sind gelöst. Noch prangen an allen Straßeneden — wenigstens bei uns in Deutsch-Österreich — die Maueranschläge mit dem Manifeste des Kaisers an seine „getreuen Völker“, in welchem allen Volkstämmen die volle Autonomie auf völkischer Grundlage zugestanden wird. Die Autonomie ist aber abgelehnt, der Begriff ist zu eng, die Völker sollen „selbst Richter darüber sein, was ihre Aspirationen befriedigen könnte“. Die Tschechen haben das ziemlich unverblümt gesagt, wenn aber ein österreichisches, in deutscher Sprache erscheinendes Blatt seinen Lesern mitteilen wollte, was die Tschechen in ganz Böhmen durch Maueranschläge verkündet haben und was ihre „Aspirationen“, auf die sie Wilson verwiesen hat, ausmacht, wurde es mit Beschlag belegt. Im Parlament sagen es die Tschechen ganz offen, daß sie die Republik wollen. Herr Wilson läßt nun mit sich nicht weiter reden, wenn den Tschechen nicht vorher die Republik gegeben ist. Die Tschechen selbst benehmen sich aber so, als hätten sie schon ihre Republik. Die Regierung ist allerdings nicht in Prag, sondern in Paris. Auch Gesandte dieser Republik werden schon mit Namen genannt. Zur Ausübung der Regierungsgewalt in Böhmen selbst ist der „*Narodni vybor*“ eingesetzt. Nach dem, was er bis jetzt verfügt und getan hat, zeigt dieser „*Narodni vybor*“, daß er weit mehr Entschlossenheit aufbringt, als die österreichische Regierung, die eigentlich jetzt doch noch über Böhmen, Mähren und Schlesien im tschechischen Teile regieren sollte. Dieser „*Vybor*“ hat verfügt, daß keine Nahrungsmittel aus den tschechischen Gebieten ausgeführt werden dürfen. Sofort hat die Prager Abteilung der Nahrungsmittelzentrale, also eine Einrichtung der österreichischen Regierung, die Ausfuhr eingestellt. Wenn von anderer Seite versucht wird, Nahrungsmittel aus Böhmen herauszubekommen, so schreiten die tschechischen Beamten der österreichischen Staatsbahnen dagegen ein. Bagt es eine österreichische Regierung, sich dagegen zu verwehren, so wird sie verhöhnt. Dem österreichischen Eisenbahnminister, dem es jüngst eingefallen ist, dem Bahndirektor in Krakau eine Weisung zu geben, wurde von diesem einfach und led geantwortet, die österreichische Regierung gehe ihn nichts an, er habe sich nur an die Warschauer zu halten. Was würde erst ein tschechischer Beamter antworten, wenn es einem österreichischen Minister einfiele, ihn etwas vorschreiben zu wollen. Aber dazu kommt es ja gar nicht. Das traut sich kein österreichischer Minister. Wir haben also tatsächlich den selbständigen tschechischen Staat mit dem „*Narodni vybor*“ als Regierung. Trotzdem gibt es aber noch immer einen österreichischen Reichsrat, in welchem die Tschechen ebenso gut sitzen wie die Deutschen, ja, in diesem Reichsrat halten sich sogar noch die Polen auf, denen doch schon längst der Freidbrief gegeben ist, daß sie machen können was sie wollen. Die Polen leben auch schon in der ihnen gegebenen Freiheit. Auch sie lassen nichts zu uns herüberkommen, das als Schwere bezeichnet werden könnte. Dafür verkehrt Deutsch-Österreich mit den Tschechen und mit den Polen so wie in der schönsten Friedenszeit. Was wir haben, bieten wir unseren früheren Staatsgenossen. Sie bekommen Kohle, sie bekommen unsere Industrieartikel, alles, was wir haben, geben wir ihnen.

Das selbe Verhältnis entwickelt sich jetzt in Ungarn. Diese wollen die Personalunion, tatsächlich besteht sie aber schon. Das heißt, ganz so richtig ist es nicht, von

diesem Doppelwort gilt nur der erste Teil, die Person ist da, aber von der Union ist nichts zu sehen. Zollgrenzen hat man an der Leitha allerdings nicht errichtet, aber dafür eine Grenzperre. — So wie sie seinerzeit zwischen Serbien und Ungarn bestanden hat — eine Grenzperre, die letzten Endes zum Krieg geführt hat. Damals duldeten die Ungarn nicht, daß die Serben ihren Ueberfluß an Nahrungsmitteln über die Danau und die Save schiden. Jetzt kehren sie den Spieß um und verweigern uns, was wir vor dem Kriege immer von ihnen bezogen haben. Dafür schicken wir ihnen unsere Kohlen, von denen sie mehr haben wie wir selbst. Von einer Einschränkung des Straßenbahnverkehrs in Ofen-Pest wegen Kohlenmangels oder von einer zeitlichen Gasthaus- und Kaffeehausperre hat man noch nichts gehört. Wir sparen also unsere Kohlen, damit die Ungarn genug haben. Als Dank dafür wird im ungarischen Reichstag beantragt, daß die Ausfuhr an Lebensmitteln nach Österreich ganz einzustellen ist. Dieses Verhältnis nennt man jetzt noch immer Dualismus. Aber auch sonst herrschen recht nette Zustände. Die Kroaten haben sich auch selbständig erklärt. Sie wollen von Ungarn nichts mehr wissen. Wer wollte ihnen das übel nehmen? Wer könnte sie daran hindern, nachdem ja vom gemeinsamen Minister Burian, der noch dazu ein Ungar ist, das Selbstbestimmungsrecht der Völker als Allheilmittel für ganz Österreich-Ungarn verkündet wurde? Die Ungarn lebten bis jetzt in dem Wahne, daß es bei ihnen keine Nationalitätenfrage gibt. Jetzt steht sie an allen Ecken und Enden im Bereiche der „heiligen Stephanskrone“ und Kroaten will mit Slavonien, Bosnien, der Herzegovina und Dalmatien einen eigenen Staat bilden. Nach dem Muster der Tschechen soll es eine Republik sein. So schauen die von Herrn Wilson als Voraussetzung für einen Waffenstillstand in Aussicht genommenen Aspirationen im Süden aus. Wohin man blickt, ein gründliches Auseinandergehen und dabei gar nicht einmal ein Versuch seitens einer österreichischen Regierung, etwas Ordnung hineinzubringen. Dazu dann eine gemeinsame Regierung, wo es gar keine Gemeinsamkeiten mehr gibt. Gut schauen wir aus.

Die Zukunft der Deutschen Untersteiermarks.

Von Dr. Otto Ambrosiatsch, Obmann des Deutschen Volksrates für Untersteiermark.

Wie die Dinge heute liegen, ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß das von den Slovenen bewohnte Gebiet einer selbständigen nationalen Staatlichkeit teilhaftig werden wird. Die Entscheidung darüber, ob und inwieweit die Deutschen des steirischen Unterlandes davon betroffen werden sollen, ist für uns von schicksalsschwerer Bedeutung.

Der slovenische Nationalrat hat am 12. d. M. bei seiner Beratung über die Festlegung der Nordgrenze des künftigen südslawischen Staates folgenden Beschluß gefaßt:

„Wir verlangen als integrierenden Bestandteil des Staates der Slovenen, Kroaten und Serben das Gebiet des bisherigen Kronlandes Steiermark, wo durch die letzten Jahrhunderte das slovenische Volk gewohnt hat, ohne Rücksicht auf die durch das System künstlich hervorgerufene Germanisierung der scheinbaren Sprachinseln Marburg, Mahrenberg, Cilli, Pettau, Radkersburg u. a., welche infolge ihres Charakters als Verkehrsmittelpunkte ihrer slovenischen bäuerlichen Umgebung einen untrennbaren Teil des slovenischen Gebietes bilden. Den nationalen Minderheiten wird der gewöhnliche Schutz gemährt.“

Selbengräber in den Dolomiten.

Oesterreichs Völker begehen heuer zum drittenmal den Allerheiligentag im Kriege. Im Kriegsgebiete der Alpen liegen unmitttelbar an der Front die Gräber so vieler Helden; sie, die ihr Leben für Gott, Kaiser und Vaterland ausgehaucht haben, sind hier zur ewigen Ruhe gebettet, und ihre Angehörigen stehen stumm vor der Majestät des Todes. Viele unserer Alpenbewohner haben schwer zu tragen an den herben Verlusten, die sie erlitten, das Leid zu tragen. Am Allerheiligentag tun sie vor den heiligen Stätten und weihen in Geist und Gedanken auch an den un- erreichbaren Gräbern und all seinen un- erreichbaren Orten, wo das Donnernbe- schickal des Krieges ihre Leuren nieder- gestreckt hat. Und da tritt das Ergreifende der Feier denn auch viel stärker in Erscheinung als anderer Orten. Was an Kraft und männ- lichen Sinn, an Lichtheit und freudiger Hingabe vorhanden war, ist ja alles draußen, und Großvater, Sohn und Enkel stehen auf den Binnen unser Grenzschutz zur Nieder- rungung unsres Feindes; und wo sonst in den Kirchen des Hochgebirges die Männer sagen, sieht man heute ausschließlich weibliche Wesen, denn die Männer sind im Kampfe.

Auch auf den Friedhöfen sieht man nur Frauen und Mädchen knien. Aus ihren Ge- beten heraus hört man es förmlich, wie sie die Männer draußen aufriefen und Ber- heramwachsenden Kindern Ausdauer und Ver- trauen in den Sieg der Gerechtigkeit ein- prägen.

Im Kriegsgebiete dürfen die Gloden nicht läuten und die Gräber nicht beleuchtet werden, um dem Feind nicht Gelegenheit zur Orientierung zu geben. So wird auch heuer die Allerheiligenfeier still, aber darum nicht minder inbrünstig verlaufen. Die Frauen und Mädchen wänden den Toten Kränze nicht aus welkenden Blättern und Blüten, sondern Kränze, die keine Blut vergehrt und kein Sturm bricht: so kann ich aus einer Karte — sie hat auf der Karte stark gelitten, war fast unleserlich, mit Weiße zu entziffern — aus Tirol zitieren, die lange herumgeirrt ist. Ein Mann an der Front richtete sie an seine Gattin: „Liebe und Treue sollen Dich nicht verlassen; schreibe sie auf die Tafeln Deines Herzens, binde sie und trage sie am Hals. Unire Kinder erziehe in vaterländischem Geiste, in solchem Sinne, daß sie ergeben seien unserm guten, erhabenen Kaiser, unserm Reiche und unserm Land Tirol. Das ist der einzige Gedanke, der mich in Tod und Gefahr begleitet und der mich jedes Opfer, jede noch so schwere Prüfung leicht ertragen läßt.“

Es ist das ein ergreifendes Testament eines Mannes aus einem grandiosen Volke. Dieses Tirol, das solche Menschen zu den Seinen zählt, muß wohl liegen. Auch in dieser ernsten Zeit ist die Poetie und der Sinn für alles sonstige Schwere — besonders für Blumen — bei unsrem brauen Gebirgsbewohnern nicht ausgelöscht. Die

madere Luise Sch. schickt mir, wie so oft, ihre schönen Koskröschen, Frau Anna S. sendet die herkömmlichen Tiroler Nellen, den Nagelstrod, und Frau Ortner offeriert mir getrocknete Steinpilze, weil sie fürchtet, Blumen könnten den Transport nicht aushalten. Die brave Luise berichtet, daß der Militärfriedhof, wo so viele unsrer braven Freunde ruhen, beim Arnbacher Kirchl errichtet wurde. Es ist dies ein hübsches Wäldchen, wo einem einft nur das Echo ant- wortete — heute ertönen dort die Geschoffe. An dieser Stätte sind die stummen Herzen gebettet, deren Blut sich klaglos über die mitterliche Erde ergoß. In Tirol werden die Vögel besonders sorgsam gebütet; auf so vielen Friedhöfen ist es zu beobachten, welsch große Zahl gesiederter Sängler dort ihr Lied erklingen läßt. Dieser Ort war früher eine Stätte, wo die Alten ausruhten und die Kinder spielten; heute ist er eine Stätte der Toten. Die einzigen Lebenden sind die kleinen Sängler. Das Tiroler Volk nennt ihren Gesang auf den Gottesadern eine Serenade für die Toten, ein Gebet zum Himmel.

Eine Lehrerin, die sich der Schule und Krankenpflege widmet, ein edles und aus- gezeichnetes Wesen, Fräulein Theresia G., hat mit unermüdlichem Eifer die Verteilung von Schuhen und Kleidungsstücken übernommen und besorgt. „Das kleine, unscheinbare Edel- weissträußchen — schreibt sie — erlaube ich mir, an Euer Hochwohlgeboren zu senden. Diese Blüten brachten mir einige brave Soldaten, die trotz der Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohte, den Mut fanden, die schönsten Blüten von den Felsenriffen ihrer Heimat, deren treue Wächter sie sind, zu holen. Nicht achteten sie die heimtückischen Augen des Feindes, sie wollten nur dem Wohlthätigen

Spender einen Alpenruß senden für die vielen Gaben, die so viele brave Soldaten durch Ihre freigebige Hand empfangen haben.“

Der Führer von Miramar, Herr Kallischer, dieser ausgezeichnete Mensch, be- richtet mir über die Wirkung des Krieges auf seine Lorbeeren, Myrten und Schneeballen. Er spricht von dem herrlichen Miramar, seiner Flora, seiner unbegreiflichen Schönheit. Er schließt seinen Brief mit den Worten: Nach dieser Betrachtung wenden wir uns dem Karst zu, unserm mannhaft feiten und treuen Soldaten, dessen Widerstandskraft, mit unsern Soldaten gepaart, den in Ueberzahl sich befindlichen länderüberreichen Feind uns vom Leibe hält. Bereits überleuchtet die herbst- liche Laubfärbung der Eichenstämme das Rot und Gelb der Weingärten, hinter diesen den Silberglanz der Oliven, das Gold der Edelkastanien. Gegenwärtig hallt riefiger Kanonendonner von den Kluppen und Schluchten hernieder, was wieder einen meh- mütigen Eindrud hervorbringt. Wie viele, viele hoffnungsvolle Menschen haben auf dem Karst ihre letzte Ruhestätte gefunden für Gott, Kaiser und Vaterland.

Zahlreiche frische Gräberhügel in den Karstriedhöfen werden heuer zu Allerheiligen mit pietätvollem Aufpruch aus den herrlichen Gärten des Karstes gesäumt sein. Möge der Allmächtige geben, daß diese Opfer nicht ver- gebens gebracht worden sind. Ruhm, Ehre und unauslöschlicher Dank den Helden des Vaterlandes, es gedehle auf ihren Gräberhügeln volle Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für die Entwicklung unsrer Nachkommen, denn auch diese wollen und müssen ihren Platz an der Sonne finden.

Ein Priester im wahren Sinne des Wortes schreibt mir:

Wenn ich zurückdenke an meine Kinders- jahre, so steht es mir noch ganz lebhaft vor Augen, wie wir Kinder mit Ehrfurcht an jenem Soldatenfriedhof in der Nähe meiner Heimat horribergingen, auf dem von früheren Kriegs- jahren her noch scharf abgegrenzt Hügelchen an Hügelchen zu erkennen war. Ein mächtiges Kreuz inmitten zweier Trauerweiden war die einzige Zier, aber in der Kinder Herzen zog es wie Ehrfurcht vorüber, wenn sie an diesen Ort kamen, wie eben vor Gräbern von Helden, denen jedem einzelnen ein kostbares Monument gesetzt werden sollte, waren es ja nur Männer, Soldaten, die für Gott, Kaiser und Vaterland ihr Blut und Leben eingestekt hatten. Ein Soldatenfriedhof mit viellecht fünfzig bis hiebzug Gräbern war dies. Was ist aber der Soldatenfriedhof jener Zeiten im Vergleich zu denen, welche in unsrer jetzigen Kriegszeit er- stehen müssen?

Da ich ganz nahe der Grenze gegen Italien wohnte, mitten in den herrlichen Dolomiten, da ich selbst mehrere Monate gleichsam in der Feuerlinie lebte, wo die Granoten ganz nahe ihre schwarzen Rauchwolken emporsteigen ließen, freilich nicht mit dem vom Feinde er- wünschten Erfolge, um meines Vntes zu wahren, da ich Verbundene in den Hospitälern sehen und in ihrer Geduld und Hingabe be- wundern und manche auch bei ihrem letzten Gang zum Grabe begleiten konnte, so sind mir jene Erinnerungen meiner Jugend wieder so sehr nach geworden, daß ich einen Vergleich zwischen einft und jetzt anstellen konnte.

Nicht ein großer Friedhof, für eine weitere Gegend bestimmt, birgt die Helden unsres jetzigen Krieges, sondern jeder Kampfschlacht

hat seinen Selbentfriedhof oder auch deren mehrere. Wer hätte es sich vor zwei Jahren nur träumen lassen, daß in Höhen von 2000 bis 3000 Meter Friedhöfe entstehen könnten? Ich kenne eine Gegend mitten in den Dolomiten, wo eine Facke und Spitze mit der andern an Großartigkeit wechselfert, wo die Zielgestaltung so abwechselnd ist, daß eine Spitze sogar den Namen einer Wirtst erhascht hat, dort floß bei Beginn des Krieges mit dem welschen Erbfeind das erste Selbentblut in jener Gegend. Dort sollten die Tapferen auch ihre letzte Ruhe finden. Ein Grab ge- schauvelt ist gar bald, glaubst du, und der Held kannt in Ehren begraben werden. Nicht so in jener Gegend. Man kann doch nicht die Kellen bringen und ein in Stein gehauenes Grab für den Helden bereiten; alle wären sie es wert, daß ihnen ein Selbentgrab gehauen würde, aber das ist in der Kriegszeit ja nicht möglich, wo für gewöhnlich an der Front nur des Nachts die Gefallenen begraben werden können. Deshalb war es so schwer, einen richtigen Ort zu finden, wo auch genug Humus war, um die Leichen gut mit Erde bedecken zu können. Ein Bergführer der dortigen Gegend, der halb herrsch selbst den Selbentod starb, mußte Rat und konnte einen Platz angeben, wo Erde genug war, um Gräber schaufeln zu können, und so einen Friedhof zu errichten. Dort ruhen nun so manche tapfere Helden, ihr Grab, überragt von einem einfachen Kreuzlein, das den künftigen Besuchern jener Gegend den Namen des Tapferen, den es birgt, bekannt- geben wird.

Kaum zwei Stunden entfernt ist wiederum ein Selbentfriedhof zu finden, an einem Orte, wo vor einigen Jahren schon ein

27. IX. 1918

aufgepeitscheter Meiger
 So gelogen war mir
 kommen.
 Sie sich einmal unseren Zettel an, das
 Zeichen der Stadt Wien: unsere untergäng-
 licher Kunstdeutlicher — bleiben sie nicht, wie sie
 sind, auch wenn Fischer, Sivalen, Kavelmacher
 und selbst noch ein paar Nationalitäten uns ver-
 lassen? Die können sie uns nicht nehmen in ihren
 räuberischen Raufsäcken. Und daß wir die Herrschaf-
 ten selbst verlieren — nun, wir werden dann eben
 ganz vornehm werden, ganz entre nous sein. Mögen
 sie ihre schnurige Postfilz, die Polen ihre expresse-
 vischen Handelsgefächte bei sich zu Hause machen
 und ihre eigenen Landsleute an der Nase herum-
 führen und wirzen — wenn sie aber Schönheit
 sehen wollen, verfeinerte Kultur, die Kunst des an-
 mutigen Lebensgenusses, der unaufdringlichen Ele-
 ganz erkennen wollen, werden sie zu uns kommen
 müssen. Genau so, wie die Leute aus Berlin!"
 Der Kollege lachte kraampfhast.
 „Da schlag' einer lang hin!" stöhnte er förm-
 lich vor Meiger. „Berlin! Sie wissen wohl nicht,
 was Berlin eigentlich ist?"
 „D, warum nicht?" entgegnete ich triumphie-
 rend. „Berlin ist eine Stadt für Handlungsweifeude,
 eine Samtummel. Ich habe dort nie schlafen
 können. Man fängt über früh-schreit man in den
 Straßen noch und nach fünf schon. Na ja — be-
 greift! Ihre Leute wollen werden. Aber wir
 sind schon was, wir waren schon was, als Frau
 Berolina noch in den Wirtel lag! Guten Tag!"
 „Und ich ließ ihn stehen und eilte nach Hause.
 Denn endlich muß ich das Manifest doch auch lesen."

Publikum, das auf die Straßendehn wartet, bestand
 größtenteils aus Frauen und Mädchen, die teils nach
 ihrem Erwerb, teils auf den Markt gingen. Ich bin
 überzeugt, daß sie alle von großen Gefühlen bewegt
 waren; aber sie ließen sich davon nichts anmerken
 und taten, als sähen sie das Manifest nicht. Selben-
 haft verhielten sie den Schmerz in ihrer Brust, dräng-
 ten sich zum Schauplatz einer Modistin, die ihren
 Laden nebenan hat, und befürchteten dadurch eine
 Elektrische nach der anderen. Diese Person — es muß
 eine Propagandameisterin der Entente sein — hatte
 an einem solchen Tage nichts eiligeres zu tun gehabt,
 als einen neuen Hut in ihre Auslage zu stellen: einen
 Pelshut. Wie ich durch das Opernglas sah, war es
 ein breiter Hut. Die Kränze aus braunem Samt
 mit Wiedereinfaltung, der hohe Kops ganz aus
 Silber — verblüffend einfach, dabei kostbar und von
 ungemein homöopathischer Wirkung war dieser Hut. Was
 Wunder, daß das Manifest diese Kombination bei
 naiven Frauengemütern nicht ausschalten konnte und
 ungelesen sein Leben verwaunete! Hätte ich Talent zu
 einem Volkstrübun gehabt, ich wäre, so wie ich ging
 und stand, hinuntergelaufen und hätte gerufen: „Ge-
 noßinnen! Vergeßt Ihr den Ernst der Stunde?
 Schämt Ihr Euch nicht?" Dann hätten sich die
 Frauen vielleicht geschämt und sie wären in sich ge-
 gangen, vielleicht aber hätten sie sich auch nicht ge-
 schämt und sie wären in mich gegangen. Wer kennt
 sich heute in der Volkshöhe aus? Ich glaube aber,
 die höheren Gewalten hätten besser getan, das Mani-
 fest in das Schaufenster einer Modistin zu hängen.
 Geht hat zwar feinerweise keinen Erfolg mit einem
 Hut gehabt, hätte aber den Hut der Modistin
 läßt. Uns scheint es angemacht, daß ein und derselbe
 Mensch nicht zugleich Gefangenener und
 Feindbringer der Menschheit sein kann.

Wien post manifestum.
 (Original-Beitrag des „Neues Pester Journal“.)
 — Von Lola Freisch. —

Natürlich wollten wir schon lange, daß sich
 etwas vorbereite, nur mußten wir nicht recht, wie
 das zu erwartende Manifest ausfallen werde, ob so,
 oder so. Wir waren darauf selbstverständ-
 lich nicht so neugierig, wie auf die neue Operette von
 Oskar Strauß, aber immerhin — es wurde davon
 gesprochen entre le thé de guerre et la saccharine.
 Und eines Tages vollzog sich das Wunder wirklich
 und wahrhaftig: Wir legten uns schlafen im Kaiser-
 tum Desterreich und erwachten im Erzherzogtum
 Desterreich unter der Krone.

Meinen Genossen gegenüber befindet sich ein
 öffentliches Gebäude. Dasselbe dient kommunalen
 Zwecken und ist auch Sitz einer Tramwayhalterstelle,
 weshalb es von höheren Gewalten als guter Posten
 für amtliche Anordnungen betrachtet wird. Dem
 bis eine Elektrische kommt, kann man bequem einen
 Roman auslesen, wie erst eine Anordnung, Auf-
 forderung oder Rundmachung; ein nur halbwegs
 begabter Kopf kann ein solches Schriftstück in dieser
 Zeit sogar bequem auswendig lernen. Das Manifest
 fliebt schon an der Wand, und neugierig trat ich aus
 Fenster, um dessen Wirkung auf unser Wien zu
 betrachten.

Es war etwas nach acht Uhr morgens. Das

Ist der Zeitpunkt des Endes vom Weltkrieg bestimmbar?

So im herblichen Rauschen der Blätter Als im Schlachtendonnerwetter Urquell der Gnade, erkenn' ich dich. Theodor Körner.

Wie kann die Antwort auf die in der Anschrift gestellte Frage lauten? Ja und nein! Der Zeitpunkt ist bestimmbar unter bestimmten Voraussetzungen. Er bleibt unbestimmbar, wenn diese Voraussetzungen nicht zutreffen.

Im Laufe der letzten Jahre ist oft der Ausspruch eines weisen Mannes zitiert worden, lautend: „Behe dem Staatsmanne, der es nicht versteht, dem Gange der Zeit sein Ohr zu leihen, den Forderungen desselben Geltung zu verschaffen.“

Die Leiter der gegen die Mittelmächte in den Krieg eingetretenen Staaten haben dem deutlich vernehmbar Schritte der Zeit nicht aufmerksam gelauscht oder wollten ihn nicht beachten, meinend, sie könnten ihn nach ihrem Willen lenken. War es doch eben auch eine Eigenart dieser Zeitbewegung, daß sie alle Erfahrung und Autorität nicht gelten ließ und sich weise und willensstark genug dünkte, für alles die beste Richtung erwählen und sich den tauglichsten Weg bahnen zu können. So verfielen sie in den abermaligen Irrtum, jene Zeichen der Zeit, die seit Jahrzehnten als krankhafte Wucherungen buntfarbig und verlodend überall zu schauen und zu greifen gewesen sind, als deren eigenste Kraftäußerung und Blüte zu betrachten, deren höchste Entfaltung möglichst zu fördern, um sie zuletzt für sich allein zu gewinnen und damit den Gipfel der Macht zu erreichen, nach welchem zu streben die klare Vernunft gebot.

„Macht geht vor Recht“ ward zur Losung, zum Feldruf für alle Emporstrebenden, mehr noch. „Macht geht vor Recht“ ward zum Glaubensbekenntnis all derjenigen, die sich berufen fühlten, an der Lenkung der Staaten, Völker und Gemeinschaften aller Art mitzuwirken, im Dienste der wieder auf den Thron erhobenen „Göttin Vernunft!“

Diese neue Thronerhebung war nicht, wie die erste im Zeitalter der französischen Revolution an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert im Rausche gewalttätiger Freiheit durch verblendete Führer zügellos gewordenen Massen, plätzlich und mit theatralischer Verbrämung, sondern durch eine angelehene Garde, gebildet aus Männern der Wissenschaft und ihren Trabanten, mit Ueberlegung, systematisch und mit Benützung des mannigfaltigen Rüstzeuges erfolgt, das Wissenschaft, Christentum, Kunst und Technik darboten.

Es war eben der höchste Triumph der Wissenschaft, alles auf „Kraft und Stoff“ zurückzuführen, die Materie und die unbegreiflichen Naturgesetze, als das Um und Auf im gesamten Haushalt des Weltalls zu erkennen, ihr Wesen und Walten zu erklären und zu berechnen, zugleich aber über den Ursprung der einen und den Schöpfer der anderen, weil unerforschbar, zu schweigen. So ward sie zur Urheberin jenes Verderbnisses und Unheils, das Halbheit in sich trägt.

Aus ihr, aus dieser Scheinwissenschaft, schöpften mit gewinnlüchtigem Eifer zahllose, aus den Lehr- und Bücherhallen der Universitäten, technischen Institute, aus den Laboratorien, Kunst- und Gewerbeschulen halbgebildet ins Leben stürmende Elemente ihre gesamte Weisheit und schrien mit jener Strupellosigkeit, welche nur dieser Klasse von Strebern eigen ist, die frohe Botschaft in die Welt von der unbeschränkten Herrschaft der Vernunft und der Naturgesetze, dem Nichtvorhandensein eines Hebers, Uebermachers und Richters der Uebertreter dieser, „nur für die Natur, nicht für den mit freiem Willen begabten Menschen gültigen“ Gesetze. Sie verbannten die Gottheit aus der Welt, sie machten diese von Gott los und so wurde jener Teil der gesamten Menschheit, der ihren Lehren lauschte und folgte, eben gottlos.

Jener Teil war groß und befand sich in stetem Wachstum. Ueberaus zahlreich wurden die Genossen dieser weltflüchtigen, alles berechnenden, ergreifenden, in Berlin umfingenden, nach und nach sich immer weiter ausbreitenden Gemeinschaft, welche die staatlichen Organismen, die bestehenden Gesetze, das wirkliche Rechtsbewußtsein, das Pflichtgefühl und damit auch jede, wahren Idealen dienende Arbeit unwirksam zu machen strebte. Die Genossen dieser Gemeinschaft wurden gewonnen durch eine immer frecher auftretende, bestechliche, die Begriffe von Pressefreiheit, Volkswillen, öffentliche Meinung, Verfassung und Staatsinteresse völlig entstellende, dem Parteihaber und jeder zersetzenden Bestrebung Vorschub leistende, auch die sogenannten Politik ammaßlich beeinflussende Presse. Sie wurden in stetem Bann gehalten durch die Veranschaulichung mit den vielfältigen Betäubungsmitteln der Mode, des Sportes, Strebertums, der Jagd nach Genuß, Zerstreuung und Abwechslung, durch die Ausschaltung der Begriffe von Autorität oder Alterserfahrung, durch die Einschüpfung des maßlosen Kultus, der Persönlichkeit, wie durch die Proklamierung neuer,

an keine Pflichten gebundenen Rechte des Kindes und der Jugend, welche, heranwachsend, immer neue Ansprüche geltend machen zu dürfen glaubt.

Unter so bewandten Umständen, also in voller Gott- und Gewissenlosigkeit, in trübseligem Eigenkultus, wuchs eine Generation auf mit gewaltig entwickeltem Rechtsbewußtsein bei kümmerlich gedeihendem Pflichtgefühl. Aus dieser Generation sind jene politischen Machthaber hervorgegangen, die mit vermeintlich unerschütterlicher, berechnender Voraussicht all die Bündnisse geschlossen haben, welche eine Macht zu bilden berufen waren, die züferrn- und zahlenmäßig an Menschen- und Kriegsmaterial, an Gold, Geld- und sonstigen Kampf- und Zwangsmitteln reich genug war, ihren Plan der Zertrümmerung Deutschlands, der Donaumonarchie und der Türkei und Aufteilung der damit zu machenden Beute zweifellos sicherzustellen. Eines aber haben sie in ihren Berechnungen nicht bedacht. Sie vernachlässigten, alles mit jener überlegenen Vernunft zu regeln, zu ordnen und sicherzustellen, welche, als schaffende, lenkende und alles beherrschende Göttin, zum Höheren der in eitlem Selbstsucht sich blähenden, wahrer Selbstsucht völlig baren Gegenwart geworden war, jenen Höheren, der mit der Allmacht des Geldes und seiner gewissenlosen Sklaven, der Verführung, Bestechung, Lüge, Verleumdung und wenn nötig mit dem Meuchelmord, Hand in Hand, alles bewältigen und alles bewerkstelligen zu können, sicher war. Sie sahen das gewaltige Uhrwerk im Gange, leugneten dessen Schöpfer und Erhalter und maßten sich das Vermögen an, dasselbe nach ihrem eigenen Willen richtig stellen und treiben zu können.

Sie verstanden es nicht, „dem Schritt der Zeit zu lauschen“. Sie und mit ihnen die Mehrheit der Mächtigen gewahrten vor allem zwei große Dinge nicht: Zum ersten: Was der Welt und der Menschheit in Wahrheit not tat; zum zweiten: welcher Volkstamm, welche Völkergemeinschaft von der Weltentung berufen ist, diesem elementaren Bedürfnis genüge zu tun.

Andere ahnten es, was werden müsse, sie besaßen das hierzu nötige Organ, nicht bloß den berechnenden Kopf. Denn mit der Vernunft allein ist nicht alles getan. Auch das Herz hat sein Unrecht, weungleich es zu schweigen verurteilt war, in dem allgemeinen Hasten und Jagen nach Genuß und Gewinn, nach Macht und Einfluß, in dem stetigen Streben ins Große, Unermessene, Gewaltige, in Christentum, Kunst und Technik, ja auf allen Gebieten menschlicher Betätigung. Andere ahnten es, auf dem Wege der Empfindung, denn diese ist oft eine verlässlichere Weiserin als die Vernunft.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfaß ein kindlich Gemüt.

Darum konnte man oft den Sorgenruf vernehmen: „So kann es nicht weiter gehen. Die Welt und die Menschheit steuert einer fürchterlichen Katastrophe entgegen.“ Die „Welt“ aber ließ sich nicht beirren. Sie rajete weiter auf der breiten Bahn berechnender Selbstsucht und verlastete jene Wehner in souveräner Sicherheit.

Diese sah sie gegründet auf den wachsenden Reichtum, den gewaltigen Fortschritt von Handel und Industrie, beide gefördert durch Erfindungen und Schöpfungen ertaunlichster Art und geeignet zum weiteren Ausbau der geschmeidigen Macht zur Beherrschung der Länder, der See und der Luft.

Ob damit in Wahrheit den Völkern, der Menschheit als solcher ein Segen bereitet, Wohlfahrt gesichert werde, war nicht ihre Sorge. Die „Welt“, das sind jene, die sich anmaßten, in ihrem Namen zu reden und zu handeln, vergaß, sich selbst nur bewundernd, bedenkend, besorgend, der bedürftigen Menschheit, welche außer ihnen die Erde bewohnt. Man steuerte mit immer weiter entfalteten Segeln in das unausweichlich gewordene und doch nicht so nahe geglaubte Unheil.

Kurz vor dem Anbruch der gewaltigen Katastrophe, welche sich gegenwärtig, wie alles, was die letzten Jahrzehnte ins Leben gerufen haben, in ebenfalls ungeheuerlichen Dimensionen nun schon im fünften Jahre entwickelt, wurde der mißleiteten Menschheit ein Menetekel eindringlichster Art vor Augen geführt, mit dem Untergange des Riesendampfers „Titanic“.

Dieses Fahrzeug sollte den Gipfel englisch-amerikanischer Kunst und Technik, dabei auch die Kulmination der wahren Kunst, das Leben üppig und glanzvoll zu gestalten und raffiniert zu genießen, in jeder Beziehung darstellen. Es sollte zugleich der Herold sein für den Triumphzug der Milliarde und ihrer Macht, eine prächtige Brücke, welche England und die Vereinigten Staaten vor den Augen der Alten und der Neuen Welt prunkvoll verbindet. Es sollte eine Bühne werden, auf welcher das Schauspiel des hochmütigen Gebahrens unermesslichen Reichtums und seines Erzeugers, des Gewinners in strupellosen Geschäften, zu immer wieder erneuter Ueberführung gelangen und dargeboten werden sollte, daß nur jene zum Herrschen berufen sind, die es verstehen, dem Dasein dauernd solch „wertvollen“ Inhalt zu geben und bewiesen werden, daß Dienen und Darben das Schicksal derjenigen bleibe, die ängstlich und unklug an Kleinlichem kleben.

Viel Verlodendes lag in solchem Gebahren und es fand allerwärts Nachahmung in absteigender Linie bis

in die untersten Schichten und niedersten Massen der betörten Bewunderer des englischen Kaufmannsgettes und des amerikanischen Strebens ins Ungeheure und Maßlose.

Da kam die erste Ausfahrt der „Titanic“. Sie ward zu einem Weltereignis gemacht. Alles, was Namen und Ansehen zu genießen wähnte oder dessen würdig sich dünkte, wollte dabei sein. Betten wurden abgeschlossen, welche die Fahrdauer auf ein Kleinmaß der Zeit herabzudrücken geeignet waren. Es sollte aber alles übertroffen werden, was bisher von Schiffbaukunst und Navigation erreicht wurde, wie einst mit dem Turmbau zu Babel. . . . Aber der Triumph blieb aus, ebenso wie damals und dort. Das Fahrzeug fuhr mit ungeheurer lebendiger Kraft in tote, treibende Eisberge. Es ward von einem derselben förmlich durchsägt und sank, ungeachtet aller Voraussicht der Erbauer, zum Trotz ihrer Entwürfe und zur Durchführung gebrachten Maßnahmen gegen das Eindringen von Wasser in den Körper des Schiffes in solchen Massen, daß sein Untergang denkbar wäre!

So scheiterten die Kunst und Technik, die Kunst und Industrie mit all ihren tausendfältigen, eine schwimmende Welt bauenden und ausstattenden Hervorbringungen des unerreichlichen, unübertrefflichen zwanzigsten Jahrhunderts an einer Scholle von Eis!

War das nicht auch ein Zeichen — gleich dem „herbstlichen Rauschen der Blätter“ — aus dem „Urquell der Gnade“, erfolgt, damit die Menschheit aus ihrem Rausche erwache und Umkehr suche auf der verkehrten Bahn eines irrig verstandenen Fortschrittes, Rückkehr zu Gott und zu allem Göttlichen? Zur Einfachheit, zur Genügsamkeit, zur erhebenden Freude an der Erfüllung der mannigfachen Pflichten im Berufe, im Verhältnis zu allen Mitmenschen, zu den Gemeinschaften bis zum Vaterlande und seine Beherrscher. Achtung vor dem Rechte des Nächsten wie der Fernstehenden, Achtung vor der Arbeit, der Tugend, vor Verträgen, Gesetzen, Satzungen, Schranken und Geboten aller Art, Ehrerbietung gegen Alter und Erfahrung, Strenge gegen sich selbst, Milde und Güte gegen Hilfsbedürftige, mit einem Worte zu edler Menschlichkeit und wahrer Würde im Verkehr von Stand zu Stand, Partei zu Partei, von Volk zu Volk! Das alles war das Eine, was der Menschheit not tat, und eben dies alles war vergessen, verachtet, als kleinlich und veraltet, verbraucht und morsch angesehen, nur der Mammonismus, Mammutismus und Malthusianismus, diese alles bezwingende und beherrschende, der „Göttin der Vernunft“ entstammende Dreieinigkeits, sollte Gesetze geben und der Sacra Egoismo sollte ihr Vollstrecker sein.

Das ermahnende Menetekel ward mißachtet. Der feindliche Mächtebund verstand den Wind zum Aufhorchen auf den Schritt der Zeit nicht und ebenso, wie er das eine: „Was der Menschheit not tat“, nicht ersuchte, ebenso war er in bösligem Arzturn über das zweite: Welcher Volkstamm, welche Völkergemeinschaft von der Vorsehung berufen ist, dem elementaren Bedürfnis der Menschheit Genüge zu tun.

Die in dem uns feindlichen Mächtebund führenden Machthaber Englands hielten und halten auch heute noch, die anglikanische Rasse als zur Herrschaft über die Welt berufen, geht doch ihr Bestreben planmäßig seit Jahrhunderten darauf aus, diese Herrschaft zu verewigen. Sie meinten mit König Eduard 7., in dessen Plan zur Einkreisung Deutschlands, die Bahmlegung dieses hoch aufstrebenden Rivalen zu erreichen. Sie hofften, durch die Aufspaltung der Balkanvölker, Verführung Rumäniens und Italiens zum Treubruch und Verhöhnung der zur Monarchie verbundenen Nationen Oesterreich-Ungarn zertrümmern zu können. Sie meinten dies ebenso zu vermögen, wie es ihnen unter allerlei Vorwänden und Anwendung der verabschiedungswürdigsten Gewaltmittel gelungen war, der Türkei Schritt für Schritt Ägypten, den Sudan, Cypern, Aden und anderen wertvollen Besitz zu entwinden ebenso, wie sie vorher es verstanden, unter dem Titel der Befreiung geknechteter Völker seinerzeit schon, mit Griechenland beginnend, den Osmanen Land um Land zu entreißen, bald unter begieriger Mitwirkung der heute mit ihnen verbündeten Mächte, bald auch im Kampfe gegen Rußland, jener eine vor ihnen, der England ein gefährlicher Mitbewerber gewesen, auf Beutezüge aus dem Staatsförder der heuchlerisch behaupteten, in Wahrheit für sich selbst begehrten Türkei.

Kann diese mit Brutalität und Betrug scheinheitig vorgehende Britenrasse der von der Vorsehung zur Veredlung und wahrhaften Beglückung der Menschheit berufene Volkstamm sein?

Sing und geht nicht eben von ihm die elementare Verderbnis aus, welche den Völkern, den Weltbrand entkesselt hat? Kann eines der vielen, den Briten verbundenen Völker das berufene sein? Etwa die französische Nation, welche so lange Zeit eine führende Rolle auf dem Kontinente inne hatte und welche nicht in der Lage ist, zu begreifen, daß die Zeit der Geltung ihres Vorranges vorüber ist? Jene Nation, deren Eitelkeit England zur Wiederanfackung der fast verglommenen Revanchegelüste nützte, um an die Stelle dieser Schwäche einen, nun völlig verblutenden Bundesgenossen zu legen? Oder sollten die Italiener die Berufenen sein? Ist ein so frevelhafter Treubruch, wie

16. Oktober gefunden, welches den „Wiederaufbau des Vaterlandes auf seinen natürlichen und daher zuverlässigsten Grundlagen“ als nationalen Bundesstaat in Aussicht nimmt. Bestimmt durch das von den mitteleuropäischen Mächten vorbehaltlos angenommene Programm Wilsons, dessen zehntes „Gebot“, betreffend die „freieste Möglichkeit der autonomen Entwicklung der Völker Oesterreich-Ungarns“, offenbar mit dem Weiterbestande unserer Monarchie als Großmacht rechnete, durch die eben veröffentlichte Antwortnote auf das Friedensangebot unserer Regierung über Sinn und Tragweite änderte, sind schon die staatenzerstörenden und staatenbildenden Kräfte an der Arbeit, und die eiserne Logik der Notwendigkeit allein wird den Punkt bestimmen, bis wohin ihre Tätigkeit reichen soll.

Bevor eine Prüfung der Wirkung der für die künftige Gestaltung des Staates maßgebenden Tatsachen versucht wird, dürfte es nicht unerwünscht sein, kurz die Bedeutung einiger zunächst in hingeworfenen Schlagworten angedeuteten Gestaltungsmöglichkeiten klarzulegen. Bald wird von bundesstaatlicher Gestaltung des künftigen Oesterreich, auf welche sich auch das kaiserliche Manifest festgelegt hat, bald wieder von einem Staatenbund, einem Staatenstaate, dann wieder von einer Real- oder Personalunion unter den neuen Staaten gesprochen. Endlich wird auch die Schaffung von einander völlig unabhängiger Staaten in Betracht gezogen. Was nun diese Formen im einzelnen betrifft, so wird von der Wissenschaft als Bundesstaat die Verbindung mehrerer Staaten zu einer Staatenkorporation, also unter Schaffung eines neuen über den verbundenen Gliedstaaten (die mitunter auch selbst als „Bundesstaaten“ bezeichnet werden) stehenden Staatswesens verstanden; auf dieses geht ein Teil der Kompetenzen der Gliedstaaten, nämlich solche, die ihre gemeinsamen Interessen betreffen, jedoch unter Aufrechterhaltung der staatlichen Existenz der Gliedstaaten, welche in der Zusammensetzung der Bundesorgane (Bundesrat, Kongress, usw.) zum Ausdruck kommt. Der Staatenbund dagegen ist eine lose, bloß vertragsmäßige Verbindung souveräner, voneinander unabhängiger Staaten zur gemeinsamen Verwirklichung gewisser Interessen, namentlich der Außenpolitik. Es entsteht hier also kein neuer Staat, keine Bundesgewalt, welche unmittelbar in die Rechte der Bürger der verbundenen Staaten eingreifen könnte. Das Wesen der Personal- und Realunion besteht dagegen in der Verbindung mehrerer selbständiger monarchischer Staaten durch die Gemeinsamkeit des Herrschers. Ist diese Verbindung eine bloß vorübergehende, so wird von Personalunion gesprochen. Wenn dagegen die Thronfolge in mehreren Staaten vererbt wird, so ist die Verbindung eine dauerhafte, dann wird die Verbindung als Realunion bezeichnet. Aus dieser Begriffsbestimmung ergibt sich die wichtige Folge, daß eine Realunion ohne gleichzeitigen Bestand gemeinsamer Angelegenheiten, welche übrigens mitunter auch als Personalunion bezeichnet wird, die verbundenen Staaten selbständig, also mehr nach dem Prinzip des Staatenbundes gestaltet, während sie bei bestehenden gemeinsamen Angelegenheiten, die durch gemeinsame Verwaltungsorgane besorgt werden (gemeinsame Ministerien), mehr dem bundesstaatlichen Typus entspricht.

Wichtiger aber als die vielfach schwankende Begriffsbestimmung ist die Wirkung, welche von den einzelnen Arten der Staatsverbindungen auf die Politik der verbundenen Staaten ausstrahlt. Es ist klar, daß ein bloßer Staatenbund die Selbständigkeit der Politik der föderativ verbundenen Staaten, mögen sie auch die gleiche Dynastie besitzen, also zugleich eine Realunion darstellen, am wenigsten beeinträchtigen wird. Anders der Bundesstaat. Dieser bildet den Ausdruck für das Vorhandensein von dauernden gemeinsamen, über das Bedürfnis des einzelnen Gliedstaates hinausgreifenden Zwecken, welche durch die einzelnen Gliedstaaten nicht oder nicht hinreichend wahrgenommen werden können, und schafft in der Bundesgewalt zugleich das Mittel zur Durchsetzung dieser Zwecke. Die Geschichte lehrt, daß überall dort, wo die Verbindung mehrerer Staaten, mochte sie auch in der losen Form eines Staatenbundes eingegangen worden sein, dem kulturellen Bedürfnis der verbundenen Staaten tatsächlich entsprach,

nachträglich in stärkere Formen überging, sei es in die des Einheitsstaates, sei es in die des Bundesstaates. Letzteres war der Fall bei den gegenwärtig bestehenden Bundesstaaten, sowohl im Deutschen Reiche, welches nach Ausschreibung Oesterreichs aus dem ehemaligen deutschen Staatenbunde erwachsen ist, als auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, endlich in der Schweiz. Für den umgekehrten Vorgang der Umwandlung eines Einheitsstaates in einen Bundesstaat fehlt es, wenn von gewissen Uebergangsstadien in der Entwicklung der Balkanstaaten abgesehen wird, in der neueren europäischen Geschichte an Beispielen.

Wenn wir nun die Wirkung der kulturpolitischen Tatsachen, die für eine Neugestaltung des bisherigen österreichischen Einheitsstaates in Betracht kommen, in das Auge fassen, so muß zunächst eines auffallen: Jedem der bisher aufgeworfenen Projekte einer Neugestaltung stellen sich mächtige Widerstände und Hemmnisse entgegen, deren volles Gewicht erst hervortreten wird, wenn die Gestaltungen aus dem Stadium des bloßen Projekts in die Wirklichkeit übertragen werden sollen. So erwachsen selbst für das offenbar unvermeidlich gewordene Ausschneiden der Polen aus dem Rahmen unseres Staates aus der national-geographischen Konfiguration Galiziens, dessen Teilung ja vielfach verhorrezt wird, außerordentliche Schwierigkeiten. Was die deutschen Alpenländer betrifft, so würden sie zwar als Staatswesen ein durch die Flußläufe der oberen Donau und der Drau geographisch abgeschlossenes und national einheitliches Gebiet bilden, welches jedoch, durch die von Südslawen und Italienern bewohnte Küste vom Meere abgeschnitten und verhältnismäßig getreidearm, auf die benachbarten Agrarstaaten angewiesen wäre. Dem südslawischen Küstengebiet würde wiederum, sofern nicht eine Vereinigung mit den übrigen, jedoch zur Stephanskronen gehörenden südslawischen Ländern durchgeführt wird, das Hinterland fehlen. Was aber den czecho-slowakischen Staat anbelangt, so bilden zwar die Sudetenländer mit der benachbarten Slowakei ein geographisch durch das böhmische Randgebirge, die Beskiden und das Waagtal abgeschlossenes Territorium, welches sich auch, vorausgesetzt, daß es gelänge, die deutschen Bewohner etwa durch entsprechende nationale Garantien und Schutzeinrichtungen für dieses Staatsprojekt zu gewinnen, auch insofern wirtschaftlich ergänzen würde, als der slowakische, vorzüglich agrarische Teil das natürliche Absatzgebiet für die Industrie des deutschen Teiles bilden würde. Aber gerade hier stellen sich vor allem in der ablehnenden Haltung der Deutschen gegen die Einverleibung in den neuen Staat, ohne welche aber wiederum die vor czechischer Seite auf das heftigste bekämpfte Zerreißung des Landes eintreten würde, dann in den Aspirationen der Polen bezüglich eines Teiles Schlesiens und endlich in der durchaus negativen Stellungnahme Ungarns gegen die Losrennung der slowakischen Teile der vollen Verwirklichung kaum überwindbare Schwierigkeiten entgegen. Wer selbst wenn alle diese Schwierigkeiten beseitigt würden, so würde bei radikaler Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes durch die Schaffung von einander unabhängigen Staaten im Herzen Europas eine Reihe von Klein- und Mittelstaaten entstehen, welche, umgeben von weit mächtigeren Nachbarn, in ihrer Isoliertheit und belastet mit der verhängnisvollen Erbschaft einer ungeheuren Kriegsschuld, nur ein wirtschaftlich kümmerliches Dasein führen würden. Schon diese Erwägung drängt zum Zusammenschluß der Kräfte.

Das kaiserliche Manifest beabsichtigt nun, unbeschadet der Gewährleistung der Selbständigkeit jedes der nationalen Einzelstaaten, den wirksamen Schutz gemeinsamer Interessen überall dort, wo die Gemeinsamkeit ein Lebensbedürfnis der nationalen Staatswesen ist, in Form eines Bundesstaates durchzuführen. Den Grundgedanken der Umgestaltung in einen Bundesstaat halte ich an sich für richtig und der geschichtlichen Mission Oesterreichs entsprechend, zumal die Unhaltbarkeit der durch die bestehende Verfassung geschaffenen Organisation jedermann einleuchten wird. Die fast vierhundertjährige Dauer der Vereinigung der böhmisch-österreichischen Länder beweist schon, daß Oesterreich nicht eine Schöpfung des Zufalls ist, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit, und daß auf

Vergangenheit und Zukunft Oesterreichs.

Von Universitätsprofessor Dr. Rudolf v. Serenritt. Wien, 20. Oktober.

Die Krise, in der die österreichisch-ungarische Monarchie und insbesondere der österreichische Staat sich gegenwärtig befindet, unterscheidet sich nicht bloß durch ihre Schwere, die den Staat geradezu vor die Frage des Seins oder Nichtseins stellt, von den Erschütterungen, die das an harte Schicksale gewohnte Oesterreich schon wiederholt durchmachte. Während aber die Krisen der früheren Jahrhunderte, so diejenige des Erbfolgekrieges und der napoleonischen Ära, sich in einer Zeit unbeschränkter Herrschaft des monarchischen Prinzips abwickelten und die politische Stellung der Dynastie den unerschütterlichen Pfeiler bildete, an dem sich das Gefüge des Staates, mochte es noch so gelockert sein, von selbst wieder festigte, erscheint diesmal, beeinflusst durch den demokratischen Gedanken, der unter dem Schlagworte des Selbstbestimmungsrechtes der Völker aus der gegenwärtigen Weltkatastrophe zunächst als Sieger hervorgegangen ist, auch die bisherige starke Stellung des monarchischen Prinzips in den mitteleuropäischen Staaten bedroht. Dies muß aber in einem Nationalitätenstaate wie Oesterreich dazu führen, daß der ohnehin niemals allzu starke, vorzüglich durch die Stellung der Dynastie repräsentierte einheitliche Staatsgedanke, das Gefühl zum Staate, immer mehr abhanden kommt.

Unter dem Einflusse des Wilsonschen Programms bringt fast jeder Tag Erklärungen der politischen Parteien und Organisationen hervor, die, ohne viel nach der Durchführbarkeit zu fragen, dartun, daß die durch die Bande einheitlicher Staatsgewalt bisher zurückgehaltenen politischen Kräfte mit elementarer Macht neuen Gestaltungen zustreben, ja solche bereits gefunden zu haben glauben. Ihre Anerkennung und Sanktion hat diese Bewegung aber durch das soeben kundgemachte kaiserliche Manifest vom

r hat, neben Korff, als solcher seine eigene Note. Ja er überreicht in diesem Punkte sogar sein erlauchtes Vorbild, Ernst Hartmann, der im allgemeinen einen französischen Marquis herzeugender darzustellen wußte als einen österreichischen Grafen. Bei Kramer ist es umgekehrt. Figuren wie der Fürst Schnitzler, Komtesse Mizzi oder der Graf in „Sink und Niederbruch“ haben etwas schleichthin Ueberzeugendes und eine vollkommene Lebensechtheit, die das sicherste Merkmal des schauspielerischen Kunstwerks ist.

Bei all dem hat es etwas Befremdliches, daß dieses in seiner schönsten Blüte stehende Talent, daß dieser nach allen Richtungen hin im Wiener Boden verwurzelte böhmische Schauspieler Wien jetzt plötzlich untreu wird. Doch ist es zweifellos Kramers eigener Wunsch, der als solcher nur zum geringeren Teil jener künstlerischen Unzufriedenheit entspringt, die sich in seiner Abschiedsrede Luft machte. In der Hauptsache ist es die Stellung des Direktors, die ihn reizt, nicht zum erstenmal reizt. Nun, Herr Kramer wird als Direktor des hochangesehenen Prager Landesheaters gewiß reichlich Gelegenheit haben, diesen seinen Ehrreiz auszuüben, und wir zweifeln nicht, daß er die Rolle des Direktors schließlich mit ebenjoviel Anstand und guter Haltung durchzuführen wissen wird, wie jede andere Rolle. Eine der Hauptaufgaben des Direktors Kramer wird es ebenfalls sein, dem Schauspieler Kramer neue, seiner würdige Aufgaben zuzuführen. Dieser, der Schauspieler, befindet sich heute in annähernd derselben Lage, wie sein totes Vorbild, Ernst Hartmann, zu Beginn der neunziger Jahre, bevor er sich die graue Perücke aufsetzte, und wie er damals steht auch er heute vielleicht ahnungslos vor einer größten Erfolge. Sie werden ihm nach wie vor in Wien blühen, wo sein Talent zu Hause ist und wohin es ständig bleibt. Leopold Kramer wird auch als Prager Direktor nicht aufhören, ein wienerischer Schauspieler zu sein. Raoul Auerheimer.

Volkshbildung.

Von Universitätsprofessor Dr. Ed. Brückner,
Obmann des Ausschusses für volkstümliche Univer-
sitätsvorträge an der Universität Wien.

Am 1. und 2. November findet in den Räumen der Wiener Universität, einberufen vom Ausschuss für volkstümliche Universitätsvorträge an der Universität Wien, von der Leitung des Wiener Volkshbildungsvereins und jener des Wiener Volkshheims, eine Tagung für Volkshbildungsweisen statt. Die Zeit, in der wir leben, mit ihren sich überstürzenden Ereignissen der inneren und äußeren Politik, den schweren Sorgen um die Ernährung, ja um die ganze Existenz, ist nicht geeignet für eine festliche Versammlung. Um eine solche handelt es sich hier auch gewiß nicht, sondern um ernste Arbeit. Gilt es doch, zu beraten, wie das Volkshbildungsweisen in der Zukunft auszugestalten sei, und dazu ist jede Zeit, auch die schwerste, die rechte Zeit. Was gäbe es auch in der Not, in der wir alle leben, für eine größere Aufgabe, als für die Gesamtheit des Volkes zu arbeiten?

Uebersichten wir die Anfänge der Bewegung für das Volkshbildungsweisen in den verschiedenen Kulturländern, so sehen wir mehrfach, wie gerade im Gefolge eines außenpolitischen Niederganges gleichsam als Gegengewicht dazu das Volkshbildungsweisen einen Aufschwung nahm und dem Volk nicht nur über die schwere Zeit hinweghalf, sondern es zu neuer Blüte und Wohlfahrt führte.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde zuerst in England in Anlehnung an die rasch erstarkende Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter im Working Men's College eine Institution geschaffen mit dem Ziel, dem einfachen Arbeiter Bildungselemente zugänglich zu machen, deren er früher entbehrt: Es entstand die erste Volkshhochschule. Hier wurde in den freien Stunden den Arbeitern Unterricht in den verschiedensten Fächern erteilt, in modernen Sprachen und moderner Literatur, aber auch in den alten Sprachen, dann in Geschichte, Geographie, in den Naturwissenschaften usw. Die Bewegung griff bald nach Amerika über, und hat unter dem Schlagwort „University Extension“ fast in allen Kulturländern mehr oder minder Boden gefaßt.

Auf dem europäischen Kontinent ist Wien vorangegangen. Viel später erst folgte das Deutsche Reich. 1885 wurde der Allgemeine niederösterreichische Volkshbildungsverein gegründet, aus dem 1887 der Wiener Zweigverein hervorging. Dieser setzte sich von vornherein ein doppeltes Ziel: er suchte einerseits durch Errichtung von Volkshbibliotheken den weiten Kreisen der Bevölkerung gegen ein ganz winziges Entgelt guten Lesestoff zu vermitteln und andererseits durch Veranstaltung von Vorträgen weite Kreise der Bevölkerung anzuregen und so ihre Bildung zu heben. Nicht nur einstündige Vorträge, auch mehrstündige Zyklen wurden gehalten. So groß war der Zudrang zu diesen Vorträgen, daß schon im zwanzigsten Jahr der Tätigkeit die Gesamtsumme der Vortragsbesucher die erste Million überschritt. Bald machte sich das Bedürfnis eines eigenen Heims geltend, und Dank den Spenden reicher und auch wenig bemittelter Gönner sowie des Staates und der Gemeinde, war es möglich, 1909 im fünften Bezirk das für die Zwecke des Volkshbildungsweisen gebaute Volkshbildungshaus mit Vortragsaal, Lesesaal, Uebungsräumen usw. zu eröffnen.

Hand in Hand mit dem Volkshbildungsverein arbeitet seit 1897 der aus diesem hervorgegangene Verein Zentralbibliothek, der unter dem Protektorat des Senats der Universität Wien entstand. Er nahm dem Volkshbildungsverein die Fürsorge für die Volkshbibliotheken ab, die sich unter der Leitung Eduard Meyers zu hoher Blüte entwickelten.

Schon 1890 hatte der Volkshbildungsverein volkstümliche Universitätskurse nach englischem Muster angeregt. Sie wurden zunächst im Schoße des Vereins selbst gehalten. Seit dem Winter 1894/95 sind sie vom Volkshbildungsverein losgelöst und selbstständig ausgebaut. Ein vom Senat der Universität ernannter Ausschuss leitet sie. Als Lehrer und Vortragende wirken Professoren, Dozenten und Assistenten der Universität. Einzelne Vorträge werden hier nicht abgehalten, sondern stets Zyklen von sechs Stunden. Sie erfreuen sich eines ganz außerordentlichen starken Besuches. Nicht selten wird ein einziger Kurs von fünfhundert und mehr

Hörern besucht, so daß mehrfach Parallelkurse eingerichtet werden mußten.

Aus der Hörerschaft der volkstümlichen Universitätskurse kam die Anregung zur Errichtung eines Volkshheims für das Volkshbildungsweisen, in dem außer Vorträgen auch Uebungen, Laboratoriumsarbeiten usw. gepflegt werden könnten. So wurde 1901 der Verein „Volkshheim“ gegründet, der 1905 am Koflerpark sein schönes Haus eröffnete. Ein zweites Haus, für das die Gemeinde in entgegenkommender Weise einen Platz zur Verfügung gestellt hat, ist im 20. Bezirk geplant.

Alle diese verschiedenen Organisationen zur Pflege des Volkshbildungsweisen arbeiten Hand in Hand. Es sind zum Teil dieselben Persönlichkeiten, die die treibenden Kräfte sind, so der gegenwärtige Rektor der Universität Hofrat Prof. Dr. F. Bede, der Dozent der Geschichte Dr. Ludo Hartmann, der Philosoph Prof. Dr. Reich. Die Organisationen sind autonom, werden aber sowohl r. i. Staat als auch von der Gemeinde subventioniert.

Die Besucher der Vorträge und Kurse entstammen den verschiedensten Kreisen; da sieht man neben dem Fabrikarbeiter und dem Handwerker, Handelsbessene beiderlei Geschlechts, aber auch Lehrer und Beamte, brüderlich sitzen alle zusammen, geeint durch die Teilnahme an dem, was ihnen vom Vortragenden geboten wird. Es gibt keine dankbarere Hörerschaft als die eines solchen volkstümlichen Vortragskurses. Manche sind Stammgäste seit vielen Jahren und fühlen sich zusammengehörig wie eine große Familie. Dabei wird ihnen, was geboten wird, nicht unentgeltlich geboten. Ein kleiner, freilich sehr kleiner Beitrag wird eingehoben, schon der Kontrolle des Besuches wegen, dann aber auch, weil es sich hier nicht um eine Wohltätigkeitseinrichtung handelt, sondern um etwas, was der Bevölkerung geboten wird zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen.

Mehr an die bemittelten Stände richtet sich die Tätigkeit der Wiener Urania, wo ebenfalls Vorträge und Kurse, doch gegen ein im Vergleich zum früher erwähnten hohes Entgelt, erteilt werden. Auch die Urania spielt eine nicht unwichtige Rolle im Bildungsweisen unserer Stadt.

Seit Jahresfrist wird in den leitenden Kreisen des freien Volkshbildungsweisen eine Ausdehnung der Tätigkeit erwogen. Schon seit langem werden zwar volkstümliche Vortragskurse auch außerhalb Wiens abgehalten. Es sollte nun diese Tätigkeit erweitert werden. Auch die kleineren Städte, dann aber auch das Land mit seiner Bauernbevölkerung, sollte womöglich in den Bereich der Tätigkeit für das Volkshbildungsweisen einbezogen werden. In den skandinavischen Ländern ist es im ausgedehnten Umfang geschehen. Sie haben im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ihre politische Macht verloren, aber dafür eine überaus hohe Kultur genossen. Mit Stolz können die nordischen Völker auf das in einer verhältnismäßig kurzen Zeit Geleistete zurückblicken. Nicht nur in der Literatur, sondern auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ist ein erstaunlicher Aufschwung erfolgt, und einen Hauptanteil daran hat die Erhöhung der allgemeinen Volkshbildung, die besonders durch die Wirksamkeit der eigenartigen nordischen Volkshhochschulen gefördert worden ist. Sie sind der dünn gesäten Bevölkerung der weiträumigen Länder angepaßt, in denen die Zahl der Städte gering ist. In diesen Volkshhochschulen vereinigen sich im Winter die alten und jungen Leute und werden hier durch Vorträge und Uebungen in den verschiedensten Fächern keineswegs etwa nur in denjenigen, die mit ihrer beruflichen Tätigkeit zusammenhängen, unterrichtet.

Es heißt nun heute das Volkshbildungsweisen in Deutschösterreich zu erweitern und zu vertiefen. Das ist nicht nur ein idealer Zweck, sondern auch von hoher praktischer Bedeutung. Wir leben in einer wirtschaftlich schweren Zeit und schwere Zeiten stehen uns noch bevor. Es gilt, sich zu rüsten, diese zu überwinden und dem Volk Deutschösterreichs darüber hinwegzuhelfen und es emporzuführen zu weiterer Blüte und Wohlfahrt. Da ist die Hebung der Volkshbildung ein überaus wichtiges Mittel. Es ist eine feststehende Tatsache, daß durch die Erhöhung der Intelligenz des einzelnen Arbeiters, mag er nun in der Fabrik oder in der Landwirtschaft sein Brot verdienen, die Leistungsfähigkeit der Betriebe ungemein erhöht wird. Das ist für den wirtschaftlichen Wettkampf der Völker von der allergrößten Bedeutung; die Erhöhung der allgemeinen geistigen Regsamkeit, die Veredelung der Genüsse fördert auch das Innere Gedeihen der Nationen. Auf der Tagung in Wien wird nun über die zukünftige Organisation des Volkshbildungsweisen in Deutschösterreich beraten werden, um das Bildungsniveau und damit auch die Wohlfahrt der gesamten Bevölkerung zu heben.

Möge der Tagung ein guter Erfolg beschieden sein, dem deutschen Volk in Deutschösterreich zum Segen!

Verhinderung des Durchzuges der Heeresangehörigen beider Volksstämme durch deutsche Gebiete und damit auch die Besetzung der Eisenbahneinbruchsstellen in den südlichen deutschen Landesgebieten durch deutsches Militär ins Auge zu fassen.

Es sind sofort die Volkswagen zu zählen, welche sich im deutschen Gebiete befinden, weiters ist der Sollstand gegenüber dem genannten Wagenpark der österreichischen Bahnen für das deutsche Gebiet zu bestimmen.

Der Reichsbund erwartet, daß ihm und den übrigen deutschen Eisenbahnverbänden von der deutschen Nationalversammlung ehestens Weisungen darüber zukommen, welche Mithilfe er von den deutschen Eisenbahnern in der Sicherung der Verpflegung der deutschen Gebiete verlangt.

Im besonderen fordert der Reichsbund eine rückwärtslose Verhinderung der Kapitalsauswanderung aus deutschen Gebieten auch gegenüber jenen Personen, welche zufolge ihrer Volkszugehörigkeit zu einem fremden Volke das deutsche Gebiet verlassen müssen.

Alle deutschen Eisenbahnbediensteten sind sofort vom Seeresdienst zu befreien und zur Heimatsbahn rückzusenden. Alle im fremden Volkshereiche bediensteten deutschen Eisenbahner sind in deutsche Stationen zu berufen. Die deutsche Nationalversammlung wolle erklären, daß für die deutschen Eisenbahner sie die Bürgschaft für die Durchführung der vom Staatsangestelltenauschuß zugunsten der Eisenbahner beschlossene Maßnahme übernehme. Die Nationalversammlung trägt Sorge, daß die in den Randbezirken im Dienste stehenden Eisenbahner bewahrt werden.

Ernährungsaushilfe für Deutsch- österreich.

Ein Beschluß des deutschen Kriegskabinetts.

Aus Berlin, 27. d., wird gemeldet: Staatssekretär Scheidemann hat heute die hier weilenden Abgeordneten v. Pank und Friedmann verständigt, daß das Kriegskabinet heute vormittags die Ernährungsaushilfe für Deutschösterreich grundsätzlich beschlossen hat. Die Verhandlungen über die Durchführung werden morgen von den beiderseitigen Regierungsvertretern gepflogen und abgeschlossen werden.

Tagesbericht.

Triester Kriegsbilder.

Im Zug nach Triest wimmelt es in den Abteilen aller Klassen von Fahrgästen aller Klassen, die sich in dem Trunter und Drüber von Koffern, Körben und Kisten schlecht und recht ein Stehplätzchen erkämpfen. Wie und wo sie darum kämpfen, darüber heute noch ausführlich zu berichten, hieße Gulasch nach Athen oder Strozzi nach Triest bringen. Aber diese Strozzi sind eine recht bemerkenswerte Kriegsercheinung in unserem großen Freihafen.

In der angstvollen Enge der schmalen Gänge fallen die vielen ländlich gekleideten Frauen auf, schwer beladen mit Padeln und Binkeln, Säcken und Körben. Gewiß Kriegsflüchtlinge, die mit ihrem armseligen Hab und Gut den Heimatdörfern zustreben. Wie werden wohl die bemitleidenswerten Geschöpfe ihren offenen Heimatsherd wiederfinden? Im Geiste entsteht ein rührendes Bild: Dorf bei Monsalcone oder Görz, drei wehlagende Frauen, Großmutter, Mutter und Kind, vor verrauchten Haustrümmern und in den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen, Tränen des Jammers und der Freude der Heimgefundenen. Ihre letzten Heller hatten sie zusammengelesen, um sich die Fahrkarte dritter Klasse zu „erlösen“ für die Fahrt nach dem Süden. Daß sie in die zweite Klasse gerieten, ist nicht ihre Schuld, daß der Schaffner gerade jetzt knapp vor dem Ziel kommt, nicht ihr Verlangen, denn sie müssen nachzahlen. Und siehe, eine um die andere der Frauen greift unter vielen laut hervorsprudelnden Worten in Tasche und Busenlag und ganze Bündel Banknoten tauchen auf... Ein Mitreisender flüstert Strozzi! Das Mitleid ist verflogen.

Dieses Wort ist weniger schön als deutlich. Strozzi bedeutet würgen, strozzine, strozzinaggio ist der kräftige welsche Ausdruck für unser sanfter klingendes Schleichhändler. Dieser Kriegszwischenhandel blüht in diesen Landen üppiger als anderswo, aber nicht auf dunklen Schleichpfaden, sondern offen auf heller Straße...

In Sesana beginnt es unter dieser lebhaften Gruppe noch lebhafter zu werden. Aus den verschwiegensten Winkeln des Wagens, übrigens der beliebteste Stapelplatz ihres Gepäcks, werden die Ungetüme hervorgeholt und aufgetürmt, denn schon ist Opicina da. Und fast alle ziehen „hurtig mit Donnergepolter“ schwer beladen von hinten, nicht etwa um den Mitreisenden für die letzten Fahrminuten Luft zu machen, sondern um dem Steuerbeamten auf dem Triester Hauptbahnhof auszuweichen. Wer kennt nicht die vielen Hintertürchen in unserem zerbröckelndem Vaterlande. Nun gar diese

einer alten Melone, dem gerade jetzt sehr anziehenden Wahrzeichen von Triest, wie das der mundartliche Bassenhauer ausdrückt:

U Roma i ga San Piero, U Venezia i ga el Leon
Per noi gnè ze San Giusto, Col vecio suo melon.

D. S. Diemerl.

witternd, unruhig und widerpenfing in die Schachtel messer. Die gemästete Schweine auf Wagen gepfercht, schnupfern mit ihren Riffeln, hilseluchend, nach Befreiung tastend, mit dumpfen Brunglauten zwischen Gitterstäben. Hier ist das Viertel der nackten, mämmertanen und messerscharren roten Karri. Die Stadtkultur hat aufgehört, und die Kräfte, von denen sie sich nährt, das Muttererboir, aus dem sie gespeist wird, aus dem sie schöpft, drücken in ganzen Segend das Siegel der Noheit auf, diesem in Sinclairs Müstfünfen verankerten Schlächtbezirk, dessen Herren Schäfer und Bauer sind und des weiter dem Repter des Messers und des Fallbeils ist. Und mit dem Lössungen des Wicks bereinigt sich das Glied der Menschen, die in ihren armseligen Vorstadtjätern den Kampf um ihr Dasein führen. In der Lat: je mehr wir uns dem Friedhof nähern, desto friedlicher wird es.

Die Simmeringer Dauptstraße führt uns gerade, ohne sich zu krummen, weiter, dem Gräberfeld entgegen. Sie ist keine tenei sauber herausgebunden, alphasigeflegelten Straßen mehr, wie sie dem Stadtverkehr dienen, sondern eine fast brecht hinftredende, lofige, lehmerrdine Sandstraße, wie sie Dörfer und Ländel verbindet. Hier verfähert die Stadt, das Land beginnt mit Meierhöfen und Dahnengelreit und Stallgeruch und Döfen, die zum St. Marzer Dentertod traben, und schmergestielten, pfeisendampsenden Groß-Enger-dorfer Bauern und bazwischen Friedhofsgenerie. Noch nicht der stille Gartenfriedhof mit seiner Blumenpracht, mit seinen sauber gepflanzten Wegen, sondern erst die Friedhofsoorstadt mit der ausgedehnten Friedhofinduftrie, weiß eingegrenzt als Grundstücke, mit Grabsteinen besetzt, Kreuzen, wie als Totenstänud, sondern als Mare. Monumentauslagen gewissermaßen, Gelschäfte und Betriebe von Steinmessen, Magazine und Vorratskammern von Gräften und Stubausstattungen, eine Totenartifel-ausstellung, Dreierballen mit Malaien, auf denen keine Mensch und Bestimmungel, sondern nur noch

Dann aber, etwa beim Spannganghose, blickt dieses herrscherliche Wien zurück. Die Fahrt wird lärmend, Großstadtbetriebssamkeit drückt ein, Eisenbahngesteife durchkreuzen den Weg, Schwerverkehrer, Späthurnogen, Lasten, von dampfenden King-spuren vorwärtsgekauft, ziehen daher. Eine rauchverpfeite Segend. Das Rassel rollender Waggons, die Riffe der Lokomotive, ein Gewir tosender und lobender Geräusche. Es dauert nur wenige Minuten, dann fällt die Großstadt immer mehr ab. Vorwärts-niedrig duden sich die Häuser, der Romfort hört auf, das elektrische Licht verläßt, die behaglichen Cafés mit der reichlichen Zeitungsvorsorgung, Telephon, Willard-tischen Körnumpfen zu kleinen Vorstadtschacherin ein, Kavelien, die Wabrzeichen der Rezipherie, wachsen auf und strecken ihre Schloke wie Leuchttürme empor. Hinter hellerleuchteten Fenstern tumort und furti rastlos die ewige Tätigkeit der unermüdlichen Maschinen in die leblose Nacht.

Wir dann jenes schmühiggrauie Kiesrumassiv vorstößt, wuschig und breit hingelagert, ein Gebände wie eine Festung, mit seinen Keinen, quadratischen Fenstern, neben dem zierlichen Landgebäude, das man, wäre es kein Kloster, sollett nennen würde; neben dem Schwefelsteinheim vom heiligen Serzen Jesu mit seiner Kirche, die moderner, neuzeitlicher erscheint, als Kirchen zu sein pflegen: das Garnisonshpital und die Kaiserrie. Nirgend ist das Freudlose, Sterile, Gruselige so langentriert wie hier. Auf einem engen Baum, die dicht und eng gebrängt, grones Kommit, die Pfeisenderberge des Siechmans und der Wangenau der Schlächtgänger; rotgeprentelt von dem eben gemordeten Vieh die Schürzen und Messer der Schlächter; Döfen werden mit verbundenen Augen von den Ständen der Bauern in den Schlächthof gestrieben. Sie streunen die Weine fest und brüllen, die blinden Augen in die Luft freudend, mehmtlig lagend. Der Stod leant auf ihre Füßen freder, und die Schloke weilt, blud und betrot die Gelschäfte

Gesellschaft des Romans „Klimumerpreisesslin“ von G. S. G. L. P. P. P. auf Seite 17 vom 1. November.

Feuilleton.

Fahrt nach Simmering.

Es ist noch noch niemand eingefallen, etwa nach Simmering zu fahren, um auf der Seite den Sonntag nachmittag bequemlich zu verbringen. Es ist ein Bezirk ohne jede Ausflugsmöglichkeit und Laufenstation. Das Sand, das sich hier ausdehnt, ist Friedhofserde oder nache, fast sich von allen Wohnstätten verlassene Wiesen. Hier blüht keine Weiteit; im weiten Umkreise des Friedhofes ist alles ausgerottet, ausgefüllt, was zum heumblichen Behagen gehört, und in der grauen Nebellandschaft ragen bloß die Schloke der Fabriken auf und die gepensherhaften Todesmonumente der Grabkreuze. Simmering gehört zu jenen Wiener Bezirken, zu denen man nur „hinausfährt“. Dieses Wort bescheidet schon das entlegene, stadferne Gebiet.

Die Fahrt beginnt im vornehmsten Schwelgen. Die nahe keine Wirtshäuser, fast lauter Paläste, Bauten in stolzer Einigkeit und friedlichem Schwelgen. Die dreiach vershössenen Palastfenster an den Fronten der Hofschäften haben nicht mehr die feudale Ruhe; in ihrer unheimlich düsternen Schweißsamkeit klingt der Name vergangener Tage auf. Dieser Remmeger Palast zum Beispiel gehörte einst dem Kanzler Metternich; er steht also auf dem Boden alt-Metternichlicher Tradition. Und andre herrschaftliche Häuser dieses diplomatischen Wien ziehen vorüber, die mit dem Kriege zu verlassenen, leerstehenden Stätten wurden, deren Kaufschels nur durch putzantirende Wackenteu gestützt wird. Und der Weibeburgarten, das Beim Kraus Herdmands... Die Welschpaläste sind nun aus der weltfremden Stille der Bergengängeit aufgehört und in diese gun nicht mehr vornehmige Segendwelt geholt worden.

Massengrab des

Weltanschauung

Politik

aller Stände



Abtungsge-
L. viertel-
h. Ungarn
Pfeinig.
lin 12421.

Anzeigenpreise: Grundpreis der sieben-spaltigen Kleinzeile
oder deren Raum im Morgenblatt 80 Pf., im Abendblatt
sowie in der Montagsausgabe 1 M. Reklamen: Grundpreis
der dreizehnpaltigen Zeile 2.50 M. Zu diesen Preisen treten
40 v. S. Teuerungszuschlag. Stellengesuche die Zeile 50 Pf.

Täglich

38. Jahrgang

und Maas-Front.

Um den Kaiser.

Zu den gehäßtesten Widerwärtigkeiten und Jämmerlichkeiten dieser Lage, hat die radikale und Sensationspresse eine neue hinzugebracht, den Streit um den Kaiser, die öffentliche Aussprache über die Frage, ob der Kaiser abdanken soll oder nicht. Mag man zu Kaiser Wilhelm II. stehen wie man will, man mag selbst der monarchischen Grundlage unseres Reiches zweifelnd oder selbst ablehnend gegenüberstehen, so müßte doch der einfache, gesunde Menschenverstand, auf das Politische angewandt, das primitivste Schicksalheitsgefühl es jeden Deutschen verbieten, diese Frage in diesem Augenblicke überhaupt zur Erörterung zu stellen. Sie kann nur Verwirrung und Erschütterung im Innern und Triumph und Verachtung im Auslande erzeugen, ohne dem Frieden in irgendeiner Weise zu nützen.

Kaiser und Reich sind ein Einklang, der sich nicht nutzlos trennen läßt, ohne daß beide stürzen. Kaiser und Reich sind zur selben Stunde geboren worden. Reichseinheit und Volkseinheit unter dem Kaisertum waren die Sehnsucht unseres Volkes, für das es litt und stritt und deren Erfüllung ihm Macht, Wohlstand, Ansehen und den ihm gebührenden Platz unter den Völkern brachte. Vor dem Kriege oder gar in den Zeiten Wilhelms I. wäre es undenkbar gewesen, an dieses Palladium zu rühren, und die republikanischen Wünsche der Sozialdemokratie waren mehr Agitationsmaterial und Programmversteifung, als Politik nach einem praktischen, in erreichbarer Nähe liegenden Ziele. Heute, da unser Volk vom Unglück betroffen wurde und der Waffenstillstandsbedingungen seiner Feinde harret, wagt ein Teil der Demokratie den Stoß gegen das Kaisertum; denn darüber muß man sich klar sein, die Hege geht nicht um Wilhelm II., sondern um die Monarchie überhaupt. Unerfülllich, wie die siegende Demokratie immer ist, gibt sie sich nicht zufrieden damit, daß sie dem Kaiser mit dessen Zustimmung wichtige, ihm verfassungsgemäß zustehende Rechte abgenommen hat, sie will dem Kaisertum selbst den Todesstoß versetzen und über seine Demütigung und Entkräftung hinweg den Weg zur Republik bahnen. Man will nach der Abdankung des Kaisers wenn möglich eine Verweserschaft im Reiche einführen, obwohl sie nur mit dem Bruche aller Rechtsbegriffe, der Verfassung und der Hausgesetze durchzusehen wäre, und während dieser Verweserschaft das demokratische System weiter ausbauen bis zur Republik, die aber keine deutsche Republik wäre, sondern nur ein Teil des Reiches umfassen könnte, da die Auflösung des Reiches die natürliche Folge wäre. Das Kaisertum ist der eiserne Keil, der die Stämme und Staaten des Deutschen Reiches zusammenhält. Wird er abgeschlagen, so fallen die Teile auseinander und der Partikularismus sieht seinen Weizen blühen. Daß unsere Feinde dieses Ziel erstreben, ist verständlich; daß aber Deutsche sich von der Verwirrung der Lage so benebeln lassen, daß sie an solchem Unheil mitwirken oder auch nur dem Auslande das Schauspiel solchen Zerstückelungswahnes geben können, wird immer unverständlich bleiben.

Die Abdankung Kaiser Wilhelms II. ist von Scheidemann im Kriegsrate zur Besprechung angeregt worden. Daß er, wie einige Blätter zu melden wußten, in einer Denkschrift die Abdankung des Kaisers gefordert hat, ist unwahr. Scheidemann hat sich, wie so oft, in seiner Politik durch das Loben der Unabhängigen und einzelner bürgerlicher Demokraten treiben lassen und sucht ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der Kriegsrat aber hat sich, wie wir bestimmt versichern können, auf die Seite des Kaisers gestellt. Alle Blättermeldungen, daß an den Kaiser von seiten der Regierung „Anregungen erfolgt seien, um durch geeignete und berufene Persönlichkeiten eine Willensäußerung des Kaisers herbeizuführen“, beruhen auf Kombination, wenn nicht auf bewußter, bössartiger Hege. Der Kriegsrat ist sich bewußt, daß die Aufstellung der Kaiserfrage in diesem Augenblicke zur Katastrophe führen müßte und das Friedensgeschäft in keiner Weise erleichtern könnte. Das schändliche und würdelose Argument der republikanischen Demokratie, daß unsere Gegner in keinen Frieden mit Kaiser Wilhelm II. einwilligen würden und daß er deshalb der Entente und Wilson geopfert werden müsse, gründet sich auf Einbildung, nicht auf Wirklichkeit. Wilson hat in früheren Kundgebungen seine Feindschaft gegen das Hohenzollerntum erklärt, sich aber in den letzten Forderungen darauf beschränkt, gesicherte demokratische Regierung oder Sturz der Dynastie zu verlangen. England hat dem amerikanischen Kampfe gegen das deutsche Kaisertum stets mit Unbehagen zugesehen, weil, wie der „Daily Chronicle“ schreibt, mit dem deutschen Kaisertum ein weiteres Stück Autorität und eines der letzten Bollwerke

3./XV. 1918

Fortsetzung des Romans „Stimmverdrängung“ von
Gustav Gogolew. Fortsetzung auf Seite 17 vom 3. November.

Feuilleton.

Nur Mut!

Nichts, sehr viele von uns haben in der letzten Zeit Seltsamkeit gefühlt, sich in schmerzlicher Geduld zu üben, und nicht wenige bedürften ihres ganzen Willens, um schädigenden Kleinmut und schwächende Berzweiflung von sich zu weisen. Das waren die, die als Opfer der neuen Götze, von der Wien befallen war, als ein Brand und Trümmerräucher auf das Frontenlager gestradt wurden. Stillendes Fieber ging durch ihren Leib, die Sinne, die mit der Umwelt verbunden, wurden taub, die Glieder künftigen den Gehorsam; reich und dumpf klopfte das Herz wie das Pendel der tollgewordenen Lebensuhr, die abgestümmelten drohte. Und in der verrosteten Dunkelheit der stillen Wüste, sagten wirle Angsträume den heißen Ross ausfüllte, sagten wirle Angsträume einer künftigen Vorstellungen, und das Summen einer matten Zimmerfliege wurde zum dröhnenden Lärm der Art, der Delfer und Freund: „Für Mut und Kraft hoch! Es wird besser werden, ... bald!“ Und der müde Wille zum Leben reichte sich wieder auf. ...

In diesen Tagen ist eine andere alte Krankheit, die schleichend und heimlich seit langen das Leben unseres Volkes verzögerte, unter Fiebererscheinungen „nervös“ geworden, wie die Weltunde sagt. Ungezähle Wesen, wenn wir bei dem einmal gemachten Willen stehen wollen, haben seit unendlicher Zeit an dem stehenden Liegel herumgedreht, ohne anders

mühen zu können als mit Verabredungsmitteln, die wohl über den Angenschild hinüber haften und sich aufstrebende Krämpfe füllten, die Kränklichkeit selbst aber nicht zu treffen vermochten. In ruhigen Zeiten vermochte der kranke Nervenleib bei guter Nahrung und im Besitze einer der besten Eigenschaften, der unheimlich heitere Baune eines Volkes gemühtes, über das alles wegzunehmen. Als man aber schwere und immer schwerere Leistungen von ihm verlangte, als ihm die Nahrung verweigert wurde und alle Quellen der Fröhlichkeit versiegten, brach die lange unterdrückte Kraft zusammen, die ihn bisher zum Getrognen auch schwerer Lasten befähigte, und Fieberglut schlug wie eine rote Flamme empor. Und wie Geheul der Sturmwinden, flog ein Wort auf, ätzende, erregte Hunderttausend Seelen: Revolution! Ein Schrei aus Hunderttausend Seelen: Revolution! Das Fieber war ausgebrochen, jenes Fieber, das der Genehigung vorangeht.

Sein Wunder, wenn Schweden und Angst die Kräftigen und Bedrängten befielen, die unter dem Schuss und Sächem fester und sicherer Geseke zu leben gewohnt waren. Die ganzen erschreckten Seelen der sicherlich vielfach übertriebenen Schwermesigkeiten von der Umwälzung in Rußland ballten sich zu einem ungeborenen Alp, der sich schwarz und schwer auf die Seelen legte. Die Aufregung, die sich aus der Erregung der Massen, die die Straße füllten, stieß dem einzelnen mittel, das Brausen der Schimmer, das Wellen der Riffe und Aufstöße, erfüllte ängstliche Seelen mit der erschütternden Furcht des jüngsten Tages.

Und doch vollzog sich alles bisher in einer Form, die dem Volke von Ehen alle Ehre macht. Von kleineren und größeren Aufstellungen abgesehen, die mit solchen Bewegungen nun einmal verbunden sind, bestand für den einzelnen kein Grund zu persönlicher Sorge. Große politische Umwälzungen, der

Sturz jahrhundertalter und fast verheerender Einrichtungen, die Geburt einer völlig neuen Ordnung, das leidenschaftliche Begehren nach einer gerechteren Verteilung der Güter, das Emporstreben der Armen, die bisher in allzu dunkler Tiefe schmachteten — solche Ereignisse gehen nicht unter sanften Stürmen und Wohlgerüchen vor sich. Aber die rauhen Formen der Straße, die derbe Sprache, die sich offen sei es gesagt — in ihrer Ehrlichkeit und Einfachheit wählend von den bewunderten und gewundenen Reden verlässiger Staatsmänner unterschied, die stürmende Kraft, die einer leidenschaftlich fordernden Menge innewohnt, geben noch lange keinen Grund zu jener schlotternden Angst, von der viele Menschen befallen zu sein schienen, als die ersten Stürmschüdel einer neuen Ordnung am Himmel erschienen.

Alle großen Vorwärtbewegungen der Menschheit, alle Geburten einer verblühten Zeit sind unter Wehen und Zuckungen erfolgt. Die menschliche Revolution, die heftigste und härteste Volkserhebung aller Zeiten, hat Jahre zu ihrer vollen Entwicklung gebraucht, blühende und elende Jahre, hinter denen eine grausame, endlose Zeit nachschleifte, bis endlich Ruhe eintrat, und jenes rasche, glückliche Aufblühen des so lange unterdrückten Lebens, das immer vor dem Gesech, der Menschlichkeit, der Einfachheit der Gesech, der Gerechtigkeit, die in schweren Kämpfen den herrschenden Gemalten abgerungen werden mußten, und ein Seins, den wir schon von unsrer Kindheit übernommen haben. Jetzt handelt es sich nur um den Ausbau dieser Güter, um Verbesserung, die nur die Befestigung einzelner Vorzüge, die der Allgemeinheit unbillig erschienen, um eine Sebung der Daseinsformen jener, die bisher trotz aller Klügel und trotz aller Arbeit von einem be-

Deutschland wird die kühnste Entscheidung treffen müssen, ob die Bedingungen des Friedens hinzunehmen seien. Eine Volksregierung wird die Antwort geben, und sollte der Kampf eingestellt oder fortgesetzt werden, in jedem dieser Beschlüsse wird sich der ernste Wille der deutschen Nation aussprechen. Für die Deutschen in Oesterreich wird jedoch diese Erklärung ein Schicksal sein. Die Monarchie hat durch den ungeheuerlichen Vertrag über den Waffenstillstand mit Amerika und der Entente angehört, das Hinterland ihres eigenen Krieges zu sein, sie ist das Hinterland eines fremden Krieges geworden. Wir sind der Clappenraum für die Amerikaner, die Engländer, die Franzosen und die Italiener. Das Eisenbahnenetz der Monarchie ist zur Verfügung dieser Mächte, deren Armeen auf unserem Boden

Senilleton.

Die Heimkehr der Soldaten.

Wiener Bahnhofsbilder.

Von Ludwig Dircksfeld.

Die erste und die letzte Szene der Tragödie spielt sich im selben Rahmen ab. Am Bahnhof hat der Krieg begonnen und hochtrabend begonnen, hier geht er jetzt konfus und armselig zu Ende: Hier ist die Eingangs- und die Ausgangsporte des vierjährigen Inferno. Es waren Bilder, gegen deren täglichen Stereotypen Anblick man schließlich stumpf wurde, ein Sammer, eine Trostlosigkeit, an die man sich im Laufe dieser Jahre gewöhnt hatte, die man gedankenlos hinuahn als Selbstverständlichkeit, weil es angeblich so sein mußte. Aber jetzt, wo alles, was vorgehört noch unerbittliche Wirklichkeit war, plötzlich gepenstlichste Vergangenheit geworden ist, da werden die qualvollen Eindrücke, die bitteren Erinnerungen aufs neue lebendig. Wiener Bahnhöfe . . . fast für jeden von uns Liebertlebenden bedeuten sie eine schmerzliche Stunde. Eine Stunde, in der man einem lieben nahen Menschen das Geleit zum Bahnhof gab, einem Sohn, einem Bruder, einem Freund, der einem, selbgraue verleiht, eingeschultert und bepackt, schon irgendwie entziffen war. Man fuhr mit ihm durch die vom patriotischen Straßenlärm erfüllten Gassen, man stand mit ihm im Bahnhofsgeviß der Soldatenkoffer und Kuckstübe, der Landsturmmänner und Offiziere, man trug ihm seinen Mantel, kaufte ihm ein Buch

lassen zum Außersten und Letzten oder verlagen die Kräfte nach den schmerzlichen Mühen des langen Krieges? Die Entente wird die Seele aus dem Leibe von Deutschland herauspressen wollen und kein einziger der vierzehn Punkte wird Schutz vor diesem Verbrechen sein. Vier Großmächte haben einen Waffenstillstand beschloffen, worin angeordnet wird, daß die Befangenen der Entente sofort nach Hause zu entlassen sind, die Gefangenen der Monarchie aber nicht. Wann ist jemals eine so grausame Verdröhtigkeit ausgekügelt worden, um arme Soldaten, die sich in Sehnsucht nach den Angehörigen verzehren, zu quälen? Von dieser Schlichtheit ist nur Schleiches zu erwarten. Dennoch könnten wir, wenn Deutschland glaubte, nachgeben zu müssen, in einigen Tagen vor dem Ende des Krieges sein.

oder erwies ihm sonst irgendeine hilflose Abschiedsartlichkeit. Man suchte nach guten herzlichen letzten Worten und konnte nur unbeholfen sagen: „Schreib bald . . .“ viel Glück erwog im letzten Moment noch Möglichkeiten und Ausichten und kam so bis zur Ausgangsporte. Weiter durfte damals in diesen furchtbar geordneten Zeiten, der Angehörige nicht, außer er hatte Protektion, die damals sogar zum Abschied nehmen nötig war. Dann konnte man noch eine Weile winken und dem Zug nachschauen, und für manchen der Zurückbleibenden ist der winkende Arm, das flatternde Taschentuch die letzte Erinnerung geblieben. Tagtäglich hat sich dies auf der Abschiedsseite zugetragen: Einrückten, Abschiednehmen, verwundet, geheilt, noch einmal hinaus und noch einmal und immer wieder . . . Hier Jahre lang war dies das Selbstverständliche, und heute ist's einem unfaßbar, daß ungeschuldige, harmlose Menschen das vier Jahre lang ertragen haben.

Kun ist die Tragödie bei ihrer letzten, trotz allem ver-söhnlichen Szene angelangt: die Heimkehr der Soldaten. Mancher hat sich diesen historischen Moment etwas anders vorgestellt: Einzug durch Triumphporten, jubelndes Spalier, Reden, Musik, Hurra. Aber auf diese Legebuch- und Aufsichtskartenherrlichkeit läßt sich verzichten, und alle Enttäuschung und Resignation vermag das Gefühl dieser Tage nicht zu trüben: es ist zu Ende, es gibt nur mehr eine Anknüpfung die Soldaten werden wieder Bürger und kehren heim. Sie fühlen sich jetzt schon als Zivilisten, diese Soldaten, die zum Teil ganz junge Burschen und zum größeren alte oder alt aussehende Landsturmmänner sind, jene braden, durchaus unmarzialischen Landsturmmänner, die eigentlich den ganzen

Der Feldzug der Gerüchte und Verleumdungen.

Schändliche Treibereien gegen das Kaiserhaus.

Wien, am 7. November.

Die Lügenhebe gegen das Kaiserhaus geht weiter. Erst vor zwei Tagen wurden in der „Reichspost“ eine ganze Anzahl von giftigen Ausstreunungen und Pressmeldungen als gemeine Erfindungen und Lügen festgenagelt. Keines der ehrenwerten republikanischen Blätter hat auch nur eine einzige der notorischen Lügen widerrufen! Als es noch eine Zensur gab, die freilich so gehandhabt wurde, daß sie sich täglich selbst kompromittierte, da wurden der Deffentlichkeit Tag für Tag die salbungsvollsten Marquis-Boja-Vorträge von der „veredelnden Wirkung“ der Gedanken-, Rede-, Schreib- und Pressefreiheit vorgelesen. Nun wurde die Probe aufs Exempel gemacht, die Zensur ist gefallen und neben vielen anderen „Er rungenschaften“ — es wurden in wenigen Tagen eine Unsumme schöner Posten und Stellen „errungen“ — kam die nur noch durch den Papiermangel beschränkte Pressefreiheit. Aber wo bleibt die „veredelnde Wirkung“? Wo ist sie? Wer hat etwas davon bemerkt? Von der Freiheit macht ein Teil der Presse keinen besseren Gebrauch, als die Sträflinge, die sich in den ersten Tagen der politischen Umwälzung die allgemeine Verwirrung und Kopflosigkeit zunutze machten und den Gefängniswärtern in die Freiheit davonliefen. Was Pressefreiheit werden sollte, ist Pressefreiheit, ist Zügellosigkeit, ist Pressehande geworden. Als gäbe es keine Verpflichtung zur Wahrheit und Gewissenhaftigkeit mehr und als wäre zugleich mit der Zensur auch die Standesehre abgeschafft worden, die es der Presse verbietet, handgreifliche Unwahrheiten und Verleumdungen weiter zu verbreiten oder gar selber anzuheden, werden unausgesetzt die niedrigsten Lügen und Gemeinheiten gegen das Kaiserhaus, zumeist in Sensationszetteln, in Umlauf gebracht.

Nach der Anbrangerung der frech erlogenen Ausstreunungen gegen die Kaiserin und ihre Kinder, gegen die Erzherzoge Max, Leopold Salvator und Friedrich schämt sich das Führerblatt der sozialdemokratischen „Arbeiter-Ztg.“, die doch ein ernstes Organ zu sein beansprucht und nicht den Ehrgeiz dorein setzen kann, mit der Mobpresse in einen Topf zu geraten, nicht, unter der alarmierenden Ueberschrift „Die Flucht des Kaiserpaars“ folgende „Meldung“ des Berliner Mosse-Blattes angeblich aus Bern abzubringen:

„Trotz der Dementis erhält sich das Gerücht, daß sich die Kaiserin Zita auf der Reise nach Genf befinde und in Schloß Wartegg in der Schweiz eingetroffen sei. Graf Berchtold weilt bereits längere Zeit in Genf, um Vorbereitungen für die Ankunft Kaiser Karls zu treffen.“

Also weil angeblich in Bern ein läppisches „Gerücht“ umgeht, das erwiesenermaßen ein falsches Gerücht ist, falls nicht auch das Gerücht selber erfunden ist, und weil ein Berliner Blatt dieses angebliche Gerücht, natürlich aus Gewissenhaftigkeit, „trotz aller Dementis“ verzeichnet, bringt ein Wiener Blatt, dem die Unwahrheit des angeblichen Berner Gerüchtes bekannt sein muß und das vermöge seiner allerintimsten Beziehungen zu den Spitzen der deutschösterreichischen Staatsregierung jederzeit in der Lage ist, sich von der Schwindelhaftigkeit der Bern-Berliner „Meldung“ zu überzeugen, dieses Gerücht unter der Ueberschrift „Die Flucht des Kaiserpaars“ zum Abdruck!

Das gleiche Blatt benützt auch die schreckliche Gefahr, von der Tirol durch die Härte der feindlichen Waffenstillstandsbedingungen und durch den bayrischen Einmarsch bedroht ist, zu einem diabolischen Angriff auf das Kaiserhaus, indem es die Schuld an dieser verhängnisvollen Wendung dem Umstande zuschreibt, daß „das ungetreue Habsburg sich im letzten Augenblicke von ihm (Deutschland) abwendete und vor den Kriegsgegnern das Schwert streckte“. Und später wird noch gesagt:

„So wird deutlicher und immer deutlicher vor allem Volk die Schuld der beiden Kaiser, die Schuld des einen, der im letzten Augenblicke durch seine Untreue gegenüber dem Bundesgenossen Deutschösterreich zum Kriegsschauplatz macht, die Schuld des anderen, der durch seine Untreue gegen das deutsche Volk die schwersten Prüfungen über dieses Volk heraufbeschwört. . .“

Welch ungeheuerliche Lüge! Nicht unser Kaiser ist vom Bündnis abgefallen, sondern Ungarn ist abgefallen, und zwar die heutigen republikanischen Machthaber Ungarns, die Freunde und Parteigenossen der „A. Z.“ und der österreichischen Republikaner! Die Karolyi, Kunfi, Garami und Genossen, die sich durch einen Aufruhr der Regierungsgewalt bemächtigt haben, die Leute, die schon seit langem sich als Gegner des Bündnisses und vor etlichen Wochen im Abgeordnetenhaus als „Ententesumde“ bekannt haben, die sind abgefallen! Sie haben den schrecklichen Zusammenbruch der Armee auf dem Gewissen und das ganze entsetzliche Unglück, das daraus entstanden ist. Abgefallen vom Bündnis ist der tschechoslovakische Staat, ist der jugoslawische Staat, ist der polnische Staat. Also die „Staaten“ und Richtungen, mit deren Vertretern in

Parlamente die Parteigenossen der „A. Z.“ in der Zeit vom Juni 1917 bis Sommer 1918 regelmäßig demonstriert und gestimmt haben! Und hat nicht gerade die „A. Z.“ selber schon seit Jahren den Abfall vom Bündnis und den Frieden um jeden Preis in zahlreichen Artikeln gefordert? Wie kann gerade sie, nachdem sie selber und die ungarischen Republikaner und Sozialisten und die Slavenstaaten via facti den Abfall erzwungen haben, jetzt hinterher dem Kaiser, der sich gegen die schändlichen Zumutungen und den Zwang bis zum letzten Augenblicke, bis die furchtbare Katastrophe der Armee keine Wahl mehr ließ, mit allen Kräften gewehrt hat, so ungeheuerliche Vorwürfe machen?

Es ist über alle Massen schmachvoll, wie die republikanische Presse unserm Kaiser dafür dankt, daß er der Bahnbrecher der Demokratie, der Volksfreiheiten, der Selbstregierung des Volkes geworden ist. Gegen Kaiser Wilhelm wird geheut, weil er sich gegen eine Unterwerfung unter das Abdankungsdiktat der Sozialdemokratie, dem der Wille der übrigen Reichstagsparteien, also der erdrückenden Mehrheit der Volksvertretung, gegenübersteht, sträubt; gegen unseren Kaiser aber wird mit noch viel gemeineren Mitteln geheut, obwohl er auch den kühnsten Wünschen der Sozialdemokratie nicht nur kein Hindernis gewesen ist, sondern an wahrhaft demokratischem Handeln sie nicht selten weit überflügelt hat! Dem einen Kaiser wird mit Terror, dem andern mit infernalischen Verleumdungen zugekehrt. So wird neue Freiheit schon in den ersten Wochen mißbraucht und geschändet.

Wenn das sozialdemokratische Führerblatt seine Leistungen als Versuche qualifiziert, „den Völkern einen Anschauungsunterricht zu geben, was die monarchische Regierungsform innerlich wert ist“, so antworten wir: Für wie schwach müssen die Republikaner ihre Sache halten und für wie fest eingewurzelt die monarchische Gesinnung im Herzen des Volkes, daß sie glauben, so unsauberer Mittel der Stimmungsmache nicht entraten zu können! Wir haben uns die Austragung dieser Streitfrage, die nach der in den letzten Wochen vom Kaiser selbst in die Wege geleiteten Annäherung der Monarchie an die Republik ihrer Schärfe entkleidet erscheint und kein Anlaß zur Entfesselung der Leidenschaften sein kann, anders vorgestellt. Wenigstens von der Sozialdemokratie und ihrer Presse hätten wir erwartet, daß sie bei aller eigenen Prinzipienfestigkeit die Praktiken des demagogischen Jakobinertums mit Verachtung von sich weisen würden.

Zur Ergänzung fügen wir hinzu, daß der „Wiener Mittag“ heute unter der Ueberschrift „Umzug in die Schweiz“ folgende Meldung aus Zürich gebracht hat:

Der „Zürcher Tagesanzeiger“ erfährt von verschiedenen Seiten aus verlässlichen Quellen, daß im Auftrage des Kaisers Karl von Oesterreich in St. Moritz für die gesamte kaiserliche Familie eine Villa zum Winteraufenthalt gemietet worden sei.

Es sind die nämlichen „verlässlichen Quellen“, aus denen das Berliner Mosse-Blatt die Berner „Gerüchte“ geschöpft hat und aus denen alle übrigen Lügen über das Kaiserhaus stammen, auch die des „Prager Tagbl.“, das vor zwei Tagen „meldete“, in Brandeis an der Elbe sei angefragt worden, ob die Kaiserin mit ihrer Familie dort Aufenthalt nehmen könne. Allen diesen „Meldungen“ stellt die Korr. Wilhelm heute das kurze amtliche Dementi entgegen: „Alle Meldungen Schweizer und reichsdeutscher Blätter über Vorbereitungen zu einem Aufenthalte des Kaiserpaars in der Schweiz sind erfunden.“

Damit ist es aber noch nicht genug. Wie uns aus verschiedenen Gegenden Oesterreichs gemeldet wird, werden in geschlossenem Ruwert massenhaft Flugblätter mit den schändlichsten Lügen über den Kaiser und seine Familie verbreitet. Gleichzeitig wird in Wien neuerdings vom nämlichen uns wohlbekanntem Klügel, auf dessen Giftmischereien wir schon kürzlich einmal aufmerksam gemacht haben, der Blödsinn in Umlauf gebracht, daß der Kaiser — der die Neuordnung mit seinem Manifest in die Wege geleitet hat! — „einen Putsch plane“ und daß die Christlichsozialen schon dafür gewonnen seien. Es genüge, solche gewissenlose Versuche in dieser ohnehin furchtbar ernsten Zeit noch zu zündeln und Brand zu stiften, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen; mehr zu tun, verbietet uns der sittliche Efel.

deutende Kosten aufgewendet, um sich durch vernagelte Bretterwände zu schützen.

Die Glascheiben sind verschwunden und mit Nuten auch der Ausblick auf die Waren, die mit so märchenhaft hohen Preisen angeführt waren. Nichts sieht man mehr von den kostbaren Seidenstrümpfen zu 80 Kronen das Paar, nichts mehr von dem Pelzwerk, dessen geringster Preisansatz 2500 Kronen betrug, kein Auge entdeckt hinter der Bretterwand die Schuhe zu 500 Kronen, die Herrenhemden bis zu 80 Kronen, und die Filzhüte, von denen der billigste mit 60 Kronen angeführt war. Sie alle sind verschwunden hinter der vernagelten Bretterwand. In den Geschäften herrscht jetzt eine ungemütliche Dunkelheit, die durch die mit der verordneten Sparsamkeit angewendeten Beleuchtung noch vermehrt wird. Der Chef und seine Angestellten sprechen mit gedämpfter Stimme mit den Kunden. Die vernagelte Bretterwand umfängt alle, sie schließt Geschäftsinhaber und Angestellte, die Kauf Lustigen und selbst die Waren ein. Die Befürchtung vor etwas Unbekanntem, vor einem Ding, das man nicht definieren kann, hält alle gefangen.

Auch die äußere Ausstattung vieler Geschäftszentrale hat eine starke Veränderung erfahren. Der mächtige Adler, dessen Schwingen mit Goldfarbe überstrichen waren, hat seinen Standort verlassen müssen. Er wurde ober dem Portal herabgeholt und irgendwo im Geschäft selbst verborgen oder in ein Magazin unter altes Gerümpel gestellt; wenn aber das Tier durch die lange Dauer der Jahre gar zu fest saß, und jeder Versuch, es wegzubringen, scheiterte, mußte ihm der Tischler durch eine vernagelte Bretterwand den stolzen Ausblick nehmen. War es nicht eine Bretterwand, genügte ein dunkler Stoff, den Adler zu verhüllen, der seinerzeit mit besonderem Stolz erworben war, denn er war das äußere Zeichen des Hoflieferantentitels. Die Zeit ist nicht günstig für solche Titulaturen, und alles, was an Dinge erinnert, die noch vor wenigen Wochen hochheilig gehalten und mit scheuer Ehrfurcht ausgesprochen wurden, ist über Nacht schier vergessen worden. Manche Geschäftsleute scheiden nur mit Wehmut von dieser Erinnerung, insbesondere diejenigen, die noch vor wenigen Wochen den Titel eines Hof- oder Kammerlieferanten mit mehreren tausend Kronen bezahlt und das Dekret hierüber im Goldrahmen mit der Kaiserkrone an sichtbarer Stelle ihres Lokales aufgehängt haben. Es ist nicht lange her, da haben sie für teures Geld die neuen Wappen ihren Firmentafeln als besondere Schmuck einverleibt, und nun müssen sie das buntfarbige Ornament mit Papier überkleben.

Sonderbar mutet dieser Umwandlungsprozess an: Man erinnert sich noch der Zeit zu Beginn des Krieges, da alle Firmenschilder, die nur ein Wort aus französischer oder englischer Sprache enthielten, mit gleicher Sorgfalt wie jetzt die Hoflieferantentitel überklebt werden mußten, da sie nicht sicher waren vor den Steinwürfen wüster Eyzeden. Die Hotels und Modewarengeschäfte mit englischen Namen reihen jetzt die vom Wind und Wetter beschmutzten Papierstreifen wieder herab, und die Geschäfte, deren Namen an das alte zertrümmerte Meiß erinnern, kleben neue Papierstreifen auf. Es ist, wie wenn sich die große, leider für uns so traurige Weltgeschichte dieser Jahre für manche Köpfe nur in diesen äußerlichen Anzeichen von Unkultur und Unsitte abspielen würde. Ein Wahnsinn war der Kampf gegen fremdländische Bezeichnungen ebenso wie jetzt das hastige Bemühen, jahrzehntelange Einrichtungen hinter vernagelte Bretterwände zu verbergen.

Einer wichtigeren Veränderung, die sich in diesen Tagen vollzieht, muß hier noch Erwähnung geschehen. Vor wenigen Wochen war in den Wiener Hotels kein Plätzchen zu haben, und die ankommenden Reisenden mußten mit ihren Koffern von Hotel zu Hotel wandern, um ein Zimmer, vielleicht nur ein Badezimmer, zu ihrem Preise zu erhalten. Selbst telegraphische Bestellungen konnten nicht erfüllt werden, da die Hotels ante Zeiten hatten. Sie waren bis zum Dachboden überfüllt, und Stammgäste konnten nicht mehr aufgenommen werden. Eine Verordnung zwang die Besitzer der Fremdenherbergen, keinem Gast länger als drei Wochen Unterkunft zu gewähren, und die einst in Wien bestellten Monatszimmer hatten zu bestehen aufgehört. Eine Statistik des Landesverbandes für Fremdenverkehr weist aus, daß im Juni dieses Jahres 37,996 Inländer und 40,040 Ausländer in Wien eintrafen und daß vom April bis Juni 116,050 Inländer und 122,161 Ausländer, insgesamt 238,211 Ortsfremde in Wiener Hotels abstrichen.

Die vernagelte Welt.

Die maskierten Geschäfte. — Schilder einst und jetzt. — Die leeren Hotels.

Seit vielen Jahren ist in den Straßen der Stadt, namentlich der Innern Stadt, nicht so viel gehämmert und genagelt worden, wie in den letzten Tagen. In den stillen Gassen und auf den großen Plätzen wird von Handwerksleuten eifrig gearbeitet. Auf den Gehwegen sind fliegende Werkstätten errichtet worden, in welchen ein Meister oder Gehülfe mit zwei Lehrburschen tätig ist, Bretter zuzuschneiden, zu hobeln, zu leimen und sie, der Reihe nach geordnet, den großen Auslagefenstern der vornehmen Geschäfte und Warenhäuser anzubauen. Ist dieser Teil der Arbeit vollendet, kommen die Schlosser und versehen die Bretter mit Scharnieren und flachen Eisenstangen. Das schöne breite Auslagefenster, der Stolz so mancher Firmeninhaber, verschwindet hinter der vernagelten Bretterwand, und selbst die Eingangsflur bekommt einen Schutz für ihre blanken Spiegelscheiben. Nicht Wind und Wetter, nicht der Nebel der frühen Morgenstunden oder die Dunkelheit der ersten Abendstunden konnte diese ewige Tätigkeit in den letzten Tagen hemmen: was mit Spiegel-scheiben versehen war oder große Auslagefenster hatte, wurde verschalt und vernagelt. Weil man schon in Wien nichts ohne Geschmack tun will, so hat man die weißen Bretterwände mit den Eichenbändern, die doch gar zu armelig ausfallen, in letzter Stunde mit brauner oder dunkelgelber Farbe angestrichen und ihnen so ein gefälligeres Aussehen gegeben.

Die plötzlichen Veränderungen, die unsre Politik mit dem Ende der Kriegszeit durchmacht, hat die Aenderung in dem Aussehen unsrer Stadtgeschäfte hervorgerufen. Als die ersten großen Menschenmassen in der vorigen Woche zum Landhaus zogen, hatten viele Geschäfte gesperrt. Ihre Inhaber erfüllte Besorgnis, die sich zur Angst steigerte, als von einzelnen Ausschreitungen bekannt wurde, bei denen, Gott sei Dank, nur eine Anzahl mächtiger Spiegelscheiben das Opfer waren. Glas, und insbesondere so große nach Quadratmetern zu messende Scheiben, sind jetzt nicht nur sehr teuer, sondern überhaupt unersehlich. Die Versicherungsgesellschaften lehnen es ab, einen Ersatz für Scheiben zu leisten, die bei einem allgemeinen Straßentumult durch Steinwürfe oder sonst auf gewaltsame Weise zertrümmert werden, und so haben die Geschäftsleute, die früher so gern mit ihren Auslagen, in denen gleichsam Glas auf Glas bis zur Stockhöhe aufgebaut war, prunkten, ziemlich be-

Abwärts vom Amsturz.

Eigentlich dauert es nur eine schwache halbe Stunde, wenn man mit der Gestirnsfahrt nach Diezing ober Unter-St. Veit hinausfährt und dort unter glühenden Bäumen, ungläublich fern von der Weltgeschichte, die Stippenzüge verschmerzt, die man sich in einer historischen Viertelstunde in der Herrergasse geholt hat.

Man steigt beim Diezinger Tor von Schönbrunn aus und geht ein paar Schritte über den von einer alten, melanchoisch sich entblätternden Platane besattelten Platz, den die eingeschornen Diezinger noch immer genau so wie ihre zum Donnmayer schreitenden Großväter „das Klack“ nennen. Eine hiedemeistlich sopfige, vom Zahn der Zeiten vergrüßelt, und der Kaiser-Mag von Megitz, vorwärts Erzhofkanzler, steht im Regen der Buchstaben untriedeten Denkmal hinter zum Kaiserreich geschrittenen thersianischen „Stadel“, dessen grüne Fensterrahmen alle dicht zugedogen sind, und zum Schönbrunn-Bartov, hinter dessen Eihengitter sich die verschmittenen Mäen, die gestirnten Wege und die Buchenrondelle mit ihren stierenden, moosigen Steingöttern im Nebel des Novembertags verlieren. Dies alles ist nicht anders gewesen damals, als der Erzherzog Mag von Megitz, seinen Jähnen, nun in Erz verewigten Kaiserbart freischend, im Wagen mit den goldenen Mäden vor dem Diezinger Tor vorfuhr, um unter den allen Schönbrunner Kapitänen Passieren zu gehen. Nun fahren keine Wagen mit goldenen Mäden und kämenbedrigen, imponierend breitschultrigen Leibjägern auf dem Bod, die Schlossgendarmen stehen wissmütig im nieselnden Novemberragen, und im langsam dämmernden Abend wird es hier so still, daß man das schwermütige und laut vilbrende Gieb der Orgel aus der Diezinger Kirche über das „Klack“

hören hört. Viele und frohlichere Klänge hat dieser zum Teil noch von ein paar alten Diezinger Häusern eingeatmete Klack gehört. Von gegenüberliegenden Donnmayergärten dirigiere Trabam Strauß manchen seiner unsterblich gewordenen Kaiser zum erstenmal, und vor wenigen Monaten noch hellsten jeden Sonntag nach dem Zehnminutenlauf die Musikselbwebel einer Militärmusik zwanzig Schritt von der Kirchengasse ihre Notenpunkte auf, um die erwidrigte Duettrire zum „Buccodonojor“, einen uralten und verschollenen Kaiser von Wabtenfel und die immer noch jungen „Geistlichen aus dem Wiener Wald“ in den schönen, sonnigen Diezinger Sonntag zu blasen. Die arme Teufel sollen in der Kämpen am Montello ein tragisches Ende gefunden haben, auch ihr Sommer ist dahin, und da sogar er Lebenslauf kein Donnmayer längst nicht mehr Liebs und Lust ist, bleibt wirklich nur das sauffe und traurige Lied der Orgel, zu dessen Klängen das „Klack“ fachte in den Abend schlummert.

Man bleibt einen Augenblick in der offenen Kirchengasse stehen. Weisheitsdunst schlägt heraus, der bestemmend süße Geruch erinnert uns an Kinderzeiten, da wir „rein und ohn Fesle“ unter solch nüchtern dünkeln geistlichen Bogengewölben hanteln und die aus goldenen Notbrämen lächelnden Bilder dem Knaben noch nicht eugöttert von einer Zeit waren, deren trübe Wirklichkeiten uns jede Wundergläubigkeit längst ausgetrieben haben. Aber hier steilen die frommen, süß duftenden Weisheitswörter immer noch empor zum alten silbernen Marienbild von Diezing, vor dem die Kaiserin Maria Theresia auf den Steinfliesen kniete und zu dem sie sich als alte Frau von Schönbrunn in einer goldenen Stänze herübertragen ließ — einer Stänze, die heute so dem Kaisertriumphale in wie der Wagen mit den goldenen Mäden, in dem Kaiser Franz Josef, an den brunn stehenden, im Salntieren erkarten Schönbrunner Gendarmen vorbei, in die zu seinem Alterslosloß führende Diezinger Allee einfuhr.

Wir werden den Wagen vielleicht nicht mehr sehen, und auch Diezing, das eine halbe Trauway-

hunde hinter der Wellgeschicht liegt, dürfte sich demnächst genötigt sehen, mit dem demokratischen Zeitalter irgendein selbe Teile aufzudeckelndes Einvernehmen herzustellen. Bloß das hiezu unbedingt erforderliche Umlernen geht hier in dem unartwiederlichen Karrisierbezirk der stillen Gärten, der friedlich in ihre Klederbüden und Milanthusbäume gebetteten Landhäuser und der ihre Pension vererbenden alten Herren in einem etwas vorwärtschreitenden Tempo vor sich. Viele von ihnen, die ihren täglichen Morgenpossession zur Tabaktraffik auf dem „Klack“ schon beswingen nicht einzustellen geneigt sind, weil diese Promenade eine gute Gelegenheit ist, sich von der neuesten Hauffe in Stadt oder einem unvernünftigen Kreislauf der Paradieser durch eigener Augenblicke zu überzeugen, lehnen die neue Umorientierung vorläufig schon darum ab, weil sie mit der vorletzten Umorientierung noch nicht fertig geworden sind. Vier Jahre Krieg haben die meisten, wenn sie von ihrer Pension leben wollen, genügend zum Umlernen gesponnen, und so gibt es mehr als einen, dem das Werden seines alten Gebiethes rückt und das sachgemäße Einlagern von fünfzig Kronenbeträgen beträchtliche Sorgen als die mit Konteraktiven Kopfschmerzen zur Kenntnis genommene Einziehung eines Soldatenrates bereitet. Die große Zeit, die ja nun zu Ende sein dürfte, ist niemand besonders gut bekommen; es bleibt also abzuwarten, inwiefern sich die mit Sturm- und Wettergeschehen reichlich genug angefüllte neue Zeit vom bisherigen Durchhalten unierscheiden wird.

Eines ist sicher, und gerade bei einem Diezinger Spaziergang wird man es verstehen können: hier gibt es noch Leibzunge um das alte Scherreich, von hier aus wird kaum ein Stein in die tiefe Grube geworfen werden, in der wir nun das alte Diez und seine Nüchternheiten, seine Sünden und seine Schlammereien verscharren. Das österreichische Antlitz hatte auch liebenswerte Blüge, und sie werden hoffentlich bestehen bleiben, auch wenn das alte Gesicht den schon dringend nötigen neuen Gut bekommt. Unter denen, die am lautesten das Weil von der neuen Zeit erwarten, mögen nicht so wenige

Siedertafel des Mannesgangverehnes in der Welt“ und einem Radmahl beim Donnmayer hat sich im stillen Jenseits der Diezinger Wälder viel verändert. Die vergangenen Sonntagmorgen giebt es freilich lange nicht mehr, aber die Häuser stehen fast alle noch, und sie tragen noch das freudlich-aktive, anpruchsvolle, gar nicht propzig, das immer noble Gesicht jenes jenseitsbrunnenschen Diezingerischen, das auf seinen Armstippen sojourn und den

igen Zeitpunkt noch nicht erfinden hatte. Er hat selber auch über die Diezinger Beside Eingang gehalten, und die Patriarch des alten Inbesitzes, unter denen es nicht viel Buzug von Gewinnem gibt, haben sich längst nicht mehr insücht zu verlässlichen vermachst, daß es eigentlich die richtige Luft zu leben ist. Aber es hält sich zum Anschlag an eine neue Zeit zu entsen, wenn man die alte gekannt und so gut mit hat, daß man es nie aufgeben wollte, auf Wiederkehr zu warten. Alle Leute, denen die Möglichkeit nicht mehr recht zu Gesicht steht, warten immer auf das Wunder, und während sie warten, die neue Zeit über sie hinweg. Ganz ohne ist, die man sogar ein wenig rührend finden sind diese am Alten und Gewesenen hängenden Male auch dann nicht, wenn man sie auf die ihmismäßig angenehme Weise, nämlich in von den Wehen und Stürmen einer neu sich tendent Welt glücklich abgesehenen, stillen Inger Garten, erlebt. Die Jungen rollen und begehert ihre roten und schwarzrotten Fahnen auf und lassen sie im Sturm, der Moder fortbläst, wehen. Den Alten blüht da s überig, als ihre schwarzgelben Fahnen fachte unmenaurollen. Ihre Zeit ist um, und indes die von neuen Morgenröten flamm, fällt das gelbe Gesichtland in Säpörnen von den men der Diezinger Gärten, in denen die letzten kreischer „die Welt nicht mehr bestehen“...

Karl Martell.

Entdeckungsreisen im eigenen Heim.

Selbstverständlich hatten wir uns, als wir unser Heim ausgestalteten, eine „komplette“ Wohnungseinrichtung angeschafft, hatten sie durch etliche Sofas, Fauteuils und Tischchen, die überall im Wege stehen, sowie durch mehrere Samowars, die sich dadurch auszeichnen, daß das Wasser drin nicht zum Kochen gebracht werden kann, vervollständigt, und wiegten uns in dem holden Wahne, alles sei uns beste, vollkommenste und tüchtigste eingeteilt. Ich besaß täglich meine Blumen, füllte in angemessenen Zeitabschnitten Tinte ins Tintenfaß und hatte das Gefühl, mein Hauswesen ausgezeichnet zu verwalten. Nun erachtete es jedoch eines Tages mein privater Ernährungsminister, um den uns übrigens das vergangene wie das zukünftige Oesterreich beneiden mag, als angemessen, sich behufs besserer Ausbringung und Erfassung der Kartoffelernte nach Böhmen zu begeben, mit anderen Worten, Marie trat eine mehrwöchige Samstagsreise in ihre Heimat an und übergab mir unter mancherlei besorgten Mahnungen und strengen Warnungen die Insignien ihrer Macht: Besen und Staubtuch. Sie focht mir noch teilnahmsvoll für acht Tage Kaffee — und weg war sie.

Da stand ich, betrachtete nachdenklich meine Wohnung und kam zur Erkenntnis, daß sie wesentlich ausgedehnter sei, als ich je geahnt hatte. Aber mit frischem Mut ging ich ans große Werk des Aufräumens. Schon beim ersten Schritt stieß ich auf Schwierigkeiten. Das Bettzeug sollte zum Lüften aufs Fensterbrett gebracht werden, wobei ein großes Tuch zum Schutze gegen Staub oder Feuchtigkeit untergelegt wird. Wo mochte dieses Tuch wohl seinen Tagesaufenthalt haben? Der Besenkasten war kein angemessener Platz, man konnte das Betttuch doch nicht zwischen Staub- und Wischtuch hängen lassen, der Kasten war überfüllt. Schließlich entdeckte ich das Gesuchte im dritten Zimmer unter der Divandecke. Aber der bange Zweifel läßt mich nicht ruhen, wo dieses unentbehrliche Hilfsmittel in jenen Säulern aufbewahrt wird, deren Divans zufälligerweise keine Neigung zu tierischen Ueberwürfen besitzen, sondern die glatt überzogen sind. Ob man das Tuch ins Bett legt? Aber dann kommt seine feuchte oder staubige Rückseite mit dem Bettzeug in Berührung. Ob man es als moderne Wandbekleidung verwendet? Das Problem scheint unlösbar.

Uebrigens teilt besagtes Tuch das Schicksal der Heimatlosigkeit mit manchem anderen unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand. Ruhelos irrt die Tischdecke während der Mahlzeiten von einem Platz auf den anderen, wird bald auf den Sessel, bald aufs Klavier placiert und macht sich nirgends besonders gut. Wenn Gäste da sind, sperrt man sie in der Regel mit dem Hund zusammen ins Badezimmer, wo sie sich durch musterhaftes Stillschweigen von ihrem bellenden und winselnden Genossen vorteilhaft unterscheidet. Aber schließlich kann man nicht täglich dreimal ins Badezimmer und zurück spazieren, um das Tischtuch unterzubringen. Noch schlimmer steht es mit den steifen Herrenkragen und Manschetten. Wer noch größeren Vorrat davon besitzt, mag wohl, wie im Volkslied, fragen: „Wohin mit der Freud“. Im Wäschekasten ist für die andere Wäsche längst nicht genug Platz, im Waschtisch liegen die Dosen ausgebreitet — für Dosenstrecker reicht der Raum im Kleiderkasten längst nicht aus, selbst wenn man nicht zwei Dutzend sein eigen nennt —, und Kommoden sind „unmodern“. Ähnlich geht es mit den Schuhen. Stehen sie im Kleiderschrank, so raufen sie mit meinen Kleidern, stellt man sie in den Aufsatzkasten des Vorzimmers, so muß man alle Tage eine Kletterpartie unternehmen. Diese Frage ist allerdings gegenwärtig nicht aktuell. Mein gesamter Stiefelvorrat läßt sich derzeit bequem im Nachtkästchen unterbringen, ohne daß eine Klage wegen Ueberfüllung bei mir erhoben worden wäre. Und Stiefel sind längst nicht so aeduldig wie Strakenbahnpassagiere.

Ungeklärt bleibt hingegen in der Theorie das Problem des Besenwerkes und der Bürste. Für die letzten habe ich ja in der Praxis Rat geschafft, indem ich fleißig Bücher an verlässliche Bekannte verlieh. Das dadurch allmählich freigewordene Fach genügt vollständig meinen Bedürfnissen. Was aber machen die Besenherinnen ebenso „kompletter“ Wohnungseinrichtungen, die einen minder wissenschaftlichen Bekanntenkreis haben? Mein Muff und Kraag sind im Strabazkasten des Vorzimmers, auch liebevoll „die Unordnung“ benannt, untergebracht, wo auch irgendwo meine Handschuhe in einer Kassetten weilen. Es fällt mir natürlich nicht ein, auch nur ein Wort gegen Handschuhkassetten zu sagen. Wo sollte man wohl Brandmalerei und nach Lust schnappende Mozart-Köpfe in Silhouettentechnik applizieren, wenn nicht auf Handschuhkassetten? Aber die Buntlichkeit der Dame befördert dieses nützliche Hausgerät nicht, denn selbstverständlich betrachtet jede dieser Kassetten es als ihre Lebensaufgabe, im entscheidenden Augenblick nicht aufzugehen. Set man es doch erreicht, ferner drei Kasten geöffnet und Gut, Jacke und Pelztragen ans Tageslicht befördert, dann muß man noch in der Tiefe des Garderobekastens nach einem Schirm fischen. Warum nicht an der Innenseite der Türe kleine Haken für Stöcke und Schirme anbracht sind, weiß ich nicht. Wahrscheinlich weil die Schirme dort nicht so bequem umfallen könnten und nicht mehr hinter Mänteln, Tüchern und Ueberziehungen hervorgehakt werden müßten. Während dieser Prozedur steht der aestrenae Chemann mehr oder minder zähneknirschend an der Tür und zieht fünfmal in der Minute die Uhr. Er muß aber doch noch warten, bis das unentbehrliche Handtäschchen, das gewöhnlich dort herumstrolcht, wo man es am wenigsten sucht, aufgefunden ist. Es strolcht herum,

weil es ebenfalls unterstandlos ist. Wo sollte es haften? Im Wäschekasten? Aber der heilige Wäschekastenschlüssel steckt doch drin. Im Garderobenschrank? Dazu ist es zu kostbar, enthält es doch zumeist auch die Börse der Dame. Also läuft es irrend in der Wohnung herum, verirrt sich bald in die Schreibtschilde, bald in die Hausapotheke, hängt bald an einer Sessellehne, bald klettert es auf den Silberkasten. Fest steht nur, daß es nie dort ist, wo man es sucht. So ist die Sachlage wenigstens bei mir. Wer immer ganz genau weiß, wo sich sein Handtäschchen befindet, der werfe den ersten Stein auf mich. Aber Schubladkästen sind, wie gesagt, unmodern und überflüssig. In den „Pfeiler“ zwischen den Fenstern stellen wir statt dessen niedliche Bierfischen und Gefäße mit unwahrscheinlich hohen Storchbeinen, die jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren und die Blumenvasen und Gläser der Photographierahmen, die ihnen anvertraut sind, dreimal im Monat zerfallen lassen. Schließlich, der Glaser will auch leben.

Aber die Jagd nach geeigneten Plätzen war nicht die einzige Schwierigkeit, die sich meiner hausfraulichen Tätigkeit entgegenstellte. Als wir unsere Schlafzimmereinrichtung erstanden, waren uns die Schränke ohne Füge als besonderer Vorzug gerühmt worden. Dieser Vorzug zwang mich, entweder die schweren Stücke vom Plabe zu rücken oder Staub Staub sein zu lassen. Natürlich wählte ich das letzte, war ich doch auch schon abgehärtet: unter den Bücherschrank wie unter die Garderobe konnte ebenfalls nicht der zarteste Partisch eindringen. Um der ausgleichenden Gerechtigkeit Genüge zu tun, entfernte ich den Staub auch nicht von der Deckfläche der Schränke. Ich hätte zu diesem Zwecke eine tägliche Bergpartie über Tisch und Stehleiter unternehmen müssen. Denn wir sind modern eingerichtet, und in unserem Bücherschrank hätten die gesammelten Werke von Ebers und Spielhagen Platz. Gottlob befinden sie sich nicht drin.

Daß man auf die Drahteinlage der Betten ein Tuch zum Schutze breitet, ist jeder Hausfrau bekannt. Leider scheint diese Tatsache jedoch vor den Fabrikanten der Drahteinlage ängstlich als Geheimnis gewahrt zu werden — sie hüten sich wohlweislich, die kleinen Ringe in den Ecken anzubringen, an denen man das Schutz Tuch befestigen könnte. Dabei sind unsere Drahteinlagen bei einer sogenannten „ersten Firma“ gekauft. Braucht man im Schlafzimmer ein Wischtuch, so muß man eine kleine Fußreise in das Vorzimmer antreten, einen Aufbewahrungsort in den inneren Gemächern gibt es nicht, die Waschbecken sind sorgfältig so gebaut, daß man schon raffiniert ungeschickt sein müßte, um beim Ausleeren nicht zu verschütten. Ein normaler Mensch bringt es nicht zuwege. Und jeder Frühling wie jeder Herbst bringt der Hausfrau die bange Sorge: Was mache ich mit den Kleidern der anderen Saison? Marie plädierte immer dafür, daß wir sie versehen sollten, es wäre das bequemste. Schließlich haben wir sie meistens doch in einen Koffer gestopft und auf den Boden geschleppt.

Aber jetzt ist Marie weit und der Boden hoch. Nur ein Gutes hat die Situation für mich, ich lerne meine Wohnung und meine Möbel kennen. Es mag wohl mancher Hausfrau in Krisenzeiten ähnlich ergangen sein. Darum schlage ich allen meinen Schicksalsgenossinnen vor, den Ausdruck „komplette“ Wohnungseinrichtung in unserem Wörterbuch umzuwandeln. „Komplett“ heißt von heute an „unvollständig“.

Mara Mautner.

20. II. 1918

Wien, 20. November.

Herr Dr. Otto Bauer hat das Amt eines Leiters für Neuheres im deutschösterreichischen Staat als Nachfolger des so tief betrauernten Dr. Viktor Adler übernommen. Er tritt sein verantwortungsvolles Amt in trüber und schwerer Zeit an, da die Zukunft noch mit dichten Schleiern verhüllt ist und die Gegenwart nur unerfreuliche Gedanken zu erwecken vermag. Herr Dr. Bauer hat sich als kluger Kopf und als hervorragender Mann der Wissenschaft großen Ruf erworben und sein tiefdurchdachtes Werk über das österreichische Nationalitätenproblem hat ihm mit Recht einen guten Namen geschaffen. Die Nationalitätenfrage, die früher eine Frage der inneren Politik gewesen, fällt nunmehr in den Bereich der äußeren Politik, denn Deutschösterreich hat jetzt als unmittelbaren Nachbarn den unabhängigen tschechoslowakischen und südslawischen Staat. Namentlich mit dem ersteren bestehen große Gegensätze, deren Beilegung von der größten Wichtigkeit für die Beseitigung unserer augenblicklichen schweren Sorgen und für die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Zukunft ist. Allein der neue Leiter der auswärtigen Politik Deutschösterreichs steht auch noch vor einer anderen überaus schwierigen Aufgabe. Die internationale Stellung Deutschösterreichs ist bis zur Stunde noch eine völlig unklar. Die Nationalversammlung hat Deutschösterreich als einen selbständigen Staat proklamiert, sie hat ferner den Anschluß an die deutsche Republik verkündigt. Bereits in einer Note vom 30. Oktober an den Präsidenten Wilson hat der Vollzugsausschuß der deutschösterreichischen Nationalversammlung dem Präsidenten der amerikanischen Republik die Entstehung des selbständigen deutschösterreichischen Staates mitgeteilt und am 16. November ist ebenfalls an Herrn Wilson ein Schreiben des Staatsrates abgegangen, in welchem auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes des deutschösterreichischen Volkes erklärt wurde, daß Deutschösterreich ein Bestandteil der großen deutschen Republik werden solle. Eine Antwort auf diese Enunziationen Deutschösterreichs ist bisher nicht erfolgt. Wir wissen nicht, ob die Entente den deutschösterreichischen Staat anerkennt, wir wissen nicht, wie der Beschluß Deutschösterreichs, sich an die deutsche Republik anzuschließen, in New-York, Paris und London aufgenommen wurde. Wir schweben in der Luft, als ob wir einen Sprung ins Dunkle getan hätten. Selbst unser Ansuchen vom 6. November 1918, um Freigabe unserer Schifffahrt, damit unsere Lebensmittelversorgung aus dem Ausland erledigt werde, ist unerledigt geblieben. Während die Entente mit Ungarn verhandelt, mit der tschechoslowakischen Republik in lebhaftester Verbindung steht, den südslawischen Staat anerkennt und Polen wenigstens durch Mißfalläußerungen als selbständiges Reich behandelt, wird Deutschösterreich vorberhand vollständig ignoriert. Es mag ja sein — und dies ist auch wahrscheinlich — daß die Uneinigkeit in der Entente ein solches Vorgehen erklärlich macht, allein das ändert nichts an der Tatsache, daß wir heute nicht wissen, wo wir stehen und daß wir im Dunkeln tappen.

Den Anschluß an Deutschland hat unsere Nationalversammlung einstimmig proklamiert, allein auch hier ist das Echo ausgeblieben. Am 13. November hat Herr Doktor Bauer ein Telegramm an den deutschen Volksbeauftragten für Neuheres Herrn Haase gerichtet, in dem er ihm mitteilte, die provisorische Nationalversammlung Deutschösterreichs habe einstimmig beschlossen, Deutschösterreich für eine demokratische Republik zu erklären, die ein Bestandteil der großen deutschen Republik ist und bleiben soll. Er fügte die Bitte hinzu, diese Bestrebungen des deutschen Volkes in Oesterreich zu unterstützen und direkte Verhandlungen über die Vereinigung Deutschösterreichs mit der deutschen Republik anzubahnen und der Teilnahme an der gesetzgebenden Verwaltung des deutschen Reiches zuzustimmen. Noch über manches andere sprach Dr. Otto Bauer in seinem Telegramm an Herrn Haase. Dieser aber vermied geflissentlich in seiner Antwort Stellung zum Anschluß Deutschösterreichs an die deutsche Republik zu nehmen. Während die Regierung des Prinzen Max von Baden in unzweideutiger Weise sich öffentlich für eine Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland ausgesprochen

im unraumlichen Sinne die vornehmenden Rechte zuzuerkennen. Die politischen Unterhändler verwiesen darauf, daß

Feuilleton.

Der Beginn der revolutionären Bewegung in Berlin.

Von unserem Korrespondenten.

Wie es eigentlich kam, ist schwer zu sagen, wenn man es auch mitteilt hat. Ob es zu vermeiden gewesen wäre, wenn der Kaiser früher abgedankt hätte? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es mag aus dem Jahre 1917, was ausbrechen mußte; und man darf daran zweifeln, ob es überhaupt hätte aufgehalten werden können.

In Kiel begann es Ende der vorigen Woche Auch hier Grund war der Krieg, dieser endlose Krieg von mehr als vier Jahren — die eisernen Bande militärischer Kriegsdiktatur, in die Menschen solange eingezwängt waren, solange, bis die Grenze erreicht war, und sie es nicht mehr ertragen konnten. Im Krieg, und namentlich im modernen Krieg, ist der Soldat nur ein Teil einer großen Maschine. Das kann eine Zeitlang so durchgeführt werden. Aber schließlich zeigt es sich, daß die Rechnung nicht stimmt, und daß ein Mensch nicht Teil einer Maschine sein kann.

Wenn man die Berichte der ausländischen Matrosen hört, von denen einige in den letzten Tagen nach Berlin gekommen sind, so scheint die letzte Ursache der Revolution so scheint der Punkt der den lange aufgesammelten Rüststoff zur Explosion brachte, ein Mißverständnis gewesen zu sein. Oder war es kein Mißverständnis? Waren die Matrosen mit ihren Vermutungen im Recht, die von den leitenden Stellen als völlig unbegründet erklärt wurden, nachdem das Unheil geschehen war? Es ist unmöglich, in diesem Augenblicke Klarheit darüber zu schaffen. Die ausländischen Matrosen also erzählten, wie

Die der politischen Nationalität angehörigen Staatsbeamten, die Beamten des Landesauswärtigen und die polnischen

die Flottenmannschaft aus gewissen Anordnungen der Kommandanten die Überzeugung gewann, daß die Flotte auslaufen sollte. Um die Mannschaften zu überzeugen, daß die Neutralität durch eine solche Schacht den Frieden sabotieren wollte, den die Zivilregierung vorbereite; und man muß zugeben, daß, nachdem die militärischen Stellen im Frieden wie im Kriege fortwährend die Politik der Zivilregierung durchkreuzt hatten, ein solcher Verdacht immerhin entstehen konnte. Die Flottenmannschaften waren bis zum letzten Augenblick ihre ganze Kraft entgegenzusetzen; aber eine Angriffsoperation unmitttelbar vor dem Ende des Krieges hielten sie für sinnlos, und sie importierten sich dagegen, in einer Schlacht ihr Leben zu opfern, welche den für Deutschland unglücklichen Ausgang des Krieges doch nicht mehr abwendend konnte. Sie wollten nicht für Zwecke des Prestiges sterben; und wenn die Gesandten den Untergang in Ehren für angemessen hielten, so meinten die Matrosen, daß die Offiziere jederzeit das Recht hätten, unterzugehen, aber nicht das Recht, andere in diesen Untergang mitzuführen. Die ausländischen Matrosen berichten nun weiter, daß die Flotte den Befehl zur Ausfahrt erhielt, daß die Schiffe bis zur Hoheitsgrenze dreißig Seemeilen von der Küste hinaus, daß die Matrosen bis doch in Gehorsam leisteten, weil bis zur Hoheitsgrenze das Heimatgebiet reicht, das für eine Verteidigung in Betracht kommt, daß sie aber hier die Schiffe stilllegten, so daß der Admiral sich genötigt sah, die Ausfahrt auszuordnen. Nach dem Wiedereintreten in Kiel gingen die Matrosen ans Land, vereinigten sich mit den Werftarbeitern, und die Revolution brach aus.

Mit verblüffender Schnelligkeit griff sie im ganzen Norden von Deutschland um sich. Überall fand sie den

zu erwarten war, rein von Seiten aus Vertretern der Unabhängigen zu sein; hat drei ihrer besten

zu erwarten war, rein von Seiten aus Vertretern der Unabhängigen zu sein; hat drei ihrer besten

Die Diktatur augenblicklich die Scheidemann Einberufung einzuverlangen. Daß die Reaktionen erzielt, ist, ist unter der das einzige Mit einigermassen geringung wird in gabe gehen, die sich bei der Ver Beamte der so heute wieder Kräfte aufbotete ihr dies gefür Ernährungsorg nicht bereits halb zeigen. Grieden schließt fürsterlichen Entente jetzt, r gibt, das deut wollte. (Sie r die nächste B unmöglich; un ob ein Zustand in der Regiert Deutschland, e langt, auch n wird durchnac Berlin

Wiener Revolutions-Tagebuch.

Von Paul Zifferer (Wien).

Das verjüngte Reich.

Immer wieder in den letzten Tagen stand mit dem Bild vor Augen, wie man den alten Kaiser Franz Josef zu Grabe trug. Ach sehe die schwarze Brunftkarosse, die feierlich von der Kärntnerstraße her zum Neuen Markt einbiegt, höre gegen das verschlossene Tor der Kapuzinergruft den Stab des Oberhofmeisters wochen, der Einlaß begehrt für den Kaiser und König, worauf in alt hergebrachter Weise die ferne Stimme des Priors aus der noch immer verschlossenen Gruft emporklingt: nicht Kaisern und Königen werde hier aufgetragen, sondern nur fündigen Menschen.

Verflucht damals nicht das neunzehnte Jahrhundert vor unseren Augen, jenes romantisch-wienerische Jahrhundert, an dessen Eingang der Kongreß stand? Kaiser Franz Josef war der Nefse des großen Napoleon, der Vetter des Herzogs von Reichstadt, mit dem zusammen er als Knabe von einem Wittviener Meister abgebildet worden ist. Da er lebte, waren alle diese Erinnerungen nahe, da er starb, schmelzen sie mit einem Male zurück. An jenem bedenklichen Tage bildeten die Helden von Gorlice und vom Stozzo das Spalier, alle mit silbernen und goldenen Tapferkeitsmedaillen geschnüdt. Zwei Jahre und darüber schon währte der Krieg, aber man kannte ihn nicht. Die meisten waren voll froher Hoffnungen. Hinter der schwarzen Brunftkarosse schritt der neue, der junge Kaiser, und neben ihm schritt tief verleierte seine junge Gemahlin mit dem fremden, seltsamen Namen und führte einen blonden Knaben an der Hand. Wie ferne das alles liegt! Einzelne wohl ahnten damals schon, was kommen mußte. Merkte nicht jeder von uns entsetzt, wie sehr dieses alte Reich an der Donau — Hausmacht und Privatbesitz eines niedergerathenen Fürstengeschlechtes — morlich und brüchig geworden war, gleich einem alten Palaste, dessen Fassade noch dem Wetter trotzt, aber dessen Grundmauern wanken? Möchte man nicht jeden von uns, der noch meinte, zwischen diesen Wölfen im Streit, die so lange ein gemeinsames

Staatswesen gebildet, müsse sich doch eine Verständigung finden lassen? War es nicht bis zum Ueberdruß wiederholt worden, daß Oesterreich zerfallen müsse, sobald nur Kaiser Franz Josef die Augen schliesse? Er sah da, gleichsam im Ausgedinge, ein König Lear, der nicht weis, daß sein Erbe vererbt ist. Zwei Jahre ist er tot, Jahre des Hungers, Jahre des Schreckens. Oltmar! Wer braucht noch ein Volkswort gegen die Türkei. Die slawische Welt triumphiert. Die jungen Menschen an der Front verächtlichen Wunder an Tapferkeit, sterben für eine Idee, die hoch geworden ist, sterben für eine Fassade — das Haus geht in Schutt auf.

Wie ferne das alles liegt! Wo die habsburgische Monarchie einst stand, haben sich Reiche gebildet, die einander so fremd geworden sind, als hätten sie vorher nie Gemeinschaft miteinander gehabt. Feindselige Grenzen haben sich aufgerichtet, über die kaum ein Laut dringt. In der „Kaiserstadt“ Wien ist die Republik ausgerufen, die sich mit der großen deutschen Republik vereinigen soll; einstimmig wurde der Beschluß gefaßt. Männer der Kirche stimmten dafür, die sich vor kurzem noch selber „schwarz-gelb“ nannten. Niemand, der für das alte Oesterreich sprach, niemand, der es beweinete; verflucht, verflucht! So verhasst, als hätte man es längst drunten in der Kapuzinergruft aufgebahrt, zwischen der Kaiserin Maria Theresia, dem Herzog von Reichstadt und dem Kaiser Franz Josef. Bald wird auch all dies Bergangene den Knaben und Mädchen in der Schule wie eine Legende erklären müssen.

Die Völkerveränderung.

Das ist ein Schauspiel, wie man es in Wien seit einem Jahrtausend nicht gesehen hat und wohl in dem nächsten Jahrtausend nicht mehr sehen wird: Völker, die sich aus der bunten Schichtung, in der sie bisher gelebt, lösen und ihrer Heimat aufstehen, die für viele gar nicht die Heimat ist. In den Hauptverkehrsstraßen von Wien ist seit Tagen und Wochen ein ununterbrochenes Strömen und Umgehen nach Norden, von Osten nach Westen und umgekehrt. Alte Männer, gramgebeugt, Mägdlein, denen silberne Fäden im Haare schimmern, den schmukken, verletzten Soldatenrosen über den hageren, abgegraben Gliedern, Leidensstürchen tief ins Antlitz gegraben.

Ueber alle diese Menschen ist ein Ernst gebreitet, den man nie vergessen wird. Sie ruhen nicht, sie flagen nicht; all das liegt hinter ihnen. Ihre strenge Stummheit kennt nur ein Begehren: nach Hause gehen. Da kommen tausend russische Kriegsgefangene des Weges einher, von einem einäugigen, österreichischen Soldaten geführt, der ihnen den Weg weist. Auf der Lattenstraße, die den Südbahnhof mit dem Nordbahnhof verbindet, begannen sie italienischer Mannschaff, die den entgegengesetzten Weg hirtigert, alle voll Schwere und doch irgendwie haltend, den Blick gespannt in die Ferne gerichtet.

Da ist der Südbahnhof, Wahrzeichen einst der überflüchtenden Lebensfreude; Bahnhof der Ferienreisen und der sonntäglichen Ausflüge. Da gehen sich die jungen Leute Gesellschafft, die eine Kletterpartie auf die Kar unternehmen wollten oder eine Skitour ins Semmeringgebiet. Nun stehen hier die Truppen von der italienischen Front beim. Welch ein Wiedersehen! Wie irr der Blick dieser armen, gequälten Menschen flackert! Man hat sie bis zum letzten, um den Preis ihrer unerhörten Hingabe betrogen. Wofür haben sie sich geopfert? Wer denkt noch an Lohn? Durch alle Höllen sind sie geschickt worden, aus dem Todesarcan in die Marter dieser Heimkehr: Märtyrer ohne Ende, Reize durch Oesterreich, wie in Feindesland. Ueberfälle bei jeder Gelegenheit kürzen, Kampf um ein Stücklein Raum auf einem Bagendach, auf einem Trittbrett, auf einem Puffer und immer noch Kugeln. . . . Dann diese Ankunft in einer Schweigenden, so fürchtbar gedrückten Stadt. Volkswehr schließt sich zur Kette, hält die Menge ab, alte verträumte Frauen und Männer, deren dürre, sehnsüchtig vorgestreckte Hände von der Arbeit eines Lebens ärmert, so wohl so unendlich traurig erscheinen. Väter und Mütter warten stundenlang, tagelang, wacheln mit dem Kopfe, stöße vom vielen Schauen. Immer neue Massen strömen aus dem Bahnhof. Er ist nicht dabei, er nicht. Wen traf die letzte, die sinnloseste aller sinnlosen Kugeln? . . .

Da ist der Nordbahnhof, der älteste Bahnhof von Wien; es gibt Stiche aus der Biedermeierzeit, die ihn als einen Schuppen mitten im Grünen darstellten. Eine andere Zeichnung von Rudolf Alt zeigt

den Nordbahnhof schon in seiner letzten Gestalt, wie er zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entstand, im maurischen Stil um das Wunderbare und Märchenhafte des Reisens nach dem Gesamte der Zeit anzuwenden. — Das Wunderbare und Märchenhafte des Erlebens hat sich in der Tat hier bieten aufgetan, die aus bescheidenen Verhältnissen in dieser Bahnhofshalle, zum erstenmal die Großstadt kennen lernten. Die fruchtbare mährische Ebene hat in so viele Talente herporgebracht, mancherlei geistigen Reichthum, der nach Wien überflüchtete.

Jetzt liegen slowakische Soldaten und ungarische und tschechische und polnische und rumänische auf den feineren Stufen der Bahnhofshalle und harrten des nächsten Tages, den sie bis zum letzten Wätschen füllen werden. Während ein Zug aus der Halle fährt, donnert schon ein anderer draußen über die große Donaubrücke. Genau achtzig Jahre sind es her, seit die erste „Kolonie“ unter Völkerrufen und Vivatrufen über diese Brücke rollte. Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, wohnte jener Fahrt bei, die nur gerade bis zu den napoleonischen Schlachtfeldern führte. Seit hundert Jahren schon lag der Körper im Starnetal auf St. Helena begraben, Louis Philippe herrschte über Frankreich und Marie Louise, bei deren Vermählung mit Napoleon, Erzherzog Karl selbst den Kaiser vertreten hatte, sah alternd als Reipergs Witwe in Parma. Nun ist vor wenigen Tagen der letzte Kaiser von Oesterreich durch dieselben Donauauen nach dem einsamen Schlosse gereist, das ihm allein zur Wohnung geblieben ist.

Die republikanische Volkswehr auf dem Bahnhof aber entwirrt fremde Soldaten, Fremde, gestern noch Wassenerfahrern; sie tragen den gleichen Soldatenrock, von der gleichen Erde dunkel gefärbt. Von vier Jahren des Kampfes und von dem Entsetzen der letzten Tage soll gemacht, pulvergeschwärt das Antlitz, wirren Blickes, heben sie noch einmal die Waffe, lösen Schuß um Schuß, werden leuchtend gebändigt. . . . Auf dem Nordbahnhof begann im Sommer 1914 das große Abschiednehmen: mit Subel und Hurrah. Nun ist's wieder ein Abschied, traurig, verdrossen, voller Haß. Die Wässer Oesterreichs strömen auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

22./X. 1918

dem es wurde geknabelt, konnte nicht mitreden und mußte alle Widerwilligkeiten, Mittelmäßigkeiten und Leichfertigkeiten seit dem Beginne des Krieges ertragen. Die Bauern sollten die Anklagen gegen Wien lassen und sich nicht gegen eine Stadt wenden, die jetzt mehr Kummer zu tragen hat als wohl irgendeine Gemeinshaft von Menschen in dem früheren Oesterreich. Wien hat mehr als zwei Millionen Einwohner und große Städte mit ihren sozialen Gärungen, mit ihrem Antriebe zum Neuen und mit ihren revolutionären Stößen schreien die Bauern, die für das Hergebrachte sind und nicht

Feuilleton.

Der Kunstbesitz des Hofes und der neue Staat.

Dem Vernehmen nach wird im Staatsrat gegenwärtig ein Gesetz ausgearbeitet, das die Uebernahme der bis zum im Besitz des Hofes gemessenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, Institute, Gebäude usw. in das Eigentum des Staates sowie die Verwaltung und den Schutz dieser Kulturgüter unter der neuen Regierung regeln soll. Es ist zu erwarten, daß die einschlägigen Fragen unter Beizug von Sachmännern sorgfältig studiert werden und daß man die Bedeutung dessen, um was es sich hier handelt, voll einschätzen wird. Aber ein Gesetz ist immer elastisch. Es kommt darauf an, wie es gehandhabt wird. Wir haben Staatsgrundgesetze gehabt und man hat sich in manchen Punkten wenig darum gekümmert. Es ist auch zu befürchten, daß ein in bester Absicht und mit entsprechender Sachkenntnis abgefaßtes Gesetz ein kühnvolles Paragaphensystem ohne Leben und Wirklichkeit bleiben, ja selbst allerlei Schaden stiften könnte, wenn es nicht entsprechend in die Praxis umgesetzt würde.

Dem Interesse des großen Publikums am nächsten stehen wohl die Hoftheater. Hier ist die Anteilnahme so

Friedenskonferenz beschlossen werden wird. Deutschösterreich will ein friedliches Land sein und die kleine Arme, die es halten darf, ist nicht mehr die einer Großmacht, sondern die eines Mittelstaates, der selbst gerechte Ansprüche nicht mit dem Schwerte durchsetzen will. Desto nötiger ist der Zusammenschluß von Deutschösterreich und eine Politik, die Tirol, Vorarlberg und Salzburg nicht abspaltet und den Bauern gewinnt. Deutschösterreich soll, kaum daß es entstanden ist, nicht in Gefahr sein, die westlichen Alpenländer zu verlieren.

rege, daß man von einer Kontrolle der öffentlichen Meinung sprechen kann, und daß anzunehmen ist, man werde alles vermeiden, was die künstlerische Bedeutung und Entwicklung dieser beiden Institute schädigen könnte, die nun wohl in den letzten Jahren stark zurückgegangen sind, aber immer noch in ihrer Art einzig dastehen. Man wird also trachten müssen, bei Einschränkung des überflüssigen Luxus in Ausstattung und Vergleichen, bei Reduzierung des Personals und Vereinfachung der Verwaltung immer noch einen gewissen *notwendigen* Luxus beizubehalten. Vor allem aber wird es sich darum handeln, mit der Leitung dieser Institute wirkliche, bewährte Sachmänner zu betrauen, alles Dilettantentum fernzuhalten, das Administrative und das Künstlerische zu trennen, so daß nicht eine in diesem Fall besonders verderbliche Verquickung beider Auffassungen eintritt. Gute Kunst kann auch bei vernünftiger Sparsamkeit bestehen. Wenn aber Geschäftsprinzipien mit Kunstprinzipien verwechselt werden, so führt das schließlich zum Ruin — der Kunst sowohl wie des Geschäftes. Das große Unglück ist freilich, daß sobald einmal geordnete Verhältnisse eingetreten sein werden, die beiden Theater sich erst wieder ihr Publikum schaffen und erziehen müssen. Denn wenn schon die Leistungen in der letzten Zeit nicht auf der früheren Höhe gestanden sind, wenn sich in der Regie und im Studium der Stücke und Opern das Fehlen einer künstlerischen und vor allem geistig auf der erforderlichen

soht nicht wird auf u stwar be ge Gut igesse erden. die auf führt. inder und ihren an in wesen. pferde halten sjetzte, ighen noch ein- aber edlen egen. men. vielen rden, in stlig. rung Diet

wohl — unter dem neuen wie unter dem alten Regime — die größte Gefahr! Wenn früher ein vornehmer Name, elegantes Meubler und tadellose Manieren in manchen Häusern genügt, um mit einem Amt betraut zu werden, das in erster Linie Sachkenntnis verlangt, so mag jetzt das Bekantnis zu einer politischen Karrier ähnlich als Befähigungsnachweis gewertet werden. Man hatte sich aber eines vor Augen: Es gibt Aemter — und die hier in Betracht kommenden, vom Staatssekretär für die schönen Künste angefangen bis zu den einzelnen leitenden Unterbeamten, gehören sämtlich dazu — die mit politischer Verantwortung wenigstens zu tun haben als mit bloßen Außersichlichkeiten, Aemter, die mutatis mutandis unter einer republikanischen Regierung genau so wie unter einer monarchischen geführt werden können und müssen, wenn Ehrentitel, Ehrlöhne und Energie und ohne jegliche Rücksichten auf äußere Einflüsse.

Damit diese Aemter richtig verwalket werden, ist es gar nicht einmal nötig, daß die obersten Behörden selbst über die entsprechende Sachkenntnis verfügen. Nur eines müssen sie wissen: an wen sie sich zu wenden haben, um sachgemäße Aufstellungen über Dinge und Menschen zu erhalten. Daran hat es früher oft genug gefehlt und das könnte jetzt leicht besser werden. Aber leider! — Je höher jemand in Amt und Würden steigt, desto undurchdringlicher wird die Mauer zwischen ihm und der Außenwelt. Vor Jahren traf ich einmal einen alten Freund, der, seit wir uns nicht gesehen hatten, Geheimrat geworden war. Der sonst über alle gesellschaftlichen, persönlichen und sonstigen Beziehungen der Residenz stets unheimlich gut unterrichtete Mann machte eine Bemerkung, die mich veranlaßte, ihm zu sagen: „Nun, ich sehe schon, seitdem Sie „Ezelleus geworden sind, sind Sie auch schon fast in jähne Brauch nicht auch in den neuen Staat herübergenommen werde. Caveant Consules!“ A. F. S.



Morgen- und Abendblatt mit täglich
einmaliger Postverendung:

Monatlich	SK 20
Vierteljährlich	23 K
Halbjährig	46 K
Jahreslang	92 K

Mit täglich zweimaliger Postverendung:

Monatlich	SK 20
Vierteljährlich	24 K
Halbjährig	48 K
Jahreslang	96 K

Für das Ausland:

Mit täglich einmaliger Postverendung
für Deutschland vierteljährig 29 K
für die andern Länder des Weltpost-
vereines 31 K.

Bei den Postämtern vierteljährig

In Deutschland Post 13. —, Schweiz
Fr. 12. —, Bulgarien Fr. 21. —.

Inserate übernehmen alle renommierten
in- und ausländ. Annoncen-abrang.

II.

52. Jahrgang.

Demokratisierung.

Von Minister a. D. Dr. Franz Klein.

In Deutschösterreich, wie es dormalen geplant ist, soll der Wille des Volkes alles sein. Er wird das Staatswesen regieren, verwalten, erhalten und bewegen. Lebensbedingung einer Demokratie ist daher ein reger, kräftiger Wille der Bürger, in dem die Richtung zur nationalen, politischen und sozialen Einheit und Gemeinsamkeit überwiegt. Oesterreich war aber immer ein Staat bevormundender Obrigkeit. Frei nach eigener Einsicht zu leben und das Wollen in Dingen jenseits des persönlichen Schicksals zu lernen hatten seine Angehörigen wenig Gelegenheit. Der Ruf zur Einheit war ebenfalls sehr gering. Es genügt, an das lebhafteste Gefühl für das Kronland, an die Länderautonomie, an das Überwiegen der Bezirksorgane in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses oder an die Kämpfe in Handels- und Gesellschaftspolitik zu erinnern.

Zwischen dem, was war, und dem, was sein soll, waltet demnach in bezug auf die tragende geistige Kraft ein scharfer Unterschied. Den Volkswillen, der für den neuen Staat unentbehrlich ist, hat das geschichtliche Oesterreich nicht ausgebildet. Für das Stärkerwerden dieses Willens ist seither noch wenig getan worden. Die Regierungsstellen haben zwar gewechselt oder sind wenigstens in andere Hände gekommen, einen erweiterten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen ist einstweilen weder der Bevölkerung im ganzen noch einzelnen ihrer Gruppen gestattet worden. Es soll dies ohne Tadel nur als Tatsache festgestellt werden, denn es ist zu belangreich, als daß man davor die Augen schließen dürfte. Daraus ist nicht zu folgern, Volksherrschaft eigne sich überhaupt nicht für Deutschösterreich. Dieser Staat kann darin nach seiner geistigen und Kulturstufe unmöglich hinter den slavischen Volkstamm zurückstehen. Untauglichkeit für die Demokratie wäre auch gleichbedeutend mit Unfähigkeit zur wirtschaftlichen Wiedererhebung, denn auch dafür kann Deutschösterreich jetzt auf nichts als seine gesteigerte Willens- und Tatkraft rechnen. Der geistige und Willenszustand, in dem die Bevölkerung in den demokratischen Staat übergeht, macht aber gewisse Nachhelfen beim Uebergang erforderlich, die in der Flucht der Ereignisse leicht veräußert werden. Die Absage von Tirol und der Nachhall dieser Abscheidung in anderen Kronländern sind ein deutliches Memento.

An der Nationalversammlung und dem Staatsrate wogen ihrer bisherigen gesetzgeberischen Arbeiten zu nörgeln, wäre ungerecht; sie zimmerten das Provisorium, so gut es eben ging, zusammen. Vom Standpunkte des Selbstbestimmungsrechtes, das dem Volke schon heute zusteht, und um seine Erziehung zum demokratischen Staate sofort in Angriff zu nehmen, wäre es aber zu wünschen gewesen, daß man wenigstens zu einem Teile dieser Arbeiten doch auch Leute und zumal Sachkundige aus der Menge derjenigen beigezogen hätte, die nicht die Auszeichnung genießen, im Jahre 1911 gewählt worden zu sein. Zuerst war davon auch die Rede, es blieb jedoch beim Vorfab. Der lustbichte Abschluß von der Außenwelt, anstatt ohne Zögern das erste Aufklappen demokratischen Sinnes zu betreiben, um die Bevölkerung auf den neuen politischen Ton zu stimmen, dürfte um so weniger am Platze gewesen sein, als von allen Seiten unaerufen die Bereitschaft sich meldete,

an der Bewältigung der ungeheuren Aufgaben des Nationalrates nach bestem Können, wenn selbst eingeschränkt auf bloßen Hilfsdienst, mitzuwirken. Schon damit die neue Staatsform baldigst in der Volksseele Wurzel schlagen, hätte das Auerbieten nicht abgelehnt werden sollen. Das Gesetzgebungsmonopol, das so entstand und um so ansehnlicher ist, als auch die öffentliche Kritik während der Vorarbeiten nicht einsehen kann, ist unzulässig und demokratisch. Es ist freilich nur etwas Vorläufiges, das ist richtig, man kann aber von einem Volke, das nach so viel Bindung und Qual endlich einen Lichtschimmer zu sehen glaubt und ihm zuflucht, nicht geduldiges Zuwarten verlangen, bis in gemessenem Abwinkeln einer Kette das Licht endlich so nahe kommt, daß man danach greifen kann. Dieser Widerspruch zwischen dem grundsätzlichen Rechte aller und der praktischen Autorität einer kleinen Schar bevorzugter Menschen ist um so empfindlicher, je länger er dauert. Daher würde es sich dringendst empfehlen, insbesondere für die nächsten, überaus wichtigen Gesetzgebungsaufgaben: die Wahlordnung für die konstituierende Nationalversammlung und die Gemeindevahlordnungen, die bisherige Vorgangsweise zu mildern und mindestens den guten Willen zu bezeugen, von nun an so demokratisch als möglich vorzugehen, indem man vor ersten Entscheidungen eine größere Anzahl von Vertretern der bedeutenderen Gesellschaftsgruppen anhört. Von äußerster Wichtigkeit wäre dies hinsichtlich der Einführung der Verhältniswahl, weil es vermieden werden sollte, daß sich ein Teil des deutschen Volkes durch ein ihm weniger günstiges System der Verhältniswahl von der Teilnahme an der Schaffung der endgültigen Staatsverfassung absichtlich ausgeschlossen oder gegenüber andern Parteien vertilgt fühle. Jeder Fehler im Wahlrechte für die konstituierende Nationalversammlung haftet für immer dem künftigen Staate an und schmälert das Verdienst, als das die Zulassung eines Proportionalwahlrechtes an sich zweifellos anzuerkennen ist.

Ueber die Vermögensabgabe hat man nun aus freien Stücken Angehörige der verschiedenen Wirtschaftszweige vernommen, doch dürfte der Kreis viel zu enge gezogen worden sein. Gesetze, welche die wirtschaftlichen oder sonstigen Lebensinteressen der Bevölkerung oder einzelner Berufs- oder Stände stärker berühren, sollten überhaupt, sofern es irgendwie angeht, für die Zeit regelmäßig arbeitender Gesetzgebung aufgespart werden, und jedenfalls ist es nicht demokratisch, sie unermittelt wie lose gewordene Dachziegel den Bürgern auf den Kopf fallen zu lassen. Es ist auch das Gegenteil von Demokratie, wenn eine Behörde zwar einen vom Staatsrate ernannten Vorstand erhält, im übrigen aber bleibt, wie sie war, und, als ob gar nichts geschehen wäre, nach dem alten Schimmel fortarbeitet. Man darf ferner nicht außer acht lassen, daß demokratisches Gemeinleben nicht auf Gehorsam kraft Befehles, sondern auf freiem, überzeugtem Befolgen des Gesetzes beruht, das sich das Volk selbst gegeben hat. Darum ist beispielsweise trodenes Ankündigen einer Liste neuer Abgaben mit keiner andern Bemerkung, als daß sie viel härter sein werden als in der Monarchie, keine demokratische Regierungsweise. Diese muß den Willen der Bürger für die Regierungsvorschläge zu gewinnen trachten und daher bei jedem Opfer, das auferlegt wird, auch den vergeltenden Gegengewert, die damit erreichbare wirtschaft-

Unstimmigkeiten.

Die christlichsoziale Korrespondenz „Austria“ faßt in einem Stimmungsbericht, den wir weiter unten folgen lassen, die Unstimmigkeiten zusammen, die zwischen dem „zentralisierenden“ Wien und den Kronländern immer deutlicher zutage treten. In den Landeshauptstädten Deutschösterreichs wird der Wunsch nach Selbständigkeit der Länder und die Abneigung, sich von einer sozialdemokratischen Zentrale regieren zu lassen, immer lebhafter. Es wäre ein Fehler, dieser Erscheinung nicht die gebührende Beachtung zu schenken. Aller Parteien erste Pflicht muß heute sein, den Ausbau Deutschösterreichs unter Aufrechterhaltung der inneren Ruhe durchzuführen. Alle Parteien haben sich die dadurch gebotene Selbstbeschränkung im Verfolge ihrer Programme aufzuerlegen. Die von sozialdemokratischer Seite erfolgte Äußerung, aus ganz Deutschösterreich einen einzigen Wahlbezirk für die Konstituante zu bilden, würde die Kronländer ihrer allen politischen Grenzen berauben. Sie wehrt sich dagegen um so entschiedener, als das in Aussicht genommene Proportionalwahlrecht mit gebundener Liste berechtigter Bedenken, vor allem bei den bürgerlichen Mittelparteien, weckt. Personalfragen bei Ernennung von Staatsuntersekretären und Gesandten haben

gleichfalls, wenn sie auch im Staatsrate, in dem alle Parteien vertreten sind, die Mehrheit gefunden haben müssen, Unzufriedenheit und Verzögerung bewirkt. Staatsrat und Nationalversammlung müssen jetzt befreit sein, nicht der Entente den Anlaß zum Einschreiten im Namen der Ordnung zu bieten. Nur mit peinlichem Gefühl wird aber die Bevölkerung Wiens vernommen, daß deutsche Bauern angeblich ankündigen, im Falle der Nichterfüllung ihrer Wünsche nach Selbständigkeit der Kronländer, werde ihre Opferbereitschaft für die Lebensmittelversorgung Wiens ein Ende nehmen. Eine Hungerblockade von Deutschen über Deutsche verhängt, ist eine Unmöglichkeit, die unahbar erscheint und die man vorläufig auch für undenkbar halten möchte.

Verstimmungen im Staatsrat.

Die Sonderbestrebungen der Alpenländer, die seit erheben Nachdruck in der Kronländer-Presse mit so großem Nachdruck erörtert werden, scheinen das Vorbild zu einer Schwentung zu sein, die die Vertreter der westlichen Kronländer der ehemaligen Monarchie in der Nationalversammlung vorbereiten. Es folgen sich in dem Gefolge der großen deutschösterreichischen Parteienkoalition bedeutende Risse, die vor allem auf die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den bürgerlichen und den sozialistischen Mandatsträgern zurückzuführen sind. Auffällig sind natürlich andre Beweggründe maßgebend, die sich auf aktuelle politische Fragen beziehen und nicht so erster Natur wären, daß sie nicht auf dem Kompromißwege aus der Welt geschafft werden könnten. Dahinter aber liegen die Mandatsfragen und die autonomistischen Wünsche der Kronländer, denen das bekannte Renner'sche Programm auf Aufhebung der Kronlandsgrenzen und Schaffung von Kreisen gegenübersteht. Man befürchtet in den Alpenländern eine von Wien ausgehende sozialistische Diktatur, und will diesem Zustande durch eine möglichst weitgehende Selbständigmachung der Kronländer, durch eine unanfechtbar gewährleistete Autonomie der Landesvertretungen vorbeugen. Es ist bekannt, daß der Staatsrat die Entsendung von Bevollmächtigten in die Landesversammlungen plant, denen die Rolle von Regierungskommissären zufiele. Diese Maßnahme wird von den Landtagen als unannehmbar bezeichnet, und der Unwille darüber ist in einer der Landeshauptstädte ein so mächtiger, daß dort sogar die Drohung fiel, der Kommissär würde nicht mehr in die Lage kommen, nach Wien zurückkehren zu können. In zweiter Linie hat der Vorschlag der Sozialdemokraten, peinliche Überraschung hervorgerufen, für die bevorstehenden Wahlen in die Nationalversammlung Gesamtlisten für das ganze Reichsgebiet zu verfassen und derart für Deutschösterreich eine Bindung aller Kandidaturen von vornherein zu verfügen. Auch das uneingeschränkte Frauenwahlrecht findet jetzt in christlichsozialen und deutschnationalen Kreisen lebhafteste Gegner, die die Entscheidung dieser Frage der zu wählenden Nationalversammlung überlassen wollen. Außerdem tragen noch Fragen persönlicher Natur zur Verhärtung der Bestimmungen bei, vor allem die Wahl mancher Persönlichkeit bei der Besetzung der neuen Staatsämter.

Wie stark die Gegensätze im Staatsrate sind, geht aus der nachstehenden Mitteilung der offiziellen christlichsozialen Parteikorrespondenz hervor:

In den letzten Tagen wurden sowohl von zahlreichen Abgeordneten als auch vom katholischen Volksbunde Versammlungen in den Landgemeinden abgehalten, in denen die deutschen Bauern ihrer Opferwilligkeit für die Ernährung Wiens, aber auch ihrem Unwillen über die „Wiener zentralistischen Bestrebungen“ Ausdruck gaben. Ueberdies laufen an Mitglieder der Nationalversammlung aus allen Teilen Deutschösterreichs Stimmungsberichte ein, die eine ehe-mögliche Wahl der Nationalversammlung fordern und die einseitige Haltung der Sozialdemokratie tadeln, die gegen-teils die Wünsche der Länder nach Selbständigkeit hervorruft. Nachdem das einigende Band der Monarchie zwischen den Ländern nicht mehr besteht, wollen sich diese nicht zentralistisch von Wien aus diktieren lassen und wollen ihre Autonomie nicht nur nicht aufgeben, sondern in jeder Hinsicht aus-gealten. Die Bewegung nach Selbständig-erklärung beschränkt sich nicht auf Tirol und Vorarl-berg, sie ist viel stärker, als man in Wien weiß, und hat auch bereits nach Niederöster-reich übergegriffen, das gleichfalls nicht von einer sozialdemokratischen Zentrale regiert werden will. Weniger wird der Austritt der deutschbürgerlichen Abge-ordneten aus der Nationalversammlung als viel-mehr der Austritt der Länder, die sich nicht zu Provinzen herabdrücken lassen, aus dem deutschösterreichischen Staatsverband ge-fordert. Die Landesversammlungen würden dann an Stelle der Nationalver-sammlung treten und in Wien nicht einmal durch eine Delegation, sondern bloß durch Gesandte vertreten sein. Reiser würde damit

auch die Opferbereitschaft der Landwirte für die Großstadt in der Lebens-mittelversorgung ein Ende nehmen.“

Was die Deutschnationalen anlangt, gelangten die Sonderbestrebungen der Alpenländer in der gestrigen Vollversammlung zur Erörterung, und es zeigte sich, daß die Vertreter Tirols den in der christlichsozialen Presse dieses Kronlandes geführten Feld-zug nicht gutheissen, sondern einen möglichst festen Zusammenschluß der Gebiete Deutschösterreichs das Wort reden. Dafür zeigt sich in den Fragen des Wahlverfahrens nach vielen Richtungen eine Ueber-einstimmung der Deutschnationalen mit den christlichsozialen, die wahrscheinlich auch zu Ver-einbarungen der beiden Parteien führen wird.

Der Standpunkt Tirols.

Aus Innsbruck wird berichtet: Die Er-örterung über die Selbständigkeitsklärung Tirols beherrschte die gesamte öffentliche Diskussion. Dieselbe neigt zur grundsätzlichen Selbständigkeit des Landes. Aus der Erörterung ergab sich die Feststellung folgender Grundsätze:

1. Im Jahre 1365 haben die tirolischen Stände als Vertreter des tirolischen Volkes sich für die Herrschaft des Hauses Habsburg ent-schieden. Mit dem Verzicht Kaiser Karls auf die Regierungsgeschäfte hat das tirolische Volk sein volles Verfügungsrecht zurückgehalten.
2. Da die gemeinschaftlichen Beziehungen zwischen den österreichischen Ländern nur der Ge-meinsamkeit der Herrscherpersönlichkeit entstammen, ist mit dem Hinwegfall des gemeinsamen Herrschers der Zusammenhang tatsächlich aufgehoben. Die gegenwärtige Regierung der deutschösterreichischen Länder kann nur als Liquidationsregierung an-erkannt werden. Andre Befugnisse stehen ihr nicht zu.
3. Die eigentliche Regierung Tirols ist der provisorische Nationalrat. Seine Auf-gabe ist, sobald es die Verhältnisse zulassen, die Wahlen für die konstituierende Landesversammlung auszusprechen. Da wir erst durch den Friedens-schluß über die genaue Abgrenzung des tirolischen Gebietes Klarheit erlangen werden, kann diese Landesversammlung vorher nicht gewählt werden.
4. Diese konstituierende Landesversammlung entscheidet über die Staatsform, über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, über einen eventuellen Zusammenschluß mit den Nachbar-ländern. Sobald diese Fragen entschieden sind, kann erst unter Umständen eine Besetzung der deutsch-österreichischen Nationalversammlung stattfinden.

Zusammenschluß der deutsch-nationalen Parteien.

In der gestrigen Vollversammlung des Ver-bandes der deutschnationalen Parteien wurde ein-stimmig der Zusammenschluß der deutsch-nationalen Partei, der deutschen Agrar-partei und der Deutschradikalen Ver-einigung vollzogen und die drei Obmänner beauftragt, der nächsten Vollversammlung die näheren Organisationsbestimmungen vorzulegen. Die neue Partei zählt 85 Mitglieder.

Die bestypolitische Reform.

Budapest, 21. November.

Unter ungeschmälertem Interesse der Teilnehmer hat heute die Enquete über die bestypolitischen Reformpläne der Regierung ihre Beratungen fortgesetzt. Die Verhandlung eröffnete Ackerbauminister Barna Buzá mit einer kurzen Rede, in der er vor allem den gestrigen Rednern für ihre interessanten Ausführungen dankte. Es zeigt sich nun, daß bei uns die Meinungen in gewissen Fragen doch nicht ganz auseinanderstreben. Wenn die Frage der Besitzreform glücklich gelöst wird, darf man erhoffen, daß wir aus dem jetzigen schwierigen Zustand einen Ausweg finden werden und das Land einer glücklicheren Zukunft entgegengehen wird. Der Minister beantragte sodann, eine Zweiteilung der Materie vorzunehmen und den materiellen Teil von dem Durchführungsverfahren zu trennen. Ferner wären noch einige Spezialfragen zu erörtern, beispielsweise die Frage, bis zu welcher Grenze man bei der Aufteilung des Großgrundbesitzes gehen soll, oder die Frage, was bei der Aufteilung des Bodens mit dem fundus instructus zu geschehen hätte.

Nachdem Johann Ministerialrat Eduard Kristin-Lodich eine gestrige Bemerkung über die Weizenproduktion Dänemarks berichtigt hatte, ergriß als erster Redner Obergespan Peter Agoston das Wort. Er verwies auf die großen Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage. Niemand vermag für Monate hinaus festzustellen, wie groß die Zahl derjenigen ist, die auf Boden reflektieren. Es bleibt auch recht fraglich, wann unsere Kriegsgefangenen heimkehren werden, denn in Sinne des Waffenstillstandsvertrages könnten sie eventuell für die Wiederherstellung ebeiten zurückgehalten werden. Der größte Teil der ungarischen Kriegsgefangenen besteht aus Landwirten; wenn wir jetzt auch den schönsten Aufteilungsplan entwerfen, werden sich nach langer Zeit noch rückstömende Kriegsgefangene finden, die nachträglich heimgekehrt, verlangen werden. Wenn man derartige Programme aufstellt, muß man die Volkspsychologie kennen und auf diese Rücksicht nehmen. Redner beantragt eine Uebergangslösung. Er will die in den heutigen großen Besitz vorhandenen großen materiellen und intellektuellen Werte sichern. Diesen Besitz fehlt es an Arbeitskraft. Die mit Boden zu beteiligenden Landwirte sollen in diesen großen Besitz auf gemeinschaftliche Rechnung Beschäftigung finden. Das Volk würde hieraus erkennen, daß etwas geschieht, und es wäre die Gefahr von Gewalttätigkeiten gebannt. Wenn man einem Mann zehn Joch Land gibt, wird er nicht wissen, was er mit diesem Boden anfangen soll. Die Expropriation der Besitz über eine gewisse Grenze hinaus wäre ausnahmslos durchzuführen.

Margraf Georg Pallavicini findet auch, es sei heute, da man noch nichts Bestimmtes über die zukünftigen Landesgrenzen weiß, unmöglich, mit konkreten Zahlen zu arbeiten. Etwas müsse aber unbedingt geschehen, damit das Volk den Ernst der Absichten erkenne. Man muß das Volk auch über die künftigen Steuerlasten aufklären. Es wäre vielleicht auch empfehlenswert, im Interesse der Aufrechterhaltung der landwirtschaftlichen Industrie die großen Besitz eventuell auf genossenschaftlicher Grundlage zum Teil zu erhalten. Die Mittelbesitz müßten so lang als möglich unberührt bleiben. In allererster Reihe müßten dagegen die Besitz fremder Staatsangehörigen aufgeteilt werden. Die aus Kriegsgewinnen erworbenen Güter müßten ebenfalls raschest an die Reihe kommen. Im allgemeinen seien jedoch die lokalen Verhältnisse maßgebend, generelle Richtlinien könne man schwer aufstellen. So unterliegt auch jedes Fideikommiß einer besonderen Beurteilung. Dem Gesinde müsse man sofort in irgendeiner Form Boden zuweisen, sonst wird man überhaupt keine Arbeitskräfte erhalten. Die Invaliden wären bei der Bodenverteilung zu bevorzugen.

Josef Deneß bemerkt, daß für die Industriearbeiter bei dieser großen Bodenverteilung nichts reserviert ist. Der Redner denkt an die Verwirklichung der Institution der Arbeitergärten. Ferner nimmt der Fragebogen auf die Kommissierung nicht Rücksicht. In Verbindung mit der Reform des Bodenbesitzes müßte auch im ganzen Lande die Kommissierung durchgeführt werden. Ferner darf nicht daran vergessen werden, daß für die aus Amerika heimkehrenden ungarischen Auswanderer Land reserviert werden müsse. Die Frage der Bodenpolitik hängt auch von der zukünftigen Zollfrage ab. Bleibt das Getreide zollfrei, so werden die sich nicht rentierenden Grundbesitz recht bald durch die Besitzer selbst zum Verkauf angeboten werden. Große Schwierigkeiten werden die großen Bauernstädte, Szeged, Debrecen, Szabadka usw. verursachen. Auch jenseits der Donau, wo es fast lauter Großgrundbesitz gibt, werden sich namhafte Hindernisse ergeben. Redner glaubt nach alledem, man müsse mit dem lokalen Patriotismus der Bauern rechnen, die an der Scholle des eigenen Dorfes leben, und die Bodenverteilung dementsprechend einrichten. Ferner müsse man in der Bodenreform einen gewissen Konservatismus befolgen und die Mittelbesitz vorantzig aufrecht erhalten.

Minister Barna Buzá bemerkt, die Frage der Arbeitergärten sei im Fragebogen berücksichtigt. Die Frage der Kommissierung sei nicht aufgeworfen worden, um die Lösung der Besitzpolitik nicht zu verzögern.

Dr. Gyza Farkas hält es für sehr wichtig, daß den Landwirten in der Nähe ihrer Wohnorte Boden zugewiesen werde, doch sei es nicht unmöglich, eine gruppenweise Kolonisation eines Teiles der Bewohner ein und desselben Dorfes durchzuführen. Auf die bisherige Produktionsstatistik darf man nicht zu viel Gewicht legen, da hier leicht Veränderungen vorkommen können. Einzelne größere Güter, die sich z. B. mit der Samenveredlung beschäftigen, würde Redner eventuell unter gesellschaftlicher Verwaltung fortbestehen lassen. Die Güter der toten Hand wären in erster Reihe zu verteilen. Man müßte genau konstatieren, wieviel Reflektanten auf Grund und Boden vorhanden sind. Dabei sollten nur verheiratete Männer in Betracht kommen. Die heimkehrenden Soldaten müssen unbedingt den zu verteilenden Boden als ihren festen Besitz erhalten. Redner gibt sodann ein genaues Programm für die Durchführung des Planes und meint, man könnte die Aktion bereits nach der neuen Ernte beginnen.

Nikolaus Döbroluczky, Vizepräsident des Landes-Agrikulturvereins, betont, daß eine kräftige, entwicklungsfähige Schicht kleiner Landwirte dem Lande erhalten bleiben müsse. Wenn diese Klasse ihre Existenz nicht findet, werde sie nach den Städten strömen. Um das zu verhindern, müsse man eben zur Landverteilung greifen. Es sei nur mit Freuden zu

begrüßen, wenn man die Zahl der selbständigen Existenzen in der Landwirtschaft vermehrt. Doch bedarf es auch anderer, sehr weitgreifender Reformen. Es geht nicht an, daß die Produkte der Landwirtschaft weiter in die Hände der Großindustrie gelangen. Hinsichtlich der Reihenfolge der Parzellierungen müsse man vor allem die Ansprüche bereinigen. Er stellt fest, daß wenn man jedem Berechtigten je 10 Joch Boden zuweisen wolle, ungefähr 22 Millionen Katastraljoch Boden erforderlich wären; demgegenüber stünde kaum die Hälfte dieses Areal zur Verteilung zur Verfügung. Das Maximum des zu belassenden Großgrundbesitzes könne nicht allgemein festgelegt werden, daselbe gilt aber auch vom Minimum. Hierbei seien die lokalen Bedürfnisse maßgebend. Man müsse eine langsame, aber sichere Reform der Bodenpolitik anstreben.

Robert Braun wünscht vor allem die Anfertigung eines Bodenkatasters, denn man müsse die Steuer- und Bodenfrage eng verknüpfen. Redner unterbreitet sodann eine Reihe von Detailvorschlägen.

Dionys Sebeß findet, die gegenwärtige Regierung sei in einer recht günstigen Lage. Man könne heute sozusagen tabula rasa machen. Das ganze Land erwartet vor allem die Antwort auf die Frage, wer Boden erhalten soll; hierauf gäbe es nur eine Antwort, daß diejenigen zu beteiligen sind, die den Boden wirklich benötigen. Hierbei gibt es auch sehr dringende Aufgaben. Der erste Schritt sei unbedingt die gemeindeweise Konfribierung der Berechtigten. Sodann müsse festgestellt werden, in welchen Gegenden die Bodenverteilung am dringlichsten ist. Die Aktion müsse unbedingt alle Attribute der Gesetzmäßigkeit an sich tragen. Das erfordert sehr namhafte technische Arbeiten. Es fehlt leider an geeigneten Ingenieuren, die instande wären, die Landverteilung technisch durchzuführen. Die Ausbildung hierzu geeigneter Kräfte müsse an Polytechnikum sofort in Angriff genommen werden; auch sonstige, vom Kriegsschauplatz heimkehrende geeignete Personen der Intelligenzberufe sollten für diese Arbeiten ausgebildet werden. Ueber die Frage, ob die aufzuteilenden Besitz als Pachtgüter, als Besitz oder in einer anderen Form überlassen werden sollen, ist heute jede Diskussion überflüssig, denn es könne einzig und allein nur das eine in Betracht kommen, daß die Parzelle dem neuen Besitzer voll und ganz als Besitz übergeben wird. Redner zieht aus der Epoche der Landverteilung in Frankreich nach der großen Revolution eine Reihe von sehr interessanten und lehrreichen Vergleichen herauf und behandelt zum Schluß die Frage, wie die Bodenreform bei uns am zweckmäßigsten durchgeführt werden könnte.

Staatssekretär Hugo Laehne, der inzwischen der Vorsitz übernommen hat, will nur bemerken, daß das Ackerbauministerium bereits für die Heranbildung der notwendigen Hilfskräfte vorgesorgt hat. Es sollen 500 Ingenieure und 500 Anwälte eigens für die Bodenverteilungszaktion erzogen und ausgebildet werden.

Eugen Vámos spricht im Namen der radikalen Partei. Er beantragt die Errichtung eines besonderen, aus Fachmännern bestehenden Generalstabes, der gemeinsam mit lokalen Gemeinderäten alle Einzelheiten der Durchführung der Bodenverteilung festzustellen hätte.

Generaldirektor Franz Paopera stellt als Hauptprinzipien fest, daß die Bodenverteilung unter voller Wahrung der sozialen Gesichtspunkte, der Interessen der Produktion und nicht minder unter Berücksichtigung der Interessen des Staatshaushaltes durchgeführt werden sollte. Redner erhebt seine Stimme dagegen, daß man die jetzigen Grundbesitzer darüber im unklaren lasse, was das Schicksal ihrer Besitz sein wird, man müsse jedem Besitzer die Möglichkeit belassen, wenigstens einen Teil seines Besitzes zu behalten. Es gehe auch nicht an, für den Boden die vor dem Kriege in Geltung gewesenenen Verkehrspreise zu vergüten. Was die Reihenfolge der Parzellierungen betrifft, sei hierbei nur der tatsächliche Bedarf und dessen Dringlichkeit maßgebend. Bei der Verteilung des Bodens selbst empfiehlt Redner das System der Versteigerung. Heute sind die Absichten der Zukunft noch unberechenbar. Es müßten daher die Grundprinzipien der neuen Steuer- und Bodenpolitik parallel festgelegt und gleichzeitig durchgeführt werden.

Nach einigen Aufklärungen des Staatssekretärs Hugo Laehne wurde die Fortsetzung der Enquete sodann auf morgen nachmittag 4 Uhr verlagert.

Neuer = Zeitung

Organ der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich.

um 6 Uhr morgens, Montag um 2 Uhr nachmittags.

Bezugsbedingungen:
 Wien: Mit Zustellung in's Haus
 Wöchentlich K 1.—
 Monatlich 4.20
 Vierteljährig 12.00
 Probing und Ungarn:
 Monatlich K 4.60
 Vierteljährig 13.80
 Deutschland: Vierteljährig K 20.—
 für alle anderen dem Weltpostverein
 angehör. Länder: Vierteljährig K 25.—
 Abonnements werden angenommen
 in der Administration, V. Rechte
 Wienzeile 97, und in den Filialen:
 I. Schülerstraße 13, Tel. 9191
 II. Bozmannengasse 80, Tel. 4 225
 X. Wieselplatz 8, Tel. 88244
 XIV. Wollnerplatz 8, Tel. 33158
 XVI. Landgasse 34, Tel. 84146
 XVII. Badnergasse 22, Tel. 17175
 XXI. Ringgasse 14
 Für die an fremde Ausländer oder
 Besahmer bezahlten Beträge leisten
 wir keine Garantie.
 Offene Reklamationen sind portofrei.

Wien, Freitag, 22. November 1918.

XXX. Jahrgang.

Die Hausmacht.

Die Herrschaft der Habsburg-Lothringer war die Monarchie an sich, die schärfste und verderblichste Ausdrucksform des monarchischen Prinzips. Die Fürsten der Nationalstaaten kann man oder konnte man als Repräsentanten ihrer Nationen, im Falle Englands und Norwegens unter gewissen Einschränkungen als erbliche Präsidenten ansprechen. Der Kaiser von Oesterreich repräsentierte nichts als seine Familie und deren Erbbesitz an Land und Leuten; seine Idee verkörperte sein Walten als die nackte Gier nach Macht und Gewalt. Der Zerfall Oesterreich-Ungarns hat denn auch zur vollen Deutlichkeit herausgehoben, daß keine sachlichen, geschweige sittlichen Bande die Völker und Gebiete der Monarchie verknüpften. Sie waren Besitz der Hausmacht, lediglich durch den äußeren Machtmechanismus des Heeres zusammengezwungen; als die Kettenscheibe barst, stoben die Teile auseinander. Nicht eine Spur von Zusammengehörigkeitsgefühl hat ein jahrhundertlanges Vereinigtsein in einem gemeinamen politischen Ganzen zurückgelassen. Fremder und feindlicher stehen sich nirgends in Europa Völker gegenüber als Tschechen und Deutsche, Polen und Ukrainer, Slovaken, Magyaren und Serben. Die geographische und wirtschaftliche Notwendigkeit Oesterreichs und dieses Oesterreich selbst als Staat hatte nur in der Phantasie seiner Lobredner ein leeres Phrasendasein.

Es ist aber auch wieder nur ein Irrtum, wenn man sagt, Oesterreich in seiner Eigenschaft als bloßer Besitz einer Familie, als Land und Leute einer Hausmacht habe eben nur einen geschichtlichen Zustand festgehalten, der an der Wende des Mittelalters und der neuen Zeit für alle Staaten galt. Die Höhe des Westens wurden noch im sechzehnten Jahrhundert Mittelpunkt der nationalen Kultur. War es der Wiener Hof jemals für das Geistesleben eines seiner Völker? Was hat den Despotismus der Tudors vollständig gemacht, wenn nicht die Anpassung der Politik an die Wirtschaftsbedürfnisse des englischen Volkes? Was gab sonst Heinrich IV. und Ludwig XIV. Glanz und Ruhm ihres Königtums, als daß beide, im Guten wie im Bösen, ihres Volkes tiefste Eigenart verinnerlichteten? Die Habsburg-Lothringer, welche Jahrhunderte die deutsche Kaiserkrone trugen, waren niemals Deutsche. Von den Tagen Karls und Ferdinands an, da diese beiden Brüder das Deutsche Reich, Spanien, die Niederlande, große Teile Italiens, Böhmen und Ungarn in ihrem Besitz vereinigten, wurde die völlige seelische Entfremdung der habsburgischen Herrscher von ihren Völkern zum unabänderlichen obersten Regierungsprinzip. Die Herrscher über so viele Nationen durften keiner geistig und gemühtlich angehören, die inneren Schicksale der Völker, ihr sittliches und geistiges Werden, der Zauber ihrer Kultur, Blüte und Ruhm ihrer Kunst und Wissenschaft ließen die Bewohner der Hofburg unberührt. Für sie waren die Völker lediglich Heiratsgut, Gegenstand des Raubes, des Tausches, des Vänderschachers. Und da keinerlei Band der Empfindung Herrscher und Volk verband, waren die Habsburger vor drei Jahrhunderten wie vor wenigen Tagen stets bereit, romanisches gegen deutsches oder slavisches Gebiet, je nach der Konjunktur, auszutauschen, nur froh, wenn sich die Stückzahl ihrer Menschenherde vermehrte. Mit derselben Kaltblütigkeit, mit der sie im achtzehnten Jahrhundert deutsches Gebiet an Frankreich verhandelten, um dafür die toskanische Sekundogenitur einzutauschen, gaben sie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ihren schwäbischen Urbesitz auf, um das lombardisch-venezianische Königreich glücklich abzurufen. Und wiederum jetzt, knapp vor dem Zusammenbruch, war Karl I. bereit, auf die vielgerühmte Treue der Kroaten zu verzichten, wenn ihm dafür die Krone Polens zuteil würde.

Was Schiller von Karl V. sagt, seine ganze Regierung sei nur eine Bewegung nach außen, eine politische Handlung gewesen, das läßt sich von allen seinen Nachfolgern behaupten. Wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Habsburger ihre protestantischen Untertanen in den Niederlanden, in Oesterreich und Böhmen hängen und brennen ließen, weil die unbedingte Ergebenheit, mit der ihre spanischen und italienischen Länder an der römischen Kurie hingen, ihnen

eine katholische Politik empfahl, so hat Franz Josef den Tschechen geschmeichelt, solange er sie als Gegengewicht gegen Deutschlands Einfluß und als das zweite Eisen im Feuer, als den mit Rußland verbindenden Faden verwerten konnte. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges aber, der an Deutschlands Seite aufgefodert werden mußte, schlug die Politik der kleinen Gunstbezeugungen und gemeinsamen Petersburger Intriguen in die schärfste Verfolgung um, die mit allen Schrecken des Galgens und der Feldgerichte arbeitete. Dieser grausame Kalkül, der mit Menschen und Dingen spielt, Glück und Wohl der Völker ausschließlich als Mittel der Machtpolitik wertet, war dem habsburgischen Geschlecht wie keiner anderen Dynastie eigen, weil eben kein inneres Gefühlsband sie mit den Schicksalen irgend einer Nation verknüpfte. Derselbe Kaiser Franz Josef, der 1862 die Komödie des Frankfurter Fürstentages aufführte, um den Preußen den Wind aus den Segeln zu nehmen, der unter Schmerlings Eingebung das geborene Oberhaupt der Deutschen mimte, hat sich 1869 und 1870 mit Napoleon gegen Deutschland verschworen und hätte, wenn der rasche Sieg der deutschen Waffen ihm den Ruhm nicht benommen hätte, für die Genugtuung, den Sieger von Königgrätz gedemütigt zu sehen, den deutschen Rhein dem „Erbfeind“ hingegeben. Er empfing 1867 in Pest die ungarische Krone aus den Händen der Männer, die sich in den Fünfzigerjahren vor seinen Todesurteilen ins Ausland hatten flüchten müssen, und opferte ihnen nun dieselben Kroaten, mit denen er als Jüngling gemeinsame Sache gemacht hatte, um die ungarische Freiheit zu erwürgen.

Die Schmeichler der Hausmacht haben gern von der überlieferten Kunst der Habsburger geredet, ihre Völker mit lässiger Hoheitsgebärde zu regieren. Was aber so wie Staatskunst ausfiel, war viel mehr die Herzenskälte des innerlich Unbeteiligten, für den die Leiden und Freuden der Menschen nur da sind, um an ihnen die Herrschgier und Habgier zu befriedigen. Von Karl V. bis Maria Theresia breitet sich eine weite Oede von Persönlichkeiten ohne Gaben des Geistes und Charakters aus; die Lothringer sehen dort mit Franz fort, wo die Habsburger mit Karl VI. endeten. Franz, der sein eigener Detektiv und der kleinliche, quälerrische Kerkermeister seiner Völker war, der kranke Ferdinand, der fühllos gleichgültige Franz Josef: in dieser ganzen langen Reihe leuchtet nicht ein Funke von Menschlichkeit auf, nicht ein verlorener Schimmer von Genie, kein Zug von Edelmut und Größe. Auch die vielbewunderte Zähigkeit und Gleichmütigkeit der Lothringer im Unglück war kaum mehr als eine Funktion ihres vererbten Starrsinns. Beim Beginn der Wagramer Schlacht, so erzählt man vom Kaiser Franz, sagte er, vom Bisamberg zusehend, sofort die Niederlage des linken Flügels vorher; denn Fürst Rosenberg, der immer geschlagen werde, befehligt ihn. Und als die troden von ihm angekündigte Wendung wirklich eintrat, verließ er das Schauspiel mit den kalten Worten: „Nun wollen wir nach Hause gehen.“ So haben sich die Lothringer durchwegs in all den unzähligen Kriegen gehalten, in denen sie das Blut ihrer „Untertanen“ teilnahmslos vergossen. Auch nach Königgrätz faßte sich Franz Josef schnell und opferte der Volkswut denselben Benedek, den er aus Demagogie gegen dessen eigene Warnung und Bitte an die Spitze des Heeres gestellt. Es gibt Erhaltungskräfte und kluge Verhaltensweisen, die gerade nur der völligen Charakterlosigkeit geläufig und zubanden sind. So war es denn die eigentliche Herrscherkunst der Lothringer, wo immer ihre Unfähigkeit ein Unheil heraufbeschworen hatte, wo immer die Folgen ihrer Verfehlungen hervorbrachen, unbekümmert um das Wohl der Allgemeinheit nur für die eigene Sicherheit zu sorgen und diejenigen, die sich und ihren guten Namen in dem Dienste der Dynastie geopfert, als Böcke in die Wüste zu schicken. Unter Franz Josef hat das nicht nur Benedek, es haben das nacheinander Taaffe, Dadeni, Thun und Raiß erfahren. Und nichts gleicht der Schändlichkeit, mit der allen diesen der Dank vom Kaiser Habsburg abgestattet wurde.

Doch dieses Geschlecht, das jeden Heldengeistes, ja selbst des einfachen soldatischen Verantwortungsgefühls bar war, dessen Fürsten sich nur mit den Ehrenzeichen des Feldherrnantes operettenhaft schmückten, ohne jemals dessen Pflichten ernsthaft zu erfüllen, es war zugleich kriegserregender als jedes andere; die

Der geistige Arbeiter.

Von Paul Becker.

Wenige Tage nach Ausbruch der Revolution kam aus Berlin die Mitteilung, es habe sich dort ein „Rat geistiger Arbeiter“ gebildet. Einige Namen wurden genannt, von denen die meisten der Deutschtümlichkeit unbekannt, ein paar als Vertreter einer kleinen aktivistischen Literatengruppe in der letzten Zeit mehrfach genannt worden waren. Ein Programm wurde veröffentlicht, das, obwohl es nur als „vorläufig“ gelten soll, doch zeigt, daß die Tätigkeit dieses „Rates“ sich auf alle Gebiete des öffentlichen, politischen und geistigen Lebens erstrecken soll. Wir wollen hier nicht in eine Kritik dieses Programms eintreten, wir wollen auch nicht über die Persönlichkeiten sprechen, die die in Berlin hallen d'essai — um mehr handelt es sich wohl nicht — haben aufstellen lassen. Wir wollen den Fall rein symptomatisch betrachten. Ein neues Schlagwort ist aufgeworfen worden — in einer Zeit, die danach lechzt, neue Richtlinien für die innere Orientierung, neue Parolen für die äußere Sammlung zu finden. Je nötiger wir solche Sammelrufe von wahrhaft bindender Kraft brauchen, um so wichtiger ist es, zu verhindern, daß vorreife, unbesonnene Schreier Verwirrung stiften. Die Verhandlungen der Groß-Berliner A. und S.-Räte zeigen, daß man solchen „Räte“-Bildungen, soweit sie politische Macht erstreben, mit einigem — nicht ganz unbewußt — Mißtrauen gegenübersteht und darin nur mehr oder minder verkappte Anbiederungsversuche sieht. Grund genug, sorgsam darauf zu achten, daß das Verachtete und Entwicklungsbedürftige der geistigen Bewegung nicht durch falsche Zielsetzung diskreditiert werde.

„Geistiger Arbeiter“ klingt recht hübsch und zeitgemäß, die Bezeichnung ist auch richtig insofern, als sie den zwar selbstverständlichen, gegenwärtig aber nicht überflüssigen Hinweis enthält, daß der Mensch nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Geiste „arbeitet“. Sie ist aber falsch und irreführend in der Hauptfrage — indem sie nämlich den Anschein zu erwecken sucht, als seien geistige Arbeiter eine Klasse für sich, mit eigenen Klasseninteressen, Klassenforderungen, Klassengeboten. Auf dieser Einseitigkeit des Klassenbewußtseins ruht der Begriff des Arbeiters als politischer Erscheinung. Von ähnlicher Einseitigkeit des Klassenbewußtseins kann beim „geistigen Arbeiter“ weder theoretisch noch praktisch gesprochen werden. Es ist auch nicht wünschenswert, daß das einmal der Fall sei. Der Künstler, der Akademiker, der Gelehrte kann sich wohl nach freier Wahl dieser oder jener Gesellschaftsklasse anschließen — und gerade darin wird sich die besondere

Art seiner Geistigkeit zeigen — aber man würde den „geistigen“ Arbeitern eben ihre „Geistigkeit“ nehmen, man würde die ideale Bedingung ihres ganzen Menschentums zerstören und ihr freies Schöpferium in eine simple Erwerbshandlung umsetzen, wollte man sie zur Klassenorganisation bringen. Solange aber dies nicht der Fall ist, fehlen die Voraussetzungen für den Anspruch auf eine dem Arbeiterrat entsprechende oder ihm eingegliederte politische Klassenvertretung — gar nicht zu reden von der Unmöglichkeit, eine solche außer in Großstädten überhaupt äußerlich ordnungsgemäß zustande zu bringen.

Sehen wir davon ab, daß der Anspruch auf politische Klassenvertretung äußerlich undurchführbar und innerlich unberechtigt ist — wäre er denn überhaupt wünschenswert? Man stelle sich vor, daß alle „geistigen Arbeiter“ für sich politisierten, für sich wählten und berieten, mit anderen Klassen- und Parteimitgliedern nur im Verhandlungsplenum zusammentreffend und dort die Angelegenheiten des „Geistes“ von vornherein als Parteiangelegenheiten behandelnd — was wäre die Folge? Eine unerhörte geistige Verarmung des gesamten politischen Lebens, ein geradezu katastrophaler Zusammenbruch der idealen Kräfte — weit schlimmer als in früheren Zeiten. Denn alle die geistigen Arbeiter, die sich bisher, soweit sie überhaupt politisch mittaten, auf sämtliche politischen Parteien, von der Rechten bis zur äußersten Linken verteilten, würden jetzt dem allgemeinen Parteileben entzogen, den Macht- und Utilitaritätsleuten fehlte jegliches Gegengewicht, und diese würden selbst innerhalb der „Geistigen“ die Oberhand bekommen. Besinnen wir uns doch auf das, was wir wollen und immer gewünscht haben. Wir wollen und wünschen auf allen Gebieten, in allen Parteien eine Stärkung der idealen Kräfte, wir waren gegen das Weisheitsleben des Künstlers, gegen die politische Zurückhaltung aller derer, die berufen sind, schöpferische Ideen in die Politik zu tragen, sie von kleinen Krämerngeheimnissen zu befreien und ihr starke innere Antriebe zu geben. Und darum sagen wir heute den „geistigen Arbeitern“: seid nicht verfallen auf politische Macht, quält Euch nicht mit der Frage: durch welches Mittelchen können wir vielleicht einen Platz im Arbeiterrat erweisen — das ist ein kindischer, fruchtloser Ehrgeiz, durch den Ihr Euch lächerlich macht. Gehet hin und lehret die Völker und die Parteien, mischt Euch unter sie, tragt den Geist, dessen Rinder und Arbeitsleute Ihr seid, hinein in sie und laßt ihn lebendig werden — dann wird er wirken, gleichviel, ob einer von Euch selbst im Rate sitzt oder ein anderer, der Eure Volkshaus weitergibt.

Dieses „Dienen am Geiste“ ist das Schwere und Nötige. Wer die Aufgabe so faßt, wird auch Stellung finden zu der

Frage, die heute alle geistigen Menschen bewegt: wie werde ich jetzt werktätig? Sicher nicht durch Streben nach unmittelbarer politischer Macht, weder als Person noch als Organisation. Dergleichen ist nicht nur unberechtigt und falsch, es ist auch müßlos, und wir wollen uns doch heiziten gegen ein Hoffgärtentum auch unter den neuen Verhältnissen verwahren — um so nachdrücklicher, je mehr wir uns ihrer freuen. Aber dem geistigen, oder sagen wir besser: dem Geistesarbeiter steht jetzt ein ungeheures Arbeitsgebiet offen — er braucht nur hinzutreten, und er wird kaum wissen, wo er anfangen soll. Wir stehen vor der Aufgabe der Sozialisierung unseres gesamten geistigen Bestandes, der von Grund auf umwälzenden Neugestaltung aller Formen unseres geistigen Daseins: in Schulen, Akademien und Universitäten, auf allen Gebieten der Künste, der bildenden wie der darstellenden, in all den fast unübersehbaren Verzweigungen des öffentlichen geistigen Lebens. Hier gilt es gerade so wie auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet die Vergeßlichkeit anzubahnen und ebenso die radikale Einreißung des Vorhandenen, so weit es erweiterungsfähig und entwicklungswillig ist, zu verhindern, es plannoll der Neuordnung dienlich zu machen, die Grundlagen zu erweitern, neue Ideen zu pflanzen. Um dieses zu tun, bedarf es nicht der unmittelbaren politischen Macht. Es bedarf zunächst nur einer Sammlung der vorhandenen, arbeitswilligen Kräfte, der Aufstellung positiver Programme, ihrer gründlichen Durcharbeitung und dann der Weiterleitung an die ausführenden Instanzen. Auf diese Art bildet sich aus dem inneren Betätigungsdrang des Geistesarbeiters in der Stille, ohne heftiges Geschrei eine Macht heran, die mit der Kraft des wahrhaft produktiven Willens sich Beachtung und Geltung erzwingt, gleichviel, ob sie politisch Sitz und Stimme hat oder nicht. Aber erst muß dieses produktive da sein und sich durch sein tätiges Dasein als lebensfähig und lebensberechtigt erweisen — nicht umgekehrt als Homunkulus-Stimmchen nach Beachtung schreien, ehe man weiß, was eigentlich daraus werden will. Seid Ihr geistige Arbeiter — tut, so arbeitet erst und zeigt dann, was Ihr zu schaffen vermögt. Aber nur sagen: wir sind's — und dabei mit leeren Händen und großen Ansprüchen kommen, das taugt nichts und wird mit Recht verläßt.

Vor einigen Tagen ist ein „Ausruf von Künstlern und Dichtern“ erschienen. In schwungvoll patriotischer Rede spricht er von dem Glauben an Deutschlands Zukunft, von der Hoffnung, „in nicht allzu langer Zeit den deutschen Boden reicher als je in Blüte zu sehen“. Hochangesehene Namen stehen darunter: Gerhard Hauptmann, Max Biedermann, Richard Strauß sind dabei, eine Anzahl minder gut klingender finden sich zwar da-

neben, aber man hat sie wohl im Bestreben nach Einheitslichkeit der Wirkung hinzugenommen. Wir wollen daraus keinen Vorwurf ableiten, indessen möchten wir doch hören, was die Unterzeichner außer dem schönen Glauben an die Zukunft zu sagen haben und wie sie sich die Verwirklichung dieses Zukunfts-traumes denken. Und da heißt es: „Keiner wird jetzt zurückstehen, dessen Kräfte im Nationaldienst verwendbar sind. Auch die neue Regierung möge mit uns rechnen, wo sie unser Wissen für erspriesslich hält. Keiner von uns wird zögern, im Wohlfahrtsdienste des Friedens das Seine von Herzen und nach Kräften zu tun.“ Also das ist alles? Darum die feierliche Gebärde, um etwas auszusprechen, was doch ganz selbstverständlich ist? Wie arm müssen unsere Künstler und Dichter sein, wenn sie uns jetzt nicht mehr und nichts Besseres zu sagen haben, als daß sie sich der neuen Regierung zur Verfügung stellen. Gewiß, daß sie Künstler sind, wissen wir, und der Mann, der die „Weber“ und „Florian Geier“ geschrieben hat, braucht sich als Dichter nicht neu zu legitimieren. Aber wir wünschen, er und alle die anderen, die sich da anbieten, warteten nicht, bis die Regierung Zeit findet, ihnen einen Platz anzuweisen, wo man ihr Wirken für erspriesslich hält. Wir wünschen, sie schäufen sich selbst diesen Platz, indem sie ihr Künstler- und Dichtertum durch eine Tat geltend machten, eine Tat, die bewiese, daß Kunst nicht nur Luxus und der Künstler nicht nur Funktionär ist, sondern daß Künstler und Dichter sein Führer sein heißt, Seher und Prophet, Tröster und Aufriechter. Das braucht das Volk von seinen Künstlern — nicht aber, daß sie sich auf Anruf zur Verfügung halten. Sie selbst sollen an- und ausruhen, das ist ihre Sendung, und dann wird man auch ihre Kunst feiern und ihr Altäre bauen.

Das Volk braucht seine Dichter und Künstler, es braucht alle seine Geistesarbeiter. Viele haben sich zwar schon mit schnell erworbener Energie den Aufgaben der Stunde zugewandt, aber mancher noch ist niedergedrückt und verzagt und bedarf des Glaubens an das Neue, Kommende, um die Tränen zu stillen über das Vergangene. Dazu bedarf es nicht der Leute mit dem kleinen politischen Ehrgeiz oder den zur Verfügung stehenden Talenten. Es bedarf der aufbauenden produktiven Geister, der aus schöpferischem Triebe Mittunenden. Nur so wird das Volk die geistige Arbeit als Arbeit im Volkssinne wahrhaft achten lernen und ihren Vertretern den Platz einräumen, den eine ermüdete Agitationsmachererei nie erringen und auch nie beanspruchen kann.

Der Deutschösterreicher Not.

Von Helene Hoerschelmann.

Wer in unseren Tagen der großen Götterdämmerung seine Ohren dem Tageslärm einen Augenblick verschließt, der hört — dem Tönen einer kleinen, eindringlich um Hilfe läutenden Glocke gleich, wie sie im Gebirge in der Not rufen — fort und fort, immer anwachsend, eine Stimme.

„Da stehen wir 10 Millionen Brüder und schauen zu euch hinüber — aus den Bergen Tirols — vom Rande Böhmens — dem trohigen Siebenbürgen — dem treuen Kärnten — der schönen Steiermark — und aus vielen tausend der Besten des alten, dahinsterbenden Wien und rufen: Brüder helf! Nicht wir sind es, die euch verraten. Nicht wir, die euch um eure Siege gebracht in den vier Kampfesjahren — nicht wir, deren Rückgrat schlapp und deren Fuß zögernd war, wo's not getan! Häuft die Schmach unserer Nachbarn — das Maß von Untreue, Feigheit, das übervoll, wer weiß es besser, verurteilt es schärfer als wir! — nicht auf unsere schuldlosen Schultern! Es bedarf keiner Erörterung, die Welt weiß es ohnedem, ob und wie unsere Regimenter sich geschlagen und daß sie vor den vordersten Todesweihen nicht zurückgewichen, wie der euren Beste. Jetzt wenigstens, jetzt endlich, wo uns das Wasser bis an die Brust gestiegen, wo von allen drei Seiten Haß, Rache und Hunger ihre Hände nach uns strecken, jetzt endlich seht uns doch so und als das an, was wir sind, immer gewesen — wir erkühnen uns selbst beizufügen: mehr, stärker, tiefergewurzelter als ihr — weil durch immerwährenden Kampf um unsere Existenz mehr hartgeschmiedet als ihr im sicheren Port und 40 Jahre langem Frieden im Reich — nämlich Deutsche! — Deutsche Stammesbrüder im Reich, macht die Augen auf und seht, tut die Ohren auf und hört — kein klägliches Betteln um Hilfe in letzter Stunde — der heiße Anruf um Gerechtigkeit, die in stolzer Bitte ausgestreckte Hand ist es: kommt, helft uns, wir sind gänzlich verfallen. Verlassen, weil wir deutsch blieben, bis zum letzten Atemzug, weil wir uns bis zum Rande gewehrt gegen schändliche Uebermacht, weil wir nicht nachgaben, weil wir treu blieben!“

Einen großen Teil dieses Sommers habe ich in Desterreich, in Wien verbracht. Ich sah das alte Wien in seinen Straßen und seinen Menschentypen. Sah Wiens unergleichliche Umgebung und sein Volk — fuhr die Donau hinab in die schweigende, eingeschlossene Wachau, und sah um mich jene Desterreicher, die den eigentlichen, besten Kern dieses schillernden Nationalitätengemischs bilden — Männer aus Tirol, Deutschböhmern, Kärnten, Steiermark. Lebte mit ihnen, redete mit ihnen, hörte ihnen zu, dachte über sie und verstand sie und ihre Schmerzen mit jedem Tage tiefer.

Wer an verdämmernden Abenden, mehr noch: in weichen, dunklen Sommernächten durch Altvien wandert, seine dunkeln Gäßchen mit den gewundenen Stiegen flieht, seine gewölbten Torwege und winkligen Höfe, seine alten Weinsteller und die kleinen, giebigen Bürgerhäuser mit ihren Kellenstöcken hinter den winzigen Fensterstücken — wer durch die stillen, heiter feierlichen Burghöfe geschritten, nachts mit der alten historischen Leibwache — tags in einem dämmerigen Winkel drei Spielleute die mozartisch und schubertisch anmutende kleine, verschiedene Wiener Weisen spielen, leise, wie im Traum . . . Wer abends, wenn die ersten Trauben reifen, in den Weinbergen um Wien die Dichter in den kleinen Fenstern aufglimmen sah, ringsum das beim Heurigen stehende Volk erlebt, in seiner harmlosen und anmutigen Ausgelassenheit, deutsche Lieder singen, voll tiefer Innigkeit oder urwüchsig froh, und in die, nie derbe, Natürlichkeit ihres Humors gesehen — wer Stromab gefahren auf der Donau und sich in sie verlenkt, in die Burgen und Ruinen, die alten Domstifte und Klöster, die kleinen Flecken und Städtchen, die Kirchlein und Wirtshäuser der Wachau — wo Eichendorffs Romantik zugleich mit der stillen Frömmigkeit alter Legenden und der tiefen Schlachtlichkeit mittelalterlichen Volksliedes wurzelt, wo man oft auf vergilbten Altardecken und neuen Nesttuchern, von frommer Hand gestickt und dargebracht, anstatt des üblichen „Ora pro nobis“, „Virgo immaculata“ und „Mater dolorosa“ die deutschen Betsprüche „Bitte für uns“, „Unbefleckte Jungfrau“ und „Schmerzreiche Mutter“ findet — auf uralten, halbverwischten, und neueren Fresken in Burghöfen und Nischen urwüchsig Reime, die das deutsche Desterreich trohig und lüh anfeuern, deutsch zu sein bis an den Tod — wer all dieses in seine Seele aufnehmend, als ein Bild von wunderbarer Schönheit und tiefer Volkstümlichkeit aufnahm, in dem erwacht in einem die ganze Erkenntnis von der Schönheit und der Tragik dieser süddeutschen Volksseele, die Niedertracht und Verrat im eigenen Lande knebeln will — und von der Untreue Deutschlands, siehe es diese fallen, die von Anbeginn des Krieges an in bescheidenem Stolz zum „großen Bruder“ gehalten.

Ich denke an die aus Tirol, in ihrer naive selbstverständlichen, wortlosen Deutschentreu, denke an die trohig bewußteren Deutschböhmern, die schon im Sommer, wenngleich mit schmerzlichem Lächeln, aber mit voller Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit, von der Angliederung ans Mutterland sprachen. Denn es kostete ja immerhin ein Stück Herzblut, das alte Desterreich glattweg hinzuopfern, um des größeren Gesichtspunktes wegen, und um Letztes zu retten. Und ich gedenke an den am meisten verkannten Deutschwiener. Selten ist eine Stadt mit soviel Oberflächlichkeit und billiger Leichtigkeit abgetan worden wie Wien. Wenn der Deutsche es wüßte, wie überdrüssig dem echten, auten Altvieners dies Wien der deutschen Brille ist — das Wien des Wurstprater und der G'müatlichkeit, des Fialerhumors, des süßen Mädels, der Walzer, des Bachhändel und des Kaffeehauses! Als ob's wahrhaftig in dieser, an stiller Arbeitskraft, an Talenten und an Seele reichen Stadt nichts anderes zu loben gäbe als das mit dem fachen, ironisch verliebten Lächeln abgestempelte „Wien“! Ich kenne Wiener, schwer arbeitende, grübende, trotz aller immer wieder durchbrechenden, sonnigen Heiterkeit, tiefen Männer — ich kenne

Wiener Seelen von einer kristallinen Lauterkeit und einem, von jeder utilitaristischen Strömung unberührt gebliebenen Idealismus, kenne Wiener von ediger, herber Urwüchsigkeit, von wenig Worten und viel Innerlichkeit. Alle diese sind eben mit all diesen Jüden deutsch, im besten, tiefsten, zähesten Sinne. Sind es in den vier Kriegsjahren im Kampf gegen den verbissenen Ungarn, den türkischen, ihnen an Initiative und geschlossener Einheit überlegenen Tschechen immer bewußter und schmerzvoller geworden. Denn ihnen allen ward es klar, wo allein noch ihre Rettung lag.

Wenn man so Woche um Woche gelebt, in dieser Stadt und Natur, unter diesen Menschen, im steten Geistes- und Seelenkontakt mit ihnen, drängte sich einem mit stetig wachsender Kraft die Ueberzeugung auf: hier gilt es Besteres zu retten — hier gilt es, die entgegengestreckte Hand fest zu ergreifen und große Werte vor dem Untergang durch feindliche Mächte im Innern und vom Westen her zu retten, ehe es zu spät. Ehe die slawische Gefahr wie eine Sturmflut, die, dann durch eigne Schuld eingerissenen Dämme durchbricht, und damit Unseliges sich über die in unsern Tagen so schwer aufrecht zu haltende deutsche Volkseinheit ergießt.

Deutschland, erkenne vor allem die eigentliche, nur anders, aber nicht minderwertiger, nicht undeutscher geartete, österreichische Natur! Sage nicht „sie sind uns zu feminin“ — denn erstens trifft das in dieser Verallgemeinerung nicht zu. Und da, wo's zutrifft — glaube es, Deutschland — es ist kein wertloses Fernen, was mit diesem „Femininen“ in unserem etwas trocken und spröde, im modernen Existenzkampf etwas sehr nüchtern und gewinnflüchtig gewordenen Geistesboden hineinkäme. Ein wertvolles Ergänzungsmittel, in dem einfach der deutschen Seele — wie sie eigentlich von Gott gemeint war — und wie sie so vielfach verdrängt worden im Geld- und Existenzkampf, wieder ihre alten Ströme von Gemüt und Herzenskultur, von stiller Besinnlichkeit und tiefer Einkehr zugeführt würden. Ich stehe nicht an, dieses Ergänzungsmoment zwischen reichsdeutscher und deutschösterreichischer Art für ein ernstes und glückliches Mittel zur Bereicherung deutschen Gesamtwesens zu halten, das man nicht so schlechtweg von der Hand weisen sollte, in Zeiten wo wir nicht allzu verschwenderisch mit wahrhaft deutscher Art umzugehen Grund noch Berechtigung haben . . .

Und zu guter Letzt — zugegeben nochmals die Frauennatur Deutschösterreichs im Verhältnis zu der virileren Kraft im Reichstypus — es ist edelste Frauennatur, Deutschland! Und wie der Mann sich ohne die Frau nie ganz voll entwickelt, so reiche ihr die Hand, Männlicher, Stärkerer — der Weiblichen, nach deiner Hand Greifenden. Es ist heiligste Pflicht und zu deinem eigenen Besten, wenn anders du heute noch die Kraft hast, deine Blicke überhaupt noch zu andern Volkswerten zu erheben als zu wirtschaftlichem Gelingen und Gewinn.

Deutschland, willst du dich auf deine eigene Seele besinnen — und es tut wahrlich not in unseren Tagen — vergiß nicht, von wo ein Mozart und Schubert, ein Eichendorff und Grillparzer gekommen! Es hat Eile, Deutschland, Uebersteh' in ungerechter Unterschätzung und blindem Groll gegen gewesene Verfehlungen, an denen diese schuldlos waren, die brüderlich ausgestreckte Hand, überhöre den warmen Anruf nicht, der zum Schrei werden könnte! Laß sie nicht verhungern an Leib und Seele, Deutschland, beides steht vor ihrer Tür. Auf daß dich's nicht später reue, daß du Wertvollstes von dir gewiesen, dein Blut in letzter Not verleugnet und damit dich selbst beraubt hast.

Deutschland, hilf Deutschösterreich, solange es noch Zeit ist!

wären. Als ob der Körper eine geheimnisvolle Kraft, einen trotzigen Willen besäße, gesund zu bleiben und nach Hause zu kommen.

Der Heimgekehrte macht es sich bequem, packt aus und erkundigt sich nach unserem Befinden, nach unseren Sorgen und Angelegenheiten. Aber dazwischen fängt er immer wieder zu erzählen an, weil sich die ungeheure Spannung der letzten Wochen in Worten lösen muß. Und wir hören teilnahmsvoll und beklommen zu wie sonst während der kurzen Urlaubstage. Die nahen Angehörigen eines Eingekerkerten haben ja in den ganzen Jahren mitgebient, haben alles mitgemacht, sind den Vormärschen und Rückzügen als sorgenvolle Nachhut gefolgt. Und auch das letzte Kapitel, die Geschichte der Heimkehr, hören wir nun miterlebend an, als ob wir habeigewesen wären.

Eine kleine ukrainische Kreisstadt am Dnjestr. In den letzten Oktobertagen, wo Wien die kommenden Dinge schon in allen Gliedern spürt, weiß man dort noch nicht viel davon und spielt noch immer unbekümmert Befehung der Ukraine. Bis bei der Division ein Telegramm des Armeekorps oberkommandos einlangt: da sich im Hinterlande republikanische Strömungen immer mehr bemerkbar machen, sollen die Soldaten befragt werden, ob sie für die monarchische oder für die republikanische Staatsform sind. Die meisten Regimenter stimmen für die Republik. Und da jetzt auch die Nachricht vom Waffenstillstand einlangt, haben die Soldaten nur mehr eines im Sinn: nach Hause, weggehen, so rasch als möglich nach Hause. Disziplin und Gehorsam, die treibenden Kräfte des militärischen Betriebes, versagen plötzlich. Der Abmarsch geht in ziemlicher Ordnung und Ruhe vor sich, aber bald beginnen die Soldaten ohne Grund zu schießen, Handgranaten zu werfen, Hunde und Schweine zu jagen, wobei auch Menschen getötet werden. An allen Fronten ist diese sonderbare letzte Kriegsschöpfung zu beobachten: dieses sinnlose Knallen und Schießen um des Schießens willen, dieses Austoben einer vierjährigen furchtbaren Gewohnheit. Und obwohl man genug Verpflegung mitführt, wird auch da und dort munter geraubt und geplündert: Wein und Rum, Stroh und Heu von den Feldern, Geschrei verzweifelter Bauern, Prügelstrafen und Schieberei, an der sich auch die Sanitätsmannschaft beteiligt, die vier Jahre lang keinen Schutz abgegeben hat und zu guter Letzt auch noch ein bißchen kämpfen will. Es sind ganz mittelalterlich anzuschauende Bilder, Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, mit dem es diese Zeit an Verwilderung und Verrohung ruhig aufnehmen kann.

Glücklicherweise wird auf galizischem Boden die Entwaffnung von der ukrainischen Volkswehr gründlich besorgt. Auch Wagen, Pferde und Sattelzeug gelten als Waffen. Einwaggonierung in den Viehwaggon: 6 Pferde oder 40 Mann steht darauf. Aber jetzt ist auch für hundert Heimkehrer darin Platz: Generale, Pflegergeschwestern, Soldaten, weibliche Hilfskräfte in einträchtigem Durcheinander. So reist man fünf Tage und fünf Nächte durch Galizien, auf dem Boden sitzend, den Kopf auf dem Koffer gebettet. Manchmal bleibt der Zug zehn, zwölf Stunden stehen, dann kann man bescheidenen Proviant kaufen und das Treiben in den galizischen Stationen studieren: abgeehrte russische Gefangene, um die sich kein Mensch kümmert, Männer, die nur mit einer Decke bedeckt sind, Wartesäle, nicht gefüllt mit schlafenden Soldaten und dazwischen Schwertkranke und Tote. Einmal bleibt der Zug 24 Stunden auf der Strecke stehen und ebenso lang gibt es keinen Bissen zu essen. Für Spannung und Aufregung sorgen die zahlreichen Visitationen durch echte und falsche Kontrollorgane. Visitationen, die sehr frech und grob vorgenommen werden und sich vom Raub nicht wesentlich unterscheiden. Zwischen privatem Mein und ärarischem Dein wird kein Unterschied gemacht: Uniformstücke, Decken, Wäsche, alles findet Interessenten und Sammler. Verdächtige Gestalten, die nicht wert sind, einem die Schuhriemen zu lösen, besorgen dies sehr geschickt, andere begnügen sich mit dem baren Geld. Und immer wird dabei von Zeit zu Zeit munter geschossen. Auf diese angenehme Art langt man an der Karpathengrenze an, in Sianki am Uzhokeraß, dem nämlichen Ort, wo der Heimkehrer im Herbst 1914 auswaggoniert wurde, um zum erstenmal ins Gefecht zu gehen. Der Kreislauf ist geschlossen und über einen furchtbaren Unweg fährt er wieder zum Ausgangspunkt zurück. Kein Wunder, daß der Heimkehrer bittere Betrachtungen über die Sinnlosigkeit der vergeudeteten vier Jahre anstellt: Wozu dies alles?

Dann noch eine fünfständige Wanderung über die dick verschneiten Karpathen. Im ersten ungarischen Ort gibts schon einen wirklichen Personenzug, zwar ungeheizt, aber immerhin menschlich. Die Visitationen werden milder und höflicher und überall ist ziemlich gute Verpflegung vorbereitet. Ueber Marhegg fährt man hinein in die alte neue Heimat, und da wird dem Heimkehrer immer sonderbarer zu Mute. Das Oesterreich-Ungern, aus dem er damals Anno 1914 in den Krieg gezogen ist, das ist nicht mehr, das ist vielfaches feindliches Ausland geworden, durch das er sich erst durchkämpfen mußte, um nach Hause zu gelangen. Und auf demselben Ostbahnhof, auf dem er jetzt ankommt, ist er damals weggefahren. Nur daß es damals ein ganz anderes Wien war: eine lebensvoll pulsierende Reichshauptstadt, und jetzt sind es finstere Gassen, von bedrückten Menschen spärlich belebt. Die Heimkehr des Wiener Landsturmmannes... es ist wie ein böser Traum mit einem noch böseren Erwachen.

Alle Heimkehrer erzählen ungefähr dasselbe. Und überall sitzen teilnahmsvoll aufhorchende Angehörige um ihn herum und sehen dem symbolischen Vorgang der Abrüstung zu: wie der Landsturmhauptmann die feldgraue Verkleidung ablegt, die Dekorationen und Kreuze und alles in den müden braunen Offizierskoffer tut. Dann holt er aus dem

Kasten das alte Zivilgewand hervor und mit einer Art Spannung betrachtet man den wiedergefundenen Zivilisten: Ob er wohl noch derselbe Mensch geblieben ist oder ob der Krieg sein Wesen verändert hat. Man sagt, der Krieg verrohrt den Menschen, macht ihn gewalttätig und strupellos, aber wohl nur den, der von Haus aus diese Kriegsanlagen in sich hatte. Die anderen, die sanften, gerechten und reblichen Menschen, die hat er nicht anders gemacht, die sind geblieben, wie sie waren und sind höchstens aus Abscheu und Ekel vor der säbeltraffenden Brutalität und Torheit milber und menschlicher geworden. Und nun sitzt auch mein Bruder, nach der neuesten Mode von 1914 gekleidet, bei Tisch, blickt mit seinem unveränderten, kurzlichtigen Konzipientengesicht in die Zeitung, bröckelt sich die neuesten Nachrichten in die Suppe ein, wir debattieren hitzig, bis die Mama warnt: „Aber Kinder, die Suppe wird kalt“, und mir ist, als ob alles beinahe wieder so wäre, wie es einmal war. Und obwohl uns vielleicht noch manches Schwere bevorsteht, habe ich in dem Augenblick zum erstenmal das befreiende Gefühl: jetzt ist der Krieg zu Ende.

Abrüsten.

Erlebnisse des Heimkehrers.

Von Ludwig Dirksfeld.

Gestern ist mein Bruder aus der Ukraine heimgekehrt. Das ist natürlich ein ganz privates Ereignis, das nur mich und noch einige Menschen angeht. Aber ich möchte doch davon erzählen, weil jetzt Tausende und Tausende die große Heimkehr mitmachen und weil sie alle den nämlichen Weg mit den nämlichen Abenteuern gehen: von der plötzlich waffenstill gewordenen zerbrochelten Front durch die Mühseligkeiten und Gefahren der aufgewühlten neuen Staaten zurück in die bürgerliche Ruhe der Heimat, des Zivils und der Familie. Man nennt dies in der militärischen Sprache, die uns allen bis vor kurzem noch geläufig war, das Abrüsten der Soldaten. Abrüsten... ein sanfter, friedlicher Begriff, ein Wort, das damals einen trohen und hellen Klang hatte. Aber in dieser Zeit kommt immer alles anders, als man sich's erhofft und ausgemalt hat, und auch das Abrüsten bedeutet ein erneutes Chaos, erneute Willkür, Gewalttat und Lebensgefahr. Tausende Familien warten jetzt auf einen lieben Menschen, der nach viereinhalb Jahren, die nichts als ein fortwährendes bitteres Abschiednehmen waren, endlich nach Hause kommen und endgültig zu Hause bleiben soll. Tausende Gemüter erfüllt jetzt dasselbe Bangen und Zittern: die ganzen Jahre hat er sich mit Glück und Geschicklichkeit durchgebracht, wenn ihm nur nicht zum Schluß noch etwas passiert. Und so wartet man vergeblich auf Briefe, kann nirgends Auskünfte einholen, hört geängstigt Gerüchte, sitzt ratlos und hilflos da und kann für den Menschen, der sich irgendwo draußen in die Heimat durchkämpft, nichts tun, nichts als bangen, zittern und warten. Abrüsten... die letzte, die härteste Geduldprobe.

Bis es eines Tages, wo man schon ganz verzagt ist, draußen läutet. Meine Mutter, die ihre Besorgtheit dadurch zu beschwichtigen sucht, daß sie fortwährend das Zimmer meines Bruders in Ordnung bringt, Wasser und Handtücher herrichtet, horcht auf, hört, daß die Tür geht und ärgert sich, daß die neue Köchin jedem wildfremden Menschen aufmacht. Dann kommt die Köchin herein und meldet etwas unsicher: „Bitt' schön, es is wer draußen... ein Mann...“ Es ist ein Mann, bis zum Vollbartanslug unrasiert, in einer sichtlich kriegsmüden Uniform, ohne Seitengewehr, in der einen Hand einen braunen Offizierskoffer, in der anderen einen schwarzen Soldatenkoffer... die Heimkehr des Landsturmhauptmannes. Dieser Mann, der tatsächlich mein Bruder ist, hat sich mindestens seit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht wirklich gewaschen, aber das ist durchaus kein Hindernis für herzliche Umarmungen und Küsse. Und schon hat meine Mutter Backwerk, Obst und andere, mir offenbar verheimlichte Leckerbissen aufgetischt, ich biete Zigaretten an. Aber mein Bruder will nichts essen, nicht rauchen, er hat nur ein Bedürfnis: zu sprechen, zu erzählen. Zunächst nur in abgerissenen Sätzen: sechzehn Tage unterwegs, Meuterei, Ueberfälle, Schüsse, Fußmarsch über die Karpathen, Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Schmutz und Hunger. Und dabei sieht er prächtig aus und ist ganz gesund geblieben. Eines jener feldgrauen Mäffel, daß durchaus nicht robuste Menschen draußen Dinge ausgehalten haben, an denen sie in Zivil und im Frieden dreimal draufgegangen

Die „Reichspost“ an die christliche Bevölkerung.

Eine Mitteilung.

Wien, am 25. November.

Wir halten uns für verpflichtet, unsere Leser und Freunde und die ganze christliche Bevölkerung rechtzeitig auf die Möglichkeit eines Gewaltaktes gegen die „Reichspost“ aufmerksam zu machen.

Es ist erwiesen, — n. a. durch vorzeitige Berichte über den Vollzug an auswärtige Blätter, — daß schon am Tage der Ausrufung der Republik gegen die „Reichspost“ ein ähnlicher Anschlag geplant war, wie er gegenüber der „N. Fr. Pr.“ vorübergehend zur Durchführung gekommen ist.

Nun ist uns heute von zuverlässig unterrichteter Seite die Mitteilung zugekommen, daß die Absicht eines gewalttätigen Ueberfalls auf die „Reichspost“ fortbesteht. Begründet wird das Vorhaben diesmal mit der Schreibweise der „Reichspost“, womit klar erwiesen ist, daß es der Zweck des geplanten Ueberfalls ist, die Hunderttausende, deren Anschauungen die „Reichspost“ verdolmetst, um die Pressefreiheit zu bringen und mundtot zu machen.

Wohl kaum ein anderes Wiener Blatt hatte während des Krieges von der Zensur des alten Regimes so zu leiden wie die „Reichspost“, die mit einer Kurzsichtigkeit und tendenziösen Mißverständlichkeit ohnegleichen selbst an der loyalsten Kritik gehindert wurde. Mit der politischen Umwälzung kam die Pressefreiheit und der „Reichspost“ kann kein Gewissenlender die Anerkennung versagen, daß sie sich bemüht hat, sich der neuen Freiheit würdig zu zeigen; ihr eigenes, sittliches Pflichtgefühl bewahrte sie davor, die Freiheit in Zügellosigkeit ausarten zu lassen. Die Fesseln der Zensur sind verschwunden, die Pressefreiheit ist da, aber nun soll die „Reichspost“ mit Gewalt gehindert werden, davon Gebrauch zu machen. Das Ergebnis wäre, daß für die christliche Bevölkerung auch nach der politischen Umwälzung, auch in der Ära des freien Volksstaates die Zensur in der verschärften Form, bis zur völligen Knebelung und Entrechtung fortbestünde.

Die politische Haltung der „Reichspost“ kann — dies stellen wir nach gewissenhafter Ueberprüfung aller Äußerungen der „Reichspost“ während der letzten Wochen fest — keinerlei Gewaltakt gegen sie begründen. Aufrichtig und ohne jeden Hintergedanken hat sich die „Reichspost“, wie sie wiederholt bestimmt erklärte, ebenso wie die christlichsoziale Partei auf den Boden der geschaffenen Tatsachen gestellt. Die von ihr mehrfach geäußerte Ansicht, daß nach der Wiederkehr friedlicher Verhältnisse am besten das Volk selbst in freier Abstimmung die endgültige Staatsform bestimmen möge, kann ihr in wahrhaft demokratischen Kreisen unmöglich zum Verbrechen angedehnt werden. Daß die „Reichspost“ mit besonderer Entschiedenheit an die Rechte der Heimkehrer, unserer Helden von der Front, die Ansprüche der Invaliden und der Hinterbliebenen unserer gefallenen Helden erinnert hat, die in den inneren Wirren nicht vergessen werden dürfen und für die zu sorgen die oberste und heiligste Pflicht des Vaterlandes ist, daß sie mit allem Nachdrucke gefordert hat, die Schuldigen des schrecklichen Zusammenbruches, die Kompromittierten der Korruptions- und Judenwirtschaft zur Rechenschaft zu ziehen, die Kriegsgewinner nicht mitsamt ihrer Beute ins Ausland entkommen zu lassen, das alles kann keinen Grund abgeben, die „Reichspost“ durch eine Gewalttat zum Verstummen zu bringen. Auch Kritik haben wir an manchen Erscheinungen und Personen, Vorkommnissen und Handlungen der neuen Ära geübt und gegen manche Bestrebungen, die uns nicht gefallen und die unseren Grundsätzen widersprechen, polemisiert, pflichtgemäß, als Sprachrohr und Sachwalter der christlichen Bevölkerung. Aber dies muß in einem freien Volksstaat gestattet sein.

Auch die christliche Bevölkerung will mitreden, wenn Deutschösterreich gebaut wird. Es wäre unerträglich Abjektivismus, wenn es da nur für eine Partei ein Recht auf Meinungsäußerung gäbe und wenn jede andere Ansicht, und wäre sie noch so unbequem, einfach niedergeknüppelt würde.

Wir können uns somit den Plan eines Gewaltaktes gegen die „Reichspost“ nur erklären als Ergebnis der beispiellosen Hege einer Anzahl von Demagogenblättern, die seit Wochen und Tagen mit den unerhörtesten und unsinnigsten Erfindungen die Leidenenschaften der Straße aufpeitschen und Irregeführte gegen die „Reichspost“ mobilisieren, um auf diese Weise die christliche Bevölkerung ihres publizistischen Sachwalters zu berauben.

Indem wir der christlichen Bevölkerung von diesen Plänen Mitteilung machen, erinnern wir sie zugleich an die Tatsache der bereits bestehenden ungeheuren Pressübermacht ihrer Gegner. Dank der Kurzsichtigkeit jener Kreise, auf welche jetzt die Folgen ihrer Pressveräumnisse niederprasseln, ist die publizistische Vertretung der christlichen Bevölkerung auf dem täglichen Schlachtfelde der öffentlichen Meinung schon bisher ganz unverhältnismäßig gering, fast verschwindend. Aber nicht einmal die schwache Möglichkeit einer Verteidigung der christlichen Bevölkerung soll gebuldet, diese soll völlig mundtot gemacht werden, und was Drohungen nicht erreichen, soll Gewalt vollbringen. Was dann folgen würde, wenn die Stimme des christlichen Volkes verstummt wäre, davon kann sich jeder, der die erschreckende Verjudung aller Gewalten ringsum, die unheimliche Geschäftigkeit und Aktionslust der im Krieg zu Reichümern gelangten Kreise betrachtet, eine Vorstellung machen.

Die „Reichspost“ wird ihre Pflicht erfüllen, so lange die physische Möglichkeit besteht. Bewußt der großen Verantwortung, die jetzt auf den Schultern eines jeden deutschösterreichischen Bürgers lastet und gewillt, der Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe zu dienen, welche die Existenzbedingung des neuen Staatswesens und für die Bevölkerung eine Lebensfrage bildet, ist die „Reichspost“ entschlossen, allen Anlässen aus dem Wege zu gehen, die als Vorwand für Gewaltakte benützt werden könnten. Freilich, auch der redlichste Wille schützt nicht gegen Mißdeutung und gegen Verdächtigung durch die Bosheit. Aber die christliche Bevölkerung weiß nun, was geplant ist, und wird, wenn eines Tages der Plan Wirklichkeit geworden sein sollte, nicht mehr überrumpelt sein.

Die Schuldigen.

Am dreiundzwanzigsten Juli 1914, am Tage der Absendung des Ultimatus an Serbien, schrieben wir in der Arbeiter-Zeitung: „Die Völker in Oesterreich werden nicht gefragt, da ein Schritt unternommen wird, dessen Einsatz ihr Gut und Blut werden kann; aber wir möchten den Grafen Berchtold und all die Verantwortlichen für diese Note doch fragen, ob sie wirklich meinen, daß Serbien diese Forderungen anerkennen kann, ob sie wirklich erwarten, daß Serbien sie erfüllen wird! Denn wenn sie dieser Meinung nicht sind, so haben sie die Forderungen nicht gestellt, weil sie auf ihre Erfüllung rechnen, so haben sie sie derart gestaltet, sie deshalb in dieser beispiellosen Härte verfaßt, damit sie nicht angenommen werden! In jedem Punkte dieser Note des Grafen Berchtold schimmert es wie von Blut, von dem Blute, das vergossen werden soll in einer Sache, für die alle Möglichkeiten einer zuverlässigen und ehrenvoll friedlichen Erfüllung gegeben waren! Es wird niemandem leicht fallen, diesen Schritt zu verantworten, und keinem wird die Verantwortung erspart bleiben!“ Jedes Wort ist durch die Geschichte bestätigt! Oesterreich-Ungarn wollte den Krieg, nur den Krieg, unbedingt den Krieg, und die Note war mit Bewußtsein so gehalten, daß sie Serbien nicht annehmen konnte, daß der gesuchte Vorwand zum Kriege da war. Erinnert ihr euch an jenen unvergeßbaren Samstag, an dem um sechs Uhr abends Serbien die Antwort zu geben hatte! Da flatterte am Nachmittag das Gerücht auf, Serbien habe die Forderungen angenommen, ein Gerücht, das durch die Abreise des Giesl aus Belgrad bald als falsch dargetan war. Was las man dann am Sonntag in der tollwütigen christlichsozialen Presse? Ein Stein ist uns vom Herzen gefallen, als wir erfuhr, Serbien habe das Ultimatum nicht angenommen! Sie wollten Krieg, Krieg: „Rache für Ferdinand und Sophie“, wie es die kriegstolle „Reichspost“ schrieb...

Aus den Enthüllungen, mit denen in München in dankenswerter Weise angefangen worden ist, erkennt man vor allem den schamlos-raffinierten Schwindel, mit dem das arme Volk in Ahnungslosigkeit eingekullt wurde. Auf der einen Seite wurden die Leidenschaften planmäßig aufgepeitscht. Jeden Tag servierte das amtliche Telegraphenbüro einen Haufen Belgrader Zeitungsstimmen voll erregter und gehässiger Ausfälle gegen Oesterreich; wir sind heute überzeugt, daß das zum allergrößten Teil Entstellungen und Fälschungen waren. Gleichzeitig lekte man aber vor der Bevölkerung absolut friedliche Mienen auf; sie sollte ja nicht merken, daß ihr das Meß über den Kopf geworfen wird. Der Tisza gab im ungarischen Abgeordnetenhaus Tag für Tag die allerberuhigendsten Erklärungen ab (nur einmal ging ihm die Zunge durch); der Kaiser wurde nach Ischl abtransportiert, Kriegsminister und Landesverteidigungsminister gingen auf Urlaub, und der Höhendorf, unter den Kriegshekern jener Tage einer der gewissenlosesten, reiste eigens nach Toblach ab; alles sollte auf Frieden deuten. Was ist das untrügliche Kennzeichen der Schuld von Verbrechern? Daß sie sich, bevor sie ihr Verbrechen vollführen, um ein Alibi umschauen! „Bis dahin gibt man sich in Wien mit der gleichzeitigen Beurlaubung des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes den Anschein friedlicher Gesinnung.“ Die (Berliner) Reichsleitung wird mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise und der Chef des Generalstabes und der preussische Kriegsminister auf Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreich-Ungarns genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte.“ So hat es der bayrische Gesandte berichtet, und so war es: die Verbrecherbande in Wien und in Berlin hatte sich rechtzeitig um ein Alibi bemüht. Eine Handvoll Schurken in Wien und Berlin hat die Menschheit in diese entsetzlichste aller Katastrophen hineingestürzt.

Mit vollem Bewußtsein haben sie dem Kriege zugestimmt. Wenn sie in Wien etwa einwenden wollten, Oesterreich-Ungarn dürste den Krieg doch nicht scheuen, wenn es seine „Staatlichkeit“ bewahren wollte, so ist darauf zu antworten, daß die Erhaltung des habsburgischen Imperiums nicht das Blut eines

Menschen wert ist, geschweige denn das Blut von vielleicht zwanzig Millionen Menschen, die dem Kriege geopfert worden sind. Welch schändliches Unterfangen, wenn ein Staat wie dieses Oesterreich, dessen Bestand alle Völker angeekelt hat, sich erläutert, einen Weltkrieg für sein Jammerdasein zu entfesseln! Geht es aus dem Bericht des bayrischen Gesandten nicht mit einer Klarheit hervor, daß einem die Augen wehtun, daß die Wiener und Berliner Lumpen den Krieg wollten, daß sie ganz genau gewußt haben, was aus dem Kriege gegen den Kleinstaat werden wird („selbst auf die Gefahr weiterer Verwicklungen“), daß sie den Krieg gegen Frankreich, Rußland und England mit vollem Bewußtsein heraufbeschworen? Wo ist da irgend etwas von der berühmten „Einkreisung“ zu sehen, wo ein Kriegswille der Mächte der Entente? Nun begreifen wir es, daß sie sich alle als überfallen fühlten, und ihre Empörung gegen die Kriegsurheber! Daß man in Deutschland die Wiener Machthaber noch ermunterte, noch hegte, zeigt deutlich die Einwirkung des Wilhelm; der gemeingefährliche Narr war offensichtlich der Meinung, er müsse seinem „teuern Freunde“, dem ermordeten Franz Ferdinand zu Ehren ein Blutbad anrichten! Es wäre aber ganz falsch, sich die Wiener Schurken nun so darzustellen, als ob sie zu dem Kriege nur geschoben worden wären. Man hielt sie zwar in Berlin für Schwächlinge und glaubte offenbar fürchten zu müssen, daß sich am Ende der Einfluß des alten Kaisers noch geltend machen könnte; indessen hatten ihn die Elenden schon längst heisseite geschoben und die Kriegsverchwörung beschlossen. Nach der Art von Feiglingen hatten sie die Schiffe hinter sich sogleich verbrannt und sich nur ein Ziel gesteckt: den Krieg, also nur auf den Vorwand zum Kriege gesteuert. Erinnere man sich doch des schändlichen Spiels, das der lumpige Berchtold nach der Absendung des Ultimatus auführte: er fuhr am selben Tage nach Ischl, um daß ihn keiner der auswärtigen Diplomaten, die vermitteln wollten, erreichen könne, damit ja nicht am Ende der Krieg noch verhindert werden könnte! Sie wollten Krieg und nichts als Krieg, und daran mußten alle Vermittlungsversuche scheitern. Ein paar gewissenlose Lumpen — der Berchtold und ein, zwei seiner Helfer, der Höhendorf, der Stürgkh und der Tisza — waren da, hatten alle Macht in Händen und konnten diesen frevlen Uebermutskrieg entfesseln, der die Menschheit in das unennbare grausige Weh und Elend gestürzt hat. Es ist einfach entsetzlich.

Das mindeste, was die Welt verlangt, ist dieses: die Wahrheit, die ganze Wahrheit über die infame Verschwörung wider den Frieden der Welt, die in Wien und Berlin angezettelt ward, muß hervorkommen. Das graue Antlitz dieser Verkommenheit muß die Menschheit in ihrer ganzen Scheusaligkeit erblicken! Und alle Schuldigen müssen entlarvt werden, die elenden christlichsozialen und börsenliberalen Zeitungen und Parteien, der ganze Heerbann der Kriegschürer muß an den Schandpfahl! Der moralische Abscheu der Welt muß sie alle treffen, die Elenden, die den Frieden der Welt gemeuchelt haben.

Die davongelaufenen Führer.

Die in der Nationalversammlung gestellten Anträge, die eine Untersuchung der Vorgänge fordern, welche zu dem kläglichen Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Armee geführt haben, dienen einem höheren Zweck als dem, Vergeltung zu üben, Schuldige ihrer Strafe zuzuführen. Es geht darum, das Werk der Befreiung fortzusetzen. Unsere Republik ist die Geburt des Zufalls und der Not. Sie ist entstanden, weil sich die übrigen Nationen aus dem Verband des Gesamtstaates lösteten, weil der Kaiser mit dem Manifest aus dem Chaos flüchtete, das er angerichtet. Es gilt nun, die neue Staatsform Wurzel fassen zu lassen in den Gemütern der Menschen, deshalb muß über die Vergangenheit Gericht gehalten werden. Aber nicht das ist die Hauptsache, Verbrechen und Verbrecher zu enthüllen, sondern zu verhindern, daß ihre von Mord und Raub besleckten Hände wieder nach der Macht greifen dürfen. Denn laut und leise wirbt die Gegenrevolution für die Machthaber der Vergangenheit. Es ist eine Lebensnotwendigkeit für die Republik, darzutun, daß das alte Regime in dem

Führer durch Wien.

Für ausländische Besucher.
Von Ludwig Pirschfeld.

Was hat man denn von uns im Ausland früher gewußt? Nichts oder noch weniger: Halbes und Falshes. Eine Wortmauer von Redensarten schien diese Stadt zu umgeben, von der in Reiseführern und Schilderungen immer das selbe zu lesen war: vom liebenswürdigen Leichtfinn und der spielerischen Anmut Wiens, vom Mahlenberg, von der Ringstraße und von den schönen Frauen. Für die große westeuropäische und überseeische Welt war Wien ein unbestimmter Begriff, gemengt aus dem Schiller'schen Phäakenjüngling, dem Strauß'schen Walzertitel und höchstens noch einigen Schlagworten aus der neueren einheimischen Literatur. In den Reisehandbüchern war das Wiener Leben ein chronischer Walzer, eine ununterbrochene gutgelante Tändelei. Und wenn die Fremden, selten genug, hieher kamen, dann sahen sie doch immer nur das, was sie vorher gelesen hatten. Man wußte von uns nichts, man kannte uns nicht, wir standen immer unbeachtet und unmündig abseits. Aber jetzt, nach diesem Krieg, in den wir hineingeraten waren wie das Kind ins Gedränge der Erwachsenen, befaßt man sich zum erstenmal ernstlich mit Wien. Man interessiert sich für uns und will uns studieren. Nicht die Anmut, das Phäakentum und die Walzer, wir haben jetzt ganz andere, traurige Sehenswürdigkeiten aufzuweisen: Hunger, Kälte und Finsternis, Mangel und Elend. Wir müssen dabei selbst den Cicero durch unsere Misere machen und dem Ausland täglich aufs neue zeigen, daß es uns erbärmlich geht und daß man uns sehr bald helfen muß. Borläufig haben uns diese Bittgänge nur Versprechungen eingetragen: das Lebensmittelschiff aus Amerika, das fortwährend unterwegs ist. Aber, süßt die Entente jeder Versprechung mit pädagogisch warnendem Zeigefinger hinzu, es kommt nur dann an, wenn ihr brav seid und hübsch Ordnung haltet. Und wir sind brav, frieren und hungern geduldig und warten auf das Schiff aus Amerika. . . . Armes, leichtlebige, anmutige und liebenswürdige Wien, was ist aus dir geworden. . . .

Das Ausland kommt aber auch schon persönlich zu Besuch. Korrespondenten amerikanischer, französischer, italienischer und neutraler Blätter, gleichsam Vorhuten der erwachten Menschlichkeit, sind vor einer Woche in Wien eingetroffen, um unsere politischen und wirtschaftlichen Zustände zu studieren und durch Berichte darüber Verständnis und Teilnahme zu wecken. Man hat die ausländischen Journalisten auf die Märkte und in die Kriegsküchen von Favoriten geführt, man hat ihnen Vorträge im Ernährungsamt gehalten und ihnen derart sozusagen auszugsweise das heutige Wiener Leben demonstriert. Bei solchen offiziellen Rundgängen läßt es sich wohl nicht anders machen, und gewiß haben die Besucher manchen Einblick in unsere wirtschaftliche Trostlosigkeit bekommen, manchen erschütternden Eindruck ins Notizbuch eingetragen. Aber um einen wirklichen und vollständigen Begriff vom Wiener Leben zu haben, hätte man nicht nach einem Programm vorgehen und besichtigen dürfen, hätte man ganz inoffiziell dem Wiener Alltag zusehen müssen. Weder das Ernährungsamt noch die Kriegsküche ist das Charakteristische, sondern das, was dazwischen liegt: das unsichtbare Elend, die verschämte Not, der nichtorganisierte tägliche Existenzkampf der namenlosen Einzelnen. Da gibt es Dinge, die sich überhaupt nicht besichtigen, die sich nur erleben lassen.

Für dieses Wien müßte man, aus der Erfahrung von viereinhalb Jahren heraus, einen eigenen Führer zusammenstellen. An jeder Stelle der Stadt kann man mit dem Rudgang und mit den Beobachtungen beginnen: am grauen Morgen beim Anstellen um zwei Bissen Fleisch, um ein bißchen Margarine oder Honig, am Abend bei den Bahnhöfen, wenn die gehekten und geängstigten kleinen Hamsterer mit ihren Rucksäcken, Taschen und Mächtinnen den Wagen der Bahnhofsrundlinie stürmen. Im Volkstasseehaus, wo defassierte Mittelstandsmenschen ein angebliches Mittagmahl verzehren, das aus einem dünnen grauen Kaffee und einem Marmeladebrot besteht, oder in den öffentlichen Gärten, wo noch Aermere eine fragwürdige Mahlzeit aus dem Papier heraus essen. Man muß einmal in die Sorgen einer Kleinbürgerlichen Hausfrau hineinblicken, in den Haushalt, in dem es viel Kinder und Lebensmittelarten gibt, aber keine Vorräte, wo man sich von einem Tag und von einer Mahlzeit zur nächsten frettet und nie genau weiß, was morgen sein wird. Und schon ein bloßer Gang durch die Straßen, ein Blick in die Gesichter der Vorübergehenden muß dem aufmerksamen ausländischen Beobachter alles das sagen, wofür wir selbst schon blind und stumpf geworden sind: die bedrückten Mienen, diese Paderl- und Taschenträger, die ein paar erlöste Bissen sehen und eilig nach Hause bringen, als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten, weil sie einmal wieder etwas zu essen haben, diese Andacht vor den Auslagen der Delikatessengeschäfte. Oder das Gedränge in der Straßenbahn, wenn die Frauen vom Einkauf heimfahren, einander in die Taschen blicken und mitteilhaft Erfahrungen austauschen, dieses viereinhalbjährige Lebensmittelsgespräch, das einzige, was diesen apathisch gewordenen Menschen noch nahe geht, näher als alle Debatten über Krieg, Politik, Wahlrecht und Staatsform.

Und was für tieftraurige neue Großstadtküpen in diesen Jahren entstanden sind! Es gibt in Wien keine Wohnungstür, an der nicht täglich einigemal blasse Bettelkinder anklopfen mit der Bitte um ein Stückchen Brot. Es mag ja sein, daß sie dieses Brot nicht selber essen, daß sie es wieder verkaufen, aber diese Bitte um ein Stückchen Brot, die man meistens gar nicht erfüllen kann, erzählt mehr vom heutigen Wiener Leben, als lange Vorträge und Abhandlungen. Selbst auf der Gasse tritt diese Bitte um Brot immer wieder an einen heran. Ueberhaupt, wie demütig, wie besüßten sind die Bittsteller und Bettler

Agramer Revolutionsbilder.

Zagreb (Agram), im November.

Das Vorzeichen des großen Umsturzes in Kroatien war die Flucht von der Front. Dazu kam die Bildung von „grünen Kadets“ in den Reihen. Drängen in den Schützengräben begann der Zerfallsprozess, bevor noch Wilson sein Machtwort gesprochen hatte. Die hungernden und frierenden Soldaten brachten sich in Sicherheit, entweder aus dem Bereiche des Feindes, während des Transports an die Front oder hinter der Skoppensirine. Und heute kann es so ganz offen gesagt werden, diese Jahresflucht wurde hier im geheimen geschürt und erfolgreich unterstüßt.

Die jahresfüchtigen Soldaten zogen in hellen Scharen auf das flache Land, plündernd und raubend, oft auch fesseltend und mordend, weil sie aller Mittel bar waren. In Skawonten sollen in den letzten Tagen vor der Revolution ihrer gegen hunderttausend in den Bergen zwischen Dool und Save gehaunt haben. Sie waren der Schrecken des Landes weit und breit, hielten, bewaffnet bis an die Zähne, die Jüge auf, raubten sie aus und plündernten in den Dörfern. Auch in der nächsten Nähe der kroatischen Landeshauptstadt hatten sie ihr Lager aufgeschlagen. Auf dem Schmegebirge, das Zagreb umgeben abhüllt, standen ihre Laub- und Strohgrillen, und die Gendarmerie wagte sich nicht in die Nähe, denn die Wachen der „Kadets“ hätten ihnen abgehorcht. Das Lächeln kamen die gefürchteten Detachements in die Stadt und von Un-

gebung, fielen die Menschen an, zogen sie bis auf die nackte Haut aus und raubten, was ihnen in die Hände fiel. Seit Anfang Oktober vertraute sich in Zagreb nach Eintritt der Dämmerung niemand auf die Straße, die Polizei war machtlos, und auch das Militär konnte nichts mehr ausrichten, denn Ausrüstungstruppen zumeist zu den Meuturern über. Man konnte nur bewaffnet sein Haus verlassen. Uebrigens hatten auch Waffen nichts, wenn die Kadets gruppenweise kamen. Mit einem Wort, es war eine wahre Schreckensherrschaft der Soldateska.

Da kam im zweiten Drittel des Oktober die Antwort des Präsidenter Wilson, die in Zagreb mit einer Ueberschmensigkeit ohne Maß bezeugt wurde. Am 22. Oktober begannen die Manifestationen in Zagreb, und acht Tage kam man aus dem Freiheitsraum gar nicht heraus. Der erste Ausbruch der allgemeinen Freude war, daß die Hauptstadt Flaggen gelaufte. Ob im Zentrum der Stadt oder an der äußersten Peripherie, es gab kein Haus und keine Mütze, die nicht die nationale Dreifarbe geblüht hätte. Zagreb widerholte Tag und Nacht von den Klängen der kroatischen Nationalhymne und anderer volkstümlicher Lieder. Die Straße wurde mobilisiert. Auf und Umsätze hielten die Bürgerhaft ständig in Atem, und man schloß sich die Reihen heiler nach Wilson dem Kaiser und nach den freien slawischen Völkern der Monarchie. Ein frenetischer Jubel durchbrach die Massen und Straßen, die so lange dünn bedingt geblieben hatten in Ungewissheit, Zucht und Schrecken. Der Nationalrat hatte schon in der Oberstadt sein Lager aufgeschlagen; die heimliche Idylle der vornehmen Oberstadt ging unter in dem Stimmengewirr des Volkes, das in hellen Scharen zum Saborggebäude zog wie zu seinem Tempel der Freiheit. Aller Saß und Viechpoll schenken vergessen, und schon Lunte unter horker, mit dem Schrei nach Un-

sei und aller Parteihader für ewig begraben. Der Baum, der in der letzten Zeit gezeitigt hatte, sowohl ein steifes Kindgrüt gezeitigt hatte, sowohl Welterle gegenüber als auch in der Hofburg zu Wien, wurde als „Balkonsbaum“ gefeiert und vergöttert. Er zählt man doch, daß Baumus Mikalovich in seiner letzten Monarchie durch Blut bestattet werden konnte. Im Glauben und mit Strenge, durch öffentlichen Appell und Auftritte suchte man auf das Volk einzuwirken, was auch mit der Zeit von Erfolg begleitet war. Der Bödel gläubte in manchen Gegenden die Zeit gekommen, um stogenden und verbesserlichen Juchzen freien Lauf zu lassen. Doch wurden alle Manifestationen mit estamer Kunst niedergehalten. Alle magdarschen und deutschen Aufschreien wurden von den Kadetschen besetzt; konnte man doch schon an eigenen Lande wirtschaften, wie man wollte. Juchzen wurde der Draht nicht genug Begünstigung und Exzessivitätsgewinne und Despoten annehmen, um sie dem Nationalrat nach Zagreb zu übermitteln. In Zagreb hatte sich eine akademische Erbe gebildet, welche bald die Situation übernahm. Und während schon die Spenden für den Nationalrat wie ein breiter Strom in der Kasse des Nationalrates zusammenfloßen, rüstete man sich in der denkwürdigen Sitzung des Sabors, in welcher die Freimung von Ungarn und die Selbstständigkeit des slawischen Sabors erklärt werden sollte. Am Tage vorher streifte die Stadt Zagreb alles Fremde in Stein gemeißelten Wappen der Stepanstrone wurden überall herumgetragen, und die zu Stein gemordenen End' aus, alles, was an Dekret, Maß und das Kaiserthums erinnert, wurde als schuldig, als wäre es niemals gewesen. Die Offiziere blieben und mit nationaler Solidarität verurteilt, in einem Abend vor Zagreb aufschwanden, und alles, was

nationaler Stolz sich aufschwanden begab und der Kopf gegen alles Fremde hell aufleuchtete. Der verschänte Doch gegen alles Ungarische stand elementar hervor, ohne fielen gegen die Stationsgebäude der ungarischer Staatsbahnen im ganzen Lande, und schon war zu befürchten, daß die junge Freiheit im Süden der Monarchie durch Blut bestattet werden könnte. Im Glauben und mit Strenge, durch öffentlichen Appell und Auftritte suchte man auf das Volk einzuwirken, was auch mit der Zeit von Erfolg begleitet war. Der Bödel gläubte in manchen Gegenden die Zeit gekommen, um stogenden und verbesserlichen Juchzen freien Lauf zu lassen. Doch wurden alle Manifestationen mit estamer Kunst niedergehalten. Alle magdarschen und deutschen Aufschreien wurden von den Kadetschen besetzt; konnte man doch schon an eigenen Lande wirtschaften, wie man wollte. Juchzen wurde der Draht nicht genug Begünstigung und Exzessivitätsgewinne und Despoten annehmen, um sie dem Nationalrat nach Zagreb zu übermitteln. In Zagreb hatte sich eine akademische Erbe gebildet, welche bald die Situation übernahm. Und während schon die Spenden für den Nationalrat wie ein breiter Strom in der Kasse des Nationalrates zusammenfloßen, rüstete man sich in der denkwürdigen Sitzung des Sabors, in welcher die Freimung von Ungarn und die Selbstständigkeit des slawischen Sabors erklärt werden sollte. Am Tage vorher streifte die Stadt Zagreb alles Fremde in Stein gemeißelten Wappen der Stepanstrone wurden überall herumgetragen, und die zu Stein gemordenen End' aus, alles, was an Dekret, Maß und das Kaiserthums erinnert, wurde als schuldig, als wäre es niemals gewesen. Die Offiziere blieben und mit nationaler Solidarität verurteilt, in einem Abend vor Zagreb aufschwanden, und alles, was

was in der Schnelligkeit nicht ausgetilgt werden konnte, war verflucht und verhöhnt bis in die entzogen. Das Leben in der Stadt erstarrte an diesem Tage überhaupt nicht. Zagreb verbrachte, wie von Fieberfremden geschüttelt, eine schokklose Nacht, Fremdenfremde hielten durch das Dunkel, und die Schritte der Soldat und Gardisten, der Patronen und Militärtrüps dröhnten auf den Steinplatten. Aber der Tag der Freiheit, der 28. Oktober, sollte alles bisher Erlebte überreffen. Die erste nationale Volkspartei seit Jahrhunderten in der Reichs- und Meidensstadt Zagreb! Blicke die Erregung alle das ganze Volk — man schätzte die Menge auf 50,000 Menschen — auf den altherwürdigen Marktplatz, um zu hören, weingleich alle wußten, was kommen werde; um das Wort zu hören, nach dem alle geschalt, um das sie gestimmt und gebüht hatten: „Freiheit!“ Mächtig und eindringlich war die Seite, als auf dem sonst so stillen Marktplatz die Freiheit ihre Orgeln feierte unter Laugen und Tränen, unter Blumen und Fahnen, unter Bruder- und Schweserflüssen. Wie ein von tausend Schos getragener Ballon des Sabors der Weisheit verflücht wurde, daß das bisherige Verhältnis zu Oesterreich und zu Ungarn gelöst sei, daß der slawische Staat aus der Laufe gehoben wurde.

Werden wir uns nun von dem Glöste der Freiheit und Begeisterung ab und bilden wir in das Heiß der dunklen Mächte, wo die Deinde der jungen Freiheit laurten. Die Lore der Gefängnisse hatten sich geöffnet, die Verbrecher waren frei, und stürzten sich auf die Straße, um mit den Kadetschens Gefinde verbündete sich mit den Kadetschens, die mit Plünderungen begannen. Doch nicht lange. Man sammelte die Rotten des grünen Sabors, herrschte in den Gefängnissen und Bestenwants der Stadt, nationale Kosten, be-

grüßte sie als Freunde, die straflos seien, für welche die Stunde der Freiheit ebenis angebrochen sei wie für alle andern. Und bald kamen sie aus ihren Kerkeren hervor, mit Waffen und Ausrüstung, und traten in die nationale Armee ein. Mit den Händen der öffentlichen Sicherheit räumte man energisch auf, einige Blindenreisenden wußten den Wegens auf den Waghäufen, ausgeschlossene Diebe vor den Magasinen und Depots mitkräftiger Anstalten erzielten die erwünschte Wirkung. Bürgergarden, und Polizei organisierten sich erkauntlich rasch, und die bedrohte Ordnung war wie über Nacht wieder in Geltung. In den Arresten lösten die wiederbringbrachten Verbrecher in der gewohnten Verkerker, denn sie vertrugen nicht das blendende Licht der Freiheitssonne.

Die ersten Geburtswehen des neuen Staates lösten schon glücklich überwinden. Der unerwartete Weß der gesamten Notennmacht des früheren monarchischen Staates hatte noch einmal einen Freudentaumel auslösen lassen, als die abarmierenden Marktrichten von der Ventloger der Italiener an der Spitze Freude und Jubel in tiefen Ernst umwandelten. Die letzten Tage brachten wieder sich überfließende Ereignisse: gefeiert die Entdeckung der gegenrevolutionären Verschwörung mit General Siposkaal an der Spitze und heute die Autunft der Franzosen, die mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden. Das Beden des neuen Staates geht noch immer kampfhaften Bedingungen und inneren und äußeren Kämpfen vor sich.

Seite wurde der Staat durch die Schaffung einer neuen Staatsgewalt, und eines großen Staatsrates für das ganze Gebiet vom Monzo bis zum Barbar auch noch aufgeteilt. Eine nationale Armee wird dann das neue slawische Reich schützen. **Walter Sieb.**

8. VII. 1918

Wiener Notizbuch.

Von Alfred Volgar.
Wien, im November.
Ueber Wien hängt eine schwere Wolke. Schwefliches
Richt quert in ihrem Graue, die Ränder sind rosigsaunt.
Es endet, wie's enden mußte.

Ober hatte irgendwer geglaubt, der himmelhoch ge-
häufte Unflat des Krieges würde in ruhiger Arbeit wieder
abgetragen und, mit Beobachtung hygienischer Vorrichtungen,
in die Senfgrube des Vergessens geschüttet werden?

Gäulnis und Verfallung liquidieren die große Zeit.
Die lustige Kriegeslegende ging, daß die Millionen
Singeischlächter höchst zufrieden waren, als Dünger für
eine bessere Zukunft der Hebrigslebenden faulen
zu dürrten.

Aber die Toten sind nicht so gemüthlich. Die Toten
rächen sich.
Sie freissen ein, sie belagern, sie schneiden den Seelen
die Hoffnungszufuhr ab.

Die Lebenden fühlen das Wälten der Gefessebene:
Ihr schuldbeladenes Herz friert vor Angst und Grauen.
Eng beieinander hocken sie, suchen Schutz in der Gemein-
samkeit ihrer Dürst, friechen unter das wenig wetterdichte
Schutzbach eines Fatalismus, den die Not improvisiert
hat.

Das will heißen: die Wiener Kaffeschäuler sind voll
wie niemals zuvor. Sie waren immer die Zentren des
Wiener Lebens, jetzt sind sie die Zentren der Wiener
Lodesangst.

In Betten wie diejen ist die Ausbünkung des Neben-
menschen ein nervenparfündes Fluidum. In der Heißluft
erregten Geschwüges Lindert sich ein wenig das seelische

Undehagen; und wenn zwei oder mehrere miteinander
schlottern, gibt das immerhin ein beruhigendes Geräusch.
Die Zeitungen sind sehr lebhaft. Von dem heftigsten
Stich der jähren Freiheit entzündet, steht das donau-
wasserblaue Auge der öffentlichen Meinung jetzt ganz blut-
unterlaufen aus. Durchbar ist kein Gebügel. Die
ferwüsten Mistblätter, die vierundviertertel Jahre dem
Hof und der Generalität händlich den Krieg apportiert
haben, tummeln sich jetzt republikanisch. Die lumpigsten
Merle, die ihr redlich Päckchen zu der riesigen, erstreckend
über die Erde rollenden Kugel aus Blut und Dreck bei-
getragen, schreien jetzt nach dem Gericht für die Schuld-
tragenden am Kriege.

Endlich darf die Kanaille jene, von denen sie fanatili-
siert worden, en canaille behandelt!

Auch die Wiener Ritteraten sind durch die Ereignisse
ätemlich aus dem Gleichgewicht geraten.
Ein paar von ihnen halsen rote Garden organi-
sieren.

Daß sie es ernst meinen, ist kein Zweifel. Auch nicht,
daß sie bereit sind, für die Sache zu sterben. Die in ihren
Nerven und Muskeln akkumulierten Kräfte guter Nahrung
wollen sich in einer Lat für die Niemals-Satten ausgeben.

Reibliche Ohnmacht-Menschen jagen: es ist eine
Flucht vor dem dämmernden Bewußtsein literarischer
Impotenz, die die Schriftsteller auf Barricaden treibt;
es ist Angst vor dem Zeite-Werden ihres Jochs und
Kamens, die sie in die Raubtheit der Straße stürzen läßt.

Das düsterte nicht stimmen. Zweifelhaft scheint aber,
ob die im Strgarten der Attraktivität umhertaumelnden
literarischen Kavaliere von den Ideen des Zeitgeschehens
hingerissen sind oder nur von seinem Rhythmus,
Nicht mitzuhoffen, auch nicht mitzulieben: mitzu-
stambieren bis ist da.

Da ist der Alsenberg ein anderer! Indes die Welt
einführt, schreibt er ruhig seine kleinen Dichtungen über
ideale Hautcreme, über Hotesstudenmädchen, Schlaf- und
Nesthymnien.

Medischer Peter! Weiser Peter!

Alsenhalsen verschwand nun aus dem Bild der Stadt
das S. L. und S. u. f. Die Hoflieferanten verklebten mit
schwebendem Papier ihre sonst in Goldlettern hinprunkende
Würde. Und wie ins Herz geschossen stürzten die bronze-
nen, hölzernen, gipsernen Doppeladler von Hausfassaden
und Firmenschildern pflasterwärts oder verschwand
hinter Zuchtschügen. Welch ein Massensterben unter dem
königlichen Geflügel, das in Klauen die geträufelsten
Spruchbänder hält mit der Umschrift: Indivisibilliter as
inseparabiliter.

Heute gift: gar kein Vogel in der Hand ist noch
immer besser als ein Doppeladler auf dem Dach.

Als der Krieg losnatterte, fielen im ersten Schreck
die französischen Texte von den Geschäftstislokalen Wiens,
die „maisons“, die „modes et robes“ und bergleichen.
Dann wurde das Englische fortgetragt, die „tailors and
outfitters“, die „english spoken“ und „english songs“.

Es kam auch der Tag, an dem die italienischen Geschäfte
sich schleunigst in „posadas espagnolas“ ver wandelten.
Und schließlich geschah ein großes Unschickarmachen der
„american bars“ und „american shoes“. Die Streifen
und Sterne verströhen sich hinter graues Radpapier.

Jetzt wurde, als Schlussheft, alles Oesterreichische
geschriben, abgetragen, überflicht.
So sind wir, per negationem, kosmopolitisch ge-
worden.

der Examinauchschaffner quetscht sich
gertrümel und knipst an der richti-
in den Fahrstufen, der Hausmeister
schneuert schwebend die Treppe, der
recht schwarzlich die Kamme, der
reihen Gest die Suppe, ohne vorher
Brieftröger schleppt kein Posthaken
obzwar er ja, nicht wahr, die Kälte
könnte, um den Weg zu erfahren.

Automatismus der Kleinen-Leute-
virsal wenig Eridung. Wie ein gem
die kleinen Tätigkeiten und kleinen
eise kauft, schleppt, gräbt, ob auch
stehend in ihren gängereichen Ban
Bimmelader zerquetschte.

haben ist es, wie das Perpetuum der
en, grauen Geschäftigkeiten weiter
u Kreise steht! Das Selbstverständ-
nicht ist, hält!

Hände — die Menschen, die dran
reht — flehien und stücken immer
u den die „Kultur“ ihre komplizier-
Subdividen herben, die Hände

kleinen Leute leben wir. Ihre uner-
hat etwas... Sonnenähnliches. Sie
bingungen des sozialen Gemüts. Sie
auf. Sie dient in Kinder, unbes-
Gerechten wie Ungerechten. Ohne
Nacht und Kalte.

te Bühne meines Briefträgers auf
als die des Generals Vorredts.

Renaisance, der Laternengänger pugt die Glasflächen!

Gesperrt.

Von F. St. Gunther.

Um vier Uhr war Herr Vinzenz Staudinger aus seinem Bureau, wo er eine sehr bescheidene, zwischen Beamten- und Dienervosten ungefähr die Mitte haltende Stellung früher als I. K. Monarchist, jetzt als Republikaner bekleidete, heimgekommen. Bald nach fünf, nachdem er das späte Mittagmahl verzehrt, die Zeitung gründlicher als am Morgen gelesen und eiliges mit seinen Familienangehörigen geplaudert hatte, machte er sich wieder auf, um sich, unabhängig von Straßenbahn- und Stadtbahnelend, zu Fuß an den Ort seiner abendlichen Nebenbeschäftigung zu begeben.

Um die wurde er von den meisten seiner Amtskollegen beneidet, die keine solche gefunden hatten, und auch gar nicht in der Lage gewesen wären, eine gleiche anzustreben. Herr Vinzenz Staudinger jedoch hatte das Glück gehabt, schon als Knabe musikalisch veranlagt zu sein und diese Anlage trotz der dürftigen elterlichen Vermögensverhältnisse ausbilden zu können. Und dafür war er, jetzt selbst Familienvater, dem Schicksal vom Herzen dankbar.

Als Kontrabassist im Orchester eines kleineren Wiener Theaters verdiente er zwar nicht viel, aber immerhin so viel, daß es ihm, seinem amtlichen Gehalte hinzugezählt, das „Durchhalten“ in den schweren Kriegs-, nun Waffenstillstandszeiten schlecht und recht ermöglichte.

Längst war zwar auch im Hause Staudingers Schmalhans Küchenmeister, winzige Ersparnisse waren dahingeschmolzen wie Aprilschnee vor der Mittagssonne, an Bescheidenheit und Aermlichkeit stand die Kleidung seiner Frau und seines Sohnes, des Mittelschülers, seiner eigenen nicht nach, und alles, was nicht eifernstes Bedürfnis war, hatten die drei sich eifrig verjagen gelernt. Aber eigentlichen Hunger, Gott sei Dank, hatten sie bisher kaum gekostet und Schuldenmachen noch immer vermeiden können.

Stockfinster war es in den Hauptstraßen der so schwer getroffenen und gedemütigten Hauptstadt, mit trübselig gesenkten Köpfen huschten schattenhafte Gestalten an Herrn Staudinger vorbei, eifrig drang die Dezemberluft durch seinen abgetragenen Winterrock, feucht spürte er es unter den Mosastschuhen seiner ausgenühten Schuhe.

Aber kein Kleinmüt überkam ihn, nur Mitleid fühlte er mit den Tausenden, denen der Krieg noch weit übler mitgespielt hatte als ihm, und denen keine Hilfsquelle floß wie ihm. Ja, selbst wenn sein staatlicher Hauptberuf, an dem die scheinbar unbedingte „Sicherheit“ einstens als das Verlockendste und Tröstlichste gegolten hatte, selbst wenn dieser, wie seine verwitwete, gewordene arme Frau, wie manche seiner Amtsgenossen lange fürchteten, über kurz oder lang den festen Grund verlor — selbst dann blieb ihm als ausübendem Musiker an einem kleinen, aber soliden Privatunternehmen noch das Schlimmste erspart, die gänzliche Arbeits- und Verdienstlosigkeit. Kurz, Herr Vinzenz Staudinger war auch heute kein hoffnungsloser Pessimist, kein unzufriedener, verzweifelter Raucher, sondern ein Mann, der den Kopf oben behielt und der schlechtesten Lage die beste Seite abzugewinnen vermochte.

Pünktlich eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung, wie immer, hatte er das Ziel seines Weges erreicht. Daß die Miene des stets verdrossenen Bühnenportiers heute besonders mürrisch, sein färglicher Gruß schier noch unhöflicher war als sonst, fiel ihm nicht auf. Die Aufgeregtheit jedoch, mit der seine Orchesterkollegen, größtenteils noch in den Ueberbleibern, im dichten Kreis gedrängt, irgendein höchwichtiges Ereignis besprachen, konnte ihm nicht einen Augenblick entgehen. Im nächsten ward ihm auch schon ihr Grund fürchterlich klar, ward ihm dieser von zehn Seiten zugleich niederschmetternd entgegengerufen:

„Was, Sie wissen's noch nicht? Zusperr'n müssen wir! Von morgen an! Ja, ja, von morgen an schon! Auf wie lang? Wahrscheinlich über'n ganzen Winter! Bestimmt is's, vollkommen bestimmt. In alle Zeitungen steht's, und dem Herrn Direktor hab'n sie's auf der Polizei bestätigt. No, was sagen Sie dazu?“

Herr Vinzenz Staudinger sagte gar nichts, zu grausam war er überrascht, zu jäh aus dem bescheidenen Himmel seiner Zuversicht gestürzt. Aber denken tat er in seinem Innern dasselbe wie all die andern: Um Gottes willen, das wirft mein Rechnen und Planen über den Haufen... Um Gottes willen, was wird da werden... Um Gottes willen, meine Frau... mein Kind...

Vergebens suchte er Trost darin, daß es doch nur ein Teil seines Einkommens sei, der ihm jetzt entfiel, daß er wohl noch immer besser dran sei als jene, deren ganze Existenz auf den Bestand und Betrieb des Theaters gestellt war. Vergebens hoffte er im Laufe des Abends seiner dumpfen, lähmenden Niedergeschlagenheit Herr zu werden.

Sonst, wenn die ersten Takte des Vorspiels erklangen, wenn er nach seinem Instrument griff, in dem er mehr sah und liebte als bloß eine Brotgeberin, hatte er die hundertfältigen Sorgen des Alltages wenigstens für eine Weile vergessen. Das gelegentliche Spötteln und Schimpfen der Kollegen über das „faded Stück“, das schon zum so- und sobielstenmal gegeben wurde, war ihm fremd. Unabänderlich gewissenhaft tat er seine Pflicht, ja, unverändert machte ihm die Pflichterfüllung Freude. Seit zum erstenmal waren seine Gedanken weit weg von seinem Pult. Vielte auch er maschinenmäßig, lustlos und verdrossen, dümpfte ihm der Rärm im Orchester wie auf der Bühne schal und nichtig,

grell und mißfällig, aufreizend grotesk wie der höllische Chor eines wüsten Fiebertraumes.

Endlos schien die Vorstellung, und dann auf einmal war das Ende da wie ein entsetzliches Allzufriß.

„Gute Nacht, auf Wiedersehn!“ sagte jemand neben ihm, als die Lichter erloschen. „Auf Wiedersehn!“ sagte mechanisch und gewohnheitsmäßig auch er... Auf Wiedersehn? Wann gab es ein solches?...

Nach Hause fuhr er mit der Straßenbahn. Der Wagen war überfüllt zum Bersten und Brechen, das Gegenteil wäre ein Wunder gewesen, und Wunder besichert uns ja leider der Himmel nicht mehr.

Von den Anfassern verhielt sich, wie gewöhnlich, der eine Teil stumm und taub, der andere war desto lauter und gesprächiger.

„Wasdam! jekten gibt's ja Theater nimmer,“ sagte ein schwindelichtiger junger Burck zu seinem zigarrettenqualmenden gleichaltrigen Nachbar.

„Na,“ bestätigte dieser. „Und ins Kino kann ma' ah nimmer geh'n.“

„Was sag'n S'?“ mischte sich eine stämmige Frau aus dem Balle ein. „Werd'n j' epba endli' zuog'spirt, die Theater?“

„Ja, von moring an.“

„Alle?“

„Alles ohne Ausnahm'.“

„Bravo, das is' g'scheit,“ sagte das Weib. „Möcht' wissen, zu was mir solchene Kasperl'schichten brauchen in derer öblendigen Zeit. Aber da gibt's Leut', dö nra g'scheiter werd'n. Da wohnt in unser'n Haus so an' alte Jungfer, dö si' für was Besser's halt' als wir heraus, wann i' glei' selber oh' nix a'fressen hot. Dö hat allerweil, ad' Gott, sagt s', hin und wieder einmal zu einem guten Stück, das is' noch mein einziger Trost. Hab'n S' scho' so an' Unsinn g'hört? No, jekten wird' halt' do' a' so ah leb'n müassen. Necht' g'schiecht dem Jarschl.“

Von da und dort erscholl Zustimmung:

„Ganz in der Ordnung is' dös, daß i' dö Herrn Direktor, dö eh' alle reich word'n san in' Friag, zum Quaspir'n zwingen hab'n.“

„Scho' lang hätten i' das tuan soll'n!“

„Aber 'traut' hab'n sie si' net. Natürl', d'ik nur net am End' die sogenannten Gebülleten ah was entbeh'r'n müassen!“

„Necht' is's, ganz recht...“

Den Vogel schoß ein stoppelbärtiger, rot-nasiger Zeitgenosse ab, der unmittelbar neben Herrn Vinzenz Staudinger stand, schon mehrmals unanft an diesen geprallt war und sich nun, um solches künftig zu vermeiden, vollkommen an ihn lehnte; dessen Kopf von unerhörter Schmierigkeit und Berumpftheit war, den aber dafür die unerhört hohen Weinpreise nicht zu genießen schienen — denn aus seinem lieblichen Munde strömte ein betäubender Duft von Alkohol. Und zugleich entströmten ihm, wenn auch unter einigen Schwierigkeiten, die Worte der Weisheit:

„A war mei' — hupp — Lehtag in kan' Diater und bin ah g'sund bled'n und vierz'g Jahr' alt word'n. Göchte — hupp — Zeit war's, daß i' dö narriken Putifen mag'spirt hab'n. Kunstn' hätt' i' no' meiner Seel' und — hupp — God...“

Sein heiliger Born übermannte ihn so, daß er nicht deutlich erklären konnte, was er sonst getan hätte. Etwas gefasster fuhr er fort:

„A g'scheiter — hupp — Mensch braucht sa Komödi, dö da einipofeln, san eh' lauter Deppen und — hupp — Gauner. Und dö ihner a Komödi vormachen, scho' gar. Necht' g'schiecht derer ganzen Quart! Wie mi' dös a'frent! Haha — hupp — hahaha! Hundertmal recht' g'schiecht eahner!“

Und abermals gegen Herrn Staudinger taumelnd, preßte er sich innig an diesen, als wollte er ihn umarmen.

Eine Haltestelle war Herr Vinzenz Staudinger noch von seiner Wohnung entfernt. Er zog es vor, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen...

Wie er sich sonst immer gefreut hatte auf diese spätabendliche Heimkehr, auf Herd und Tisch, auf Frau und Sohn, die sich's nicht nehmen ließen, ihn wachend zu erwarten! Heute fürchtete er sich schier davor...

Weihnachten, sumnte es ihm durch den Kopf... traurige Weihnachten!

Und dann wieder das eben Gehörte: Necht' g'schiecht derer Quart... recht' g'schiecht ihnen!

Ohne daß er's hindern konnte, stiea es ihm heiß und bitter in Kehle und Augen:

Ges'chah ihm — ges'chah ihm wirklich recht'?

Preise:

Mit täglicher Zustellung für Wien:

monatlich	R. 4.40
vierteljährig	R. 13.—
halbjährig	R. 26.—
ganzzjährig	R. 52.—

Ohne Zustellung:

monatlich	R. 3.50
vierteljährig	R. 10.50
halbjährig	R. 21.—
ganzzjährig	R. 42.—

**Zusätze werden in sämtlichen
Zustellbureaus des In- und
Auslandes angenommen.**

Grenzboten

Wort: Freiheit und Fortschritt!

Preise:

Mit täglicher Zustellung:

Für das Inland:

monatlich	R. 4.40
vierteljährig	R. 13.—
halbjährig	R. 26.—
ganzzjährig	R. 52.—

Für das Ausland:

vierteljährig	R. 24.—
---------------	---------

**Mit der bezuggehörigen
„Illustrierten Sonntags-Vilage“
monatlich . . . 30 Heller mehr**

Nr. 16041

Donnerstag den 8. Dezember 1918.

47. Jahrgang.

Wiener Brief.

5. Dezember 1918.

Die ehemalige Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien hat ihren Titel abgelegt, sie will nur mehr die bürgerliche Hauptstadt der bescheidenen Republik Deutschösterreich sein. Der Doppeladler, das Jahrhundert alte Wahrzeichen der Monarchie unter habsburgischer Herrschaft, verschwindet langsam allerorten, jeder ehemalige Hoflieferant entfernt ihn von seinem Schild, selbst „k. k. privilegierte“ Banken haben ihre Schilder überklebt, denn das „k. k.“ ist veraltet und könnte die Massen reizen, ein paar Fenster Scheiben einzuschlagen, wenn sie ihren tollen Tag haben. Nur die Tabaktrafiken sind noch immer schwarz-gelb angestrichen und tragen ihren elten Doppeladler. Sie gelten als herrenlose Ueberreste aus einer vergangenen Zeit. Auch kriegt man bei ihnen immer das, was man gerade braucht, eine Zeitung voller Sensationen, eine Zigarette, eine Schachtel Zunder. Bei so nützlichen Einrichtungen sieht man als Republikaner hinweg über einen veralteten Farbanstrich. Aber einen Zahn hat man auf Banken und Hoflieferanten, die müßer einschwenken.

Der Staatsrat hat langsam alle Ämter und öffentlichen Anstalten übernommen, die Minister und Statthalter sind überall verschwunden und es sitzen neue Würdenträger mit anderen Titeln auf den hohen Posten, aber die Beamten sind geblieben und der heilige Bürokrasius ist auch nicht abgesetzt worden. Man hat nicht einmal gehört, daß der berühmte Amtsschimmel in den Ruhestand versetzt worden wäre. Es müßte ihn nur einer der vielen erzellenten Gelbengreise, die pensioniert worden sind heimlich mitgenommen haben. Aber wir glauben das nicht, denn alle, die heute an der Krippe sind, sind alte Parlamentarier, die bisher aus der Hand jeder Regierung gefressen haben, niemand glaubt daran, daß die auf einem anderen Schimmel reiten und diesen Staat und seine ge-

samte Verwaltung verjüngen können. Alles, was sie vermögen, wird sein, daß sie die gesetzgebende Nationalversammlung vorbereiten, damit ihre Erbsöhne aus einer neuen Generation gewählt werden können. Und der Erbsöhne!

Wenn sich das vollzogen haben wird, dann wird man auf eine allmähliche Erneuerung hoffen dürfen, früher nicht. Die Aufrufe an die Wähler und Wählerinnen haben denn auch schon ihren Reigen begonnen, denn die Bildung neuer Parteien hat rasende Fortschritte gemacht in den letzten Tagen. Und jede dieser Parteien will das Wort „demokratisch“ in ihrem Titel haben, keine traut sich mehr, einen anderen Namen zu führen. Man ist „bürgerlich-demokratisch“, „national-demokratisch“, „freiheitlich-demokratisch“ oder „sozial-demokratisch“, keine Partei wagt es mehr, sich liberal zu nennen oder freisinnig. Das sind abgetragene Lappen einer vergangenen Zeit und sie haben alle einen gelben Fleck, sie gelten als jüdisch. Und man ist schon geneigt, diesen Untertitel einer anderen großen Partei zu geben, die soeben ihre Machtstellung artritt. Eines Tages dürfte auch sie an dem allzu starken jüdischen Einschlag zugrunde gehen so wie der Liberalismus an ihm zugrunde gegangen ist.

Die Juden spielen zurzeit in Wien eine vertrackte Rolle, der Zionismus hat die bürgerlich wohl-situierten Juden, die gern aufstehen möchten in unserer Gesellschaft, in eine große Verlegenheit gebracht. Natürlich hat sich in einer Zeit, da jedes Völkchen seinen Nationalrat hat, auch ein jüdischer Nationalrat gebildet, der die Gebräer als Nation ausruft und besondere Rechte für sie fordert. Man betrachtete das von christlicher Seite ganz sympathisch. Warum soll just das alte Volk der Juden nicht seine völkischen Rechte geltend machen? Warum soll diese Nation sich fortwährend hinter den Deckmantel der „Konfession“ verkriechen müssen, um seine Geschäfte ungestört machen zu können? Wir sind doch darüber hinaus. Und wir achten einen Juden, der sich als Jude bekennet,

höher als einen, der eine andere Maske trägt. Wir vertrauen ihm auch in Geschäften mehr. Aber das glauben die erbgeessenen Juden nicht. Und als bei der Beerdigung der Militärärzte die Frage aufgeworfen wurde, wer ist ein Deutscher, wer ein Jude, da entstand ein großer Lärm. Das gebe es nicht, saaten sie, die Juden seien bloß eine Konfession. Der Staatsrat anerkannte das nicht und die Beerdigung der Juden unterblieb. Man müße darüber erst den jüdischen Nationalrat befragen. Das setzte ein so großes Geschrei, daß die angesehensten Wiener Juden eine öffentliche Erklärung unter Führung der Kultusgemeinde abgaben und sich als Deutsche bekanneten. Man versuchte es also offiziell, den jüdischen Nationalrat totzuschweigen, die Zionisten als Sonderbündler, als Narren hinzustellen. In dieser Sache parteizunehmen fällt uns nicht ein, das mögen die Herren unter sich selbst ausmachen, festgestellt soll nur werden, daß unter den Ärzten sich gar viele Juden befanden, die aus Ungarn, aus Galizien und Böhmen stammten und die ohne Bedenken den Eid auf ihr Deutschtum ablegen wollten. Der Staatsrat hat dies verhindert und ihnen Zeit zur Ueberlegung gewährt. Deutschösterreich soll eben ein deutscher Staat werden und er will keine Juden aus allen Völkern der früheren Monarchie in sich aufnehmen. Juden, die hier schon eingelebt und akklimatisiert sind, wird er verdrängen müssen, aber einen beständigen Zufluß neuer Elemente will er sich nun Hals halten.

Der Wiener Gemeinderat hat sich unter der Führung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner rasch zur neuen Zeit bekannet, er hat nicht abgewartet, bis er durch neue Wahlen ernüchert werde. Er machte Platz für fünfzig neue Gemeinderäte aus der sozialdemokratischen Partei und den freisinnigen Gruppen, die großend außerhald standen. Und er nahm auch gleich Frauen auf in seiner Mitte. Damit griff er der Zeit voraus, aber die Anerkennung, daß dies ein höchst kluger Schritt war, wird ihm niemand versagen. Die Christlich-

Ungarn bin ich vollständig ausgerüstet: mit einem 30 Kilo fassenden Rucksack, mit einer Fünf-Liter-Kanne für Milch und einem eigens nach der letzten Mode angefertigten Hamstertüberrock. Er besteht aus lauter Taschen: links drei, rechts drei, hinten, vorn, oben, unten, außen, innen, nichts als Taschen. Dazu noch genagelte Bergschuhe und einen Bergstock, um den harmlosen Touristen zu markieren, und so breche ich auf. Die Bekannten staunen immer: „Sie fahren nach Ungarn, wirklich, Sie trauen sich?“ Aber so arg ist es gar nicht. Eine kurze Fahrt auf einer Lokaltrecke, mit einem sehr bequem beschleunigten Nachmittagszug. Ich sage nicht, mit welcher Bahn und um wieviel Uhr, denn es finden sich ohnehin immer genug Gesinnungsgenossen ein, alle als Touristen verkleidet, mit Rucksack, Handtasche und Milchkanne. In dem gut geheizten und sogar elektrisch beleuchteten Waggon sitzt eine interessant gemischte Reisegesellschaft: ein Bauer, der aus dem Stiesel einen Depotschein über ein Sase hervorholt und studiert, ein älteres Fräulein, das sorgenvoll ihre Wiener Ausgaben notiert und mich dabei als Projektionsfläche des Nachdenkens verwendet, junge Leute, die, nach ihren kriegerischen Gesprächen zu schließen, im Gemüte noch immer nicht abgerüstet haben und noch immer am Tagliamento stehen. Ich versuche, einen soeben erschienenen unverständlich tiefinnigen Roman zu lesen, muß es aber bald aufgeben, weil in dem Waggon heftig Ungarisch gesprochen wird. Ich verstehe kein Wort davon, aber wenn ungarisch gesprochen wird, muß ich immer gespannt zuhören. So langt man nach zwei Stunden in der österrösischen Grenzstadt an, in der es eine strahlende Beleuchtung, gefüllte Auslagen und ein Leben und Treiben gibt, wie in Wien vor dem Kriege. Ich werde mich aber wohl hüten, zu verraten, wie diese Stadt heißt, sonst jängt mich nächstens dort eine Nationalgarde ab und interniert mich. Heutzutage kann man nicht wissen. Romantische Fahrt durch die Nacht zur Leithagrenze, wo die gefürchteten „Federbüsche“, die Grenzgendarmen eben Rucksackforschungen anstellen. Ein furchtbarer Anblick: wie werde ich da morgen hinüberkommen? Jenseits der Grenze sind die Straßen sofort verwahrt und die Gänge gepflegt. Ankunft beim Gastfreund, wo eine Pause vorbereitet ist wie für den verlorenen Sohn: Oberkaffee, Brot in allen Farben, Butter bis zum Ueberdruß. Wenn man fertig ist, wird man zum Nachtmahl gebeten, das man nur mit sittlicher Entrüstung zu sich nehmen kann. Es ist unglaublich, was einem Wiener in dem Lande alles zugemutet wird und was er hier hinunterschlucken muß. Man jaunt, daß der Tisch sich nicht biegt, aber er ist eigens aus einem besonders starken und dicken Holz angefertigt. In Ungarn denkt man eben an alles.

Einkaufsbummel am nächsten Vormittag. Ein Besuch beim Bäcker Wallechner Imre, beim Fleischhauer Fellner Pista und bei Greißler Pumperer Janos läßt es einem begreiflich erscheinen, daß Deutschösterreich die westungarischen Komitate gern einverleiben möchte. Um dieser Einverleibung zuvorzukommen, kaufe ich alles, was zu haben ist, und das ist nicht wenig: Nachtlichter, Malzbonbons, Stäbes, Seife, Speck, Butter und einen ganzen Schweinskopf, dessen behaglicher Ausdruck deutlich zu sprechen scheint: mir ist wohl. Beim Erstellen einer Sechskilogramm-Gans um 200 Kronen ohne ich, wie redlich der Schleichhandel seinen Mann nahren muß. Dann noch ein Blick in die Vorratskammer des Gastfreundes. Hier liegt alles, was bei uns ausverkauft, verboten und verschwunden ist, und mir wird schwärmerisch zu Mute, wie Faust in Gretchens Zimmer: hier möcht' ich volle Stunden säumen . . .

Einpäcken der Vorräte und Abreise. Das ist der aufregendste Moment. Glücklicherweise reise ich unter dem männlichen Schutz von zwei ungarischen Damen. Durch allerlei geheimnisvolle Toilettekünste verwandeln sich diese zwei zarten Mädchen in vier- bis achtschrötige Frauen mit Speckhäuten, Butterbüsen, während die Gans am Strumpfbandgürtel befestigt wird. Ich selbst kann mich überhaupt nicht rühren und leuche wie ein jetteter Asthmatiker. Selbst das Mutterauge würde in diesem wohlgenährten Viehhändler nicht den Sohn erkennen. Soweit es mir mit dieser Last möglich ist, zittere ich wie Espenlaub, je näher wir der Grenze kommen. Ein einziger Federbusch ist zu sehen, aber auch der blickt wohlwollend und human drein, als die Damen mit ihm heftig Ungarisch reden. Ich finde kaum Zeit, ihm einen herzlichen ägyptischen Händedruck dritter Sorte zu verabreichen. Die Pferde greifen aus und wir sind drüben: gerettet! Weg mit dem Duzen, den Hüften und dem Embonpoint, Umpäcken auf offener Straße. Alles Folgende ist nur mehr ein Kinderpiel: die zweistündige Eisenbahnfahrt, das Aufspringen mit dem schweren Rucksack auf die Elektrische, das Wanken zum Haustor. Mit einem andächtigen Weihnachtsgesicht öffnet mir die Köchin die Tür, mit gerührter Bewunderung betrachtet meine Mutter den unverfehrt heimgekehrten Hamsterthelden. Wenn ich den Grillparzer- oder Bauernfeld-Preis nach Hause brächte, wäre meine Mutter gewiß nicht so stolz und begeistert. Eine Woche ist wieder gerettet. Jetzt können wir allen versprochenen Aushilfen und Zuschüben vertrauensvoll entgegensehen. Weihnachten kann ruhig vor der Tür stehen und sogar eintreten. Ein wahres Glück, daß wir so nahe von Ungarn sind und daß sie so unerbittlich die Grenzen sperren. Denn wenn sie sie plötzlich öffnen würden, das wäre schrecklich. Dann gäb's dort bald keinen Bissen mehr,

und ich müßte mich nach einem neuen verbotenen Weg umsehen. Drum will ich am Weihnachtsabend das erste Glas auf Ungarn trinken: auf seine gesperrten Grenzen. . . .

Aus dem Hamsternotizbuch.

Von Ludwig Dircksfeld.

Weihnachten steht vor der Tür, sonst aber auch nichts: keine Zuschübe, keine Ausgüssen, nicht einmal ein vertrauenswürdiges Unter-der-Hand-Lieferant. In ganz Wien ist keine halbwegs untergeordnete Feiertagsstimmung aufzutreiben. Meine Mutter sieht mich schon die ganze Zeit besorgt und erwartungsvoll an: „Was soll ich heuer zu Weihnachten geben?“ Das heißt so viel wie: „Was wirst du bringen?“ Ich weiß nicht wie das kommt, aber alle Menschen meiner Umgebung haben zu mir und meiner Fähigkeit, in den magersten Zeiten Lebensmittel aufzutreiben, ein ebenso schmeichelhaftes wie strapaziöses Vertrauen. Ich bin sozusagen der Nährvater meiner Mutter, und da jedes Kenonmee verpflichtet, bleibt mir nichts übrig, als bis zum Heiligen Abend zu sündhaften Preisen unbedingt etwas zu verschaffen. Aber was und wo? Die fortwährende Kostur des Würstleßens hält man auf die Dauer doch nicht aus. Wir ist schon alles Wurst, und deshalb will ich mir wieder einmal wirkliches Fleisch kaufen. Nun kenne ich allerdings eine Feinpuzerei, die sich hauptsächlich mit dem Vertrieb von gepuzten Gänsen befaßt, und einen Kohlenhändler, bei dem man jederzeit schneeweißes Kalbsfleisch erhält, aber bevor ich den unsittlichen einheimischen Schleichhandel unterstütze, unternehme ich lieber einen Einfall ins benachbarte Ausland. Selbstverständlich einen unbewaffneten, denn die Bewaffnung besteht nur aus einem Rucksack und etwas Anaster und Zigaretten, aber gefährlich und riskant ist die Sache doch. Ich habe mir sonst die ganzen Jahre hindurch im Punkte der Tapferkeit und des Heldentums die größte Enthaltensamkeit auferlegt, aber wenn es ums Hamstern geht, dann kennt mein Mut keine Grenzen — nicht einmal die ungarische. Nur dort ist noch ein bißchen Phäakentum und wienerische Feiertagsfreude zu finden, und es wird den Brüdern gar nichts schaden, wenn ich einen Rucksack voll davon ausführe. Deshalb wird der ungarische Globus noch lange nicht abmagern . . .

Wem Gott ein Ernährungsamt gibt, dem gibt er auch den Hamsterverstand dazu. Für Expeditionen nach

Das praktische Geschenk.

Jedesmal, wenn irgendeine meiner unsehnbaren, von Tüchtigkeit überströmenden Freundinnen zur Weihnachtszeit sich vernommen ließ: „Ich schenke grundsätzlich nur etwas Praktisches.“ so erfaßte mich ein Gefühl ohnmächtigen Weides. Prinzipienfestigkeit ist etwas Edles und Erhabenes und erfaßt uns der Erbärmlichkeit des Alltags. Namentlich Blondinen steht sie ausgezeichnet. Ueberhaupt Grundzüge — auch ohne blondes Haar, schwärme ich direkt dafür. Sie sind das einzige untrügliche Kennzeichen der geistig hochstehenden Frau. Sol man in einer Frage Grundzüge aufstellt, so braucht man überhaupt nicht mehr darüber nachzudenken.

Trotz dieser unerbittlichen Vorurteile mußte ich mir dennoch bisher den Luxus von Weihnachtsgrundzügen verjagen. Meine etwas beschränkten Verhältnisse — womit ich augenblicklich nicht Geld, sondern Familienverhältnisse meine — verboten mir den Genuß dieser festen Lebensregel. Neuer aber habe ich beschlossen, die Fesseln zu zerreißen, die arme Tanten- und Cousinenbande gelüpfelt hatten, und mir Prinzipien anzuschaffen. Nicht gerade viel, aber doch genug, um über Weihnachten und Neujahr mit Ruhe und Würde durchzukommen.

Wenn ich eine gründliche Reform meiner sämtlichen Daseinsregeln beschlossen habe, beginne ich mit dem neuen Leben jedesmal gleich am nächsten Tage. Das ist schon deshalb gut, weil man sonst daran verzweifelt, wenn einem etwas dazwischenkommt. Auch dieses Mal machte ich keine Ausnahme, sondern zog zu nachtschlafender Zeit, es dürfte höchstens halb zehn Uhr vormittags gewesen sein, aus, um zunächst für meine nächsten Angehörigen etwas „durchaus Praktisches“ zu erwirken. Vor allem für meine Tanten. Tante Henriette ist eine schöne Frau. Man sieht es ihr wohl nicht an, aber da drei Generationen es behaupten (die letzte allerdings mit dem Zusatz „immer noch“), so wird es wohl so sein. Woraus für den feinen Beobachter sonnenklar hervorgeht, daß Handarbeiten, und seien sie noch so fertig gekauft, nicht am Platze sind. Viel eher könnte man sich mit einer soacht besreunden, die bei der radikalen politischen Stellung der entschlossenen Frau eigentlich ein unerläßliches Requisit scheint. Kann man aber augenblicklich eine Kochkiste als praktisch bezeichnen, die erstens neunzig Kronen kostet und zweitens Kasserollen birgt, in denen sich auch das beherzteste Nichteisler Rindfleisch, Kili- und rettungslos verkaufen müßte? Ich wende mich von der Politik ab und beschreibe Tante Henriette in die Gesamt-Tantengruppe einzureihen.

Das tue ich um so lieber, als ich für die Behandlung dieser heiligen Abteilung heute ein wunderbares System erdacht habe, das ich Leidensgenossinnen gern zur Mitbenützung überlasse. Es ist einfach, wie alles wirklich Geniale. Man nehme so viel Vogen Seidenpapier, am besten ein zärtliches rosa, als Tanten in der engeren und weiteren Familie vorhanden sind. In jeden dieser Vogen schlage man kleine Papierstücke und trage das Paket zur Post, wo man es, so rekommandiert als möglich, einschreiben läßt. Die Mitteilung des Postbeamten, daß das Paket „auf eigene Gefahr“ gehe, erträgt man mit Fassung. Nun kann allerlei erfolgen: Alles verläuft normal, und das Paket geht verloren oder es geschieht ein Wunder und es gelangt nach einigen Wochen trotz der genauen Adresse in die Hände des richtigen Empfängers. In beiden Fällen verhält man sich gleich. Etwa am Dreikönigstag schreibt man ein zärtliches Briefchen: „Liebes Tantechen, es wundert mich nun doch, daß Du die kleine Aufmerksamkeit, die ich mit so viel Liebe für Dich ausgedacht habe...“ Das Wort „ausgedacht“ paßt für die Gelegenheit vortrefflich. Es ist schön und wahr zugleich. Die gute Tante, die erfährt, daß ich mir etwas ausgedacht habe, ist gerührt. Und wenn Tanten gerührt sind, so danken sie auch. Somit hat unser gegenwärtiger Postverkehr auch die Vorzüge seiner Fehler. Und unter diesen Umständen wird selbst meine ärmste Freundin nicht bestreiten können, daß mein Verfahren praktisch

ist. Uebrigens ist das vielleicht zu viel gesagt. Sie wird es bestreiten. Aber nachmachen wird sie es doch.

Ein wenig schwieriger liegt der Fall der Onkel. Sie bildeten ja auch in Friedenszeiten immer eine Klippe auf dem Wege zur Feiertagsfreude. Zeit und Geld reichte nie für mehr als eine „kleine Aufmerksamkeit“ und „Weß' dir, daß du ein Onkel bist“, hat Goethe schon gesagt. Der Fall ist bei Onkel Hugo besonders böse. Onkel Hugo steht nämlich im Gernade mädtiger Bildung, ja, es verlaute sogar, daß er weiß, was „Batt“ und „Seltowatt“ bedeutet. Wenn diese Legende auf Wahrheit beruht, wofür ich mich natürlich mit Rücksicht auf ihren abenteuerlichen Charakter nicht verbürgen möchte, so verliert es Onkel Hugo jedenfalls ebenso gut wie die Direktion der städtischen Elektrizitätswerke, dieses Geheimnis zu wahren. Das einzige verlässliche Zeichen ist (bei ihm, nicht bei der Direktion) ein gewisses schwermittels-wissendes Kopfnicken, wenn das geheimnisvolle Wort ertönt. Jedenfalls hat der, die oder das Batt zu dem natürlichen Glorienschein, der Onkel Hugos Intelligenz einräumt, noch einen weiteren geschaffen, den der weltumspannenden Bildung, und wenn man ein anderes Familienmitglied um Rat fragt, was man schenken solle, so heißt es unsehbar: Ein Buch. Wobei Buch als Gattungsname verwendet wird, etwa wie „ein Bräutigam“. Nun kann der Wert von Büchern für das männliche Geschlecht gewiß nicht zu hoch eingeschätzt werden, namentlich in der Zeit der Kohlennot. Aber was würde heute wohl ein Buch kosten, das schwer genau wäre für seinen hehren Zweck?

Eingezogen weiß ich ganz genau, wohin Onkel Roberts Schnulch zielt. Es ist eine wasserhelle Flüssigkeit in unpopulären Flaschen, die er listig blinzeln als „Schligowitsch“ zu bezeichnen pflegt, die man im Laden jedoch hartnäckig Schibowitsch nennt. Trotz aller Distinktion ist die Verkäuferin immerhin geneigt, nur um den Preis von dreißig Kronen ein Fläschchen zu überlassen. Sachverständige versichern mir jedoch, daß besagter Schligowitsch, wenn er erst zweihundert oder dreihundert Jahre gelagert hat, einen mindestens fünffachen Wert besitzt. Wird ihn aber Onkel Robert auch nur hundert Jahre ruhen lassen? Die Geduld bringt er längst nicht auf! So daß die einfachste rednerische Klugheit beweist, keine Frau mit praktischen Weihnachtsgrundzügen dürfe an dieses Geschenk auch nur denken. Hausläuche jedoch, ehemals das beliebteste Onkelgeschenk, dienen heute zwar zur Erhebung des Gemütes und zum Schmuck des Heimes, aber an die Flügel darf man sie nicht streifen. Das entspricht ihrer Eigenart nicht.

Für die fröhliche Kinderwelt habe ich eine wunderwolle Gabe ausgedacht. Marie hat ein Pulver von flebrigter Farbe und graubraunem Geschmack hergestellt, das sie aus unbekanntem Gründen als Kaka bezeichnet. Wo sie die vielen trodenen Kartoffelschalen zum Stoßen hergenommen hat, mag der Himmel wissen. Aus diesem Pulver verfertigen wir unter Beigabe einiger Ingredienzien auf „in“ und „ol“ ein Gebäck, das selbstverständlich nur äußerlich, eine impertinente Ähnlichkeit mit Schokoladengringeln hat. Wir nennen es mit netzlicher Anspielung „Kau-lau“. Daß solchem Kau-lau heiler ein Bombenerfolg beschieden sein wird, daran zweifle ich keinen Augenblick. Da man doch immerhin eine ganze Serie von Begrüßungs- und Abschiedsgrüßen auf sämtliche Wangen, die Gott dem Menschen beschert hat, tauschen kann, ehe der erste Hohn ausgebrochen ist, so sind auch Komplikationen nicht zu befürchten. Und bis ich das nächste Mal zu meinen Verwandten komme, ist doch schon alles vergessen. Außerdem besitzen wir zwei Zahnärzte in der Familie, kurz: Kau-lau siegt auf der ganzen Linie.

Somit lehne ich jede Art der Schenkung, soweit das Verbum aktiv und nicht passiv gebraucht wird, entschieden ab. Blumen, Decken, Nippes und Perlenbeutel nenne ich voll hohen Jugendsinnes Kinderkitschen und weise sie kraftvoll zurück. Musikalien bedeuten unzeitgemähe Lebenslust (Der Markkurs steht auf 1.86), und Briefpapier wird doch nur zu überflüssigen Korrespondenzen mißbraucht. Ich aber bin für die nüchternste Verwendbarkeit, für den realen Zweck der Weihnachtsgaben, und meine Devise lautet: ganz oder gar nicht! Vorausgesetzt, daß ich völlig sicher bin, „ganz“ nicht erreichen zu können.

Am Abend des 21. Dezember erfaßte mich ein stolzes Triumphegefühl. Ich habe allen Botschaften, allen Verführungskünsten Widerstand geleistet. Keinen Schritt bin ich vom Wege meiner Vorsätze abgewichen. Ich habe heuer grundsätzlich nur etwas Praktisches geschenkt. Wo meine Grundzüge in Gefahr kamen, da habe ich lieber gar nichts geschenkt.

Und das war, wenigstens für mich, ein sehr praktisches Geschenk.

Mara Mautner.

Die vergessene „Linie“.

Von Anny v. Newald-Grasse.

Der echte, alte Wiener weiß in der Regel genau, was noch von „seinem“ Wien da ist. Dieser alte Wiener ist in zwei Sorten anzutreffen. Die eine Sorte, das sind die Stillen, die nur im Freundeskreis oder Gleichgesinnten gegenüber über das entwürdende oder verschwindende Wien klagen, weil „ja so all's wir müßt!“ Diese erste Gattung will vom neuen Wien nicht viel sehen und hören, sie lebt in der Erinnerung der guten alten Zeit, die ungefähr bei ihrer Geburt anfing und Ende der achtziger Jahre aufhörte. Die zweite Sorte aber, das sind die Lauten, die Käpplerer, die beim Anblick jeder neuen Bude in einem altgewohnten Straßenbilde, über jede neuauftauchende Stübe des modernen Ungeheures in äußerer Architektur und Innenkunst in lobende Hornesausbrüche verfallen und sich nicht scheuen, ihre (heute leider nur zu oft gerechte) Entrüstung offen kund zu tun. Diese wundern viel herum und konstataren jede Neuerung im Bilde Wiens mit Empörung. Häufig kann man von dieser cholertischen Spezies zwei stets wiederkehrende Redensarten hören: „Woß denn das sein?“ und: „O'rad' vierzig Jahr' müßt' i jünger sein, nur einmal müßt' i no...“ usw.

Wierzig Jahre! Wie schnell verfliegen! Es dünkt uns, es sei noch gar nicht so lange her, daß wir in dem Wien der Hochsitzer und achtziger Jahre lebten, ohne Ahnung, daß wir das Wien von heute erleben müßten. Geschimpft über die Leuerung haben ja unsere Eltern auch schon zu ihrer Zeit. Das ewige Klagen gehört wie das ständige Nörgeln unlösbar zum Wienerum. Nur raunte man damals mit weniger Grund als wir Leute von heute. Wenn zum Beispiel eine wohlhabende Bürgerfrau von, sagen wir 1875, wieder aus dem Grabe erwachte, sie würde ihre gepflegten, reich bereinigten Hände mit Mühe über die zwei fettgepolsterten Balkons ihrer Vorderfront ringen und, da sie ja von einer Vereinigung Wiens mit seinen Vororten, von der Beileitung des Linienalles keine Ahnung haben kann, bestimmt fragen: „Ja, aber geht's denn für net vor die Lina einkauf'n?“

Na, du liebes, kleines Hausfräulein von 1918, das tapfer den Kampf um das Dasein aufnehmen mußte, Anno dazumal, da gab es Brot, Fleisch, Butter, Wehl, Fett und Eier im Uebermaß zu lächerlich kleinen Preisen (wie uns heute dünkt) und ohne „Anstellen“, ohne Woche und andere angenehme Beileitererfahrungen eben dieses Anstellens. Und doch wanderten Tausende von tüchtigen Hausfrauen aus der inneren Stadt hinaus „vor die Lina“, weil es dort billiger war und weil gewisse Artikel dort in reichlicher und weit besserer Auswahl als in der wöblen inneren Stadt lagerten. Wie viele zogen nur zum Beispiel noch Ende der Hochsitzer und Anfang der achtziger Jahre hinaus von „unserm Grund“, der Wöllerbastei, vor die Hernaller Lina, als die zunächst gelegene. Der Samstag wurde von uns Kindern stets mit Ungeduld erwartet. Wie verrückt hatten jahten wir, Mutter harrend, an der Stampe des Kleppersteiges umher, zur Schulfreundin, die in der alten Klepperstallung wohnte, hinaus winkend oder mit kritischem Auge den Neubau des Burgtheaters messend, in dessen vorgelagerten Bauhütten wir manchmal prachtvollen Reiband, ein ganzes „Boaerl“ um zwei Kreuzer, holten. Sobald die Mutter sichtbar wurde, verschwand unser Temperament blitzschnell, und es trabten ein paar sehr artige, sanft-blonde Kinder vor ihr den Weg nach Hernals, der für uns stets eine Fülle von Interessantem bot. Da war sofort rechts auf der Wöllerbastei die Wohnung von Moritz Bermann, dem Wiener Lokalhistoriker; dieselbe, in der er am 11. Juni 1895 starb. Bis-a-vis von Bermann, hoch oben ihm Hause Nummer drei der Wöllerbastei, wohnte ein anderer Buchhändler, Georg Draudt (bei dem der „Hans Bögel von Gumpoldskirchen“ erschien), der früh gewöhnlich zum Gaudium der jüngeren, männlichen, zum Aeraer der älteren, weiblichen Bewohner der gegenüberliegenden „araden Nummern“, im allertiefsten Nothlage, beim offenen Fenster den Himmel um das Wetter befragte.

Gewöhnlich kletterten wir bei dem am Ende der Wöllerbastei befindlichen kleinen Atelier des Photographen Bauer hinunter zum Schottentor, dessen Reste damals natürlich noch standen, überquerten die Schottengasse, um bei Daniel Schmidt, dessen gemütliches, großes Kaufmannsgewölbe mit dem wundervollen großen Schild „zum Schottentor“ damals wohl stadtbekannt und beliebt war, etwas an Kaffee, Zucker und Schokolade zu bestellen. Verschwinden Schild und Geschäft. Unsere leidenschaftlichen Bitten, „nur einen Bli“ in Bischofs Bierhalle werfen zu dürfen, weil da Waters Chef, der Volksdiener und Redakteur des „Hans Jörgel“, Anton Langer, gern sah, ab, trank und — schlief, wurde jedesmal mit einem kurzen, einem sofort jede weitere Red' verschlagenden: „Das schickt sich nicht!“ abgefertigt. Und so zog man weiter, durch die noch sehr dünne Mäe der Universitätsstraße, an der noch eingepflanzten Universität vorbei. Links sah man das ebenfalls noch unfertige neue Rathaus,

rechts die der Einweihung harrende Botifische; knapp neben dieser zuckte das freundliche „Laternenänderhäusel“ hervor, ein primitives, in einem Gärten gelegenes Wirtshaus, wo man das beste Gulasch und das wohlsmekendste Abzug bekam. Die Hautebolee verkehrte allerdings wo anders. Dann überschritt man das Ende des Josefstädter Glacis, wo erst das Haus Neizes und des Generalkommandos standen. Verlorene Signale, die einen im Ohre liegen, so lange man lebt, klangen vom Exerzierplatz hinter der Botifische herüber. Vorbei am „araden Haus“ und an der Alferkaserne; neben dieser leuchteten in grellen Lichtern die Plakate am Café „Maison Rouge“ im Pöten-Haus, die das Auftreten der Fürstin Wignatelli verkündeten. Gegenüber lehnte sich an die Alferkirche die erste der damals noch bestehenden vier Stationen des Passionsweges vom Schottentor bis zur Salvatorienbergkirche in Hernals. Das schließliche, wenn auch meist nicht ersuchte Ziel aller böhmischen, mit dem Winkel und dem Kopfbüchel zur Laborlinie hereingewanderten Dienstboten, das Findelhaus, öffnete nun links sein stets unangesehenes Pfortchen: ein hart abgenutzter alter Blockenzug lud Tag und Nacht zur gefälligen Handhabung ein. Dann kam das schöne Haus Nr. 25, das einst der Hofratswitwe Greiner, der Vorleserin Maria Theresiens, dann ihrer Tochter, der Karoline Pichler, später unter anderem der Familie Obboldzer (bis heute) eianete. Schief gegenüber wohnte Wilroth. Und weiter an der zweiten Leidenstation im „Rothbergerhaus“ und an lauter traulichen einhöfsten weißbälgigen Häusern vorbei bis zum „Dreilauberhaus“, das mit seiner vorgelagerten „Dassena“ und dem Einpännerstand die Alferstraße in zwei Teile spaltete. Ein illustres Haus! An dem Trakte gegen die Kinderwitulgasse wurde am 29. November 1869 Angenruber geboren, und in dem heute noch stehenden Teil in der Alferstraße Nr. 40 wohnte bis zu seinem Tode am 7. Dezember 1879 Anton Langer.

Und da war man auch schon bei der Hernallerlinie mit dem Linienamtsbüschchen. Links befand sich eine hohe Bretterwand, hinter der die Grabe, vom Schottentor kommende Pferdebahn mit ihren tüchtigen, fugehrunden, meist braunen Pferden verwich, um den Weg zunächst nach Ottakring einzuschlagen. Weiter draußen wendete sich nun im hübschen Bogen die Straße, die zur Hauptader von Hernals wurde. Die kleine Kavelle und das „Auge Gottes“ wurden sichtbar. Links stand eine Grube von niederen Häusern, in denen sich eine Fülle schmaler Läden mit Haus- und Küchengeräten eng aneinander schmiegte. Daran schloß sich das Oberleitische Kasino. Bis-a-vis vom Otterlein war ein freier Platz, hinter dem man das Grüne des Germalfeldes und des Linienalles liegen sah. Dann raste das hohe, geschmückte Holzportal des „Chinesischen Salons“, heute Hernaller Hauptstraße, ampor. Und hier lag das Dorado der Wiener Hausfrau in Form von unzähligen Messern, Feisen, Fleischer-, Seither-, Wildbret- und Kolonialwarenläden, in deren Wislagen die Verkaufung und das „Arrangement“ Nebenbade, die Masse in ihrer unübersehbaren Güte und Preiswürdigkeit die Hauptbade war. Unglaubliche Quantitäten des feinsten Wurfzeuges und Spielzeuges wanderten mit den Kindern in die vielen Weisenden des Grundes. Und zur soliden Stunde zog man wieder heim in die Stadt mit den eingekauften Lebensmitteln, das heißt was die geschmuggelten, wie kleine Säbchen, Hasen, Karree usw. betrifft, sorgsam auf alle Teilnehmer der Expedition verteilt. Die Finanzen waren bei Nacht noch gemüthlicher als beim Tag. Nur an Sonntagen, wenn sich oft ganze Wagenburgen von Reugeln „bei der Lina“ stauten, wurde ihr Blick spitzig, ihr Griff kühn, das „Stanael“, mit dem sie das Innere der Wagen prüften, zum gefährlichen Werkzeu. Denn das „Hereschwärzen“ wurde in Wien immer als eine Art kühner Sport betrieben.

Von den vielen alten „Linien“ stehen nur noch wenige einzelne Ueberbleibsel. Um so freundlicher muß der Freund Alt-Wiens überrascht sein, wenn er sich der alten Hernallerlinie so unverändert, wie sie einst war, gegenüber sieht. Freilich muß man sie erst suchen — denn sie ist von hochragenden Rinstakernen und von Planken eingeschlossen; von dem Quadrat, das die Häuser Alferstraße Nr. 46 und 48, Sebraasse Nr. 1 und 3, Kinderwitulgasse Nr. 11 und 13 sowie eine Bretterwand in der Zimmermannsgasse bilden. Von den Stiegenhäusern jedes der genannten Häuser gesehen, hat eine gemütliche Dose Alt-Wiens zu Füßen des entzückten alten Wieners, der sofort spürt, wie sein Herz „royalisch“ wird. Da liegt das ebenerdigte Rezipientenhaus mit dem schönen Siebeldportal, dann das eigentliche Linienamt, dessen Finanzerkaserne unter dem Strahenniveau lag und noch liegt, und da steht vorgelagert das alte einstöckige Haus Sebraasse Nr. 1, alles leer und öde. Lange Zeit diente dieses alte Linienamt postalisches Zwecken, und nach seiner unaussprechlichen Demolierung, die wohl nicht mehr lange warten lassen wird, soll sich da ein neues Postamt erheben. Es wird wohl ein geschmackloser, nüchternen Neubau werden, auf den wir Wiener von einst, die wir noch den Domaher und das Paradiesgartl gesehen haben, nicht neugierig sind. Und diejenigen, die's nicht alassen können, daß die alte Hernallerlinie noch steht, die sollen sie sich recht bald anschauen, sonst ist's zu spät.



NEUJAHRSWÜNSCHE



Endlich wieder ein Ball!

Ein Jahr.

Grau und trübe, in Wirrnissen und Sorge, endet das alte Jahr; sorgenschwer und trübe blicken wir ins neue.

1918! Wie anders hat es begonnen, wie anders geendet! Zu Neujahr war unser siegreicher Vormarsch in Italien nach der Flitscher Durchbruchschlacht eben erst zum Stillstande gekommen. Weit standen unsere Truppen in Venetien und hielten den Lauf des Piave fest, von dem sie nur die gewaltsame Auflösung des Staates durch das Oktobermanifest und die Sendlinge des Grafen Borolhi weggedrängt haben; dem Feinde ist es nie gelungen. Das Frühjahr sah die siegreiche deutsche Offensive in Frankreich, der Juni die machtvollen, wenn auch vergeblichen Kraftanstrengungen der Piaveschlacht. Dann begann nach der zweiten deutschen Offensive der Prozeß der Abbröcklung unsrer militärischen Kraftstellung. Schrittweise wurden die deutschen Linien nach rückwärts gedrängt. Schwer lastete die Uebermacht der Entente mit dem Aufgebote der Kriegsmittel von fünf Weltteilen auf den müder und müder werdenden deutschen Heeren. Tiefe Schatten begannen auf Politik und Wirtschaft zu fallen. Das Zerstückelungswerk, das die gutgemeinten, aber planlosen und falsch orientierten Reformversuche der Krone, die hochmütige Unzulänglichkeit eines Glan-Martiniß und der fröhliche Unverstand des stets dienstfertigen Herrn v. Seidler, verbunden mit der engstirnigen und engherzigen Interessenpolitik der ungarischen Gentry, vollbracht hatten, wurde deutlich offenbar. Die österreichische Verwaltung gehorchte bereits mehr den Aufträgen der Nationalkomitees als den Weisungen der Zentralstellen, und schließlich kam der Tag, an dem sich der alte Staat durch den Mund seines Herrschers selbst für fallit und in Liquidation befindlich erklärte. Das Heer zerfiel, regellos wälzten sich die Millionenarmeen ins Hinterland zurück. Fürchtbar erfüllte sich Dahlmanns Wort: „Die Entwicklung eines haufälligen Hauses ist sein Einsturz.“

Der alte Staat war tot, aber an den Trümmern bewährte sich noch sein sprichwörtliches Glück. Wie durch ein Wunder sind wir über die unheilvollen Folgen einer Demobilisierung, die keine Demobilisierung war, einer Revolution in einem nicht-revolutionären Lande hinweggekommen. Es hat sich ein gewisser staatlicher Schwebezustand herausgebildet, beruhend hauptsächlich auf dem unendlichen Ruhebedürfnis der gequälten Menschheit und auf der Sorglosigkeit des österreichischen Menschen, der die ganze Schwere seiner Zukunftsorgen heute entweder noch nicht erkennt oder noch nicht erkennen will. Der Deutsche liebt es, Konflikte auszutragen, der Oesterreicher, ihnen auszuweichen. So sind wir unter tausend Wäthen und Fehlern, mit nicht übermäßig viel Würde, aber doch auch ohne schwere und schwerste Anrühren bis zum neuen Jahre gelangt. Arg liegen Handel und Wandel darnieder, Lebensmittelmangel und Kohlennot lasten schwer auf dem Lande, und der Kurs der provisorischen Regierung steht oft in krassem Widerspruch zu den Empfindungen, Wünschen und Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung. Aber

dennoch — unser Zustand ist im ganzen doch ruhiger, leidlicher als der unsrer Brüder im Deutschen Reiche, als der Ungarns und Polens.

Die gegenwärtige Regierung hat an dieser Entwicklung gewiß ihr Teil gehabt, und es soll ihr nicht geschmäleret werden. Das Oktobermanifest — vom Standpunkt der damaligen Krone und des damaligen Staates eine selbstmörderische Handlung — hatte doch das eine Gute, daß für die neuen Gestaltungen daran angeknüpft und so ein Uebergang zwischen dem obsolet gewordenen Rechte des alten Staates und dem provisorischen Rechte des neuen geschaffen werden konnte. Das Manifest hatte die Nationalräte zu Trägern der Staatsgewalt in den neuen Volksstaaten gemacht, und aus dem Nationalrat Deutschösterreichs ging die provisorische Verfassung hervor, unter der wir heute leben. Diese Verfassung hat — mehr noch in ihrer Praxis als in ihren Bestimmungen — große Fehler. Aber als Auskunftsmittel hat diese geschickte Improvisation eines fähigen Mannes doch ihre Verdienste und ihre Bedeutung. Das wird und soll von niemand bestritten werden. Ebenso ist es klar, daß die Vereinigung aller Parteien im Staatsratsdirektorium, im Staatsrat und Kabinettsrat, eine glückliche Fügung ist, eine Tatsache, aus welcher allerdings noch weit mehr für das gemeine Beste herauszuholen gewesen wäre, wenn nicht schon vom ersten Tage an diese Parteienkonzentration in eine zielbewußt handelnde Minderheit und in eine mürrische, aber geduldig leidende Mehrheit zerfallen wäre. Die — man muß es offen anerkennen — überragende politische Geschicklichkeit der meisten sozialdemokratischen Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre im Vergleich mit ihren bürgerlichen Kollegen hat mit wenigen Ausnahmen dazu geführt, daß überall dort, wo ein Sozialdemokrat an der Spitze eines Ressorts steht, seine bürgerlichen Mitarbeiter wenig oder nichts zu sagen haben, dort aber, wo neben einem bürgerlichen Staatssekretär sozialdemokratische Unterstaatssekretäre walten, der bestimmende Einfluß auf die Geschäfte in den Händen der sozialdemokratischen Unterstaatssekretäre liegt. Hat sich doch kürzlich die heitere Episode ereignet, daß der sozialistische Unterstaatssekretär im Staatsamte für Heerwesen Dr. Deutsch in feierlicher Erklärung feststellen lassen mußte, es ginge doch nicht an, ihn für alles verantwortlich zu machen, was auf militärischem Gebiete geschehe; sein bürgerlicher Chef und sein bürgerlicher Kollege seien doch auch auf der Welt.

Aber es ist beileibe nicht immer geistige Regsamkeit und Fähigkeit, welche den Sozialdemokraten in der Regierung diese Stellung verleiht. Der häufige Hinweis auf die Unzufriedenheit der Massen, die nur durch die besänftigende Gegenwart ihrer bewährten Führer in der Regierung gemildert und vor Unbesonnenheiten zurückgehalten werden könnten, ist oft genug an die Stelle besserer Argumente getreten. Die Geschichte jener „Volkswehrabteilung Stütskaserne“, deren segensreiches Wirken sich heute bereits auch schon auf die Hofbauer Kaserne erstreckt und die vom Staatsamte für Heerwesen bald abgelehnt, bald anerkannt, bald organisiert, bald reorganisiert, jederzeit aber zärtlich gehegt und gepflegt und als nützliches Schreck-

Das Jahr des Umsturzes.

Wien, am 31. Dezember.

Ein Jahr völliger Umkehr aller politischen Begriffe liegt hinter uns. Mit der Entscheidung des Weltkrieges haben auch die verworrenen innerpolitischen Zustände Oesterreichs eine radikale Lösung gefunden. Der politische Knoten der politischen Wirren Oesterreichs fand schließlich durch das Schwert seine Lösung. Völlig zusammengebrochen und in eine Reihe nationaler Kleinstaaten zerstückelt ist die alte Donaumonarchie aus dem europäischen Staatensystem ausgeschieden. Am letzten Silvestertage nannten wir das Jahr 1918 in innerpolitischer Hinsicht ein Jahr der Gärung. Die bedrohliche Entwicklung ist im Jahre 1917 zum Chaos gediehen, in dem die alte politische Ordnung zusammenstürzte und sich in Trümmer zerbrach. Wie diese Trümmer sich künftig wieder in die europäische Karte einordnen werden, darüber wird wohl das Jahr 1919 uns Klarheit bringen, das dem Jahre des Umsturzes als das Jahr der Neuordnung folgen möge.

In den politischen Ereignissen des Jahres 1918 spiegeln sich die letzten Zuckungen des mit dem Tode ringenden Parlamentes, das sozusagen in ständiger Agonie lag. Nach vierwöchiger Pause am 22. Jänner zusammentretend, fand es statt der erhofften Entspannung eine wesentliche Verschärfung der innerpolitischen Lage vor. Am 6. Jänner hatte in Prag eine Tagung der tschechischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten einen Beschluß, die „Dreikönigsdeklaration“ gefaßt, die für die Tschechen das Selbstbestimmungsrecht und den völlig unabhängigen tschecho-slawischen Staat forderte, zugleich aber mit aller Deutlichkeit zu erkennen gab, daß die Tschechen in dieser Frage ihrer Souveränität die Anerkennung des feindlichen Verbandes für maßgebend ansehen. Dagegen richteten sich auch in scharfen Worten die Erklärungen, die Ministerpräsident Dr. v. Seidler anlässlich des Wiederzusammentretes des Abgeordnetenhaus abgab. Mitte Jänner (15.) war ausgehend von Wiener-Neustadt ein Arbeiterstreik ausgebrochen, der in Wien und zahlreichen Städten und Industriezentren Deutschösterreichs zu Arbeits einstellen führte und dessen Leitung den Führern der Sozialdemokratie fast entglitt. Zum ersten Male trat bei diesem politischen Streik der zunehmende Einfluß des revolutionären Flügel der deutschen Sozialdemokratie in Erscheinung. Zugleich begannen die Polen wieder einmal unruhig zu werden. Am 23. Jänner kam es zu regierungsfeindlichen Kundgebungen in Krakau. Die polnischen Sozialdemokraten erklärten ihren Austritt aus dem Polenklub, die Tschechen benützten diese Schwächung der Regierung zu einem Vorstoße gegen diese. Nur mit knapper Not (155 gegen 105 Stimmen) wurde der Antrag Stanel, die Erklärungen des Ministerpräsidenten nicht zur Kenntnis zu nehmen, abgelehnt. Am 29. Jänner brachte die Regierung einen neuen Staatsvoranschlag ein, um dessen Bewilligung das Ringen anhub. Es führte infolge eines Beschlusses des Polenklubs, gegen das Budgetprovisorium stimmen zu wollen, am 7. Februar zum Demissionssanot des Ministerpräsidenten, das jedoch vom Monarchen nicht angenommen wurde. Der bald darauf abgeschlossene Friedensvertrag mit der Ukraine brachte eine neuerliche Verschärfung der polnischen Fronte wegen der Cholmer Klausel. Die Polen traten ausgesprochen in Opposition sowohl im Abgeordnetenhaus als in der Delegation, sogar im Herrenhause. Bei der neuerlichen Suche Dr. v. Seidlers nach einer Mehrheit entschlossen sich die deutschen Sozialdemokraten als Retter in der Not einzutreten und erklärten zum ersten Male sich bereit, für das normale Budget, den § 1 des Budgetprovisoriums stimmen zu wollen, dagegen die Kriegskredite auch fernerhin zu verweigern. Mit dieser etwas unsicheren und zweideutigen Schützenhilfe wurde der Versuch der Abstimmung gewagt. Nach einer neuen Erklärung des Ministerpräsidenten, in der er dem Standpunkt der nationalen Autonomie näher trat, sich auf den Boden der nationalen Selbstbestimmung stellte und die Existenz einer südslawischen Frage anerkannte, wurde am 7. März die Abstimmung über das Budgetprovisorium vorgenommen: 1 wurde mit 240 gegen 121, die Kriegskredite mit 202 gegen 165 Stimmen angenommen; die Polen und Süd-

slaven hatten nur zum Teil dagegen gestimmt, in der Mehrheit sich der Abstimmung enthalten. Die Annahme des Budgetprovisoriums bedeutete eine gelinde Entspannung der Lage. Nach Erledigung der Justizgesetze und der immer wieder verschobenen Kongruenzvorlage sowie des Gesetzes über die Errichtung eines Ministeriums für Volksgesundheit, dessen Errichtung am 1. August erfolgte, trat das Haus in die Osterpause ein. Damit erschien die erste Krise überwunden.

Da beschwor die sogenannte Czerninkrise mit ihren Begleiterscheinungen, Rundgebung der Tschechen, Polen und Südslaven vom 18. April, Erklärung der Herrenhausparteien mit Ausnahme der Rechten gegen Dr. von Seidler, eine neue Krise herauf. Am 8. Mai wurde die Vertagung des Reichsrates ausgesprochen, da Tschechen und Südslaven nicht einmal die Obmännerkonferenz deschlachten. Am 16. Mai gelegentlich der Fünzigjahrfeier des tschechischen Nationaltheaters in Prag kam es zu neuerlichen Rundgebungen der Tschechen, denen diesmal Vertreter der Südslaven, Polen und Italiener zur Seite traten, gegen die Regierung und gegen Oesterreich, die Verordnung über Errichtung von Kreishauptmannschaften in Böhmen goß Del in dieses Feuer. Anfangs Juni begann der Kampf um die Einberufung des Abgeordnetenhaus von neuem. Diesmal waren die deutsch-nationalen Parteien gegen die Einberufung, die slowakischen Parteien dafür. Am 11. Juni opferte v. Seidler den Minister des Innern Grafen Loggenburg, an dessen Stelle der Wiener Polizeipräsident R. v. Gayer trat. Damit war aber nichts gewonnen. Der Polenklub beschloß am 9. und 10. Juni wohl in Verhandlungen mit den parlamentarischen Gruppen einzutreten, forderte aber die Entziehung Dr. v. Seidlers. Die Lage erfuhr eine weitere Verschärfung durch den neuerlichen Ausbruch eines Arbeiterstreiks in Wien. Dr. v. Seidler stand diesen Ereignissen völlig ratlos und machtlos gegenüber und neigte sich den Einflüsterungen zu, die mit der Bildung eines Ostroprotektoratsministeriums spielten. Da traf ihn ein zweiter Beschluß des Polenklubs, am 22. Juni, indem sich dieser für das Parlament, jedoch gegen die Regierung Seidler aussprach. Nun demissionierte Dr. v. Seidler neuerdings am 23. Juni, wird aber einige Tage später, am 28. Juni, nochmals mit der Leitung der Regierungsgeschäfte betraut. Am 1. Juli trat Oesterreichs Staatshaushalt in den Ex-Libris-Zustand ein. Nach mühevollen, aber vergeblichen Verhandlungen begann das Abgeordnetenhaus am 16. Juni in seine Sommertagung einzugehen. Die Erklärung des Ministerpräsidenten, der von der Notwendigkeit des „deutschen Kurses“ sprach, wurde von Seite der Tschechen mit Lärmzügen entgegengenommen. Da v. Seidler das neue Budgetprovisorium nicht durchzuführen vermochte, erfolgte am 22. Juli sein endgültiger Rücktritt. Seinem Nachfolger Frhn. v. Gussarek gelang am 28. Juli die Annahme des Budgetprovisoriums mit 215 gegen 195 Stimmen. Nunmehr folgte eine lange Zwischenpause, in die die Verordnung des Justizministeriums über die Errichtung des Kreisgerichtes in Lautenau und jene über die Teilung der Verwaltungskommission in Böhmen fiel. Das Abgeordnetenhaus trat erst am 1. Oktober wieder zusammen. Es zeigte sich aber bereits völlig desorganisiert. Die Ereignisse begannen sich zu überschlagen. Am 9. Oktober erklärte sich der Christlichsoziale Parteilklub für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen und die Umwandlung Oesterreichs in eine Föderation freier nationaler Gemeinwesen. Aber die Aspirationen der Slaven gingen bereits viel weiter. Die Auflösung wird unvermeidlich und zur Tatsache, als am 16. Oktober das Manifest des Kaisers verlautbart wurde, das die einzelnen Völker zur Bildung von Nationalversammlungen auf Grund ihres Siedlungsgebietes aufforderte.

Am 21. Oktober erfolgte in Wien die Konstituierung der „provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich“. Am 28. Oktober übernahm der Narodni Wybor in Prag die Regierung. Am gleichen Tage erfolgte die Beerdigung des Liquidationskabinetts Dr. Dammassch, das aber alsbald nach der am 11. November erfolgten Verzichtleistung Kaiser Karls auf die Ausübung der Regierungsgeschäfte wieder schied. Am 12. November erfolgte die Ausrufung Deutschösterreichs als demokratische Republik und die Proklamierung ihres Anschlusses an die deutsche Republik. Am gleichen Tage hielt das österreichische Abgeordnetenhaus unter völliger Teilnahmslosigkeit seitens der Abgeordneten seine letzte Sitzung ab.

In Ungarn war die Entwicklung noch eine radikalere. Am 31. Jänner hatte sich dem Reichstage das neue Ministerium Weferele vorgestellt und sein Programm entwickelt, dessen Hauptpunkte die Wahlreform und die Errichtung eines selbständigen Heeres nach dem Kriege bildeten. Am 17. April demissionierte Weferele, da er keine Mehrheit für die Wahlreform fand, wurde aber am 5. Mai abermals zum Ministerpräsidenten ernannt, mit der Befugnis, im Notfalle Neuwahlen vorzunehmen. Es kam nun das Kompromiß mit der unter der Führung Tizsas stehenden Arbeitspartei und in der Wahlreform zustande, das jedoch eine arge Verwässerung derselben bildete und heftigste Erregung seitens der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zur Folge hatte. Die nächsten Monate waren mit den Verhandlungen über die Wahlreform ausgefüllt, die schließlich angenommen wurde. Mitte Oktober erfolgte die mißglückte Informationsreise Tizsas nach Sarajevo und Agram in der Frage des Anschlusses der Reichslande an Ungarn. Am 24. Oktober gab infolge des Aufruhrs der Kroaten in Fiume Weferele seine Demission. Am 25. Oktober erfolgte die Gründung des ungarischen Nationalrates unter dem Grafen R

rothi. Wenige Tage darauf brach die Revolution in Budapest aus, 30. Oktober. Graf Karolvi wurde Ministerpräsident und beschloß die Waffenstreckung Ungarns. Am 15. November verzichtete Kaiser Karl als König Karl IV. von Ungarn auch hier auf die Führung der Regierungsgeschäfte. Ungarn büßte aber sehr bald sein eigenmächtiges Vorgehen, da in den folgenden Wochen der Großteil seines Gebietes von Tschechen, Serben und Rumänen besetzt wurde. Die letzten Wochen des Jahres 1918 waren dort wie in Oesterreich durch das Kämpfen zwischen Polen und Ukrainern in Galizien und durch das stete Vordringen der Tschechen und Südslaven in deutschösterreichische und ungarische Gebiete gekennzeichnet.

Das Ende des Reichsrates.

Still und ohne Grabrede verschwindet heute auch der letzte Ueberrest der 1867er Verfassung aus der Gegenwart. Mit dem heutigen Datum ist die Gültigkeit der Abgeordnetenmandate erloschen, die dem Gesetze nach im Juni 1917 abließen und bis zum 31. Dezember 1918 von dem Abgeordnetenhaus erstreckt worden waren. Zu Beginn der Herbsttagung fand auch die Frage einer neuerlichen Mandatsverlängerung auf der Tagesordnung, es kam aber nicht mehr dazu, und am 12. November — zugleich mit der formellen Konstituierung der Nationalstaaten — hielt das Abgeordnetenhaus seine letzte Sitzung ab, die nur in einer Schlussansprache des Präsidenten Dr. Groß bestand. Aus technischen Gründen führte das Präsidium des Abgeordnetenhauses formell die Geschäfte noch bis zum Jahresende fort, während das Herrenhauspräsidium bereits im November — unter Protest allerdings — seine Räume dem deutschösterreichischen Staatsrate übergeben hat.

Das heutige Datum zieht einen Schlussstrich unter die wenig ruhmvolle Tätigkeit des Reichsrates, der in den ersten zehn Jahren seines Bestandes von den Tschechen verneint worden war, dessen Krise sich in den Stürmen des Jahres 1897 äußerte; zwanzig Jahre später zeigt es sich, daß die Krankheit damals nicht richtig erkannt worden war und daß eine falsche Behandlung den Patienten zu Tode kuriert hat. Daran vermochte auch die frische Luft nichts mehr zu ändern, die im Jahre 1906 durch die Wahlreform dem flecken Körper zugeführt wurde. Es war nicht viel mehr als eine Kampferinjektion. Die 1867er Verfassung der Entwicklung des nationalen Bewußtseins anzupassen, wäre die Aufgabe des Hauses gewesen, der es aber nicht gewachsen war. Diese Unfähigkeit des Parlamentes, die oft genug warnend beklagt worden ist, hat schließlich das ganze Reich in Trümmer gelegt.

Der prächtige Parlamentsbau geht mit heutigem Tage aus der Verwaltung des Abgeordnetenhauspräsidiums in die des deutschösterreichischen Staatsrates über. Bisher blieben den einzelnen Parteien im Abgeordnetenhaus ebenso wie dem Präsidium die entsprechenden Räumlichkeiten reserviert. Die meisten Parteien haben sie jedoch seit November nicht mehr beansprucht. Nur die Tschechen hatten sich in den Räumen des ehemaligen tschechischen Klubs eine Art Militärbureau eingerichtet und bestehen auch jetzt noch darauf, da das Parlamentsgebäude gemeinsames Liquidierungsobjekt sei. Außer der deutschösterreichischen Nationalversammlung und dem Staatsrate amtiert auch die deutschböhmische Landesregierung, wenn auch provisorisch, mit ihrem ziemlich umfangreichen Apparat im Parlamentsgebäude. Mit dem Wechsel in der Verwaltung sind auch eine Anzahl nichtdeutscher Beamter aus dem Dienste der Kanzleidirektion geschieden.

Bruch in Budapest eingetroffen.

ons in Rom und Mailand. unseres Korrespondenten.

Sugano, 1. Januar.
"welcher aus Paris: Falls keine
Paris abreisen und am 3. morgens in
mit Gemahlin und Tochter zwei Tage
unfite im Lutinal sein wird. Wahr-
von der amerikanischen Gesandtschaft
beim Papst machen. In der Nacht
nach Mailand und in der darauf
t nach Turin fahren, von wo er am
tags, die Rückreise nach Paris antreten
en 7., früh, entreffen wird. Es ist der
in Rom, Mailand und Turin außer
vragenden Persönlichkeiten ohne Unter-
amenzutreffen.

Sorgung mit Lebensmitteln.

Berlin, 1. Januar.
"welder: Die deutsche Posten-
t bekannt:
Verorgung, Deutschlands mit Lebens-
g durch eine Kommission der
it, die ihren Sitz in London hat,
r Offizieren hat der deutsche Waffen-
geteilt, die Beschlüsse der Lebens-
der deutschen Waffensstillstandes
mitten, falls diese für die Lebens-
ständig erklärt wird. Daraußin hat
eutsche Waffensstillstandskommission auch
der Lebensmittelsversorgung zständig
ungen über die Lebensmittelsversorgung
p unabwehr an die Waffensstillstands-

so viele Beispiele aus der Geschichte von Nationalstaaten
beweisen. Aber die Regierung von Deutschland ist ge-
zwungen, aus den bloßen Vorlägen heraus über eine mit
den jetzt gegebenen Tatsachen rechnende Politik schlüssig zu
werden. Will sie die Wege irredentistischer Volksteile
einschlagen mit allen Hemmnissen, Verschönerungen

Feuilleton.

Wien im Jahre 1918.

Das Jahr, hinter dem wir mit erleichtertem Auf-
atmen die Tür ins Schloß weisen, bietet in seinen Wiener
Eindrücken und Stimmungen alles, eher denn ein ein-
heitliches Bild. Ein scharfer Einschnitt scheidet es in zwei
ungleiche Teile. Als sich in den Nachmittags- und Abend-
stunden des letzten Oktober die Menge in der Herr-
gasse drängte, als von dem Balkon des Landhauses
herab der Anbruch einer neuen Zeit verkündet wurde,
da wachte sich in die hochgehende Begeisterung dieser
Schicksalsstunde die gedankenschwere Sorge ob der Zukunft
unserer Stadt, und die brausenden Hochrufe, die erschollen,
hatten den deutlichen und unverkennbaren Unterton der
Ungewißheit über das Los dieses alten Gemeinwesens,
dem die prunkvolle Bezeichnung der Haupt- und Residenz-
stadt mehr bedeutete als ein bloßer Titel, und das sich
über Nacht zum Entschönerungskampf um seine wirtschaft-
liche Existenz berufen sah. Der Herzog von Caracchi-
soucaud hat einmal gesagt, im Verkehr mit der Welt
gefallen wir häufig mehr durch unsere Fehler als durch
unseren guten Eigenschaften, eine Maxime, die eigens auf
Wien und die Wiener geprägt zu sein scheint. Das
„Deutigen- und Nachahnd-Wien“ der Vergangenheit spante
in den Säulen der internationalen Lebendigkeit, als die
Wiener längst ihrer überwiegenden Mehrzahl nach
auf solche Danksprüche aufgedrungen zu verziehen gelernt

so ist die Frage unzulänglich, wo die vorzüglichsten
und Spürstrecken nach dem Friedensschlusse, wenn nicht
wird der Erzeuger, sondern der Verbraucher gesucht werden
wird, sich gar nicht um die Maßregeln an unserer Grenze
werden zu kümmern haben. Aber handlungsfähig muß unsere
Politik sein und darf sich nicht in Zweifeln und vorgeschickten
Urteilen verlieren.

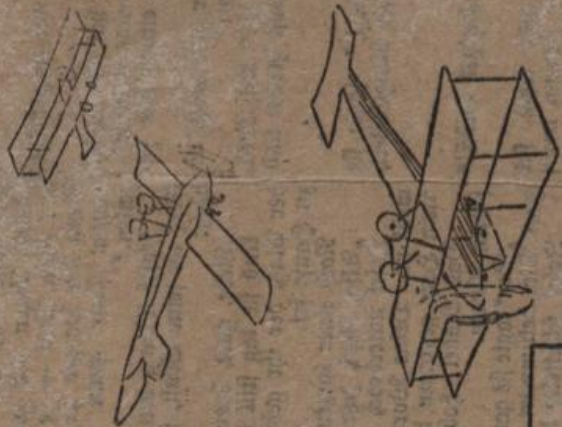
hatten. Das Wien der Zukunft muß sich erst Platz und
Eigenart erobern, und es wird dies vermögen, wenn es
ein zweites Wort desselben französischen Dichters beherzigt:
„Gute Eigenschaften muß man nicht nur haben, man
muß von ihnen auch den rechten Gebrauch machen.“

Als in den ersten Novembertagen Rot-Weiß-Krot an
die Stelle von Schwarz-Gelb trat, war ein Jahr der all-
gemeinen Zermürbung und Ermattung beinahe zu Ende
gegangen. Das letzte Kriegsjahr hatte das Hinterland in
ganz anderer Weise in Mitleidenschaft gezogen als seine
Vorgänger. Wovon man früher nur eine blasser, grau-
fahne gehabt hatte, das war zur traurigen, meder-
schmetternden Wirklichkeit geworden. Wien hat im
Jahre 1918 ganz regelrecht gehungert. Als die Brotkruste
auf die Hälfte herabgesetzt werden mußte, als sich die
kartoffellosen Wogen zu Monaten dehnten, da haben wir
im Hinterland den Krieg gründlich und zur Genüge
kennen gelernt. Ohne Ueberhebung und ohne Ruhm-
redigkeit dürfen wir heute auf die Tatsache verweisen, daß
das als leichtfertig, gedankenlos und geringschätzig ver-
schämte Wien die schwere Dulderlast, die auf seine
schwachen Schultern gewälzt worden ist, bis zum letzten
Kriegstag mit eiserner Selbstdisziplin getragen hat.
Ruhe und Ordnung blieben im großen und ganzen
ungehört, so sehr jede Einzelritzung durch die
Drangale der Kriegszeit unterhöht, wenn nicht
vollständig zerstört und vernichtet worden ist. Dem
Geschichtsschreiber kommender, hoffentlich besserer Tage
wird es überlassen bleiben, darüber Untersuchungen
anzustellen, wie sich der Wiener mit dem Durchschneiden

Die erste Neujahrswoche. (Originalzeichnung von Theo Zischke.)



1



4



2



5

1. W a c h m a n n: „Sie, sind Sie der Brettschneider?“

2. Die demokratischen Wähler beim „Günst Uhrssee“ des Grafen G e r n i n.

3. Die deutschösterreichischen Pfleger flatten dem „alten Steffel“ einen Neujahrswunsch ab.

4. Bravo, wadere Schweizer! Wien grüßt Euch jubelnd. Ihr habt die Frage beantwortet: „Wann wird der Metter kommen diesem Lande?“ (Zell, 1. Akt, 1. Szene.)

5. E s t e c h o - S l o w a k: „Preßburg ham me erobert“, was is echte berrische Stadt; Donau ham me, was is berrische Fluss, na, und Wien wern me schon schau'n, ob is nicht Favoriten uralte tschechische Siedlung.“

Zischke

Die Banda kummt! (Nach einem alten Wiener Volkslied.) Originalzeichnung von Theo Jasche.



In aller Gottes Früh,
Da geht's scho lustig zu,
Das englisch' Militär
Kommt über'n Ring daher.

Die Müß spielt, Wer denkt no d'ran
An uns're halbe Brotration,
An d' arme Frau, die Hunger leid't,
Aus Klane Kind, das triert und schreit?

Nur aner kann net mit,
An armer Jubalid,
Denn bon an Feindesfuß
Sicht ihm a Fuß.

Es Wiener Stend no so groß,
Sest lan m'r alle Sorgen los,
Wie's früher war, bergess'n m'r glei,
Die Banda, die Banda, die Banda stummt vorbei.

Theo. JASCHKE

6161. II. 61

781

Weihnachtsferien in der „Deutschen Republik“.

Die ersten Eindrücke.

Wenn der Fiel übermütig ist, geht er aufs Eis, und wenn der Reisekontel zwei Jahre lang zu Hause geblieben ist, bemüht er die erste sich bietende Gelegenheit, selbst in das hungrige Deutschland, dazu noch in der Weihnachtszeit, wo man für einen guten Schmaus besonders empfänglich wäre. Mit einem gehaltvollen Schweizerpaket und einer großen Dosis Mittelteil mit dem zu besuchenden 70 Millionenvoll ausgerüstet fuhr ich bei Singen über die Grenze in Begleitung mehrerer Frauen, die mit ihren an der Grenze auf Einlaß in die Schweiz harrenden Männern Weihnachtsferien feiern wollten. Singen ist von solchen Schweizerdeutschen überfüllt und mit knapper Not fand ich im größten Hotel ein Zimmer, das ich mit einem andern Herrn teilen mußte. Dieser, eine unbefamte, aber nicht unbedeutende Größe einer Schweizeruniversität, reiste über Weihnacht in seine deutsche Heimat. Er versicherte mir, er habe dieses Ende schon längst kommen sehen, halte es auch nicht für unbedeutend, aber tauraria sei es doch zu sehen, wie das Land verarme, was sich schon an den umgehenden bahnmagen erkennen lasse. Die Schube dürften wir nicht vor die Tür stellen, laute uns der Hotelbediener, sonst würdten sie gestohlen. Das Frühstück bot aus geramter Gerste bereitetem Kaffeebrat mit Strohstoff, eine mittelst Reisbrotmarie erhältliche Schabe dunkles Brot, das nicht über schmecke, obgleich es an den Zähnen knirsche, und bestebte viel Kriegsmunz, das auch nicht schlecht mundete. Die Hotelrechnung erzielte sich in Franken ungerade und verabschiedete mich ich weit und lange reisen, denn auch die Bahn kommt viel billiger zu stehen als bei uns. Freilich bedarf es warmer Kleider und kalten Wines, weil die Klage nicht gehezt werden und mit endlosen Verpätungen fahren. Ohne Postkarten erhielt ich von einem Bäcker in Singen einen großen Weihnachtsbogen und am heiligen Abend reiste ich in einem langen langen Eisenbahnzug ins Innere der deutschen Republik.

Gesamteindrücke.

Eine indische Fabel erzählt, daß einst vier Blinde wissen wollten, wie ein Elefant aussehe. Sie stießen sich zu einem solchen hinzuführen und jeder betastete den Dickschäuter an einer einzigen Stelle. „Der Elephant ist wie ein Baumstamm“ sprach der erste, der ein Bein in die Hand gefielet, „er ist wie ein Korb“, urteilte der zweite, der das Ohr erfaßt hatte, der dritte veraslich den Riesen mit einem Pfuscher, weil er nur die Stoßzähne fühlte und der vierte, welcher den Rüssel hielt, mit einer Schlange. Die Fabel warnt uns vor Einseitigkeit und vor einseitigen Urteilen kann man überhaupt nicht genug warnen. Die widersprechenden Nachrichten die wir während des Krieges erhielten, widersprachen sich deshalb, weil sie einseitig waren und auch mein Urteil über Deutschland wird diesem Vorwurf begegnen müssen, trotzdem ich alles unternahm, was in drei Wochen überhaupt möglich war. Ich reiste durch Baden, Württemberg, Bayern, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Hannover und Hessen, erster, zweiter, dritter und vierter Klasse, im D-Zug und Pensionenzug, sprach mit Lehrern, Pfarrern, Ärzten, Handwerkern, Fabrikanten, Kaufleuten und Bauern, in Großstädten wie Berlin, Nürnberg und Waadburg, in Kleinstädten wie Emmendingen, Streik und Hildesheim und in Dörfern, deren Namen ich vergessen habe, stand zwischen kämpfenden Spartakisten und Scheidebüren und vor dem nicht mehr kämpfenden Hindenburg, lehte mich an den Tisch der Armen und an die Tafel der Reichen, in Warfale, Strakonbahren und Barbierstuben, besuchte türenische Wahlverammlungen und verläumtete auch nicht in allen Landesteilen die Zeitungen aller Schattierungen durchzulesen, von der „Roten Kabine“ und dem „Kalaen“ bis zur „Deutschen Tageszeitung“, Natürlich stieß ich auf die verschiedensten Meinungen, die ich als neutraler Gast ruhig hinzunehmen und nicht zu kritisieren hatte. Eine Verallaemeterung ist nicht leicht, trotzdem kann ich zusammenfassend folgendes auslanen: Im Gegenatz zu uns spricht in Deutschland kein Mensch von der Grippe. Ich kann hufen, daß die noch gehen oder jeprungenen Wagenfanter zitiern, kein Mensch steht auf und sucht sich einen andern

Platz Die Grippe ist entweder abgetan oder tritt zurück vor wichtigeren Sorgen. Zu diesen gehören die harten Waffenstillstandsbedingungen, namentlich die Hofierung der schönen Maskinen, die auf Nebengetele auf die Absahrt barren. Auf jede Frage ertönt aber unfehlbar die Antwort: „Wenn wir Sieger gefiehlen wären, hätten wirs noch ganz anders gemacht!“ Oder — meist von Soldaten: „Na, was haben wir in Belgien gehaust!“ Die Verteilung der belgischen Neutralität hörte ich mit vereinzelten Ausnahmen durchweg als ein Unrecht bezeichnen. Allgemein ist auch die Schimpferei über die Offiziere, die ihre Ordnomagen mit Vorräten von der Front oder Etappe nach Hause schickten, oder ihre Mannschaften ungerecht behandelten; rühmliche Ausnahmen werden dabei nicht verschwiegen. Die größten Widersprüche werden laut beim Sprech nach einem Sündenbock. Die einen machen, auch ohne die Veltartitel der „National-Zeitung“, geelen zu haben, den Militarismus, Ludendorff, Tirpich, Wilhelm und Sohn verantwortlich, die Arbeiter den Kapitalismus, die Alldeutschen die Juden, diese weiter klagt sogar die Schule an, daß sie alle leineren Instinke und feilischen Kräfte erstickt und damit Schuld trägt an der feilischen Vertilgung des heutigen Geschlechts. Kurz — jeder sucht irgendwo, nur nie bei sich selbst nach einem Fehler. Das fe gründlich angelegten worden sind, darin sind wohl alle einig, auch behaupten sie, militärisch seien sie unbeflegt geblieben und die Revolution habe zu Stimmungsumschwung, Rückzug und Waffenstillstand geführt. Die einzige hieron abweichende Ansicht ist die eines Mannes, dem man eigentlich eine Beurteilung der militärischen Lage zutrauen dürfte, nämlich Desbrück, der in den „Preussischen Jahrbüchern“ schreibt: „Der Feldzug und der Krieg ist verloren gegangen, nicht weil die Stimmung verlagte, sondern die Stimmung verlagte, als die Truppe zu fühlern begann, daß sie den Krieg nicht mehr gewinnen konnte.“ Ich konnte meine Staatsanghörigkeit nicht verteidigen und wurde oft mit Fragen bestrimt, auf die ich so sorgfältig wie möglich antwortete. Fast werden immer noch die Amerikaner beurteilt. Von der Bombengefächte in Zürich wußte niemand et-

was, ebensowenig von der Ausrichtung der Armeenier durch die Türken; doch werden über diesen Punkt demnächst sämtliche Akten des Auswärtigen Amtes veröffentlicht werden, welche die deutsche Regierung entlasten und im übrigen alles bestätigen sollen, was in der Schweiz bekannt ist. Den Bolschewismus hörte ich, außer in einigen Straßen Berlins, allgemein verdammten, obgleich viele Leute hoffen, Eng- und, Frankreich und Italien würden bald davon heimgelacht. Leute aus okkupierten Gebieten äußern sich sehr mierteinend über die Besatzungstruppen, namentlich über Engländer und Amerikaner. Klüchlinge aus dem Elsaß sind allerdings nicht erbaunt, doch beslagen sie sich weniger über die französischen Truppen, als über die feindliche efsässliche Bevölkerung.

Essen und Trinken.

Während der drei Wochen meines Aufenthalts in Deutschland habe ich nie an Hunger gelitten, obgleich mein Schweizerpaket mit Schinken und Schokolade samt und anders an Freuden und Bekannte verschenkte, was mir bei diesen zu einem früher nie genossenen Ansehen verhalf. Ein einziges Mal, in Kassel, erhielt ich in einem bescheidenen Restaurant auf die Frage, ob ich etwas essen könne, die Antwort: „Ja, wenn Sie was mitgebracht haben“. Sonst wurde mir überall für mehr oder weniger Geld und ohne daß besonders gute Worte nötig gemelen wären, meist auch ohne Freischkarte, Speise und Trank vorgelegt. Fleisch weschelte mit Fisch, Kartoffeln wurden hier und da ergänzt durch Kolenohl oder Nüßsalat ohne Del. Gänglicher Fettmangel entloh mich der bei uns so langweiligen Abgabe der Fettarten. Als ich mich in Süddeutschland wunderte, daß es noch genug zu essen gebe, hieß es, „Schlimm steht es in Norddeutschland“. Dort sah es aber auch nicht schlimmer aus. Die Teintönigkeit der Nahrung muß auf die Länge eine Wirkung ausüben, der ich mich rechtzeitig entziehen dürfte. Mager sind namentlich die Frühstücker mit dem bitteren Kaffee-Erfaß und fettem oder flüssigem Süßstoff; doch erbieht ich da und dort unangefordert dazu einen Tropfen Milch, etwas Zucker, im Schwarzwald, in Hannover sogar Butter und in Frankfurt Käse ohne Karte. Von einem Stück „Lorte

tragischen Jahren ein bischen Frischluft zu kosten? Müßen wir denn unsere Trauer nach außen zeigen? Die in der Provinz haben genau so viel geopfert, genau so viel verloren und denken anders.

Ein älterer Herr jammert: Man habe ich keinen Paß und kann nicht nach Znaim zu meiner kranken Tochter.

Und man denkt wieder: Warum lassen wir uns diese Chikanen der tschecho-slowakischen Nachbarn gefallen? Täglich kommen tausende Tschechen nach Wien, wirtschaftliche Fragen sind zu lösen, wir aber sind Feinde von Repressalien. Nach Deutschösterreich braucht der Tschecho-Slowake keinen Paß und kein Visum um das man sich tagelang anstellen muß.

Wir fahren in die Nacht. Zwei Beamte sprechen über die Zukunft unserer Republik. Da saust eine Lokomotive an unserem Schneezug vorbei, peilt Feuer nach beiden Seiten und verschwindet großend in der Ferne. Das Bild, das Zola in seiner „Bestie im Menschen“ zeigt, erstieht vor mir: die führerlose Lokomotive, ein ungebändigtes Wollen — die Zukunft Deutschösterreichs. Korneuburg, Stoderau, das sind nun wichtige Orte, Stationen, die unser Zug sehr ernst nimmt, und selbst die kleinsten Haltestellen vergißt er nicht.

Nach fast vier Stunden sind wir in Reg. Grenzvisitation. Sie wird streng durchgeführt und hat gute Resultate erzielt. Erst kürzlich gelang es, einen Beamten der „Zivnoistenka“ mit seinem Geldsack festzunehmen.

Die alte, schöne Stadt liegt im Schneelicht erharret. Das Znaimer Tor und der Marktplatz muten wie ein mittelalterliches Märchen an. Beim „Hirschen“ gibt's kein Brot, keine Milch und keine Kohle. Der Fremde muß im kalten Zimmer schlafen. Aber im Gastzimmer geht's lustig zu, die Volkswehr unterhält sich. Im Hauseingang finde ich eine Motivtafel. Kronprinz Rudolf trank einmal hier ein Glas Wein — das scheint wie eine Legende, so unendlich weit und so uninteressant.

Ein nächtlicher Spaziergang bringt mir noch eine kriegerische Szene: Schreien, Ärmen, Hilferufe. Wiederum die Volkswehr.

Im Kontor einer großen Weinhandlung am Regner Hauptplatz ist die Bezirkshauptmannschaft von Znaim untergebracht. Bezirkshauptmann Doktor Mayer ist ein erprobter deutscher Kämpfer. Er hat den Tschechen einmüchtig in Brünn mitgemacht, kam dann nach Znaim und mußte auch hier der Gewalt weichen.

Er schildert in äußerst anziehender Weise, wie die Tschechen bei der Besetzung einer Gemeinde vorgehen. Soldaten kommen mit einigen Offizieren und machen vor dem Amtshause Halt. Kommandorufe ertönen, die Bevölkerung wird zurückgedrängt und die Soldaten richten die Gewehre schußbereit.

Ein Offizier tritt ein: „Im Namen der Entente fordere ich die Uebergabe des Ortes“ — der politische Beamte verlangt Bedenkzeit, er muß mit seinen Kollegen Rücksprache pflegen, er sucht Telefonanschluß. Da beginnt die Komödie. Die Soldaten murren, es klingt so wie das Gemurmel der aufrührerischen Wallensteiner im Theater, dann tritt der Offizier ein, sein Anflug ist verächtlich, die Kappe sitzt schief auf dem Kopfe. „Ich habe keine Gewalt über meine Truppen, sie wollen schießen, ich bin der Vertreter der Entente.“

Die Bedenkzeit wird abgelehnt, und die „murrenden“ Truppen, die mit ihren Offizieren auf dem Duzung stehen, dringen lachend ein.

Dr. Mayer steht mit der Znaimer Bürgerschaft in tiefer Verührung. Er ist überzeugter Optimist, die Schändlichkeiten der Tschechen können nicht mehr lange fortdauern, Znaim ist deutsch und wird es bleiben. Die Tschechen gehen nach seiner Ansicht nach ein, daß sie hier keinen Boden haben, das wird auch Wilson erkennen müssen. Der Bezirkshauptmann hofft vertrauensvoll auf die Friedenskonferenz, die Sudmähren Deutschösterreich zusprechen muß. „Es würde schwere Blutopter kosten“, meint er, „wenn diese Ansicht nicht die richtige wäre.“

„Und Reg?“
Reg ist sicher. Es liegt gar nicht in der Absicht der Tschechen, bis hierher vorzudringen; die Gerüchte über eine geplante Besetzung der Stadt Reg sind müßige Erfindungen.“

Herr Dr. Mayer ist überzeugt, daß er in kurzem wieder die Stadt Reg, die ihm Gaistfreundschaft bietet, wieder verlassen und seinen Amtssitz in Znaim wieder aufnehmen können. Er hat die Geschäfte nicht übergeben, er ist nur der Gewalt gewichen. — Er wartet auf den ersten Ruf. Ein klarer, bedeutender Kopf. Voll Energie und Stammesbewußtsein, das sind die Männer, die Deutschösterreich braucht.

In seiner Kanzlei treffe ich den Bürgermeister Dr. Lichtl. Auch er ist der Ansicht, daß Reg nicht gefährdet ist. Freilich, das Weinland lockt die Slawen, aber es hat keine Gefahr. Auf seine Gendarmerie kann er sich verlassen, es sind dreißig tüchtige, erprobte Männer. Als die Tschechen bei Unter-Regbach einbrachen — es waren Blinderer — wurde einer erschossen, einer schwer verletzt. Das war ein warnendes Beispiel. Und es half. Ein tschechischer Offizier, der über den Fall verhandelte, erkannte selbst das Recht der Deutschen an, sich gegen bewaffnete Eindringlinge zu wehren. Der tote wurde begraben und Reg hat Ruhe.

Nur die Volkswehr macht dem Bürgermeister Sorgen. Unbotmäßige Elemente, nicht zur Fucht zu bringen, süßen sich nicht den Gelehen. Täglich gibt es Klagen, Raubhändel, Demolierungen. Er ist glücklich, daß er diese Geister los wird. Seine Gendarmerie bürgt ihm für den Stadtschutz.

Die Sudmähren, die heute noch unter dem Joch des Slawentums seufzen, erhalten ihre fünf Mandate nach der Wahl des Staatesrates. Reg aber ist einig und geschlossen. Dr. Lichtl rühmt

die Frauen, die sich ihrer Pflicht bewußt sind und volles Verständnis für den Ernst der Stunde haben. Er meint, achtzig Prozent der Wählerinnen würden sich schon beteiligen. — Die Versorgung der Stadt ist dürftig. Seit der Sperre der mährischen Grenze fehlt es am Vorrat, an Brot, Milch, Kohle. Aber die Bevölkerung läßt den Mut nicht sinken und hofft auf bessere Zukunft. Für das Aufblühen von Reg, das mit seinen Weinschätzen eine Perle im, ach so klein gewordenen Diadem Deutschösterreichs darstellt, wäre die Erschließung des Weltmarktes unerlässlich.

Der Regner Bürger, deutsch und lernig, macht sich wenig daraus, daß der Tscheche ihm so nahe an den Leib gerückt ist. Ein Wirtschaftsbesitzer ladet mich ein, mit ihm die Fahrt nach Znaim anzutreten. Es bedarf keines Passes, er hat bessere Mittel. Und in Znaim gibt's doch alles. Nach einer kurzen Fahrt kommen wir an die Grenze.

Bei Nadersdorf stehen die tschechischen Posten in Rutweite. Der Wagen wird angehalten. Zwei Soldaten mit blinkenden Bajonetten und reich gewickeltem Patronengürtel halten dem Rutscher die Waffen entgegen. Der ist vorbereitet. Eine tschechische Rücksprache folgt, ein Händedruck und dann eine flüchtige Durchsicht der Papiere. Die Papiere sind ungültig, aber der Händedruck gilt. Er besteht aus einer entzweitgeschnittenen Fünzigkronennote. Die eine Hälfte geht, die andere Hälfte bei der Rückfahrt! Aber im Verlaufe einer Stunde muß diese Rückfahrt bewerkstelligt sein, dann wechseln die Posten.

Znaim. Die herrliche, schöne alte Stadt mit den bizarren Bauten und dem romantischen Fluß. Tschecho-slowakische Soldaten machen sich breit, alle Uniformen sind vertreten, am meisten die der Legionäre. Das sind „Entente-soldaten“, Italiener, in Wirklichkeit aber jene teigen, tschechischen Verräter, die österreichischen Soldaten nahmen und ihren Brotagern in den Rücken fielen, das sind die Helden des Tages. Im Theater wird deutsch gespielt. „Sappho“ sehe ich auf dem Theaterzettel; mein Begleiter klärt mich auf; die Tschechen respektieren den Vertrag, denn er sichert ihnen materielle Vorteile. Die Zeitungen werden unter militärische Zensur gestellt, ein unbotmäßiger Schriftleiter, der sich sein Deutschstum nicht abkaufen lassen wollte, kam nach Brünn auf den Spielberg.

Tanzveranstaltungen, tschechisch affiziert, sorgen für Zerstreuung der Bevölkerung. Die Aufschriften, die Umgangssprache sind tschechisch — das deutsche Bürgerrecht wird geknechtet. In einem Fleischerladen jammert eine tschechische Bäuerin über den Einbruch der Tschechen, sie will wieder die deutschen Behörden, mit den Tschechen ist kein Auslangen. Brutalitäten gegenüber Ditschmassen, deren Familien seit Menschenalter in Znaim wohnen, sind an der Tagesordnung. Es gibt da wahre Henslernechte, der tschechische Beamte Mareš, der „Oberbefehlshaber“ Hauptmann Schwacher und der Warter Wiltschek wetteifern darin, alles was deutsch ist zu knebeln, zu erstickern und im Notfall mit blutigen Mitteln zu unterdrücken.

Zwei Frauen, die sich der tschechischen Gewalt nicht fügen wollten, wurden von den Siegern blutig geschlagen. Sie tragen noch heute die Streifen, es waren nicht Schläge, die im Zorn erteilt wurden, es war die Verhängung einer regelrechten Prügelstrafe.

Wer an eine solche Barbarei in Mitteleuropa nicht glaubt — und es muß solche Leute geben — denen führe ich den Bezirkshauptmann von Znaim Herrn Wilhelm Mayer als Zeugen vor, er hat das Material dieser tschechischen Scheußlichkeiten attestmäßig zusammengeheftet.

Die Nahrungsmittel sind wieder emporgeschwollen. Es ist die Lattil der Tschechen, die Preise herabzusetzen, um die Bevölkerung für sich zu gewinnen und dann bleibt alles beim Alten. Nur Milch ist in Ueberschuß vorhanden. Znaim und Umgebung liefern für Wien. Reg ist zu weit, und nun werden Hunderte von Althern schlecht gewordener Milch verschüttet.

Mein Begleiter hat sein Hamstergeschäft abgewickelt, die Stunde ist abgelaufen und die Grenzvisitation des rundlich gewordenen Rutschers geht mit der zweiten Hälfte des Fünzigkronenscheines glatt vor sich.

Nadersdorf. Deutsche Bauern, deutsche Erbel Marcomannen, Quaden haben hier gehaut, ein halbes Jahrtausend vorher, ehe der erste Slawe seinen Fuß auf den Boden Sudmährens setzte. Weiß Wilson, der große Völkererklärer, was hier gescheit wird? Drahtsaat, unauslöschlicher, dämonischer, alles vernichtender Hag, der zur lodern, versengenden Flamme werden wird! — Hier weicht keiner, der seine Scholle liebt, bis er unter ihr liegt.

Die Natur hat den sudmährischen Bauer hart geschaffen. Sie warf ihm nicht das in den Schoß, was die Hanna bietet, schwer pflügt sich der Boden, und der Landmann entringt ihm kümmerlich die Frucht. Aber das Slawenjoch trägt er nicht, und sein Land gibt er nicht her, nicht für die fettesten Aecker.

Zwei hohe Gestalten stehen vor einer Hütte. Mann und Frau, alte Bauersleute, wetterfest, jäh und lebenskräftig. Sie schauen den Schnee von der Eingangstür fort. Ein Gespräch ist bald im Gang. „Jetzt kommt erst der Winter!“ — „Ja, wenn die Suben da wären! Viegen alle drei in Rußland.“

Die Frau sieht meinen Begleiter an, der sie lange kennt: „Gut ist, daß sie in Rußland liegen.“ Keine Wehleidigkeit, kein Ausruf, und darum mußten meine Kinder ihr Verden lassen! Ein einfaches „Gut ist“. Und wirkt doch er-

An der Grenze Deutschösterreichs.

Bestück in Reg und Znaim.
Das Gold der Zivnoistenka Wanka. — Die Besetzung der Städte durch die Tschechen. — Was der Bezirkshauptmann von Znaim erzählt. — Die Stadtschutzwache. — Versträter Einbruch. — Die Regner Frauen. — Fahrt zur Grenze. — In Znaim. — Geprügelte Frauen. — Verräter als Legionäre. — Deutsche Bauern.

Der lahle Nordwestbahnhof um die Abendzeit. Da lieren gewöhnlich die bequemen Industrie- und Auslandszüge ab. Jetzt steht eine ärmlische Garnitur im halben Zwielicht da. Die Wagen sind übercomplett, langsam, widerwillig schiebt sich die Maschine aus der Halle. Wetterwolken hängen über Wien und der Schnee fliegt durch die offenen Fenster in die Waggons.

Junge Mädchen, die im Coups sitzen, heben die Stimmung. „Gottlob, daß wir von Wien fort kommen!“ „Das ist ein böses Nest!“ „Morgen ist Heimkehrerkränzchen.“ „Uebermorgen ist Feuerwehball.“

Und man denkt: Warum verbietet die Wiener Lotengraberlaune den armen Mädchen das bischen Tanzen? Ist es denn ein Verbrechen, wenn man den jungen Geschöpfen Gelegenheit gibt, nach fünf

schütternder als alle Sentimentalität, denn es besagt: Besser, sie sind gestorben für eine Sache, die ihnen hoch und edel schien, als daß sie das Elend ihres Landes sahen.

Nein, das ist deutsches Gut und die Raubluft des Feindes muß hier zuschanden werden.

Der Wagen rollt gegen Reg, wo uns der Nachtzug erwartet; weiche, duntige Flocken hülsen Hügel, Eben, Weingärten und Ackerland in schwimmernde, leuchtende Deden. In der Hütte der Alten glänzt noch ein Kichlein und folgt uns langsam verdammernd.

Schneewolken ballen sich im nächtlichen Duster zusammen. Wie eine Riesentauflucht hebt es sich zum Himmel. Alfred Deutsch-German.

30. I. 1919

Berliner Infermezzo.

Nun kommen schöne Zeiten! Die Sehnachtsfächerie der geängstigten Bürgerherzen nach der "guten alten Zeit" scheinen in Erfüllung zu gehen, wenn auch, wie es bei dem mythischen, dem argen Gotte tüblich ist, anders, als man sichs erträumt hatte.

Das Elektrizitätswerk streift. Dadurch sind die Hauptknoten der Großstadt mit ihren mitternachts-sachen Verästelungen blutleer. Keine Elektrische fährt, keine Rotationspresse arbeitet, und tiefes Dunkel hüllt schon am Abend die Straßen und Häuser der Stadt — namentlich in ihrem ausschließlich elektrischen Weichbilde — ein. Auf den Straßen ist es so geheimnisvoll wie im mitternächtigen Walde. Ueberall geistert. Menschen, Droschken, Wagnpatrouillen, Automobile, alles schiebt sich durch-inander. Und wie die Stadtkatzen eines Schiffes steht das rote Licht der Pferde-unterbisse das dunkle Loch bei Tage die Friedhofstraße — hinab. Auch die zwei Autoomnibusse, die Berlin aus Krieg und Waffenstillstand retteten, rattern in der Schwärze.

Der Berliner benutzt diese festene Gelegenheit, die ihm die Cafés mit und ohne Tanz, die Kinos, Versammlungsäle und sonstigen Stätten seiner Lust und Aufklärung verschließt, um wieder einmal sein trautes Heim zu genießen. Um die von einem über zwei Wochen offiziell zugelassenen Schieber für zwei Markt ehrlich erworbene Korze sitzen Urahne, Großmutter, Mutter und Kind mit den dazu gehörigen männlichen Nequittiten — soweit sie der Krieg nicht nahm — und pflandern von der Schönheit vergangener Tage. Das eine Bräutchen, das im großen Nachgelassen glüht, überzeugt den Zweifler, daß wirklich geheigt ist. Da keine Zeitung mit politischen Sensationsmeldungen erschienen ist, sind die Gespräche ruhig und friedlich. Die Hausfrau ist glücklich! Seit undenkbar langer Zeit hat

sie heute die Rhanstafelation von 80 Gramm Butter bekommen. Aller Augen strahlen; denn jeder darf sich ein Stück schmecken. Wenn man jahrelang mit Zwanzig Gramm auskommen mußte, erscheint solcher Reichtum unbegreiflich. Ob die Amerikaner bald Fett schiden werden? Sie hoffen es alle, diese guten Frauen, von denen die meisten über dreißig Pfund abgenommen haben. Oft auch mehr. Aus meiner nächsten Bekanntschaft kann ich zwei Zahlen verburgen. Eine Dame von jetzt 59 Jahren wog zu Kriegsausbruch über 120 Pfund und einige Wochen vor dem Friedensschlusse 78 Pfund. Eine andere von 54 Jahren 1914 über 140, vor kurzer Zeit noch 92 Pfund. Man hat vor ein paar Tagen die Zahl der in Deutschland während des Krieges Hungers Gestorbenen auf über 500 000 Menschen angegeben; sie ist bestimmt nicht zu hoch gegriffen.

Es ist nötig, sich solche Dinge einmal klar vor Augen zu halten, um an Deutschland vieles zu verstehen, was einem Außenstehenden sonst leicht unverständlich erscheint. Denn die Zahl der durch Hunger und Krieg zu Neurotikern gewordenen Menschen wächst ins Unermeßliche. Medizinisch gesprochen dürften jetzt in Deutschland sehr wenig "geistig normale" Menschen sein, namentlich in den Städten und Industriezentren! Ueberall bemerkt man gleichzeitige Hemmungen! Hemmungslosigkeit, die trotz aller zur Schau getragenen Selbstbeherrschung sich in jedem längeren Gespräch plötzlich einstellt. Und da man Ruhe und Erholung nirgends finden kann, sucht man nach Betätigung.

Doch wehe, wenn eine große Bergweissungsbewegung diese Menschen packt, die — obgleich entwürzelt — heute noch gleich fern von Bolschewismus und Gellantentum freyen. Alles, was sie heute erhoffen, ist Arbeit und Nahrung und Möglichkeit der Erholung. Deshalb mag sich die deutsche Revolution von ferne

zur wie eine große Lohnbewegung ansehen!) Aber man lasse bei fortgesetztem Mangel an Rohstoffen und Nahrung in diesen ausgehungerten Menschen die klare Erkenntnis aufkommen, die der Glaube an Amerika allein verhindert; daß es für sie nichts mehr zu verlieren gibt und daß sich die andern gut gehen lassen, während sie Hungers sterben — dann, ja dann, wird der dramatische Schwung in die deutsche Revolution kommen, den die Aestheten bisher zweifelsohne an ihr vermiskten.

Aus dieser Hungerentwertung ist endlich auch die auffallende nationale Hurenhaftigkeit des deutschen Kleinbürgers zu verstehen. Der Spielspieler und ihm zur Seite mancher zur Disposition entlassene Ueberpatriot, haben eben den tiefen Glauben, daß ein englisches Corned Beef besser schmeckt, als eine deutsche Gemütskombination mit Fleischfleisch, die man mehr ehnt, als fettstest, daß ein Pfund amerikanisches Schweinefleisch oder Butter wertvoller ist, als eine deutsche Mochentration von 20 Gramm Butter und 25 Gramm Margarine, und daß endlich französisches Weisbrot und Bordeauxwein besser und billiger ist, als alles, was man an Brot und Wein in Deutschland bekommt. Dazu gibt es bei der Entente keinen + + + Sportplatz! Warum, um alles in der Welt sollte er da nicht den Ententationen zu Füßen fallen und wie ein Minnesänger barten: "Nimm Alles, was nicht mit gehört! Belege alle Staaten unseres Reiches. Denn hin ist hin."

Man sei doch gerecht: Diesen des Schließens unwanderten, völlig ausgehungerten Menschen, die noch tausendfach dem Hungertode nahe sind, steigt nun aus den Ententeheilekränken zum ersten Male wieder der Duft köstlicher Nahrung in die Nase. Was gibt es da zu überlegen?

Sachelang hielt die Front die Stimmung in der Heimat aufrecht! Es ist mir zu wiederholten Malen

begegnet, daß ich einfache Frauen von Frontsoldaten sprechen hörte: "Ach, was die durchgemacht haben, was ist das gegen das, was wir durchgemacht mußten! — Die haben immer gut zu essen gehabt. Aber wir! Nie zu wissen, was man kochen soll, das bischen Fleisch, kein Fett, letzten Gemüße und monatlang nur Kohlrüben!" — Und ein Bild, dessen kalte, argengelose Bergweisung und Mut alles weitere sagte.

Man war im Inneren schon längst zusammengebrochen, als die Front noch unbewegbar schien. Deshalb glaubt in Deutschland auch kaum ein Mensch an den vom Feind erzwungenen Zusammenbruch der Front. Als die Soldaten das vollständige Versagen des Untersechsoorkrieges an dem massenhaften Eingreifen der Amerikaner erkannten, machten sie den Wunsch der Heimat folgend Schluß. Das war der Moment des überstürzten Ludendorff-Telegrammes, das die Hündelung zur angekauften Sprengmasse der Revolution wurde und die deutsche Diplomatie auf jenen täglichen Winkeffil festlegte. Dazu kam das reißlose Berantwortungsgesüß der neuen Regierung, die nicht weniger gewissendhaft als die Geheimräte der alten Zeit erscheinen wollte — und daher aus wieder der Geheimratsstift, der den deutschen Notens und Erlässen treu blieb. — Und unerschütterlich drohend, hinter allem und jedem das Geheiß des Hungers, das man in den Städten mit allen Mitteln zu bekämpfen beginnt. Auf Schritt und Tritt fordern Karte auf, die Städte zu verlassen und aufs Land zu gehen, das seit Jahrzehnten so nicht mehr geprieten wurde. Dort ist Arbeit, dort ist Nahrung, dort ist Nahrung, dort ist Heilung? — und in den Städten Glend, Not und — Unerschütterlich steht das Schreckisaffe zwischen den Zeilen. Aber man geht in Versammlungen, Vorträge und Theater, alle Bergungungsstätten locken, das Leben scheint wie sonst. Nur manchmal fragt man sich: Wie lange noch?

A. H. Reichel

Wien im Wahlfeber.

Die Wahllokalen. — Der Kandidat, der die Bürgerliche Frau. — Der Kandidat, der nicht wählen will. — Die Drogen. — Wenn jemand mit Schlagen und mürbem Wabaz. — Wenn man als Rednerin.

Platz auf den Straßen, oft derb und marktschreierlich, oft eindringlich und fardereich — aber leider nur selten geschmackvoll. — erümen eben wie die Blut von Buchdrucken, Programmen, Einladungen und Durchrufen an die nahebedeutungsvolle Stunde, da die deutschösterreichische Republik zum erstenmal über ihre nächste Zukunft entscheiden soll.

Wien ist im Wahlfeber. Der Kandidat, der plötzlich den Beruf in sich fühlt, das Volk zu vertreten, lacht, wirbt und steht um Stimmen. Er sendet Wahlaufrufe, Briefe und Agitatoren ins Haus. Statistiker haben berechnet, daß die Wahlen, das heißt die Vorbereitungen für den 16. Februar, viele Millionen Kronen kosten.

Tramway, Kaffeehaus, Restauration, Straße und Haushalt bringen das Bild der kommenden Tage. Der Schaffner wählt anders als der Motorführer, die ältesten Parteipartien gehen wegen Wahlmeinungsverschiedenheiten in Brüche und in den Familien gibt es Zwistigkeiten, weil verheiratete andere Ansichten vertritt als es seiner Gattin und seinem Sohne recht ist. Von dem Dienstmädchen, das zum erstenmal gleichberechtigt und vollwertig erscheint, ganz abgesehen.

Die Versammlungen sind genau so wie im alten Österreich. Der Kandidat spricht viel und vertritt noch mehr. Er schiebt den anderen Parteien alles in die Schuhe, er ist für den Anschluß an Deutschland oder gegen den Anschluß an

Deutschland, aber wird auf jeden Fall für eine gute Ernte sorgen und das Gleich wird billiger werden. Außerdem wird er sich entweder mit Wilson oder mit Masaryk in Verbindung setzen. Interessanter als die Versammlungen der Männer sind die der Frauen. Da ist Neuland zu bearbeiten, da treten unverbrauchte Kräfte an die Politik heran. Als Rednerinnen stellen die Frauen die Männer in den Schatten, allerdings wirken sie durch wohltaunendes, angenehmes Organ, durch Temperament und durch die „tränenunflutende“ Stimme. Dinge, die bei den Männern längst nicht mehr stehen, die Frauen aber immer noch hinreizen. Und noch interessanter als die Kandidatin, die ja doch nur für sich selbst, für ihr Mandat, für ihre soziale Stellung spricht, ist die Wählerin, die Frau, die zum erstenmal entscheiden soll: rechts oder links? Und da die Frauen in der Mehrzahl sind, liegt ja die Entscheidung bei ihnen.

Ich habe Frauenversammlungen aller Parteien beigewohnt, es boten sich mir interessante Bilder, die den Beweis dafür erbringen, daß die Frau im allgemeinen die Wichtigkeit des großen Moments wohl erkennt. Das geschieht die organisierte, wenn sie ihrer Partei getreue Frauen. Vollständig unorganisierter trifft die große. Seit die bürgerliche Frau. Und natürlich, sie hat in den letzten Jahren am meisten gelernt, sie ist es, die ihr Geld in die Welt nicht laut genug hinausstreuen kann. Denn sie war ja nicht die „Mandelberrinelle“, ihre Not hat sie schweigend in ihre vier Wände geborgen. Die radikalsten Mittel der Straße waren ihr bespart, oder hätten die Lehrerinnen und Gattinnen der Mittelschul-, Gemeindefachlehrer- oder Hochschulpflichtigen oder das Heer der Beamtinnen des

monstrieren sollen? Wenn sich die Frauen des Mittelstandes immer denn, wenn sie kein Fleisch, kein Wohl, kein Fett und kein Geld gehabt haben, auf die Straße begeben hätten, man hätte in den letzten fünf Jahren nichts anderes gesehen als Armut, Hunger, hoffnungslose Vertreter des Mittelstandes.

Das sind die Frauen, die die Jahre der Entbehrungen stumpf gemacht haben. Nun sollen sie wählen. — Dreißig Frauen des Mittelstandes habe ich gefragt, ob sie am 16. Februar ihrer Pflicht nachkommen werden, und erhielt folgende Antworten: „Künftig sagten, es sei ihnen aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich, vom Hause abzukommen, das Mittagessen, die Sorge um die Lebensmittel, um die Kinder, der schreckliche Zustand von Wäsche und Kleibern, der Verbesserung bedarf, hindern sie, sich zum Wahllokal zu begeben.“ „Wir müssen uns in die Angelegenheiten der Männer nicht, besser wird's nicht und schlechter kann's nicht mehr werden.“ Und die letzten fünf begnügen sich mit dem Motiv: „Auf meine Stimme kommt's ohnedies nicht an.“

Wenn man auch feststellen muß, daß der Mittelstand am schrecklichsten betroffen wurde — Professor und Beamtin dürfen nicht freier einhergehen und haben die Pflicht, wenn sie ins Amt treten, die Kellere der häuslichen Sorgen aus dem Bewußtsein zu streichen — so darf man doch nichts verabsäumen, um ihr aus seiner Stumpfheit aufzuwecken.

Wenn die Bürgerinnen wählen sollen? Das ist Sache der Ueberzeugung. Wenn sie nicht wählen sollen? Den Reiz verlagere, den Verzicht einer einseitigen schlaffen Herrschaft, den der sie in ewige Knechtschaft der Verdummung halten will.

Die „Organisierten“ die wissen das alles schon, von ihnen werden schätzbar bis neunzig vom Hundert am Wahltag erscheinen — Und nun einige Bilder:

Parole: Ein Saal, der dreihundert Menschen faßt; sechshundert sind da. Die Rednerin spricht mit hundertfacher Stimme, es ist viel Wahrgenommen, aber die Klagen gegen das Bürgertum sind zu heftig. Nur der Arbeiter soll gebildet, nur der Arbeiter soll gekümmert werden? Bekannte Rede liegt auf dem Antlitz der geschulten Sprecherin. Mit der Faust schlägt sie auf den Tisch, um die Redewirkung zu erhöhen. Ueberflüssiger Eifer. Ihre Worte haben ja schon gewirkt, daß sie die Anwesenden vollständig beherrscht.

Parole: Eine Rednerin, echt Wienerisch, temperamentvoll und doch gutmütig. Sie wird von einer Reihe von Würdeträgern sehr freundlich begrüßt. Sie wehrt sich gegen die ihrer Partei fälschlich zugepropheten großen Mittel, im Gegenteile, die Mittel sind gleich Null. Sie verlangt von jeder Anwesenden, daß sie am Wahltag gewiß Stimmen für die Partei bringe. Die Anwesenden versprechen es beifolgt. Sie verlangt ferner, daß man für den Wahlsonntag ausgenüßlich Spenden sammelt. Die Anwesenden verlassen stichartig den Saal.

Parole: Eine Rednerin spricht, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde — ihr Organ ist der hellste Sopran, der sie erklingen ist. Wehe den Männern, wenn sie in die Nationalversammlung kommt! An dem Tag, da sie das Wort ergreift, wird kein Mann seine Meinung äußern können. Noch zwei Stunden spricht die „Vortrednerin“ noch immer. . .

Erster Bezirk: Eine Rednerin beiprügt Haas voll die Not der Kinder und die Wichtigkeit der Fürsorge. Sie hält den „Bürgerfrauen“ ihre Sünden vor. Sie essen Schamkoffen, verschaffen sich Milch durch den Schleichhandel und lassen ihre Söhne und Töchter tanzen. Es gibt „Gauten“, bei denen prinzipiell nur verbotene Dinge, wie „Milchkaffee mit Schlagobers“ und „würbes Gebäck“, serviert werden. Aber die Antiloge ist falsch. Das sind nicht die Bürgerfrauen, das sind die Frauen der Kriegsgewinner, der Hochkapler und Ausbeuter. Mit ihnen hat das Bürgertum, der Mittelstand nichts zu tun.

Da spricht die Einberuferin, eine Dame wohl über die Achtzig. Aber jedes Wort ist klug und schreit von sonniger Wärme. Sie ist die einzige, die nicht nur an die Frauen, sondern auch an die Männer denkt. Im eigenen Interesse werden die Frauen im Nationalrat daran arbeiten, daß die Lage des Mittelstandes sich bessert, daß unsere Jugend nicht verliert, daß die Wunden des Krieges verharren, daß Frauen und Männer zur Gründung einer Haushaltung schreiben können, ehe noch Schme auf ihren Haaren liegt.

Diese Frau, die so warnherzig zu sprechen weiß, ist Marianne Haas, die seit Jahren der Frauenbewegung, eine Frau, die seit Jahren an der Spitze aller kulturellen und Vorgebestrebungen der Frauen steht.

Hier hätten sich möglichst viele Frauen des Mittelstandes einfänden sollen, sie wären aufgerichtet worden aus ihrer dumpfen Starheit, sie hätten in den Worten der edlen Geistigen den Schimmer eines ferneren Morgenrotes erleben können. A. D. G.

— In Mährisch-Osttau ist der Zentraldirektor der Witkowitz Steinkohlengruben Berggraf Josef Popper infolge eines Schlaganfalles gestorben.

Wiener Wintermärchen.

Idyllen im Schnee.

Von Ludwig Hirschfeld.

Es kann also doch noch schneien. Sogar ganz hübsch und sauber, wie damals, als es noch einen wirklichen Wiener Winter gegeben hat. Sacht und gleichmäßig fällt der Schnee, bedeckt Dächer und Straßen, legt sich auf Kleider und Hüte, hüllt unser graues, schadhafes und ungepflegtes Dasein in eine weiche weiße Emballage. An einem solchen frischen Wintertag müßte einem eigentlich etwas sehr Nettes und Sinniges einfallen. Sonst, wenn die Straßen voll Nässe und Schmutz sind, mit kalten Füßen und Schnupfen ist das Dichten sehr schwer. Und wer weiß, wie lang der Schnee so rein und frisch bleibt, man müßte die Stimmung ausnützen. Heute wäre ein richtiger Tag zum Fabulieren, zum Erinnern und Vergessen, und daraus besteht ja das Dichten. Beim Bummeln durch die verschneiten Gassen könnte man ganz gut vergessen, daß wir das ungemütliche Jahr 1918 schreiben, daß wir von fremder mildtätiger Hand in den Mund leben, von einem Tag auf den andern und nicht genau wissen, was morgen sein wird. In Schnee eingewickelt, sieht diese Stadt noch immer sehr liebenswürdig aus, und mit einiger Phantasie kann man sich ganz gut vorstellen, wie das Leben sonst um diese Zeit war. War es nicht manchmal sehr nett, aus der Straßenkälte in einen molligen Fünfuhrtee zu geraten oder in einen strahlenden Redoutensaal zu treten? So etwas darf man sich natürlich nur denken, jetzt, wo die sittliche Entrüstung Permanenzdienst hält und die Wächter des Reides und der Mißgunst genau darauf achten, daß auf jeden die gleiche Kopsquote Trübsinn und Verdrießlichkeit entfällt. Aber manchmal hat man doch plötzlich das lebhafteste Bedürfnis nach einem kleinen seelischen Winterurlaub, den man abseits von den chronischen Sorgen, Pflichten und Wahlplakaten verbringen möchte, unbeteiligt, harmlos, in sanfter Träumerei. Vielleicht gibt es auch jetzt noch irgendwo im Schnee freundlichere, gemütlichere Bilder, vielleicht ist auch dieses heutige Wiener Leben nicht absolut trostlos und trübsinnig. Die kleinen Buben geben sich auch nebenan in der bergigen Gasse selig und unbekümmert ihrem naiven Nodelbergnügen hin und fausen mit fröhlichem Pfeifen und Schreien an den Sorgen und Pflichten der Erwachsenen, an den Aufrufen und Wahlplakaten vorüber. So will auch ich, über die Schneebuckel der Wirklichkeit stolpernd, in die Träumerei hinein bummeln und mir ein paar kleine Idyllen zusammentragen, Fragmente eines sanfteren und besseren Wien. . .

Eiswalzer ohne Musik. Dieses Wintermärchen fängt schon im Stadtpark an. Bei Nacht, wo etwa ein Duzend Laternen brennen, sieht es hier stellenweise etwas unheimlich aus, aber man kann ganz unbesorgt durchgehen. Die Einbrecher haben jetzt bei Nacht viel Besseres und Wichtigeres zu tun, als im Stadtpark zu schwärmen, wo es weder Bargeld noch Wertpapiere gibt. Aber auch bei Tag ist es hier recht still und unbelebt. Man begegnet einigen älteren Herren, die einen Gesundheitsspaziergang absolvieren, gleichgültigen Passanten, die den Weg abschneiden wollen, und artigen Kindern mit ihren Fräulein. Am häufigsten aber trifft man Denkmäler: Maler, Bildhauer und Komponisten, die hier in verschneiter Zurückgezogenheit die Rente der Unsterblichkeit verzehren. Vorbei am Donauweibchen, in dessen Hain man einmal die Kinderpflicht, abwechselnd brav zu sein und zu spielen, gewissenhaft erfüllen mußte, vorbei an versteckten Bänken, auf denen man einmal ganz bestimmt zu Zweit gefessen ist. An die Bänke erinnert man sich noch genau, an die Partnerin nur mehr unbestimmt. Weiter durch den verödeten neuen Kinderpark, wo die Büste des Pfarrers Kneipp nachdenklich auf die schon seit Jahren stillstehende Uhr blickt. Und dann ist man plötzlich beim Eislaufplatz angelangt und sieht überrascht, daß es wirklich noch Menschen gibt, die am Wochentag vormittags Zeit finden, eiszulaufen. Solche Vormittage auf dem Eislaufplatz haben auch einmal anders ausgesehen. Eine Auffahrt von Fiakern und Automobilen, ein elegantes gesellschaftliches Gedränge in den Garderoben und am Ufer, eine Toilettenschau auf dem Eise. Und in der Mitte wurde zu den gefrorenen harten Klängen der Musiä der Eiswalzer getanzt, schrieben Kunstläufer mit den Füßen geistreiche Bemerkungen und Arabesken ins Eis. Jetzt besteht die kleine Eisgesellschaft aus jungen Damen, Kindern, jungen Herren, die meisten in Uniform, wahrscheinlich Heimkehrer, die hier den Beginn normaler Verhältnisse abwarten. Auch die Musik schmettert nicht mehr über den Platz, aber getanzt wird noch immer. Noch immer drehen sich die Paare im spröden anmutigen Takt des Eiswalzers, der wie eine gefrorene Koketterie aussieht. Sie tanzen genau so selig und unbekümmert hingeeben, wie damals, als es noch keine aufreizende Handlung war, froh zu sein, tanzen genau im Dreiertakt, obwohl gar keine Kapelle spielt. Wenn man jung ist, dann kann man auch ohne Musik herrlich tanzen, dann musiziert die Jugend in einem und spielt beständig zum Tanze auf. . .

Tanzstunde. Das ist wieder ein Wintermärchen im geschlossenen Raume. Eigentlich heißt es Perfektions-

13. II. 1919

wird vorübergehen wie einst der Goldschrecken. Aber schließlich ist die Neigung zur Hoffnungslosigkeit wie die zur Trübseligkeit. Die Erziehung durch das öffentliche Leben soll die Menschen gewöhnen, schlechte und gute Ansichten ohne jede Uebertreibung wüchtern zu prüfen und sich wieder in das Unglück noch in das Glück hineinzufinden. Vor sieben- undzwanzig Jahren war ein lebensschafflicher Kampf über das Wertverhältnis zwischen dem alten und dem neuen Gelde. Das Gesetz der legalen Wertkonsolidation wurde an- gerufen. Das neue Geld sollte in das alte hindüberfließen, so daß in den Leistungen zwischen Schulden und Gläubiger sich nichts ändert, der Tag über den Goldgehalt der Münzen gebietet und die Kräfte, die in einem gegebenen Augenblicke über den Wert der Noten auf dem Weltmarkt entscheiden, auch dem Staate vorschreiben, welche Relation er zu be- stimmen habe. Der Finanzminister Dr. Steinböck wollte jedoch die Zufälligkeiten ausschneiden und das Goldgewicht der

Vermögensverstörungen, und erntet die gesellschaftliche Kämpfe verzögert die Wiederaufnahme der Arbeit. Aber die vier Jahre des Krieges konnten nicht ändern, was Deutsch- land im Frieden an Leistungsfähigkeit befehlen hat. Das deutsche Volk ist noch immer das mächtigste, das in wenigen Jahrzehnten mit seinen zwanzig Milliarden bis zur zweiten Stelle des Welthandels vordrückt. Es wird nach dem Frieden sich dem Lebensdrange hingeben, und schon jetzt sind die Franzosen zornig, weil sie merken, daß die deutsche Nation, welche sie glauben erzwängt zu haben, mit dem stärksten Glauben an sich selbst, mit der Eisertheit einer hohen Bestimmung das Haupt wieder erhebt. Die Kronenwaise wird in die Währung eines großen Volkes münden. Die Reichs- mark, gegen die wir unser Geld tauschen sollen, wird einen Platz im Weltverkehr finden und in der Ruhe des Friedens sich erholen.

Seniileton.

Demokratisierung der Wiener Gärten.

Von Dr. Otto Lehner.

Großstädtliche Gemeinwesen können ihre demokratische Orientierung kaum auf einem Gebiete besser zeigen, als auf jenem der öffentlichen Gärten. Allgemein zugänglich, sollen sie jung und alt, reich und arm gleich Erholung und Erquickung bieten. Sind wir in Wien schon so weit? Diese Frage drängt sich auf angesichts der bevorstehenden Inkommernierung der Krongärten und der gegenwärtigen Wahlbewegung, die, im Zeichen einer fortgeschrittenen Demokratie stehend, die wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme ins öffentliche Bewußtsein bringt.

Da haben wir den Botanischen Garten. Er wird bei Regenwetter geschlossen, angeblich vertagen die Wege das Betretenwerden während des Regens nicht. Warum gerade der Botanische Garten so empfindsame Wege besitzen muß, während alle anderen öffentlichen Gärten Wiens weiter- fehterer Wege sich erfreuen, ist mir rätselhaft. Während der Monate November bis einschließlich März bleibt der

Botanische Garten geschlossen, das heißt, wer in der Loge ist, sich eine Saisonkarte zu zwanzig Kronen zu kaufen, kann damit auch im Winter den Garten und die Gewächshäuser besuchen. Wer aber diese Ausgabe scheut, muß im Winter draußten bleiben. Der Botanische Garten untersteht dem Staatsamte für Unterricht und der speziellen Leitung eines Mannes, der nicht allein eine Herde der Wissenschafft, sondern wegen seines oft betätigten Interesses für die allgemeine Volksfahrt rühmlichst bekannt ist.

Kaiser Franz Josef gestattete den Kindern auf den Wiesen des Heidenparks vor seiner Burg zu spielen. Als Knaben hielten wir auf dem großen Reich des obersten Gartens des Belvedere Schlingenschuh. Der Kindergarten im Belvedere war ein beliebter und viel besuchter Lustort. Als Erzherzog Franz Ferdinand das obere Belvedere schloß bezog, ließ er den oberen Garten mit dem großen Reich und den Kindergärten sperren. Im Sommer 1917 verfügte Kaiser Karl deren Wiedereröffnung. Doch schon nach wenigen Monaten wurden sie abermals geschlossen, weil Erzherzog Max das obere Gebäude adaptieren ließ. Die Anpflanzung dieser beiden Gärten wäre daher nur eine Wiederherstellung eines seit altersher bestehenden Zu- standes und ist in der Epoche der Fernöst eine Selbst-

Die Zukunft Wiens.

Von Hugo Ganz (Wien).

Wien trägt täglich die Sorgen der Gegenwart, in der es an allem mangelt, an Kultur, Begehung, Licht und Verkehr, sondern um die Zukunft, die den sicheren Niedergang der schönen Stadt bringen könnte. Es herrscht zwar jetzt noch eine Wohnungsnot, bei der die Hochhäuser genötigt sind, durch Massendemonstrationen daran zu erinnern, daß ein großer Teil von ihnen vollkommen obdachlos und gewandert ist, die Mächte in Kaffeehäusern oder Wahnhöfen zu verbringen. Aber die Unglückspropheten sehen schon die Zeit, da die Straßen verlassen sind und die Häuser verfallen. „Was kommt die Kaiserstadt für ein anderes Schicksal haben“, sagen sie, „da sie keinen Kaiser mehr hat und nicht mehr die Hauptstadt eines fünfzig-Millionen-Reichs, sondern nur noch ein Provinzialort an der deutschen Sprachgrenze sein wird? Alle Kämmer werden von Wien wegzueilen, der Adel findet keinen Hof mehr, die Danken verschwinden und lösen sich in ihre nationalen Bestandteile auf; was bleibt, ist ein Haufen Intelligenzproletariat, die sich gegenständig den Wunden wegnehmen werden. Ohne Wohlstand hat auch die vielgerühmte Wiener Gemütsfreiheit ein Ende, und dann bleibt uns nur noch das Mangel des hohen Augustin: Geld ist kein, alles ist hin.“ So sagen sie, und mancher Wiener, dessen Wahspruch sonst war: „An jeder Wiener gibt mit unter, nicht ausstimmend mit dem Kopfe: da kannst nicht mach'n.“ Ein bißchen sonderbarer Autokrat Stimmungsmaße ist ja auch dabei. „Die gottlose Revolution hat das Reich zerstört und damit die Kaiserstadt zu Grunde gerichtet. Wähst also brav, daß wir unsern sieben Kaiser wieder kriegen und Gerechtigkeit gegen Wien mit passiert.“ Wundert, daß sie zusammen einiger Eindruck machen.

Es scheint, man darf sich geborener Wiener sein, um die Grundlosigkeit dieser Beschränkungen zu erkennen. Wien kennt sich selber nicht, obgleich ihm seine Literatur, Jahrbuch, lahrrein den Spiegel vorgehalten und mit Selbstlob nicht gespart haben. Sogar wäre der letzte Anfall von Hypochondrie noch rechtzeitig nicht zu verstehen. Es ist merkwürdig, wie gut sehr schöne, dabei durchaus horette Frauen die Kriegesnot überstandenen haben. Sie erriethen für sie einfach nicht. Brauchen sie einen Fettersab, r' machten sich die Beamten ein Vergnügen daraus, sie reichlich zu versorgen. Brauchen sie Wehl, Rohle, Eier, so war stets irgend ein Verwaltungswalter oder Friesemillionär zur Hand, ihnen auf dem feinsten Caféshandlungsmann sein zu bringen. Die ganze Welt ist für sie nicht. Nun, Wien ist so eine schöne Frau. Die Götter, die für andere Städte gelten mögen, gelten für Wien nicht. Ich bin für meine bewährte Person der Meinung, daß Wien seiner zweiten Jugend, seiner zweiten Blüte entgegengeht, und gerade infolge der Revolution und der Wahrung der nichtbewußten Seele des ab-

maligen Großbürgerreichs die paar Mungeln bald verlieren wird, die sich in den letzten Jahrzehnten in seinem Ansehen schon festgesetzt hatten. Es hat gar nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen.

Das wird gar nicht schwer nachzuweisen sein. Das meiste nämlich, was jetzt die fähigen nachzuweisen sein. Das meiste füllten Hypochondrien vorredend, ist gar nicht wahr. Wohl gibt es keinen Kaiser mehr, aber es hat schon lange keinen mehr gegeben. Seit dem Tode des Kronprinzen Rudolf, das sind schon volle dreißig Jahre, war der Hof ein Trauerhaus, und von ihm sind kaum mehr gesellschaftliche Impulse ausgegangen. Die Regierungsgämmer, die nicht mehr existieren werden, sind im Wohlstand der Stadt haben auch die paar hundert Postämter mit ihren mächtigen Gehältern nur wenig beigetragen. Die Banken werden nur eingegeben, wenn Wien wirklich aufhört, eine Weltstadt zu sein, aber daran denkt Wien gar nicht. Es hat bisher gelebt als der große Markt und Umschlagplatz zwischen Ost und West und wird als solcher weiterleben. Denn es wird sich trotz neuer, feindlicher Staatengründungen gar nichts an den wirklichen Verhältnissen ändern, wenigstens nicht zum Schlimmen, höchstens zum Guten. Nicht einmal die Aristokraten und ihr Schweif vom Enob, die sich gern an ihnen reiben, werden Wien verlassen. Denn wohin sollten sie sich wenden? Es gibt keine Hoffe mehr. Berlin und München und Dresden und Budapest sind gerade so republikanisch geworden wie Wien. Sollen sie nach Laibach, Prag oder Belgrad auswandern, den letzten Rest von Mittel, und Osteuropas? Dort kennt sie niemand, und der Adel gilt nur, wo man ihn kennt. In Deutschland ist es immerhin abgesehen. Aber im Wupptheater oder in der Oper weiß doch jeder, wer der Kaiserforst ist oder der Reichsminister, und darauf, nur darauf kommt's diesen Herrschaften an. Wenn ein paar Ehefrauen und Erzherzoginnen fehlen, so macht das den Kaiser und die Kaiserin gar nichts. Im Gegenteil, jetzt sind sie die „Dochter“ und irgendwo wollen sie doch ihr Geld vergrößern, sonst nur in Wien, wo sie ihre Klubs und ihre Logen haben und jeder den andern kennt. Und was die Intelligenzproletariat anlangt, die sich gegenständig den Wunden vorm Munde wegnehmen, so werden sie, wie sie's immer sein, ins Ausland geh'n, wo die besten gesellschaftlicher Talente stehenden Bittener stets wohl gelitten waren und in der kommenden traurigen Zeit noch wohlkommener sein werden, als sie es immer waren.

Troßdem werden schon Klänge ausgehört, den angeblich unabwehrbaren Niedergang Wiens wealigstens aufzuhalten. Der Fremdenverkehrsverein bestrebt sich wieder und schänt allerlei Attraktionen vor. Die Kunstschätze Wiens sollen ins rechte Licht gestellt, Musikmischen, Sportfeste und dergleichen beanhalten. Zahlungsstättige Fremde betriebelet. Kurz eine Fremdenindustrie geschaffen werden. Wir kommt das vor, als ob man einer solchen Frau einreden wollte.

Die müße sich schämen, um angesehener zu werden. Die betrieblamen Herren vom Fremdenverkehrsverein wissen einfach nicht, was der Reiz von Wien ist, und wollen ihm eine Allernachschämung an Wien? Daß es die einzige Weltstadt ist ohne „Vertrieb“, daß es nicht industrialisiert ist und doch gerade dem seinen Geistes alles bietet, was er begehrt, eine herrliche Natur im Rahmen des Wiener Waldes, die erlesenste Kunst in seinen Theatern, Orchestern und Museen, die Galina aller Paläste und Schlösser, Erinnerungen an alle die Großen, die hier gelebt und gewirkt, an Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms, und endlich die kultiviertere, künstlerischste Gesellschaft, die oben nicht eine „Kultur“, sondern vielmehr im Liebermaß geistreich ist. Daran muß man immer festhalten: wenn die Deutschen im Reich draußen ihr Höchstes in der Kultur geleistet haben, so die Deutschen in der Welt. Es gibt Leute, die behaupten, Wien sei überhaupt die einzige deutsche Stadt, in der ein Mensch von höherer Kultur leben könne. Darum wolle auch kein Deutscher aus dem Reich, der sich hier eingelebt habe, je wieder hinaus. Das ist natürlich eine Heberhebung. Man braucht nicht aneres zu unterforschen, um das Seineige richtig zu bewerten. Aber etwas Wahres ist doch an dem alten Wort „Es gibt nur a Kaiserstadt“, und das gilt auch ohne Kaiser.

Die Voraussetzung für die Erhaltung und Neubildung Wiens an die große deutsche Republik. Dann werden die geplanten und in Angriff genommenen Kanäle, die Nord- und Ostsee mit Wien erst zum größten Umschlagplatz für den Handel machen. Der Handel aber macht die Stadt viel reicher als die Industrie, die wohl Menschen anlockt, aber den Stadlern auch schwere Lasten auflegt. Je mehr Wien Handelskraft wird und aufwärts Industriekraft zu sein, um so eher wird es sich allmählich in kein künstlich gegraben haben — und um so mehr wird denüßiger Blutausfluß, der schon lange gefloßt hat, den stauischen verdrängen, der im Lieberaus vorhanden war. Wien wird um so jünger und jugendlicher werden, je deutlicher es wieder wird. Etwas deutscher Geist, reichsdeutscher Geist ist hier vonnöten, um Ordnung und Klarheit in die Verwaltung zu bringen, die zur Schlampe neigt. Aber was die Deutschen mitbringen, wird ihnen mehr als reichlich vergolten werden. Sie bringen Kraft und erhalten Anmut. Im unabwehrbaren Reich sind der Stadt, an den malerischen Gängen seiner Nebenbügel und Waldberge ist noch Raum für zahllose Gärten, in deren Gärten mit recht viele wohnbare und gebildete Reichsdeutsche setzen mögen. Sie werden auch ganz gewiß nicht ausschließen, denn möglich sollte der Deutsche in Zukunft nicht werden, wenn er die Frucht eines ererbten Habitus mit Verstand besaß.

gehen will? Die ganze Welt ist ihm verschlossen und feindlich. Nur Wien wird ihm mit offenen Armen aufnehmen und seine Natur und Kunst, Schönheit und Frieden. Diese Reize haben denn auch nur den Zweck, Deutsche einzuladen, daß sie zu ihrem eignen Besitz und Genuß die Pflanzung des Deutschtums gegen Wien erfüllen. Denn das Deutschtum hat die Pflicht, seine größte Stätte gesellschaftlicher Kultur nicht veröden zu lassen. Das deutsche Volk muß sich um seine schönsten Kronjuwel bringen wenn es das zuließe. Aber das ist zum Glück auch nicht möglich. Die Stadt der Sängereid und der Sänger wird doch ihren Ruhm nicht verlieren. Sie wird neidlos, wie auch bisher, der norddeutschen Hauptstadt die „Vertrieb“ überlassen. Sie wird sich das Weisliche vorbehalten, die Staatsbetriebe. Und sie wird deutsch bleiben, hat erst recht.

Zeitung
20. II. 1919

216

Nur das Böse wird wahrhaft gewünscht, denn das Gute wünscht sich selbst. Das „Böse“ will Verwirklichung, das Gute nicht schon als Gesinnung. Das ist es: Dämonen spielen mit dieser Generation, Dämonen des Gierwissens, der Lüsternung, der fastigen Eitelstellungen, des Selbstbetruges, und auch dieser unselbige Glaube, daß irgendwelche „Macht“, eine soziale „Wahrheit“ auf Gewalt gegründet sein müssen, wenn sie bestehen sollen, auch dieser unselbige Glaube an die reinigende Macht der Gloriatoren, ist Dämonenwerk. Arbeitende be- kämpfen die Arbeit, „Charaktere“ exhibieren öffentlich ihre Verwandlung in die neuen Verfassungen vom Beruf irgend- einer Klasse zu Macht und Herrschaft, und der Menschheit Rede ist weniger denn je: „Ja, ja, oder Nein, nein!“ In Wien und als Wiener begegne ich kalter Kälte und Schrecken vor besserem Wissen auf Schritt und Tritt. Auch die Lakaien der Demokratie tragen eine Livree, abgesehen diese weniger schmutzig ist und weniger reizvoll für das Auge...!

„Selig sind, die Verfolgung leiden.“ das ist es, was wir jetzt fest im Herzen behalten müssen, denn Bibelworte lügen nicht und können nicht lügen, da sie aus höherer Quelle stammen. Die schweren Prüfungen sind ein Vorrecht, das wir genießen, eine Auszeichnung, die wir ein- fangen, ein Zeichen, daß Ederes von uns gewollt wird, daß unsere Bestimmung auf Erden nicht aufgehört hat, Bestimmung zu sein. Nur Wertlose leben glatt und ohne Hindernis ins Mare hinein, nur Glachen und Leer- laufenden ist Sieger- und Vernichtungspole gegönnt, nur Verlorenen folgen dem Drang ihrer Triebe, oder den Verlorenen ihres Machtegefühls. Wissen wir denn über- haupt, was dort, wo die Region der geistigen Irwürder waltet, verhängt ist? Es gibt Gesetze im Weltall, im Him- mel und auf Erden, es gibt einen höheren Generalstab für die großen Schlachten, die zwischen Weis und Schwarz

geschlagen werden, eine Führung, der wir nicht helfen müssen, und der wir, jeder einzelne, irgendwie doch hel- fen, sei es durch Widerstand und Böswilligkeit, sei es durch Güte und Demut. Ich warte in diesen Tagen durch eine schmutzige Papierflut von Wahlaufträgen, an Zeichnungen aller Art vorüber, an merkwürdigen Beweisführungen. „Glaubst du an Gott?“ Ichre mir ein Plakat entgegen. „Ja“, erwiderte ich. Darauf das Plakat: „Dann mußt du christlichsozial wöhlen!“ Ein anderer Zeichner stellte dar, wie der Teufel und der Pöbel das Volk zum Abgrund führen; auf der linken Seite Kaisertrone, auf der rechten Seite des früheren Regimes, oder der Mittelstand wurde getrieben zwischen zwei Mühlsteinen, dem roten und dem schwarzen. Stadt Sinn in allen diesen Dingen? Einen Sinn glaube ich darin zu finden: daß jetzt Menschen zu Worte kommen, die ihr Glied früher schwer- genud dulden mußten, ohne zu wissen, daß es ein Glied war, schweigend dulden zu dürfen; die Mühseligen, die Be- tadenden betamen eine Stimme, aus dem Dunkel erscholl der Chorus der Entschien. Aber das ist nicht das Ende unserer Verwandlungen. Niemand hat das Recht, die Bedrückten dabei zu lassen, daß nichts zu holen wäre in dieser Welt, als Wert und Gut und Geld. Wo war die Schule, die den Vätern das Letzte nahm, was ihrer war: den Glauben an die Existenz einer geistigen Welt, indes die armen „Reichen“ sich stark genug glaubten, des Göt- tlichen zu enträuen? Das Nichtige und das Götliche, das Ewige und das Vergängliche tauschen um uns im Strome der Gedanken. Wir hören es nicht, denn der Lärm, den wir machen, überdeckt die Orgelpunkte des Bewusstseins. Wir haben nichts, was uns hält, nichts, was uns befreit: Auch der Materie ist unser erstes und unser letztes Un- glück, der Glaube an sie die wahre Erbünde der Menschen. Wiederum, wie einst, schwebt die große Frage über den Händen dieser Erde: Was ist Wahrheit? Nicht in der Matte liegt sie, meine Herren! Ueber Euren Händen, ihr

hätten die „Ungeborenen“ un- nenn, daß sie „wahstlos“ über werden. Eine Poiane ein Köller tracht, die von Professor Koller histoges entluden sich über den in der Angst, die Tramway zu telt worden. Dem Bahy schrieb dieses Stückes geheimnisvolle und dessen Wert; seine unglück- rophezeiungen und irrige Pro- r den Einwirkungen einer in sichtigkeit vollzogenen Befehring t legen. Die Welt im allgemei- mderen sind sehr unvollkommen, der Republik erinnerte er sich, den Leuten vorgepielt hat, die daß die katholische Kirche nun- t ihm haben kann wie die ticherweite, nur für kurze Zeit in Bahy jedenfalls den wand- alligsten Dramaturgen zu be- unerschöpflichkeit, die ihm der bereitet, aber Herr Bahy führt er Herren Klers und Caillabet riegas als blutrünstige Kriegs- Die Komödie, „Die Fahrt ins hrt worden wäre, wenn Herr itäten dieses erst französischen ungschwantes bemerkt hätte. n, was waren sie immer? Eine

Wiener Brief.
Von Hans Stehboeckl.

Amüschen dem letzten Feuilletou aus meiner Feder und diesem liegt eine Welt von Ereignissen, liegt der Zu- sammenbruch alter Reiche, der Umsturz einer Weltanschaf- lung, liegt das ganze Leid einer Übergangszeit wie ein wirrer Traum, dessen man sich kaum mehr deutlich zu ent- sinnen vermag; noch ist der Morgen nicht da, noch wirren schwere Schatten um die Stirne, aber schon gewahrt das schauende Auge das Not einer Zukunft, die Umrisse neuen Landes, an dessen Ufern geborgen werden wird, was ängstlich Mies: Jetzt vergangener Lage, teneres, aber auch als nötig besonderes Menschengut, daran das Herz hing und wohl noch lange hängen wird, denn nichts ist treuer und hält besser, denn in Liebe verwandelte Bequemlich- keit. In diesem Augenblicke der Verwirrung kam manch- feltiger Brief, manche merkwürdige Frage und manche vorläufige Antwort zu mir: „Was ist Ihre Ansicht?“ „Was ist Ihre Meinung?“ „Was halten Sie von den neuen Verfassungen, zu einer Art Staat zu kommen?“ Es war aber besser, über diese Dinge zu schweigen, denn vorläufig schwimmen wir noch alle im großen Strom, der uns forttrifft. Dummheit dürfte den Dringlichsten vertreten werden, daß ich auch weiterhin an die Menschheit glauben würde (an ihre Kraft, sich zu bestimmen), und daß längst abzuwendende Dinge immer wiederkehren, nur gleichsam an einer höheren Stelle der Spirale, als welche sich Menschen- erhellung dem forschenden Blicke entpfeilt. Es gibt Dämonen, so wenig ihre Erfindung „kraft“ zu erheben sein mag, Dämonen, die nur von Menschenengenden möglich sind, willführiges Gefindel aus lustigen Reichen, stets dienst- bereit, aus an den Augen abzusehen, was wir an „Bösem“